Jahrbücher der Literatur.

Ein und siebzigster Band.

1835.

July. August. September.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des ein und siebzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. LXXI.

Jahrbücher der Literatur.
July, August, September 1835.

Art. I. Geschichte der Araber in Spanien, Portugall und Sicilien.
(Schluß.)

II. Abdol-mumin, der große Herrscher der Almowahhidin.

Die Geschichte der mauritanischen Herrscher der Al-mowahhidin, d. i. der Einheitsbekenner, welche die unmittelbaren Nachfolger der Morabithin in Maghrib und Andalus, ist in mehr als einer Hinsicht ein Seitenstück zur Geschichte jener Dynastie, und das Lebensgemälde Abdol-mumin's hängt dem Jusuf's, des Sohnes Taschfin's, am besten gegenüber. Dieser und jener sind zwar nicht die ersten Herrscher ihrer Dynastie, aber die eigentlichen Gründer ihrer Macht und Größe, der Lichtkern des mit feurigem Schweife des Krieges den weiten Raum Afrika's und Spaniens durchkehrenden Cometen der Herrschaft. Beyde Dynastien danken ihren Ursprung Religionslehrern, welche ihr Volk durch die Kraft des Glaubens regierten, die geistliche Herrschaft mit der weltlichen vereinigten, und sich im Namen des Himmels die Erde unterwürfig machten. Die Beyspiele eines solchen Mißbrauchs der geistlichen Herrschaft zum Behufe der weltlichen und der engsten Vermählung der Kirche mit dem Staate als Hebel zur Ausführung persönlicher ehrgeiziger Absichten und Stamminteressen sind fast ausschließlich in der Geschichte des Ostens zu finden, und die im Westen versuchten Nachahmungen haben hier nie in solcher Ausdehnung wie dorten geglückt. Ohne die ägyptische und jüdische Theokratie zu berühren, sprechen wir hier bloß von häufigen Beyspielen solchen Herrschaftsvereins, welche die moslimische Geschichte darbeut. In Europa haben Religionslehrer nie Throne gegründet, und die innigste Verschmelzung der geistlichen und weltlichen Herrschaft, welche die Päpste zur Zeit des größten Flores ihrer Macht versucht, ist von denselben nie in solchem Grade wie von den Chalifen erreicht worden. Reformatoren haben in Europa wie in Asien durch Neuerungen der Lehre das Volk aufgeregt und die Ruhe der Staaten gestört, aber die Albigenser und Hussiten haben keine Herrscher aufzuweisen, wie die Karmatiten und Wehhabiten, und die Ziska und Joannes von Leyden haben keine Dynastien gestiftet. Der fruchtbarste Boden für solche Versuche, die weltliche Macht auf die geistliche des Islams zu pfropfen, ist aber von

jeher nicht einmal Asien, sondern Afrika gewesen. In Asien hat der Versuch im Großen nur der Familie des Scheichs Haider geglückt, dessen Nachkommen die Herrscher des mächtigen Hauses der Ssafi (gewöhnlich, aber irrig, Ssofi genannt) durch zwey Jahrhunderte Persien beherrschten; in Afrika hingegen sind nicht weniger als drey mächtige Dynastien erstanden, deren Gründer Religionslehrer und Missionäre, halb Schwärmer und halb Betrüger, zeitliche und ewige Zwecke vermengend, durch die Glaubenslehre nicht bloß alte Herrschaft befestigten, sondern neue stifteten. Die Dynastie der Morabithin, deren Ursprung in dem Lebensgemälde Jusuf B. Taschfin's gezeigt worden, die Dynastie ihrer Nachfolger der Mowahhidin und die der Fatimiten. Die Gründer der beyden letztern nahmen beyde den Titel Mehdi, d. i. des Leiters, an, unter welchem Namen der zwölfte der Imame als Vorläufer des jüngsten Tages erwartet wird. Der Gründer der Dynastie der Fatimiten, Obeidollah, und der Gründer der Dynastie der Mowahidin oder Einheitsbekenner, Abdollah B. Tumert; nach beyden sind die beyden afrikanischen Städte Mehdiet genannt, deren Name von den Europäern Mahdia ausgesprochen wird, deren erstes Mehdi der Stifter der Dynastie der Fatimiten, das zweyte Jakub, der Enkel Abdol-mumin's, in der Provinz Sala erbaute [1]).

Abdollah B. Tumert, aus dem Stamme der Maßamide in der Landschaft Sus, welche, weil sie die äußerste südliche von Maghrib am Fuße des Atlas, insgemein Sus el-akßa, d. i. das äußerste Sus heißt, das Aeußerste im Süden, wie das extrema Thule das Aeußerste der Römer im Norden, kam nach Bagdad zu dem Colosse aller Philosophie- und Religionswissenschaften, dem großen Imame Ghasali, nachdem er zuvor schon nach Andalusien gereist war, um zu Cordova den ersten Unterricht in den Wissenschaften zu erhalten [2]). Ghasali steht am Ende des fünften Jahrhunderts d. H. als der größte Coloß islamitischer Gelehrsamkeit. Wiewohl er nur ein halbes Jahrhundert durchlebt, beträgt die Zahl seiner Werke doch über hundert, worunter mehrere von mehreren Bänden und dickleibige Folianten, wie das der Wiedererweckung der Wissenschaften [3]), von welchem das Urtheil ausgesprochen ward, daß,

---

[1]) Die Gründung des letzten i. J. 593, S. Hoest S. 87. Mehedia.

[2]) Im J. 500 (1107), wo er 39 Jahre alt war, da er im J. 524, 63 Jahre alt, starb.

[3]) Ihjaol-olumeddin und nicht Iliao ulumi eddeni, wie es bey Condé S. 257 heißt.

wenn heute der Islam mit allen seinen Werken, dieses ausgenommen, vertilgt würde, derselbe aus demselben allein wieder in seiner ganzen Vollkommenheit hergestellt werden könnte. Dieses bereits durch sieben Jahrhunderte in Asien gäng und gäbe Urtheil über dieses große dogmatische, ethische und philosophische Werk fand jedoch zu des Verfassers Lebzeiten in Spanien keinen Eingang, wo dasselbe im Gegentheil von der Akademie zu Cordova als ketzerisch und neuernd verdammt, und sogar dem Scheiterhaufen übergeben ward. Ibn Tumert zog im Hörsaale Ghasali's durch seine fremdartige Kopfbedeckung des großen Imams Aufmerksamkeit auf sich. Er fragte ihn, woher des Landes, und ob er zu Cordova studiert, und was man dort von dem Werke der Wiederbelebung der Wissenschaften halte? Ibn Tumert beantwortete die ersten Fragen fertig und nach einigem Zögern die letzte mit der Kunde der Verbrennung. Da hob Ghasali die Hände zum Himmel und betete: »O mein Gott! vernichte seine Herrschaft, wie er mein Buch vernichtet hat!« — »O Imam!« sagte Ibn Tumert, »bitte Gott, daß dein Wunsch durch mich erfüllt werde.« Ghasali sagte: »So sey es, daß, was ich bitte, durch dieses Mannes Hände geschehe!« Mit solchem Segen und solchen Entwürfen kam der Sohn Tumert's fünf Jahre nach Ghasali's Tod nach Afrika, wo er in Aegypten zuerst seine Bußpredigten begann, aber, aus mehreren Orten verbannt, zu Mehdije an einer verfallenen Moschee als Volkssprecher und Eiferer wider die Verletzungen der Satzung des Islams, wider das Weintrinken und die Vernachläßigung des Gebetes auftrat [1]). In der Kabala sehr bewandert, hatte er schon vierzig Jahre lang den Jüngling gesucht, welchen ihm die Berechnungen des mystischen Buches Dschefr als das Ideal des vollkommenen Herzens oder richtiger als das beste Werkzeug zur Ausführung seiner Pläne darstellten; endlich fand er denselben in dem ihm eines Tages auf der Straße begegnenden Jünglinge Abdol-mumin, d. i. der Diener des Gläubigen, der Sohn eines Mannes aus dem Mittelstande in dem an dem Districte von Teluda gelegenen Dorfe Tadschwert [2]), aus dem Stamme Kunujet, einem Zweige des großen Stammes der Maßmude, geboren [3]). Von schöner weißer, durch lebhaftes Roth erhöhten Gesichtsfarbe, leicht beweglichen Augenbraunen, spärlichem Barte, wohlge-

[1]) Ibn Chalikian.

[2]) In Ibn Chalikian Taaghet, bey Condé II. S. 260 Herga. S. 221 Tejewa. Dieser Unterschied ist dem deutschen Uebersetzer gar nicht aufgefallen.

[3]) Derselbe.

formter Nase, rundem Kinne und einem Muttermaale an der linken Hand [1]), gewandt, voll Anstand und Würde, dabey seiner Sprache mächtig und wohlberedt, ein ausgezeichnet guter Kopf und guter Köpfe Freund [2]). Mit demselben begab sich Ibn Tumert nach Fes und Marokko, wo Abul-Hasan Ali, der Sohn Jusuf's, des Sohnes Taschfin's, herrschte. An einem Freytag, als die Gläubigen zum Gebete versammelt waren, schritt der Sohn Tumert's kühn durch die gedrängten Reihen derselben, setzte sich auf den Platz des Herrschers, und antwortete dem Küster, der ihm solche Keckheit verwies, mit dem Texte des Korans [3]): Denn die Betorte sind Gottes, ruft also keinen an außer Gott! und fuhr im selben Capitel des Korans fort. Als der König kam, stand er ihm der Erste auf, begrüßte ihn, ermahnte ihn aber am Ende seines Grußes, den Ungerechtigkeiten ein Ende zu machen, denn Gott werde ihm Rechenschaft abfordern über alle seine Völker. Der König, der nur einen strengen Morabith vor sich zu sehen glaubte, gab ihm Beweise von Achtung und verlangte, daß er seine Wünsche nenne, damit denselben Erfüllung werde; aber Ibn Tumert antwortete stolz: »Seine Angelegenheiten seyen nicht von dieser Welt, als in soweit es sich um Besserung des Sittenverderbnisses handle.«

Der König der Morabithin befahl seinen Alimen und Fakihen die Untersuchung der Lehren des Sittenpredigers. Sie stellten ihm denselben in dem wahren Lichte eines staatsgefährlichen, ehrgeizigen Neuerers und Volksaufwieglers dar. Melik Ben Wahib der Andalusier rieth dem König, ein eisernes Gefängniß errichten zu lassen, wenn er nicht wolle, daß ihm die Vernachlässigung dieser Vorsicht seinen goldenen Pallast koste, und ihm klirrende Ketten an die Füße zu legen, damit nicht die Trommeln des Aufruhrs im Felde erschallen möchten [4]). Der Wesir Osman B. Omar war leider entgegengesetzter Meinung, und äußerte sich, daß solche Besorgnisse eitel und unter der Würde des Königs. So zog der Mehdi, d. i. der Volksleiter, ungehindert nach Fes, wo er vier Jahre predigte, und dann wieder nach Marokko zurückkam. Stets von seinem jungen Wesir Abdolmumin begleitet, zog er von Moschee zu Moschee, und predigte wider Laster und Ausschweifungen, strenge Sitte und das Gebet empfehlend. Außer der Stadt Marokko baute er sich zwischen den Gräbern eine Hütte, wie vor ihm der Sohn Jasin's, der Apostel der Morabithin, gethan, und predigte wider das Sittenverderbniß der Morabithin, ihre Gleichgültigkeit gegen die Reli-

---

[1]) Condé, 37. [2]) Dombay II. 41. [3]) Der 18. Vers der LXXII. Sura.
[4]) Condé S. 123.

gion mit den lebendigsten Farben schildernd. Auf den Befehl des Königs, sich zu entfernen, antwortete er: »Ich habe den Befehl des Königs bereits vollzogen; ich lebe unter den Todten, denke nur an das ewige Leben und verachte die Ketzer« [1]). Doch verfügte er sich nach Tumal in der Landschaft Sus, wo er die bisher nur schlecht vorgehaltene Larve wegwarf, sich als den Mehdi ankündigte, und sich als solchem unter einem Johannisbeerbaume von zehn seiner nächsten Jünger huldigen ließ. Diese Huldigung der Zehen unter dem Baume war die Nachahmung der Huldigung, welche der Prophet unter dem Baume bey Hodaibe empfing, und der zehn Gefährten desselben. Diese zehn bildeten seinen Staatsrath, die nächsten funfzig, welche huldigten, bildeten den Rath der Funfziger, und die folgenden siebzig den der Siebziger, welche die minderen Geschäfte schlichteten. Mittags am funfzehnten des Fastenmondes 515 (27. Nov. 1121) rief der Sohn Tumert's die Männer von Tumal von der Kanzel auf, ihm, als dem wahren Mehdi, d. i. Führer zu Gott, unter seiner Fahne zu folgen gegen die Ketzer. Seine zehn Minister umgaben ihn mit gezogenen Schwertern [2]). Von allen Seiten strömten die Berbern des Stammes Maßmude unter seine Fahnen, mehr als 20,000. Daraus wählte er die zehntausend Tapfersten für den Dienst der Waffen, und gab ihnen weiße Fahnen im Gegensatze jener der Morabithin, welche schwarz wie die des Hauses Abbas, und marschirte gegen Agmat. Außer den drey Classen der Zehn, der Funfziger und der Siebziger hatte er sein Volk noch in sieben andere getheilt, die vierte begriff nämlich die Alimen und Fakihen oder Gesetzgelehrten, die fünfte die Hafisen, d. i. die Ueberliefernden, die sechste die Vornehmsten seiner Familie, die siebente die Eingebornen seines Wohnortes Tadschwert, die achte die Einwohner der Stadt Tumal, die neunte die von Chirnita, die zehnte das Heer anderer berberischen Stämme [3]). Das Heer war in der größten Ordnung. Je zehn und zehn Mann standen unter einem Führer Mokad [4]). In der ersten Schlacht ergriff das Heer der Morabithin Verwirrung, und die Mowahidin blieben Meister des Schlachtfeldes und des Lagers. In einer zweyten Schlacht in der Nähe von Agmat verlor Jetti, der Feldherr der Morabithin, die Schlacht sammt dem Leben [5]), der Mehdi aber zog sich ins Gebirge in der Stadt Tumal, welche zwischen engen, nur durch hölzerne Brücken verbundenen Gebirgsschluchten und durch Gießbäche, welche über die Felsen herunterschäumen, Feinden unzugänglich [6]). Gleich

[1]) Condé, S. 225. [2]) Eben da, S. 227. [3]) Eben da, S. 260. [4]) Eben da, S. 229. [5]) Eben da, S. 232. [6]) Eben da, S. 233.

den Bergströmen ihrer Schluchten durchzogen die Heere von Tumal verheerend das Land. Nach drey Jahren nahm er mit 40,000 Mann das offene Feld wider den König der Morabithin, der ihm mit 100,000 entgegenkam, und abermals geschlagen ward. Auf den Verlust der Schlacht folgte die Belagerung Marokko's, deren Besatzung allein aus 2000 Reitern, ohne das Fußvolk und die Armbrustschützen zu rechnen, bestand. Durch glückliche Ausfälle zu einer allgemeinen Schlacht ermuthigt, lieferten die Morabithin dieselbe den Belagerern, die dießmal gänzlich geschlagen wurden, so daß 40,000 Maßmuden das Feld deckten, und kaum 400 Reiter entkamen. Fünf der Zehenmänner waren gefallen. Als Ibn Tumert die Kunde dieser ungeheuern Niederlage erhielt, fragte er ruhig und kalt, ob Abdol-mumin am Leben? und auf die bejahende Antwort sprach er eben so gelassen: Wenn dieser noch lebt, wird unsere Herrschaft fortbestehen; ein prophetisches Wort, das nach dem fünf Jahre später erfolgten Tode Ibn Tumert's vollkommen in Erfüllung ging.

Nach dem Tode Ben Tumert's ernannte der Rath der Zehen den Wesir Abdol-mumin, welchen schon Ibn Tumert auf dem Todbette zum Nachfolger erklärt, und demselben das von Ghasali erhaltene kabalistische Buch Dschefr [1]) vererbt hatte, zum Herrn der Mowahhidin [2]), und zwey Jahre später, Freytags am 8. Februar des zwölfhundert zwey und dreyßigsten Jahres der christlichen Zeitrechnung huldigten die Funfziger dem Abdol-mumin in der Moschee, und nach ihnen die ganze Versammlung. Vier Tage hernach brach Abdol-mumin mit einem Heere von 20,000 Mann von Tumal wider Marokko zu dem heiligen Kampfe auf [3]), und in sechs Monaten durchzog er siegreich die zwischen Tumal und Marokko gelegenen Länder, zog Marokko vorbey nach Sala, und unterwarf sich die Landschaft Tese. Zwey Jahre hernach feyerte er das Fest seiner Thronbesteigung durch die erste Prägung von Silbermünzen in seinem Namen, deren Form von der der Morabithin, so wie die der Farbe seiner Fahnen von der der ihrigen verschieden. Die Münzen der letzten sind rund, die des ersten viereckig, mit der Inschrift: »Es ist keine Macht und

[1]) Condé II. S. 255.

[2]) Der 14. Ramasan (20. Febr. 1130) ist richtig ein Donnerstag (Dombay II. 53).

[3]) Wie nachläßig Condé oder seine Quellen in Bestimmung der Wochentage, erhellt aus dem Folgenden: S. 264 ist der 20. Rebiulewwel 526 als Freytag und S. 275 der 24ste desselben Monats und Jahres als Donnerstag angegeben!! Deßhalb ist die Angabe bey Dombay II. 53 als 15. Febr. dem 20sten vorzuziehen.

es ist keine Herrschaft als bey Gott;« und auf der andern Seite: »Allah ist unser Herr, Mohammed unser Prophet, Mehdi unser Imam [1]). Im folgenden Jahre beschäftigte ihn der Bau der Stadt Tessa, heute ein verfallener Fleck mit einem Schlosse am Fuße des Hochgebirges des Atlas [2]). Sieben Jahre noch, bis zu seinem Tode, führte Ali, der Sohn Jusuf's, des Sohnes Taschfin's, den Krieg wider Abdol-mumin, den Herrscher der Neuerer in den Gebirgen des Atlas. Als sich Abdol-mumin vor demselben gegen Telmesan und Oran zog, folgte ihm der Fürst der Morabithin, verlor aber sein Leben durch einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde von einem Felsengipfel, und sein Sohn Taschfin, der den Namen des Urgroßvaters trug, folgte ihm auf dem Throne der Morabithin. Der Krieg zwischen Taschfin, dem neuen Herrscher der Morabithin, und Abdol-mumin wurde mit der größten Erbitterung fortgeführt. Dieser ward von Taschfin in seine Gebirgsschluchten zurückgejagt. Zu Wadi Tehlit war die Kälte im Gebirge so stark, daß Taschfin Hütten und Häuser, ja sogar die Zelte und Lanzen verbrennen mußte, um sein Heer vor dem Erfrieren zu schützen [3]). Abdol-mumin lagerte auf den höchsten Gipfeln der Gebirge, welche auf Telmesan herabschauen. Ein Zweig der Beni Ssanhadsche vereinigte seine Truppen mit denen Taschfin's; die Gebirge wiederhallten von dem Wirbeln der Trommeln und dem Getöse der Pauken; aber Abdol-mumin, der wie ein Aar auf den Gipfeln der Felsen horstete, fürchtete die Ueberlegenheit des Feindes nicht in seinem sichern Horte. Er stürzte mit seinen Schaaren auf die Feinde, welche den Fuß des Gebirges erstiegen hatten, und reinigte das Gebirge von ihnen. Taschfin sandte neues Heer, und folgte mit demselben dem Abdol-mumin, der gegen Telmesan zog; als die Nachhuth des letzten von der Vorhuth des ersten erreicht ward, ordnete Abdol-mumin sein Heer, als großer Meister der Kriegskunst, im unüberwindlichen Viereck. In der äussersten Reihe starrten lange, mit den Füßen gehaltene Lanzen den Tapfersten entgegen; hinter den Lanzenträgern standen Reihen von Schildhaltern mit Schwertern und großen runden Schilden bewehrt; hinter ihnen zwey Reihen Schleuderer und Armbrustschützen; im Mittelpuncte des Viereckes ein großer geräumiger Platz, wo die Reiterey, für welche sich bestimmte Stellen zum Ausfalle und Rückzuge öffneten. Den ganzen Tag hielt das unverwüstbare, lanzenborstige Viereck die Angriffe Taschfin's aus, und die Reiterey, welche dieselbe von Zeit zu Zeit ausspie, jagte ihre Angriffe zurück. Taschfin mußte vom Angriffe ablassen, so

---

1) Condé II. S. 278. 2) Hoest S. 81. 3) Condé II. S. 205.

aber auch Abdol-mumin von der Belagerung der Stadt Telmesan, von der er gegen Oran zog, welches erstürmt ward. Kurz vorher war Taschfin, der Herrscher der Morabithin, gestorben, und seiner Statt ward vom Rathe zu Marokko dessen Sohn Ibrahim, dem letzten der Herrscher der Morabithin, gehuldigt [1]).

Abdol-mumin setzte seine Eroberungen ohne Rast fort. Sie wurden noch durch die Uneinigkeit der Morabithin begünstigt, indem Ishak B. Ali, der Oheim ihres neuen Herrschers, dem Neffen die Huldigung verweigert hatte. Er eroberte die Stadt Telmesan unter fürchterlichem Gemetzel, wobey über hunderttausend Leben verloren gegangen seyn sollen [2]). Er verweilte sieben Monate in der neueroberten Stadt, und sandte seine Feldherren gegen Mekines und Fes. Das erste capitulirte, das zweyte vertheidigte sich tapfer unter dem Befehle des tapfern andalusischen Ritters Abdollah von Jaen. Abdol-mumin, der Meister der Strategie und Stratageme, leitete den Lauf des Flusses, der durch die Stadt fließt, mittels eines mächtigen Dammes in ein nahgelegenes Thal ab, das er als einen See füllte. Als das Wasser desselben die Höfe des Dammes erreicht hatte, ließ er diesen schnell sprengen, so daß der See mit verheerender Gewalt in das Flußbett und in die Stadt einbrach, die Stadtmauern untergrub, Häuser (mehr als tausend) und Brücken mit sich fortriß, und das Elend und die Verwirrung der Belagerten aufs Höchste steigerte. Dieß geschah in derselben Nacht, wo der Statthalter der Stadt Jahja, der Oheim des Königs, seine Hochzeit mit einer schönen Jungfrau feyerte, deren Hand Abdollah von Jaen angesprochen, und die ihm vom Statthalter entrissen worden war. Sein Aerger hierüber wurde noch durch abgeforderte Rechnung über die Verwendung von Geldern gesteigert, bey welcher Gelegenheit ihn der Statthalter durch harte Worte beleidigte. Hiedurch ward er bewogen, mit Abdol-mumin die Uebergabe der Stadt zu unterhandeln, welche in die Hände Abdol-mumin's fiel. Einen Monat nach dem Falle von Fes ergab sich die Stadt Agmat mit Capitulation an Abdol-mumin, der nun sein Heer gegen Fes und Mekines befehligte. Gegen Mekines zogen 6000 Reiter aus dem Stamme Senate und andern berberischen; da sich die Belagerung aber in die Länge zog, brach Abdol-mumin nach Sele auf, deren Bewohner ihm den Eid des Gehorsams schworen [3]). Nach der Eroberung von Mekines und Sele sandte Abdol-mumin ein Heer von 10,000 Mann

---

[1]) Nach Deguigne starb Taschfin am 27. Ramadhan 539.

[2]) Condé II. S. 315. [3]) Eben da, S. 315.

nach Spanien, wo schon immer seit der Erscheinung des Mehdi die Partey der Mowahidin gegen die Herrschaft der Morabithin aufgestanden, mit derselben im Kriege lag. Das Heer landete auf Dschesire, wo vor sechzig Jahren Jusuf, der Sohn Taschfin's, gelandet, und besetzte die Stadt Xerez. Die Mowahidin gestanden ihr dafür vollkommene Befreyung von allen Abgaben und den Ehrentitel der Vorläufer der Ersten [1]), einen Vorrang vor den übrigen Städten Spaniens zu, welchen die Stadt heute nur noch durch ihren edlen Wein behauptet. Außerdem wurde dem Marschall der Stadt der Vortritt bey der Versammlung der Cortes, bey den Feyerlichkeiten des öffentlichen Gebetes des Opferfestes, nnd das Recht, ihre Bitten vor den andern Städten des Reiches vorzubringen gewährt [2]). Während die Heere der Mowahidin ihre Eroberungen in Spanien fortsetzten, leitete Abdol-mumin selbst in Mauritanien die Belagerung von Marokko. Auf einem Hügel, der die Stadt beherrscht, baute Abdol-mumin eine neue mit einem hohen Thurme, von wo aus die Aussicht in alle Theile der Stadt offen. Die verschiedenen Versuche von Ueberrumplung mißlangen, denn die Wachsamkeit und Tapferkeit der Belagerten schlug die Belagerer in wiederholten Ausfällen zurück, so daß kein Mittel zur Erreichung der Uebergabe übrig blieb, als die Aengstigung durch Hungersnoth. Sie erstieg den höchsten Grad. Aeser wurden verzehrt; in den Kerkern würfelten die Gefangenen sich selbst zum Unterhalte derer aus, welche das Loos nicht traf. Ueber zweymalhunderttausend Einwohner sollen ein Opfer dieses Gräuels gefallen seyn. Andalusische Christen, welche in der Stadt unter der Reiterey dienten, unterhandelten mit Abdol-mumin den Einlaß in die Stadt durch Verrätherey. In der Nacht der Tag- und Nachtgleiche des Frühlings wurden die Leitern angelegt, und die raubsüchtigen berberischen Stämme wütheten wie Wölfe unter den Schafen. Blutig ging die Sonne auf und unter, denn das Gemetzel währte vom Morgen bis in die Nacht. Der junge König, in seinem Pallaste vor Abdol-mumin geführt, warf sich ihm zu Füßen, sein Leben zu erflehen. Einer seiner Verwandten schalt ihn dieser unwürdigen Feigheit wegen mit harten Worten aus. Abdol-mumin, hierüber ergrimmt, befahl ihn und alle Morabithin hinzurichten. Das Würgen dauerte drey Tage, und 70,000 Menschen, welche die Hungersnoth verschont hatte, fielen unter dem Schwerte. So endete die Herrschaft der Morabithin unter dem fünften Herrscher derselben, nachdem der Kampf zwischen ihnen und den Mowahidin, unter der Regierung der drey letzten Herr-

[1]) Condé II. S. 318. [2]) Eben da, S. 320.

scher, ein Vierteljahrhundert gedauert. Wenige Tage vor diesem tragischen Ende der Herrschaft der Morabithin hatte ein Gesetzgelehrter Abu Abdollah B. Werdi denselben als ein Traumgesicht durch die folgenden Verse vorausgesagt:

Betrogner Sterblicher, du elender und trüber!
Erwach aus deinem Schlaf, und höre lieber
Des Schicksals unerbittlichen Beschluß,
Und was geschehen unvermeidlich muß!
Geschrieben steht Bestimmung, die uns trifft,
Auf Tafeln goldenen mit Demantschrift,
Und der allmächt'ge Gott hat es beschlossen
Durch seinen Willensact, den ew'gen, großen:
Lemtuna's Königszepter wird zerbrechen
Auf seines Königs Haupt, und die Verbrechen,
Verübt von den Emiren, den Vorfahren,
Wird sühnen er durch Tod in frühen Jahren.
Bey Gott allein ist Herrschaft und die Macht,
Deß ew'ger Herrscherthron nicht wankt noch kracht.

Noch war kein Monat nach der Eroberung Marokko's verflossen, als Abgeordnete von allen Stämmen der Maßmuden erschienen, um Abdol-mumin als ihrem Herrn zu huldigen; nur zu Sale empörte sich Abdollah's Sohn, Hud Mohammed B. Hud, welcher sich wie die Religionslehrer der Mowahidin als Mehdi ausrief. Der Aufruhr hatte so weit gegriffen, daß Abdol-mumin's Herrschaft fast einzig auf Fes und Marokko beschränkt war. Eine blutige Schlacht in der Nähe Tingitana's machte mit dem Leben des neuen Mehdi dem Aufruhr ein Ende. Nach diesem Siege wandte Abdol-mumin seine Waffen gegen die Stämme der Landschaft Dukola, die über 20,000 Reiter und zehnmal so viel Fußvolk zählten. Sie stellten sich in den Dünen am Ufer des Meeres auf, wo sie sich für unangreifbar hielten, weil der Rücken vom Meere, die Seiten von Gruben ausgetrockneten Seewassers gebildet. Aber Abdol-mumin, der große Tactiker, griff sie bloß zum Scheine von der Stirnseite an, zu deren Vertheidigung sie die Seite bloß gaben, wo sein Heer einbrach. Der Feind wurde in die See gesprengt; die Zahl der erbeuteten Frauen und Jungfrauen, Jünglinge und Knaben war so groß, daß ein Mädchen nur ein Silberstück, ein Knabe nur ein halbes galt. Zum Opferfeste kehrte Abdol-mumin nach Marokko zurück, wo er die huldigenden Gesandtschaften der andalusischen Städte empfing. Die Abgesandten waren die berühmtesten Männer des Landes, unter andern Abdol-Hasan B. Ssahib Ssalt *), der berühmte Geschichtschreiber, und der Richter

*) Ssalt nicht Salat, wie Condé II. 333.

Ibnol-Arabi [1]), welcher das Wort führte. Die Beredsamkeit des letzten gefiel dem Herrscher, der sich mit ihm mehrmal in Unterredungen einließ, ihn um seinen Aufenthalt in Bagdad, ob er dorten mit Mehdi (Ibn Tumert) sich bey Ghasali zusammengefunden, ob Ghasali dem Mehdi wirklich das kabbalistische Buch Dschefr vererbt habe, und dergleichen mehr. Ibnol-Arabi erkrankte und starb bald hierauf zu Marokko, wo er mit großen Ehren in der Grabstätte von Fes bestattet ward [2]). Abdolmumin verwandte das in den Schätzen der letzten Morabithin gefundene Gold zur Verschönerung Marokko's, zum Baue von Pallast, Moschee und Anlegung eines herrlichen Gartens. Diesen, der drey Meilen im Gevierten maß, bewässerten die von Agmat hergeleiteten Wasser, die in künstliche Brunnen sprangen. Alle Arten von süßen und sauren Obstbäumen gediehen allda, vor allen die Oliven, deren zahlreiche Pacht allein 30,000 Dukaten betrug. Zur Moschee leiteten aus dem Pallaste Hallen und unterirdische Gänge. Die Redekanzel war aus dem aromatischen Holze Litt und aus rothem und gelbem Sandelholz; die Beschläge, Klammern, Nägel aus rothem und gelbem Gold. Das größte Meisterstück war aber die bewegliche Makßure oder Emporkirche, welche tausend Menschen faßte, sich auf Rädern ohne das geringste Geräusch bewegte, und in der Moschee zur Stunde des Gebetes, wann der Herrscher demselben beywohnte, sechseckig auseinander schob. So schob sich auch die Redekanzel ohne das geringste Geräusch in majestätischer Ruhe hervor; wenn der Redner hinaufstieg, öffnete sich die Thüre, wie er in ihre Nähe kam, von selbst, und schloß sich wieder von selbst hinter ihm. Diese Kunstwerke waren das Werk des Andalusiers Jahja (Joannes) von Malaga, desselben, der auch die Festung von Dschebel Tarik (Gibraltar) baute. Der Secretär Ebubekr Merber von Fehra sang zum Lobe dieser Meisterwerke eine lange Kaßidet, woraus die folgenden Verse:

Wohl dir in des Großmüthigen Pallast,
Der alle Nationen weit umfaßt,
Der sie umschließet als ein starker Wall;
Willkommen dort, wenn er die Künstler all
Um sich vereint aus allen Regionen,
Um ihre Werke würdig zu belohnen.
Dort wirst du viel Geheimnißvolles sehen,
Maschinen, welche wie Vernünft'ge gehen,

---

[1]) Nicht der große Mystiker, welcher zwölf Jahre später geboren ward.

[2]) Condé II. S. 334. Mikabere soll dort Makabir oder Mokabere heißen; was Cysbane seyn soll, errathe ich nicht.

Die Thüre von dem schönsten Maßverhalt
Zu ihres Königs herrlicher Gestalt,
Die sich von selber öffnet, wenn er naht,
Demüthig Raum zu geben seinem Pfad,
Und auch für seine mächtigen Wesire,
Für seine Kaide, Wali und Emire;
Ein Wunderwerk, das sich von selbst bewegt,
Sobald den Bügel er zur Ankunft regt;
Das, wenn er nahet, ihm entgegenfährt,
Und sich zurückzieht, wann zurück er kehrt,
Mit Ruhe und mit Majestät wie Er,
Von edeler Gestalt, und hoch und hehr,
In regelmäß'gem Lauf dem Monde gleich,
Wann er durchwandelt das lazurne Reich.

Während des Baues der Moschee von Marokko und ihrer künstlichen Maschinen empörten sich Ceutas Einwohner, vom Richter Musa B. Ajadsch aufgewiegelt. Die Aufrührer wurden geschlagen, die Mauern geschleift. Gleiches Loos hatten die der Stadt Mekines, welches endlich nach siebenjähriger Belagerung erobert ward (18. Sept. 1148). In Andalus hatten die Eroberungen von Städten durch Abdol-mumin's Feldherrn erwünschten Fortgang. Ibn Ghania, der große Feldherr, welcher die Christen in der Schlacht von Fraga besiegt und König Alfons getödtet hatte, fiel nach Cordova's Eroberung nach blutig erkämpftem Siege in der Ebene von Granada *). Im folgenden Jahre wurde in Andalus die Stadt Jaen erobert, in Afrika der Rebelle Ibn Tomarkin zu Paaren getrieben. Während Abdol-mumin beschäftigt war, Medina Sale mit Wasserleitungen zu versehen, empfing er eine Gesandtschaft von 500 der ausgezeichnetsten Männer Spaniens, Scheichen, Kaiden, Alimen, Chatiben, am ersten Tage des 546. Jahres d. H. Der gelehrte Staatssecretär Abu Dschaafer B. Atije, welcher eben von Cordova zurückgekommen, wo er an der großen Moschee den Oberrichter installirt hatte, unterstützte das Hülfsbegehren der spanischen Gesandten mit seiner Beredsamkeit. Für den Augenblick hielt den Herrscher der Mowahhidin in Afrika ein im östlichen Theile desselben ausgebrochener Aufruhr zurück. Zwey Monate lang rüstete er in Ceuta angeblich zur Ueberfahrt nach Andalus; als er aber schlagfertig, wandte er alle seine Streitkräfte unversehens gegen Budschia, den Aufrührer Jahja B. Naßir aus dem Stamme der Ssanhadsche zu vernichten. Er eroberte Budschia, und führte den König dieser Stadt, Aasis billah Hamid, nach Marokko, wo er ihm Pallast und Garten anwies,

*) Condé II. 340.

in welchem er sein Leben beschloß [1]). Indessen gründete Abdol-mumin Schulen und Akademien nicht nur zur Bildung von Gelehrten, sondern auch von Feldherren. Dreyhundert Jünglinge gleichen Alters aus dem Stamme Maßmud wurden nicht nur im Lesen des Korans und der Ueberlieferung, sondern auch im Reiten und Turnieren unterrichtet. Die Studenten hießen Hafisen, d. i. die Bewahrenden oder Auswendiglernenden, weil sie den Koran und den Muta (eine Sammlung der Ueberlieferungen) auswendig lernten, oder Taliben, d. i. die Begehrenden (wie noch heute die Studenten zu Marokko genannt werden). Freytags, wenn der König zur Verrichtung des Gebetes in die Moschee ging, disputirten vor ihm die Gelehrten; an einem andern Tage der Woche turnierten in seiner Gegenwart die Ritter. Wettrennen, Lanzenwerfen, Schießen mit Bogen und Armbrust, Schwimmen, Rudern waren die Uebungen, in welchen Unterricht gegeben, und die erlangte Fertigkeit durch Belohnungen ausgezeichnet ward. Unter dieser Schaar von Jünglingen befanden sich dreyzehn Söhne des Königs, welchen er auf Bitten der Scheiche die ersten Aemter des Reichs erblich verlieh und bestätigte, jedem einen erfahrnen Wesir zur Seite gebend. Seinen Sohn Seid Mohammed erklärte er zum Thronfolger, und ließ ihm als solchen huldigen; fünf andere erhielten die Statthalterschaften von Telmesan, Ceuta, Budschia, Sevilla und Fes, an der Seite eines jeden ein geschäftserfahrener Scheich [2]). Im folgenden Jahre wurden die Moscheen in allen Städten hergestellt, und das Verbrennen von Ritterromanen und Mährchensammlungen streng verboten [3]). Dieser in Andalus und Maghrib öffentlich bekannt gemachte Befehl begünstigte die Verfertigung und Lesung von Ritterromanen, welche von nun an in Afrika und Spanien durch vier Jahrhunderte wucherten, bis der unsterbliche Don Quixotte dieselben getödtet.

In Andalus eroberten die mowahidischen Heere die Stadt Almeria, zehn Jahre nachdem sie in die Hände der Christen gefallen, und von den Kanzeln Granada's ward das Kanzelgebet auf den Namen Abdol-mumin's verrichtet. Im selben Jahre entsetzte Abdol-mumin, von häufigen Klagen aus allen Gegenden seines weitläufigen Reiches bestürmt, den Wesir Abu Dschaafer B. Atije, und zog das Vermögen desselben ein. Sein Nachfolger Abdeselam B. Mohammed Al-Kumi soll denselben mittels Versen, auf vergiftetem Papier geschrieben, vergiftet haben [4]), was weniger glaublich, als der Tod der

[1]) Condé II. S. 344. [2]) Eben da, S. 348. [3]) Eben da, S. 351.
[4]) Eben da, S. 354.

Gegner des Archilochos durch die Pfeile seiner Satyren. Gleich nach dem Wesirswechsel rüstete Abdol-mumin den Feldzug wider Mehdije, welches die Christen einem Prinzen aus dem Geschlechte Taschfin's entrissen hatten. Abdol-mumin führte diesen Prinzen auf diesem Feldzuge mit sich. Die Ordnung des Marsches war die folgende: Drey Schläge auf eine ungeheure, funfzehn Ellen im Umfange messende, grüne, zum Theil vergoldete Trommel nach dem Morgengebete, kurz vor Sonnenaufgang, gaben das Zeichen des Aufbruchs. Jeder Stamm trug während des Marsches seine Fahnen eingerollt, nur die des Vortrabes flatterte hoch in der Luft, ein goldener Mond im weißen und blauen Feld. Die Zelte und das Gepäcke wurden durch Kamehle getragen. Heerden von Rindern und Schafen folgten zum nöthigen Unterhalte des Heeres. Das Heer marschirte in vier Abtheilungen, von denen eine von der andern immer um einen Lagerplatz entfernt, so daß Mangel an Wasser und Raum nie eintrat. Der Marsch dauerte nur bis Mittag, wo nach verrichtetem Gebete des Mittags das Heer lagerte, und bis zur nächsten Morgendämmerung ausruhte. Vor dem König ritten in einiger Entfernung hundert Scheiche und Kaide auf goldgefransten Schabraken, ihre Lanzenschafte mit Elfenbeinen und Silber eingelegt, ihre Wehrgehänge vielfärbig. Unmittelbar vor Abdol-mumin die heiligste Reliquie des von der Hand des Chalifen Osman gestickten Korans, welchen Abderrahman III. nach Cordova gebracht, und welcher dort bis zur Einnahme der Stadt als der größte Schatz der großen Moschee aufbewahrt worden war. In Goldplatten, von denen Edelsteine blitzten, gebunden, zwischen den Blättern grünseidene, mit Goldfäden durchzogene Stoffe, überall Perlen und Rubinen, in einer Truhe aus kostbarem wohlriechendem Holze mit Goldstoff überdeckt; die Truhe ward mittels vier Handhaben getragen und von vier Fahnen begleitet. An der Seite des Königs der Thronfolger, hinter ihm die andern Prinzen und die Fahnen der Stämme. Die Pauker auf stämmigen Pferden mit mächtigen Pauken; die Trompeter mit Trompeten, Hörnern und andern Schalmeyen; dann die Wali und andere Wesire. So durchzog Abdol-mumin an der Spitze eines Heeres von 70,000 Mowahidin das östliche Afrika, unterwarf sich Sab, und führte viele in der Gegend Carthago's empörte Orte zum Gehorsam zurück. Tunis vorbey, welches die Thore geschlossen, über Kairewan, Susa und Safe, die sich ergeben, zog er nach Mehdije. Auf dem Marsche erhielt er die Kunde, daß Tunis zur Uebergabe bereit. Er kehrte zurück, ließ die Stadt plündern, und eroberte am höchsten Theile der Stadt eine dreyeckige Kaßaba (Schloß) mit hohen Thürmen. Dann belagerte er Mehdije, das

von 3000 Christen vertheidigt ward. Nachdem die zum Entsatz aus Sicilien herbeygesegelte Flotte geschlagen, und nach sechsmonatlicher Belagerung ward die Stadt erstürmt [1]), und die ganze Besatzung ohne Schonung niedergehauen, 22. Jänner 1160. Alle Städte der Küste ergaben sich ohne Schwertschlag. Das ganze nördliche Afrika von Barka bis Telmesan gehorchte den Befehlen Abdol-mumin's [2]).

Abdol-mumin stellte in allen eroberten Städten Mauern und Moscheen wieder her, errichtete überall Schulen und Spitäler, und traf der Erste im westlichen Afrika die große Maßregel ordentlicher Landesvermessung zum Behufe der gerechten Bemessung der Grundsteuern. Das ganze Maghrib von Barka bis Sus wurde der Länge und Breite nach gemessen, und ein Drittel der erhaltenen Summe von Parasangen und Miglien als der Betrag der Berge, Flüsse, Seen, Straßen abgezogen, die übrigen zwey Drittel als urbares Land besteuert. Die Einwohner der Dörfer, Flecken und Städte wurden gezählt, und die Steuern nach dem Verhältnisse ihrer Zahl und ihres Vermögens ausgeschrieben [3]). Auf dem Rückzuge entließ er zu Oran die arabischen Stämme nach Hause, nachdem er aus jedem Stamme tausend Familien zurückgehalten, um die Stadt Batiha zu gründen. Ein edler Scheich hatte dem König Kunde gegeben, daß in der Nacht ein Complott von Meuchlern seinem Leben drohe. Er bat ihn für diese Nacht die Liegerstätten in ihren Zelten zu wechseln. Abdol-mumin ergab sich seinen Bitten; er schlief verkleidet im Zelte des Scheichs, der Scheich im Zelte Abdol-mumin's; dieser wurde richtig erdolcht. Abdol-mumin wickelte den Leichnam selbst in das Leichentuch, und folgte dem damit beladenen Kamehl, dem er freyen Lauf ließ. An der Stelle, wo es sich niederließ, wurde dem edlen Scheich das Grabmal erhöht, und rund um dasselbe die Stadt Batiha angesiedelt [4]). Noch heute ist sein Grab ein von Wallfahrtern viel besuchtes Denkmal edler Selbstaufopferung für den Herrscher, wie vormals das Grabmal der beyden numidischen Jünglinge, die, gesteinigt, sich für das Vaterland opferten, und deren Geschichte Sallustius erzählt. Ende desselben Jahres, in dessen Beginn Abdol-mumin Mehdije erobert, kam er nach Tanger, und die Festungswerke von Dschebel Tarik (Gibraltar), welche zwey Monate nach Mehdije's Eroberung begonnen worden, wurden ebenfalls in diesem Jahre vollendet. Mit dem Anfang des folgenden

[1]) Conde II. 360: am Tage Arus, soll heißen Aaschme. [2]) Eben da, S. 360. [3]) Eben da, S. 360. [4]) Eben da, S. 362.

Jahres setzte Abdol-mumin, dessen Heer schon seit so vielen Jahren die spanischen Städte für ihn eroberte, nach Gibraltar über, wo er die Vornehmen, die Alimen und die Fakihen des Landes empfing, und wo ihn Abu Dschaafer Ben Saad von Granada, ein Jüngling Dichter, mit folgenden Versen bewillkommte:

Was Du gewünscht, gewährt Gelegenheit;
Dir dient das Glück mit allen seinen Sinnen,
Und ist, was Du befiehlst, zu thun bereit,
So weit der Mond erhellt des Himmels Zinnen.
Die Welt hat Deinem Dienste sich geweiht,
Und Du allein, o Herr! befiehlst darinnen.
Du bist der Mächtige, in dessen Hand
Allah gelegt des Schicksals Unterpfand.

Die Erde nicht und nicht des Meeres Fluth
Wird Dir zu widerstreben jemals wagen;
Der Ozean zähmt seiner Stürme Wuth,
Und zügelt seiner Wogen grimmes Schlagen;
Die Brandung hebet sich mit hohem Muth,
Um sich in Deinem Dienste zu zerschlagen;
Das Meer, das Deine Küsten weit umfaßt,
Trägt Deiner Schiffe ungeheure Last.

Von Ländern, die erobert weit und breit,
Dein Reich vergrößern, ist zahllos die Menge;
Die Städte, unterjocht durch Tapferkeit,
Sind zahllos wie am Ufer Fluthgedränge;
Und wenn das Heer im Lager ist bereit,
Erscheint der Waffen blitzendes Gepränge,
Dem hohen Meere gleich, das, aufgeregt,
Mit seinen Brandungen die Felsen schlägt.

So zeigen sich die unzählbaren Schaaren,
Die stürmisch folgen Deiner Fahnen Pfade.
Insignien von dem Erfolg dem wahren
Des Sieges, des Triumphs, des Reichs der Gnade;
Auf schnellen Schiffen kamst Du angefahren
Durch's Meer an Aldschesira's grün Gestade,
Und pflanztest Deiner Siegesfahnen Knauf
Zum Schrecken Spaniens am Ufer auf.

Der Kühne, so die Herrschaft sich anmaßet,
Wird Deiner Herrschaft unterworfen leicht,
Wo Deines Namens Glanz erblasset,
Wer den empörten Recken Hülfe reicht;
Das Alte wird nun wieder neu gefasset
Durch Deine Lanzen, welchen Jeder weicht,
Berühmte Fälle, edele Geschichten,
Von denen die Annalen uns berichten.

Du wirst erneuen nun die Siegesbahnen
Von Tarik's und von Musa's Heldenzeit,

Die mit dem halben Monde ihrer Fahnen
Verdunkelten des Morgens Herrlichkeit;
Die Söhne Said's und Noßeir's Ahnen
Verschwinden vor dem Licht der Tapferkeit
Abdol-mumin's, vor dessen hellem Sterne
Die Monde jener blassen in der Ferne [1]).

Abdol-mumin führte den Frohnkampf in Andalus an der Spitze von 18,000 berittenen Mowahhidin. Gegen Algharbe vorrückend, nahm er das Schloß Atarnikes in der Nähe von Badajos, und schlug den König Alfons, der zu spät zum Entsatze herbeygeeilt. Badajos, Bejad, Bena, Hißnol Kaßar und andere Schlösser wurden erobert. Im folgenden Jahre bestimmte Abdolmumin die Gränzen der verschiedenen Länder seiner Reiche, um darnach das Contingent der Abgaben und Kriegsvölker zu bemessen, mit besonderer Rücksicht auf die Küstenlande in Betreff der zur Bemannung der Flotte zu stellenden Seeleute. Der Stamm Kuma allein stellte 20,000 Reiter, eine Obliegenheit, die er sich über das Verhältniß der aufgelegten Zahl selbst auferlegt hatte, um dem König seine Dankbarkeit zu bezeigen, daß er an dem Stamme, aus welchem die Verschwörer, so in der Nacht den Scheich statt des Königs ermordet hatten, keine Rache genommen. Vierzigtausend Senate zogen nach Marokko, dem König ihre Dienste anzubieten, der, froh, durch unterlassene Bestrafung sich dieselben zu Freunden gemacht zu haben, sie unter sein Heer eintheilte, und ihnen zwischen den Stämmen Tumal und Alfemer den Rang seiner zweyten Leibwache anwies. Sie zeichneten sich in der Dressur der Pferde aus, die sie so abzurichten verstanden, daß, wenn der König vorbeykam, die Pferde die Köpfe senkten und niederknieten [2]). Die Waffenrüstungen gingen ununterbrochen fort; in den Werkstätten des Reiches wurden täglich zehn Zentner Pfeile verfertigt und eine verhältnißmäßige Zahl von Lanzen, Schwertern und anderen Waffen [3]). Sie wurden auf den Schlachtfeldern von Granada und Cordova in der Ebene von Ubeda zu blutigem Gebrauche verwendet. Die erste Schlacht erhielt von dem in Strömen geflossenen Blute den Namen der blutvergießenden [4]). In der zweyten, welche zwey Monate nach der ersten Statt fand, siegten wie das erste Mal die Mowahidin nach großem Verluste von beyden Seiten. Abdol-mumin rüstete

[1]) Wiewohl die Ottave keine Form arabischer Poesie, so ist dieselbe doch hier beybehalten worden, weil sie Condé auch in seiner spanischen Uebersetzung gebraucht.

[2]) Condé II. 367. [3]) Eben da, S. 366.

[4]) Es-saßket nicht Esabikat, wie bey Condé.

den zweyten Uebergang nach Spanien, als ihn der Tod nach drey und dreyßigjähriger Regierung im vier und sechzigsten Jahre seines Alters überraschte. Er starb in dem Pallaste einer Vorstadt von Medina Sale, und seine Leiche wurde zu Tunnal bestattet [1]).

Einer der größten Fürsten der Moslimin, beherrschte er eines der ausgebreitetsten Reiche. Um seine Staaten vom Osten gegen Westen zu durchreisen, d. i. von Atrebol bis Sus, brauchten Karavanen vier Monate, und funfzig Tagreisen in der Richtung von Norden gegen Süden, nämlich von Cordova in Andalus bis nach Sedschelmesa in Maghrib. In Andalus hatte er Almeria, Eboa, Berije, Baeia, Badajos, Leila, Cordova, Granada und Jaen; in Maghreb die Hauptstädte desselben Telmesan, Fez, Marokko, Mekines, Ceuta, Tanger, Oran, Tunis und Mehdije durch Gewalt der Waffen erobert. Marokko hatte er von Neuem aufgebaut, Ceuta befestigt, Sale mit Wasserleitungen versehen und Gibraltar befestigt, überall Moscheen gebaut und Schulen gegründet. Ein großer Beförderer der Wissenschaften und Gönner der Gelehrten, der, eingedenk daß der Sturz der Morabithin sich von der Verbrennung der Werke des Philosophen Ghasali datirte, das Verbrennen der Bücher und namentlich der Ritterromane und Mährchen verbot. Dieses Beyspiel befolgten jedoch seine Nachfolger nicht, welche die Geschichten ihrer Regierungen zu schreiben verboten, so daß einer derselben einen Geschichtschreiber als Uebertreter dieses Gesetzes hinrichten ließ [2]). Abdol-mumin selbst sündigte wider das Gesetz religiöser Duldung durch die Verfolgung von Christen und Juden in Spanien, die er Moslimen zu werden oder auszuwandern zwang. So verlor Andalus unter seiner Regierung den Vortheil der Gegenwart des großen Philosophen Maimonides, welcher, nachdem er sich eine Zeit lang als Moslim verlarvt, nach Aegypten auswanderte, um dort den Wissenschaften im Glauben seiner Väter zu leben und zu sterben [3]). Bey der Erstürmung der Stadt Leila in Spanien durch das Heer Abdol-mumin's wurden mehrere der größten Gelehrten, unter diesen der Erzähler der Ueberlieferungen Ibn Hakim, Ibn Battal und Salih Abu Omar [4]) niedergehauen. Abdol-mumin ist der letzte große Herrscher der

[1]) Nach Casiri's Quellen I. 294 starb Abdol-mumin am 3. Dschemasiulachir.

[2]) Dombay II. 12.

[3]) Cassirius Maimonides vita I. 292.

[4]) Condé II. 350.

Moslimin, welcher in Afrika und Spanien zugleich geherrscht. Doch erlosch die von ihm so glänzend befestigte Macht der Mowahidin schon ein Jahrhundert nach seinem Tode.

III. Abu Jusuf Jakub, der Sohn Abdolhakk's, der große Fürst der Beni Merin.

Die Beni Merin waren in dem berberischen Stamme der Beni Senate durch ihren Adel die erste Familie desselben, wie zur Zeit Mohammeds unter den Arabern von Mekka die Beni Koreisch; ausgezeichnet durch Starkmuth und Sanftmuth, durch Freygebigkeit und Freysinnigkeit, durch Andacht und Gottesfurcht, durch Treue und Tapferkeit, durch hülfreiche Unterstützung der Unglücklichen und gastfreye Aufnahme der Fremden verdienten sie das edelste der Geschlechter ihres Volkes zu seyn. Als das Reich der Mowahhidin sich durch ihrer Herrscher Laster zum Untergange neigte, bewohnten die Beni Merin die Landschaft zwischen Sab und Sedschelmesa unabhängig von allen Fürsten, dem Ackerbau und dem Handel fremd, nur von der Jagd und Streifzügen lebend; ihr ganzer Schatz ihre Pferde, ihre Nahrung Datteln, Milch und Honig; einige Familien zogen des Sommers nach Mauritanien, wo sie ihre Heerden weideten, und zogen im Herbst wieder in ihr Land zurück. Im dreyzehnten Jahre des dreyzehnten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung fanden diese, den Sommer in Mauritanien zubringenden Familien das Land leer und verödet, denn der größte Theil der Männer war in der unglücklichen Schlacht von Tolosa gefallen, und an ihrer Statt füllten Wölfe und Löwen das fruchtbare, wohlbewässerte Land. Die Wanderer sandten ihren Stammgenossen davon Kunde, und luden sie zum Besitzthume des herrlichen, aber verödeten Landes ein; der Ruf ward angenommen, und die Beni Merin fielen zahlreich und zerstörend wie Heuschrecken und Ameisen in Mauritanien ein. Jusuf el-Montaßir *), der sechste Herrscher der Mowahhidin, im Taumel der Wollust versunken, berieth sich mit seinen Wesiren und Scheichen erst im dritten Jahre nach der Einwanderung der Beni Merin; seine Räthe schmeichelten sich, dieser Räuber bald Meister zu werden, aber das wider dieselben geschickte Heer wurde in der Schlacht am Flusse Nekur vernichtet. Von nun an begann die Herrschaft der Beni Merin, deren Fürst Ebu Mohammed Abdolhakk, d. i. der Diener des Rechts und der Wahrheit (das arabische Wort Hakk heißt Recht und Wahrheit und zugleich Gott, welcher das Recht und die Wahrheit zugleich), dessen Vater in der Schlacht

*) Bey Deguignes Mostanser billah abou Yacoub Yousouf.

von Alarkos tödtlich verwundet, bald hernach ein Martyrer des Frohnkampfes gestorben; sein Sohn, gerecht und gottesfürchtig, träumte den in der Geschichte mehrerer Eroberer wiederholten Traum eines von seinem Bette ausgehenden Feuers, das nach allen vier Winden sich ausbreitend, ein allgemeiner Weltbrand ward. Die Auslegung eines frommen Mannes, daß der Traum nur Eroberung und Weltherrschaft nach allen Seiten bedeute, ging durch den jüngsten seiner sechs Söhne, Jakub, welcher nach seinen drey Brüdern Osman, Mohammed und Abu Jahja den Thron bestieg, in Erfüllung.

Das Seitenstück zum Traume Mohammeds ist der seiner Schwiegertochter, welcher ganz derselbe, welchen die alte Sage der osmanischen Geschichte im selben Jahrhundert fast gleichzeitig von der Mutter Osman's, des Gründers des Herrscherhauses der Osmanen, erzählt. Achulbehar, die Mutter Jakubs, sah, wie die schöne Malchatun, die Mutter Osman's, einen Mond aus ihrem Schooße aufgehen, dessen Licht sich über die ganze Erde ergoß. Jakub ward zu Beginn des dreyzehnten Jahrhunderts (i. J. 1212), Osman in der Hälfte desselben (i. J. 1256) [1]) geboren, und erst im sechs und vierzigsten Jahre seines Alters [2]) bestieg er den Thron, den er durch viermal sieben Jahre so rühmlich gefüllt. Von weißer Gesichtsfarbe und schönen Zügen, wohl gewachsen und mittlerer Statur, war er mild, freundlich, nachsichtsvoll, freygebig, gnädig, glücklich und siegreich; den Namen des Immersiegreichen, welchen die Sultane der Osmanen, wenn auch immer geschlagen, in ihrem verschlungenen Namenszuge führen, verdiente er in dem vollsten Maße, indem er nicht nur nie zurückgeschlagen ward, sondern auch nie den Feind angriff, ohne denselben zu besiegen. Dazu ein Vater der Kranken und der Armen, ein Gönner und Schätzer der Gelehrten, die er in den meisten Geschäften zu Rathe zog. Einer der größten mauritanischen Könige und Eroberer. Er unterwarf sich das ganze Land von Sus el-Akßa am Fuße des Atlas bis Wudschda, eroberte Sedschelmesa, die Landschaft Draa, die Stadt Tanger und Ceuta huldigten seiner Macht durch Tribut; siebenmal zog er nach Spanien in den heiligen Kampf, wo er sich Malaga, Tariffa, Dschesiras in Andalus, Ronda, Almunnekar und Marbellin in Granada eroberte; in Mauritanien und in Spanien wurde für ihn das Kanzelgebet verrichtet. Eine seiner ersten Regierungssorgen war die Grün-

---

[1]) Er war bey seinem Tode (1326) siebzig Jahre alt. Gesch. des osm. Reichs I Bd. S. 77.

[2]) Am 27. Redscheb 656 (30. Julius 1258).

dung eines Kranken- und Irrenhauses mit den nöthigen Stiftungen zur Bestreitung der Arzneyen und Besoldung der Aerzte; Blinde, Waise und Arme wurden aus der Kasse der Judensteuer pensionirt. Wie die erste Sorge seiner Regierung für die Heilung körperlicher Leiden und für Anstalten leiblicher Gesundheit, so sorgte er im letzten Jahre seiner Regierung für die Gesundheit des Geistes und der Seele durch die Errichtung wissenschaftlicher Anstalten. Dreyzehn Lasten von Büchern, die er in Spanien aufkaufen ließ, schickte er nach Fez, wo er eine Akademie der Wissenschaften gegründet *), darunter waren viele Korane und ihre Exegesen, wie die Ben Akijes und Saalebis, viele Geschichtsbücher und theologische Werke. Durch solche Anstalten und seine siegreichen Feldzüge, die wir sogleich erzählen werden, behauptete er einen ausgezeichneten Platz in der Geschichte von Maghrib und Andalus, der dritte und letzte der großen Herrscher, welche diesseits und jenseits der atlantischen Meerenge in Spanien und Mauritanien geherrscht.

Einen Monat nach der zu Rabat Tesa empfangenen Huldigung eilte Jakub, welcher von seinem Sohne Jusuf den Vornamen Ebu Jusuf führt, an die Meeresküste nach dem Hafen Sala, dessen sich die Christen bemächtigt hatten; nach vier und zwanzigtägiger Belagerung war er Meister dieser Stadt, und schützte sie vor künftigem Ueberfalle von Seite des Flusses durch eine neue Mauer, zu deren Bau er selbst die Steine zutrug. Die Landschaft Telmesna mit ihrer Hafenstadt, damals Aefa, heute Darol Beidha, d. i. das weiße Haus, genannt, unterwarf sich dem Vater Josephs (Ebu Jusuf); er schloß Frieden mit Elmurtedha, dem Herrscher der Mowahhidin zu Marokko, und der Fluß Ommorrebiaa wurde zur Gränze beyder Reiche bestimmt; allein schon im nächsten Jahre wurde der Friede durch neue Streifzüge gebrochen, und im folgenden Jahre erschien Abu Jusuf belagernd vor Marokko. Elmurtedha, der von seiner Hauptstadt abziehen wollte, stieß mit dem Heere Ebu Jusufs zusammen; Abdollah, der Sohn des letzten, fiel in dem Treffen, und Abu Jusuf begab sich von Marokko nach Fez. Im J. 1264 sandte der Herr von Ceuta Schiffe, um das Schloß und die Mauern der am Meere gelegenen Stadt Azila zu zerstören, was auch geschah. Die Eroberung Marokko's ward durch den Abfall Ibn Debbus, des besten Feldherrn der Mowahhidin, bewirkt; nachdem aber dieser im Besitze Marokko's und Elmurtedha (im October 1266) auf der Flucht getödtet worden, wurde Ibn Debbus wortbrüchig gegen Ebu Jusuf, und wollte

*) Moura, p. 406.

sich selbst im Besitze Marokko's behaupten. Ebu Jusuf belagerte die Stadt, aber Ibn Debbus verbündete sich mit Jaghmuras [1]), den Herrscher von Telmesan, dem Fürsten der Beni Sian, welcher durch Einfälle in das Gebiet Ebu Jusufs denselben nach Fez zurückzukehren zwang. Am Flusse Delag kam es zwischen den Beni Merin, deren Herrscher Ebu Jusuf, und den Beni Abdol Wadi, deren Fürst Jaghmuras, zur Schlacht [2]). Nach dieser für Ebu Jusuf siegreichen Schlacht, in welcher Omar, der Sohn des Jaghmuras, fiel, zog er gegen Marokko, und verheerte das Land jenseits des Ommorrebbia. Die Beni Maßamide, d. i. um Marokko wohnenden Stämme der Berbern, riefen Ibn Debbus zur Vertheidigung des Landes auf; durch verstellten Rückzug verlockte Ebu Jusuf den Ibn Debbus, der in der hierauf gelieferten Schlacht getödtet ward [3]). Ebu Jusuf zog siegreich in Marokko ein, und gewährte allen Stämmen Sicherheit und Gerechtigkeit; die südlichsten Landschaften Marokko's am Fuße des Atlas sind Draa und Sus, das letzte führt deßhalb den Beynamen El-Akßa, d. i. des Aeußersten; das Aeußerste des Aeußersten, indem Mauritanien selbst insgemein Maghribol-Akßa, d. i. der äußerste Westen, genannt wird. Ebu Malik, der Sohn Ebu Jusufs, unterwarf die beyden widerspenstigen Landschaften der Herrschaft seines Vaters, und kehrte nach Marokko zurück, wo am Opferfeste [4]) demselben als dem Nachfolger im Reiche gehuldigt ward; ein tapferer, tugendhafter, gütiger, milder Fürst, ein Gönner der Gelehrten und Dichter. Im folgenden Jahre zogen Vater und Sohn wider Telmesan, wo der Statthalter der Beni Sian gestorben war; auf dem Marsche empfing Ebu Jusuf die Gesandtschaft Ibnol Ahmer's, d. i. des Sohnes des Rothen, des Herrschers von Granada, dessen Familienfarbe (die rothe) durch den Bau der rothen Burg (Alhamra) verherrlicht worden bis auf den heutigen Tag; er bat um Beystand wider König Alphons von Castilien. Ebu Jusuf berieth sich mit den Scheichen der Beni Merin, deren Rath dahin ausfiel, mit Joghmuras Frieden zu schließen, um mit aller Streitmacht den Moslimen in Andalus wider die Ungläubigen beyzustehen. Joghmuras verwarf die ihm gemachten

[1]) Dombay schreibt den Namen des Fürsten Jaghmuraßan, Moura p. 329 Jugmerassan, in der Geschichte Munedschimbaschi's heißt derselbe aber bloß Jaghmuras.

[2]) Montags den 12. Dschemasiulachir 666 (28. Febr. 1268), welcher aber ein Sonntag und nicht Montag war.

[3]) Am 9. Moharrem 668 (am 8. Sept. 1269).

[4]) 10. Silhidsche 669 (20. Julius 1271).

Friedensvorschläge, weil der Tod seines Sohnes Omar, der in der Schlacht am Flusse Delag gefallen, ihm unversöhnliche Blutrache gebot; am Flusse Eisli in der Nähe der Stadt Wudschda wurde die Schlacht geordnet; Ebu Jusuf in der Mitte des Heeres, dessen rechten Flügel sein Sohn Ebu Malik, dessen linken sein Sohn Ebu Jakub befehligte. Jaghmuras, der das Blut des verlornen Sohnes rächen wollte, verlor den zweyten, und wurde gänzlich geschlagen. Ebu Jusuf verfolgte ihn nach Wudschda, welche Stadt niedergebrannt und in einen Schutthaufen verwandelt ward [1]). Nachdem er eine Zeit lang die Stadt Telmesan, die Hauptstadt der Beni Sian, belagert, ging er nach Fez zurück, wo ihn der Tod seines Sohnes Ebu Malik tief betrübte; dann zog er vor Tanger, der an der nordwestlichsten Spitze Afrika's Kadix, gegenüber gelegenen Stadt, welche dem Herrn von Ceuta gehorchte. Tanger ward eingenommen, die Belagerung Ceuta's nach Uebereinkunft jährlich zu zahlender Summe aufgehoben. Im folgenden Jahre belagerte und eroberte [2]) Ebu Jusuf Sedschelmesa, welches dem Fürsten der Beni Sian steuerpflichtig: Ebu Jusuf ertheilte allgemeine Amnestie, und zog, nachdem er einen Statthalter zu Sedschelmesa eingesetzt, wieder zurück; auf dem Rückzuge erhielt er ein Schreiben, und empfing bald darauf einen Gesandten Ibnol Ahmar's von Granada, der nach dem letzten auf dem Sterbebette erklärten Willen seines Vaters, den Herrscher der Beni Merin um Hülfe wider die Ungläubigen anrief. Ebu Jusuf, der schon lange von Begierde nach dem Frohnkampfe gegen die Ungläubigen jenseits des Meeres gebrannt, fand sich bereit, die angesprochene Hülfe zu leisten, und brach in seinem drey und sechzigsten Jahre [3]) von Fez zum heiligen Kriege wider die Ungläubigen auf.

Seinem Sohne Ebu Sian übergab Ebu Jusuf den Befehl über fünftausend der tapfersten Reiter; nachdem zwanzig Schiffe zur Ueberfahrt gerüstet worden, landete er in der Hälfte Mai [4]) zu Tarifa, von wo er nach dreytägiger Rast den Streifzug nach Andalus begann, dessen Beute zu Algeziras aufgehäuft ward. An alle Stämme der Berbern erging ein Rundschreiben, um sie zum heiligen Kriege aufzufordern; Ebu Jusuf begab sich nach Kaßrol Dschiwas (einer kleinen Stadt an der Meerenge von Gibraltar), um von dort aus die Ueberschiffung der Truppen

[1]) Redscheb 670 (Februar 1272).

[2]) 3. Rebiulewwel 673 (6. Sept. 1274), welcher aber kein Freytag, sondern ein Donnerstag.

[3]) Am 1. Schewwal 673 (30 März 1275).

[4]) Am 17. Silkide 673 (am 14. May 1275).

zu leiten. In der Hälfte Augusts [1]) ging er nach Tarifa, wo er von Ben El-Ahmar, dem König Granada's, und Ben Aschkiluln, dem König Malaga's, empfangen ward; er versöhnte diese beyden, durch heimlichen Neid und Haß entzweyten Fürsten, und nachdem beyde in ihre Residenz zurückgekehrt, ergoß sich das Heer der Beni Merin wie ein verheerender Strom längs den Ufern des Quadalquivir; die Gegend um Cordova, Ebura und Baeza wurde verwüstet, die Festung Belit mit Sturm erobert, alle Städte wurden eingeäschert und alle Felder verwüstet. Als das Heer schwer mit Beute beladen nach Ecija kam, traf die Nachricht ein, daß der christliche Feldherr Nugno Gonzalez de Lara im Anzuge. Ebu Jusuf rüstete die Schlacht, und ermunterte die Beni Merin durch Reden und Gebet zum heißen Kampfe für Glauben und Vaterland. Die lange und blutige Schlacht ward von den Christen verloren; die Schädel der erschlagenen Christen, deren Zahl von den arabischen Geschichtschreibern auf achtzehntausend, von den christlichen nur auf viertausend angegeben wird, wurden zu einem Thurme aufgeschichtet, von dessen Gipfel die Muesine das Gebet des Islams ausriefen. Der Bau solcher Minareten oder Schädelpyramiden als Trophäen des Sieges kehrt in den moslimischen Geschichten, besonders in der Timurs, häufig wieder. Der Kopf Nugno's wurde als Beylage des Siegesberichts dem König von Granada gesendet, eine uralte barbarische Sitte, welche in der osmanischen Geschichte häufig wiederkehrt [2]). Die Schlacht hatte am 8. September Statt; nachdem Ebu Jusuf die Gegend um Xeres verwüstet, begab er sich nach Algeziras, wo Beutevertheilung; die Zahl der Gefangenen war so groß, daß eine christliche Sclavin nicht höher als um einen halben Skal (beyläufig einen Gulden) verkauft ward; er wollte am Flusse Wadin Nisa, d. i. das Flußbett der Weiber, überwintern, aber da sein Heer sich nach der Heimat sehnte, so führte er dasselbe Ende Dezember nach Mauritanien zurück. Zu Fez dämpfte er den Aufruhr eines Empörers und die Verfolgung der Juden, die er wider den fanatischen Pöbel in Schutz nahm; er legte die Grundfeste der Stadt Neu-Fez, und baute zu Mekines das Schloß [3]) und die Moschee.

---

[1]) Am 21. Ssafer 674 (am 15. August 1275), welcher aber ein Sonnabend und kein Donnerstag war.

[2]) Geschichte des osm. Reichs I. 464, 556; II. 114, 115, 261, 360, 362, 422, 426, 448, 463; III. 12, 143, 304, 452, 512, 582, 586, 604, 610; IV. 23, 24, 62, 64, 148, 149, 247, 464, 541; V. 220, 446; VIII. 342.

[3]) Alcaçova, das arabische Kassaba.

Die Aufforderungen, welche Ebu Jusuf an die berberischen Stämme zu einem neuen Zuge nach Spanien erließ, fanden wenig Anklang, und nur von seinen Haustruppen begleitet, brach er *) nach Kaßrol Dschiwaf auf; endlich folgten ihm doch die verschiedenen Stämme der Beni Merin und Araber, und aus den berberischen mehrere Familien der Beni Maßamide, Sinhadsche, Euroba, Gomara, mit denen er am fünf und zwanzigsten Tage nach seinem Aufbruche bey Tarifa lagerte, und dann vor Ronda die Söhne des Fürsten von Malaga empfing; von da zog er vor Sevilla, wo König Alphons; an den Ufern des Quadalquivir fand die Schlacht Statt. Sevilla's Bewohner waren durch ihre Mauern geschirmt, aber Ninalala, Dscheliana und Alkala de Guadaira, eine kleine Stadt mit einem kleinen Schlosse, nur zwey Meilen von Sevilla entfernt, wurde erstürmt. Schon nach zwey Monaten war Ebu Jusuf wieder zu Algeziras zurück, um die Beute zu vertheilen, und neue Kräfte zum Feldzuge wider die Stadt Xeres zu sammeln. In diesem Feldzuge wurden alle Mittel und Gräuel der Verheerung erschöpft; leider gab Ebu Jusuf hiezu selbst das unlöbliche Beyspiel, indem er mit eigener Hand die Olivenbäume abhieb, die Saaten in Brand steckte. Seinen Sohn Ebu Jakub sandte er mit dreytausend Reitern ab, um sich der am Quadalquivir gelegenen Schlösser Rota (fünf Meilen von Cadix, seines Weines wegen berühmt), Scheloka und Elkanatir zu bemächtigen. Zu Algeziras wurde die Beute vertheilt, und die Raubluft der Krieger durch die Lockspeise noch glänzenderer Beute, welche zu Cordova zu holen sey, zum Feldzuge dahin entflammt. Diesen unternahm Ebu Jusuf in Gemeinschaft seines Verbündeten, Ben el-Ahmar's, des Fürsten von Granada. Es-sehra, d. i. die Blüthe, die drey Stunden von Cordova gelegene Stadt, wurde erobert; die Gegend um Cordova und Arjona bis gegen Jaen hin verwüstet; von Arjona nahm Ebu Jusuf seinen Rückweg durch Granada, die ganze Beute des Feldzugs dem Fürsten des Landes zur Belohnung seiner Verdienste überlassend. Ben Eschkilulu, der Fürst von Malaga, bat, daß ihm Ebu Jusuf die Herrschaft, die er zu halten zu schwach, abnehmen möge, indem er dieselbe lieber in den Händen der Christen, als in denen seines Nebenbuhlers, des Fürsten von Granada, sehen würde. Ebu Sian, der Sohn Ebu Jusufs, nahm in seines Vatters Namen Besitz von Malaga. Ebu Jusuf selbst empfing dort die Huldigung mit dem größten Jubel des Volks; er kehrte

*) Am 1. Moharrem 676 (4. Junius 1277).

im May [1]) nach Fez und Marokko zurück, nachdem er mit Alphons den Frieden geschlossen, welchen Mönche durch Ben el-Ahmar unterhandelten, und zu welchem er erst, nachdem er von zweymonatlicher Krankheit hergestellt worden, die Hände bot.

Kaum war Ebu Jusuf nach Mauritanien zurückgekehrt, als König Alphons, friedensbrüchig, eine Flotte, Algeziras zu belagern sandte, und Omar Ben Ali, welchen Ebu Jusuf als Statthalter zu Malaga zurückgelassen, pflichtvergessen die ihm anvertraute Stadt um funfzigtausend Dukaten an den Herrn von Granada verkaufte. Ebu Jusuf war eben auf dem Marsche nach Tanger, um sein Heer wider den friedensbrüchigen König und den pflichtvergessenen Statthalter zu führen, als ihn eine zu Nefis (in der Nähe Marokko's) ausgebrochene Empörung eines Arabers in die Hauptstadt zurückrief. Ebu Jusuf belagerte den Empörer auf dem Berge Seksira, und sein Sohn Ebu Sian dämpfte den zu Sus ausgebrochenen Aufstand. Die arabischen Geschichtschreiber vergrößern das spanische Belagerungsheer von Algeziras auf dreyßigtausend Reiter und dreymalhunderttausend Fußgänger, während die spanischen nur von der durch Don Pedro, den dritten Sohn des Königs Alphons, unternommenen Belagerung Kunde haben. Ebu Jusuf bot alle Kräfte, um den Glaubenseifer der Bewohner der Seeküste, besonders aber derer von Ceuta auf, um eine Flotte zu rüsten. Die Einwohner von Ceuta allein liefen in fünf und vierzig Schiffen aus, in welchen Geistliche, Gelehrte, Kaufleute, Krieger durch einander gemischt; Ben el-Ahmar rüstete zu Almunekar, Almerin und Malaga zwölf Schiffe aus, und der Prinz Ebu Jakub brachte deren von Tanger, Sale, Belez und Safi funfzehn zusammen, die ganze Flotte zwey und siebzig stark, lichtete am 13. Julius 1279 die Anker zu Tanger, die christliche Flotte ward geschlagen, und die Belagerung von Algeziras aufgehoben. Nach dem am Geburtsfeste des Propheten [2]) erfochtenen Seesiege begab sich der Prinz Ebu Jakub von Tanger nach Algeziras, und schloß mit König Alphons einen Waffenstillstand unter der Bedingniß, daß er mit ihm gemeinschaftlich die Belagerung von Granada unternehme; er kehrte dann nach Mauritanien zurück, vornehme Christen mit sich führend, um durch dieselben die Friedensbestätigung von seinem Vater zu erhalten; dieser mißbilligte aber das Verfahren des Sohnes, und ging, um die Christen nicht zu sehen, nach Fez und Marokko, und erließ ein Schreiben, um alle Stämme in den heiligen Krieg aufzubieten. Das Unternehmen nach Spanien

---

[1]) 1. Moharrem 677 (25. May 1278).

[2]) 12. Rebiulewwel (am 23. Julius).

ward durch die Nothwendigkeit, sich den Rücken vor den Unternehmungen des Fürsten Jaghmuras Ben Sian zu sichern, verspätet, denn dieser hatte sich mit Ben el-Ahmar verbündet, welcher Malaga keineswegs herausgeben wollte. Jaghmuras wurde geschlagen, und Ebu Jusuf erhielt ein Schreiben König Alphons, der ihn um Hülfe wider seinen eigenen empörten Sohn bat.

Die Empörung seines Sohnes Sancho, der an der Spitze des unzufriedenen Adels von Leon und Castilien seinen Vater der Krone zu berauben drohte, hatte diesen bestimmt, sich in die Arme seines Feindes zu werfen; Ebu Jusuf gab ihm hunderttausend Dukaten, und zog mit ihm vor Cordova, wo er den widerspenstigen Prinzen Don Sancho belagerte, und nachdem er die Gegend um Toledo verheert, wieder nach Algeziras zurückging. Don Sancho hatte seinerseits sich mit Ben El-Ahmar verbündet, und Spanien war Zeuge des traurigen Schauspiels des Zwistes zwischen Vater und Sohn, deren jeder sich mit einem moslimischen Fürsten verbündet hatte. Im Herbste desselben Jahres [1]) kehrte er nach Mauritanien zurück, wo er das nächste Jahr durch Krankheit zurückgehalten ward; im Frühjahr [2]) des folgenden setzte er zum vierten Male nach Spanien über, um den heiligen Kampf wider die Ungläubigen fortzusetzen. Von Xeres aus vertheilte er sein Heer in Streifzüge zur Verheerung aller umliegenden Landschaften; die Saaten und Weinberge der ganzen Gegend wurden verwüstet; seinen Eidam Ebu Ali Manßur sandte er mit tausend Mann auf einen Streifzug gegen Sevilla, und er selbst verheerte die fruchtbarsten Gegenden von Andalus, Olivenbäume niederhauend und Reben entwurzelnd. Die ganze Geschichte dieses Feldzugs ist nur das Tagebuch einer plündernden und verheerenden Horde. Durch die Ankunft seines Sohnes Ebu Jakub verstärkt, welcher ihm nur aus dem Stamme der Maßamide dreyzehntausend Freywillige zugeführt, belagerte das moslimische Heer die Festung Hoßnol Kanatir, und bemächtigte sich derselben. Das vereinte Heer des Vaters und des Sohnes verwüstete die Gegend um Sevilla, Carmona, Ezicha, Jaen und das Gebirg Esch-scherf. Um der feindlichen Flotte, welche den Moslimen den Rückzug nach Mauritanien abschneiden wollte, zu begegnen, wurde in den mauritanischen Häfen von Ceuta, Tanger, Rabat, und in den spanischen von Algeziras, Tarifa und Almonakar eine Flotte von sechs und dreyßig Schiffen gerüstet; nun unterhandelte Sancho durch

[1]) Am 1. Schaaban 682 (28. October 1283).

[2]) 5. Ssafer 684 (12. April 1284), richtig an einem Donnerstage, da der Sonntagsbuchstabe C.

Mönche, und begab sich dann selbst zu Ebu Jusuf, welcher mit ihm den Frieden am 20. Schaaban schloß [1]). Drey Monate hernach erkrankte er, und starb am 28. Moharrem des Jahres 685 (am 19. März 1286), nachdem er acht und zwanzig Jahre der größte Fürst der Beni Merin geherrscht, und viermal in Spanien den heiligen Kampf bestanden. Er liebte die Wissenschaften und die Studien, denen er so wie dem Gebete einen Theil der Nacht zu widmen pflegte [2]); er las Geschichten, und am liebsten die der Eroberungen der Araber in Syrien; mit Sonnenaufgang versammelten sich um ihn seine Sekretäre, die Scheiche der Beni Merin, mit denen er sich über die wichtigsten Angelegenheiten des Reiches berieth; um Mittag begab er sich in einen Saal zur Erholung, wo er bis zum Abendgebete blieb, und dann die Befehle des Tages unterschrieb. Er schlief abwechselnd, und lag, wenn er erwachte, wieder den Geschäften ob. All sein Sinnen und Trachten stand nach dem heiligen Kriege, den er aber auf eine, der Kultur des Landes verderbliche Weise immer zur Zerstörung von Saatfeldern und Rebenhainen geführt.

Aus den drey hier gegebenen Biographien der drey größten Herrscher der Morabithin, der Mowahhidin und der Beni Merin erhellt, daß Ebu Jusuf an Herrschergröße dem Jusuf Ben Taschfin und dem Abdol-mumin bey weitem nachsteht; noch mehr ist dieß der Fall mit den Herrschern der ersten und zweyten afrikanischen Dynastie, deren Geschichte die vorliegende, von Moura übersetzte enthält, nämlich mit den Edarisi oder Edrisiten und den Seiri oder Moghrawiten, welche wie die Beni Merin ein Zweig des großen Stammes der Senate [3]). Die Regierung keines der Fürsten dieser beyden Dynastien gibt Stoff zu so reichhaltigen Biographien, wie die drey hier gelieferten, besonders die der beyden ersten; desto reicheren Stoff zur historischen Composition, sey es als abgeschlossenes Ganzes der Geschichte einer ganzen Dynastie, sey es in der Form von Biographien der einzelnen Herrscher, bietet die Geschichte der Fatimiten dar, welche unstreitig die merkwürdigste der ein und zwanzig afrikanischen Dynastien, und von deren dreyzehn Herrschern mehr als drey dem Biographen sehr dankbaren Stoff bieten. Da Recensent hier der Zahl der afrikanischen Dynastien erwähnt hat, welche wenige Leser für so zahlreich gehalten haben

---

[1]) 22. October 1285.

[2]) Moura S. 328.

[3]) Die 37 Zweige derselben in Dombay's Geschichte der mauritanischen Könige, I. Bd. S. 123.

dürften, so glaubt er seine Angabe mit der folgenden kurzen Uebersicht derselben in chronologischer Ordnung belegen zu müssen.

I. Die Beni Rustem in Maghrib, eilf Herrscher v. J. d. H. 138 (755) bis 297 (909); II. die Beni Medrar zu Sedschelmesa, zehn Herrscher v. J. d. H. 167 (783) bis 297 (909); III. die Scherife Edarise zu Fez, fünf Herrscher v. J. d. H. 172 (788) bis 307 (919); IV. die Beni Aghleb zu Tripolis, eilf Herrscher v. J. d. H. 184 (800) bis 296 (908); V. die Fatimiten in Maghrib und Aegypten, vierzehn Herrscher v. J. d. H. 297 (909) bis 567 (1171); VI. die Beni Badis zu Afrikije an der nördlichen Küste Afrika's, neun Herrscher v. J. d. H. 360 (970) bis 598 (1201); VII. die Seiri oder Moghrawi zu Fez, neun Herrscher v. J. d. H. 368 (978) bis 462 (1069); VIII. die Beni Hammad, ein Zweig der Seiri, zu Budschia, neun Herrscher v. J. d. H. 419 (1028) bis 547 (1153); IX. die Molsemin oder Morabithin in Maghrib und Andalus, fünf Herrscher v. J. d. H. 448 (1056) bis 595 (1198); X. die Mowahhidin in Maghrib und Andalus, vierzehn Herrscher v. J. d. H. 514 (1120) bis 672 (1273); XI. die Beni Hafß, ein Zweig der Mowahhidin zu Tunis, zwölf Herrscher v. J. d. H. 555 (1155) bis 982 (1574); XII. die Beni Sekerin zu Dscherbe, fünf Herrscher nach den Beni Hafß; XIII. die Beni Kasi im Gebiete von Seware und Kuku, fünf Herrscher; XIV. die Beni Merin in Maghrib, siebzehn Herrscher v. J. d. H. 630 (1232) bis 899 (1493); XV. die Beni Sian zu Telmesan, acht Herrscher v. J. d. H. 646 (1248) bis ums J. 1540; XVI. die Beni Ammar zu Tripolis, sieben Herrscher v. J. d. H. 724 (1324) bis 802 (1399); XVII. die Beni Mesenni zu Beskere, fünf Herrscher v. J. d. H. 740 (1339) bis 804 (1401); XVIII. die Beni Abdolwad zu Telmesan, drey Herrscher v. J. d. H. 760 (1358) bis 795 (1392); XIX. die Beni Watas zu Fez, sieben Herrscher v. J. d. H. 876 (1471) bis 955 (1548); XX. die Scherife Huseini von Fez, zehn Herrscher v. J. d. H. 929 (1515) bis 1648; XXI. die Scherife Fileli, von 1648 bis auf den heutigen Tag eilf Herrscher, deren heutiger Mulai Abderrahman.

Von diesen ein und zwanzig afrikanischen Dynastien, die zusammen hundert achtzig Herrscher zählen, sind im Deguignes nur eilf aufgeführt, nämlich: die Aghlabiten, Edrisiten, Fatimiten, Seiriten, Beni Hammad, Morabithin, Mowahhiddin, Beni Merin, Beni Sian, Beni Hafß und die Scherife von Marokko; die anderen neun, welche fehlen, finden sich in der Weltgeschichte des Munedschimba-

schi [1]), nur Schade, daß bey den wenigsten mehr als der Name der Herrscher angegeben ist, so z. B. bey den Beni Ammar, welche in der Uebersetzung der chronologischen Tafeln Hadschi Chalfas von Carli in Omar verstümmelt worden sind; bloß die Namen der Regenten: 1) Sabit Ben Ammar, 2) dessen Sohn Mohammed, 3) der Sohn Mohammeds Sabit II., 4) Ebubekr, 5) der Neffe Ebubekr's, Emir Ali, 6) Jahja, gemeinschaftlich mit seinem Bruder Abdol Wehid, der letzte entriß Tripolis i. J. d. H. 803 (1400) den Händen der Beni Hafß [2]). Die türkische Universalgeschichte Mohammed Efendi's, die Auswahl der Geschichten betitelt, welche aber nicht wie die Geschichte Munedschimbaschi's dritthalbhundert Dynastien, sondern deren nur sieben und achtzig enthält, gibt wenigstens über ein Paar der obigen von Deguignes nicht aufgeführten zehn afrikanischen Dynastien nähere Auskunft, nämlich über die Beni Watas und über die Beni Badis. Der Stifter der ersten war Ebu Sekeria, dessen Verfahren im Dienste der Beni Merin, die Wesirschaft erblich besaßen; er bestieg den Thron zu Fez, und wurde in einem Aufruhr erschlagen; sein Sohn Mulei Scheich löste seinen mit der Mutter von den Portugiesen gefangenen Sohn Mohammed um schweres Geld aus, und starb nach dreyßigjähriger Regierung natürlichen Todes; sein Sohn ward El-Portakali, d. i. der Portugiesische beygenannt, weil er während seiner zwölfjährigen portugiesischen Gesandtschaft sich ganz in fränkische Sitten einstudirt. Sein Bruder und Nachfolger Ebu Husun ward ob unmäßigen Weintrinkens abgesetzt, und auf seines Neffen Ahmed (des Portugiesischen Sohn) Befehl hingerichtet. Ahmed, des Portugiesischen Sohn, kriegte mit Scherif Ahmed, dem Sultan von Marokko; hierauf folgte Bürgerkrieg zwischen Ahmed und seinem Bruder Mohammed; i. J. 959 (1548) ward Ahmed zu Marokko erschlagen. Mulai Mohammed Kaßr, der Sohn Mulai Ahmeds, hatte schon während der zweyjährigen Gefangenschaft seines Vaters an dessen Stelle die Zügel der Regierung geführt; ihm folgte sein Oheim Ebu Husun, der Sohn Mohammeds des Portugiesischen, welcher zwar zuerst von Ssalihpascha, dem osmanischen Beglerbeg von Algier, unterstützt, den Thronprätendenten Mohammed Scherif geschlagen, dann aber, als er sich mit Ssalihpascha zertragen, der Macht Mohammed Scherifs, des Gründers der regierenden Dynastie zu Marokko, erlag.

Die zweyte Dynastie, über welche das Nochbetet-tewarich

---

[1]) Gesch. des osm. Reichs, IX. Bd. S. 260 — 268.

[2]) Nochbetet-tewarich, Bl. 344.

nähere Auskunft gibt, sind die Beni Badis, welche bisher von den Geschichtschreibern *) mit den Seiriten vermengt worden, welche aber eigentlich Ssinhadsche sind, deren Stifter Jusuf Belkin, der Sohn Seiri's Munad des Ssinhadsche, welcher, als i. J. d. H. 361 (971) Moif li Dinillah, der vierte Chalife der Fatimiten, den Sitz seiner Herrschaft nach Aegypten übertrug, von demselben als Statthalter in Afrika ernannt, durch zwölf Jahre unumschränkt herrschte. Sein Harem bestand aus vierhundert Sclavinnen, und einmal wurden ihm an Einem Tage siebzehn Söhne geboren; ihm folgte durch zehn Jahre mit unumschränkter Herrschaft sein Sohn Manßur, welcher dem ägyptischen Chalifen Asisbillah hunderttausend Dukaten zum Geschenke sandte, und i. J. d. H. 386 (996) starb; sein Nachfolger war Badis, der Sohn Manßur's; dieser verlieh seinem Oheim Hammad, dem Sohne Jusufs, die Herrschaft von Tahert als Emir; als er aber i. J. 405 (1015) wider ihn aufstand, belagerte ihn der Neffe in einem festen Schlosse, vor welchem er nach neunzehnjähriger Regierung plötzlich den Geist aufgab; ihm folgte sein Sohn Moif, erst acht Jahre alt; er kann also unmöglich (wie Rehm vermuthet) dieselbe Person mit dem Muget der abendländischen Schriftsteller seyn, welcher i. J. 1000 nach Christi Sardinien eroberte. Hammad setzte den Aufruhr fort, verglich sich aber mit Moif, welcher sieben und vierzig Jahre lang glücklich regierte; er änderte das Kanzelgebet von dem Namen der fatimitischen Chalifen auf den der Chalifen aus der Familie Abbas, weßhalb ihn Mostanßar der ägyptische Chalife mit Krieg überzog; er zwang die Bewohner Nordafrika's, welche bis dorthin dem Ritus Hanefi gefolgt, den Ibn Maliks anzunehmen. Der Glanzpunkt dieser Dynastie ist die sechs und vierzigjährige Regierung seines Sohnes Temim, welcher, wie der Stifter der Dynastie, ein großer Liebhaber des Harems, über hundert Söhne und sechzig Töchter hinterließ. In seine Fußstapfen trat sein Sohn Jahja, dessen achtjährige Herrschaft, wie die seines Vaters, ruhig und glücklich war. Ali, der Sohn Jahjas, führte die Regierung durch eilf Jahre; aber unter seinem Sohne Hasan ging die Herrschaft der Beni Badis zu Grunde, indem sich die Franken zuerst der Insel Dscherbe, dann i. J. 543 (1141) der Hauptstadt Mehdie (Mahadin) bemächtigten. Von den andern sechs Dynastien, welche weder bey Deguignes, noch bey Rehm zu finden, nämlich von den Beni Rustem, Beni Medrar, Beni Sian, Beni Abdolwad, Beni Sekeria und

*) S. Rehm's Handbuch der Gesch. des Mittelalters, II. Bd. II. Abtheilung, S. 306.

Beni Meseni, gibt die Universalgeschichte Munedschimbaschi's nur die Namen der Herrscher derselben, die wir hier als bloße Nomenclatur aufzuführen überflüssig finden, und uns lieber von dem Gerippe der Geschichte, nämlich von den Namen und Zahlen zu dem dasselbe begleitenden Fleische zur Darstellung der Sitten, Gebräuche, Gesetze und Kultur wenden.

Von den vier vorliegenden Werken enthält das Aschbachs allein eine Darstellung der kirchlichen Angelegenheiten, der Gesetzgebung und Staatseinrichtung der spanischen Staaten zur Zeit der Herrschaft der Morabithin in zwey trefflichen Abschnitten, deren erster die kirchlichen Angelegenheiten, der zweyte die Staatseinrichtung und Gesetzgebung behandelt. Noch im eilften Jahrhundert scheint die Staatseinrichtung der christlich-spanischen Königreiche der der letzten gothischen Könige ähnlich gewesen zu seyn. Die Umgebung des Fürstenhofes, welcher Cohorte oder Corte hieß (bey den Tataren Ordu oder Orda), waren die Palatini, an deren Spitze der Majordomus; der Kriegsminister hieß Armiger, der Oberkriminalrichter Majorinus palatii, dem Finanzwesen standen die Oeconomi palatii vor, die Ausfertigung der Staatsacten und Urkunden besorgten die Notarii, die Bedienung der königlichen Person und Besorgung der königlichen Haushaltung lag den Cubiculariis und Cellariis ob. Bey der Thronbesteigung bedienten vier der vornehmsten Grafen den König bey Tisch. Es ist nicht ohne Interesse, mit dieser Haushaltung der christlich-spanischen Königreiche im äußersten Westen Europas die der nur um ein Jahrhundert späteren mongolischen im äußersten Osten Asiens zu vergleichen; auch dorten stellte den Majordomus der erste Wesir vor; bey den Mongolen hießen die Sekretäre Bitekdschi, von Bitek, Briefe oder Schreiben, welches die Byzantiner als Πιττακιον aufgenommen. Die Truchsesse hießen Bawerdschi und die Mundschenke Ajakdschi. Bey ihnen finden sich die Schwertträger und Kämmerer, welche zu den Russen als Kilitschejі und Postelnik übergegangen sind; zwey Wörter, die rein tatarischen oder richtiger zu sprechen türkischen und persischen Ursprungs sind, denn Kilitschei stammt vom türkischen Wort Kilidsch, d. i. Säbel, und Postelnik (der Diener des Bettes) vom persischen Post, Haut, Fell, weil die Betten aus solchen bestanden. In Rußland waren den Waffenträgern, welche auch Oruschnik*) genannt wurden, die Einkünfte der Salzwerke von Kolomna als Besoldung angewiesen, bey den Byzantinern hießen dieselben Spatharii; der Großspathar ist noch heute eine Würde am Hofe der Fürsten der

*) Karamsin's Gesch., Originalausgabe, IV. Bd. S. 21.

Moldau und Wallachey, deren erster Minister Postelnik heißt, und Postnischin, d. i. Haut= oder Fellsitzer, heißen die Derwische, welche in ihren Klöstern, wie dieses noch täglich in denen Galata's und Scutari's zu Konstantinopel zu sehen, auf Fellen sitzen; das Wort ist ganz nach derselben Analogie gebildet, wie Ssahranischin, Feldsitzer, d. i. Beduinen, von welchem vielleicht das Wort Sarazenen herzuleiten. Die nächste Analogie mit den persischen Fellsitzern (Derwischen) und Feldsitzern Nomaden) haben unsere Stuben= und Ofensitzer, von denen wenige Leser vermuthen dürften, daß dieselben bey den Mongolen als Feuer= oder Herdsitzer in ganz besonderen Ehren. Utdschigin, d. i. Feuersitzer, hieß schon vor und nach Tschengis-chan der jüngste Sohn der Familie, welcher nie in den Krieg zog, sondern zu Hause den Herd hüten mußte, um die Wirthschaft zu verwalten, und wenn alle übrigen erschlagen würden, den Stamm fortzusetzen; auf denselben und nicht auf den ältesten ging die Erbschaft des Hauses nach mongolischen Gesetzen über.

»Nach der ganzen Richtung der damaligen Zeit mußte nothwendig auch das Lehenwesen in Castilien Wurzel fassen, da schon die Bekanntschaft mit den muhammedanischen Staaten, wo ebenfalls Lehensverhältnisse bestanden, darauf hinführte,« sagt Hr. Aschbach ganz im Widerspruche mit Viardot [1]) und Martorana [2]), von denen der erste die Existenz des Lehenwesens zur Zeit der Araber gänzlich, der letzte wenigstens bis auf einen gewissen Grad läugnet, und hierin mehr die Wahrheit auf seiner Seite hat, als die beyden vorigen; denn wiewohl schon unter den ersten Chalifen Staatsgründe zur Besoldung der Truppen ausgeschieden wurden, und deßhalb mit dem Worte Iktaa, d. i. Ausscheidung, benannt worden, welches später in dem heutigen Gebrauche in den Sinn von Staatspacht übergegangen ist, so waren diese ausgeschiedenen Staatsgüter doch wenigstens von Anfang her keine Lehen, sondern bloß zur Nutznießung für Lebenslang überlassene Gründe. Ganz anders verhält es sich hierin mit den türkischen Timaren und Siamet, indem der Besitz derselben wirklich auf die männlichen Nachkommen forterbt, und der Besitzer derselben mit einer bestimmten Anzahl von Säbeln

---

[1]) On ne trouve, en effet, dans leur histoire, nulle trace de la tenure féodale, en usage alors dans l'Europe, c'est-à-dire, de l'obligation imposée à chaque possesseur de fief relevant de la couronne d'amener ses vassaux au service du roi. Viardot Tom. II. p. 92.

[2]) Si hanno confuso malamente co' nostri feudi l'*Achadzat* et l'*Aktaat* de' Saraceni, come pure il *Tymar* e lo *Zyam* degli Ottomani. Martorana II. p. 31.

(Soldaten) in den Krieg zu ziehen gehalten ist. Diese Lehenseinrichtung findet sich in der persischen Geschichte schon unter Nuschirwan, das ist im siebenten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, und das Wort Timar ist ursprünglich persisch, und nicht etwa vom griechischen Τιμη herzuleiten [1]); später hatten die großen Güterbesitzer unstreitig die Pflicht, beym allgemeinen Aufgebote mit ihren Mannen in den heiligen Krieg zu ziehen, aber eine regelmäßig gegliederte Einrichtung des Lehenswesens unter den Arabern, wie in Europa zur Zeit des Mittelalters, läßt sich nicht beweisen. Martorana bestreitet daher mit Recht (II. S. 24) die Behauptung neuerer Schriftsteller, daß in Sicilien unter arabischer Herrschaft die Lehen allgemein gewesen. Da derselbe seine Quellen insgemein gibt, so wäre zu wünschen gewesen, er hätte auch die beygebracht, welche unter den Insignien des Chalifen, die goldenen Halsketten und die goldenen Armbänder aufführen. Ibn Chaldun, welcher die neun Insignien und Attribute der Herrschaft, nämlich: die Musikkapelle, die Fahnen, den Thron, die Münze, den Ring, den gestickten Saum des Kleides, die Zelte, die Emporkirche (Makßure) und das Kanzelgebet am Freytage (Chutbe) aufführt [2]), weiß eben so wenig von goldenen Halsketten und Armbändern als von Zepter und Krone. Die Insignien des Chalifenthums unter den ersten Chalifen waren nur drey, nämlich der Mantel, der Stab des Propheten und der Ring. Mit Recht führt Martorana unter den Fahnen nicht nur die weißen und schwarzen, sondern auch die grünen auf, wie denn noch heute die heilige Fahne der Osmanen Liwai Chadhra genannt wird. Von der Farbe der Fahnen und der Kleider hießen die Chalifen aus der Familie Abbas Mosewwede (nicht Moswada), d. i. die geschwärzten, und die fatimitischen Chalifen hießen Mobeijedhe (nicht Mobyadha), d. i. die geweißten. Der Oberstkämmerer hieß Hadschib, d. i. der Halter des Vorhangs an der Thüre (nicht Ajeb, was, als Adscheb ausgesprochen, bloß wunderlich heißt). Im zweyten Kapitel des zweyten Buches handelt Martorana von der Religion, im dritten von dem bürgerlichen Rechte der Sicilier unter der Herrschaft der Araber. In beyden nichts Neues, wenn nicht die vermuthlich aber schon von irgend einem der tausend Commentatoren der Divina comedia geäußerte Meinung, daß Dante's

[1]) Die Stellen Mawerdi's, des ältesten Lehrers des islamitischen Staatsrechts über die Staatsgüter-Ausscheidung (Iktaa), sind in der von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin i. J. 1832 gekrönten Preisfrage: Ueber die Länderverwaltung unter dem Chalifate (Berlin 1835. S. 126), ausgezogen.

[2]) In der oberwähnten Preisschrift S. 180—185.

sieben Höllen ganz den sieben Höllen des moslimischen Dogma nachgebildet seyen; der Recensent hat hieran, seitdem er Dante und den Koran gelesen, nie im geringsten gezweifelt, und die Uebereinstimmung liegt nicht nur in den sieben Abgründen der Hölle, sondern auch in den Stufen des paradiesischen Berges der Seligkeit zu Tage, dessen ältestes Muster wahrscheinlich im Paradiese Kailaß des himmlischen Gebirges Meru der Inder zu suchen ist. Die nähere Beweisführung durch Zusammenstellung mag einem künftigen Tausend und Einem Commentare der Divina comedia vorbehalten bleiben.

In dem dritten Hauptstücke, welches von dem bürgerlichen Rechte Siciliens unter den Arabern handelt, wären die zwey letzten Seiten besser weggeblieben, da dieselben rein türkische Einrichtungen mit arabischen vermengen. Wie könnte jemals der Gehülfe eines arabischen Mufti Mosewwiddschi! geheißen haben? Auch der aus Hyde citirte Kadilasker (nicht Kadhi Asciakar) ist erst eine türkische Einrichtung; der Titel Scheichhan (Sceikan) als der des Mufti ist ein Unding; erst im osmanischen Reich entstand die höchste Würde des Gesetzes unter dem Titel des Scheichs des Islams, denn die Mufti waren früher bloß zu Rath gezogene Entscheider streitiger Fragen, und hatten als solche mit den Scheichen, Predigern, nichts gemein. Das vierte Hauptstück, von den Einkünften und der Steuerverwaltung unter der arabischen Herrschaft, behandelt, wiewohl sehr unvollständig, die verschiedenen Diwane [1]), und gibt bey dieser Gelegenheit zwey Etymologien, welche neu und wahr, die eine des Wortes Dogana oder Duhana, welches, wie aus den beygebrachten Stellen sicilianischer Diplome zur Genüge bewiesen wird, nur eine Verstümmlung des arabischen Diwan, dessen älteste Bestimmung die der Steuereinhebung und Finanzverwaltung; minder einleuchtend ist die des Wortes Cadastre vom arabischen Charadsch, Kopfsteuer. Es ist sonderbar, daß Engländer und Franzosen den Namen für die Mauth aus dem Arabischen, die Türken hingegen aus dem Neugriechischen oder Lateinischen genommen haben, indem das türkische Gumruk (Mauth) nur das verstümmelte Κομμερκιον der Byzantiner ist.

Das Werk Viardot's enthält eben so wenig als das Mortarana's viel Neues, indem dasselbe, in so weit es die Geschichte betrifft, ein Auszug aus Condé, und in Betreff der Literatur aus Andres. Es kündet sich am Schlusse der Vorrede bescheiden nur als ein Elementarbuch, nicht als eine Geschichte an [2]);

---

[1]) Ausführlich in der oben angeführten Preisfrage behandelt.

[2]) C'est une étude, non une oeuvre d'art, que je publie, et

aber selbst in einem Elementarbuche sollten Irrthümer vermieden werden, wie gleich auf dem zweyten Blatte die irrige Angabe des Geburtstags Mohammeds, welcher als der sechzehnte Julius 572 angegeben wird, während Mohammed i. J. 571 am 20. April an einem Montage geboren ward *). Der eine und derselbe Name sollte nicht einmal richtig Mohammed und ein andermal (I. p. 79) unrichtig Muhamad geschrieben seyn; der Name Morabithin wird (I. p. 163) nicht ganz richtig als voués à Dieu erklärt, während es eigentlich nur die Robother im Frohnkampfe, welche ihr Pferd besorgen und Gränzwache halten, bedeutet. Der Pallast von Alhamra wird (I. p. 244) richtig als die rothe Burg erklärt, aber der paradiesische Garten Généralife würde, wenn dieses eine Verstümmlung von Dschennetol-aarif wäre, nicht jardin agréable, sondern das Paradies des Kundigen heißen; wahrscheinlicher ist der arabische Name, aus welchem die heutige Benennung Généralife entstanden, Dschennetol-isch, d. i. das Paradies der Wollust. Diese Verstümmelung darf nicht wundern, da die spanischen Christen auch Abdollah in Boabdil verstümmelt haben. Indessen liest sich die kurze Darstellung der maurischen Herrschaft in Spanien, welche den ersten Theil und die ersten funfzig Seiten des zweyten füllt, sehr flüssig, und noch interessanter ist der Rest des zweyten, welcher die politische Verfassung der arabischen Herrscher und den Zustand ihrer Kultur behandelt. Die eingebornen Araber aus Jemen und Hedschas, die Syrer und Aegypter, wurden unter dem gemeinsamen Namen der Scharkiun (Sarazenen), d. i. der Oestlichen, die Bewohner Nord- und Westafrikas mit dem Titel Maghribi, d. i. die Westlichen, bezeichnet. Die dritte Klasse waren die unter arabischer Herrschaft lebenden Christen, welche Mostearab (Mozarabes), d. i. die Arabisirten, hießen. Der Verfasser findet die Fehler arabischer Regierungsverfassung in der Unbestimmtheit der Thronfolge, indem der Koran über Wahl- oder Erbrecht nichts entschied, so daß die Bestimmung der Nachfolge auf dem Thron von der Willkür des jeweiligen Besitzers desselben abhing; in der unumschränkten Macht der Statthalter, in der Verschiedenheit der Rassen der Unterthanen, welche nie zu gänzlicher politischer Einheit zusammengeschmolzen werden konnten; er findet die Ursachen des Verfalls in der Unzufriedenheit

si je désire appeler l'attention, c'est ne pas sur l'historien, mais sur l'histoire.

*) Silvestre de Sacy Mémoire im XLVIII. Bande der Mémoires de l'académie des inscriptions hat den Irrthum Gagnier's berichtigt.

der Beherrschten und dem Mangel eines gemeinsamen Bandes, wie der Lehensverband bey den Longobarden, Franken und Westgothen, und in den inneren Unruhen; er erklärt die längere Dauer des Königreichs von Granada durch die aus Cordova, Sevilla, Valencia nach Eroberung dieser Städte zusammenströmende Volksmenge und durch die für Granada günstige Lage der christlichen Nachbarstaaten. In dem Abschnitte der Kultur beginnt der Verfasser mit den Künsten, von denen dem Moslim aber nur eine einzige zu pflegen erlaubt ist, nämlich die Architektur; die Moschee von Cordova, die Burg Granadas verherrlichen noch heute den Ruhm sarazenischer Baukunst, als die schönsten Denkmale derselben. Die Wunder von Al-Sehra, d.i. die Blüthe (von der Lieblingin des Chalifen so beygenannt), sind längst zerstoben. Unter den Wissenschaften stellt Hr. Viardot die Agrikultur voraus, die spanischen Namen der unterirdischen Kornbehälter (Silos, d. i. Sille), der Bewässerungskanäle (Azequias, d.i. Es-sakijet), der Wasserschöpfräder (Norias, d. i. Naauret) sind alle arabisch. In der Arzneykunde sind Avicena (Ibn Sina), Razis (Er-rasi), Averraes (Ibn Roschd) und Abulcasis (Abul Kasim) die Nebenbuhler von Hippokrates und Galenos. Abul-Kasim lehrte schon die jüngst wieder ins Leben gerufene Heilmethode des Blasensteines durch Zerreibung desselben in der Blase. In der Chemie bezeugen so viele noch heute gäng und gäbe arabische Kunstwörter die Verdienste der Araber um dieselbe, als Alcohol, Alambic, Alkali, Alkermes, Robb (Eingesottenes) u.s.w. In der Mathematik haben sie uns die Algebra (Al-dschebr) und die Kabala (Almokabelet) so wie die Zahlzeichen überliefert, deren deutsche Namen Ziffer selbst nur das arabische Dschefr, welches der Name der Nulle und eines kabalistischen Buches. Der Almanach (Almanah) ist ihre Gabe als Geschenk zum neuen Jahre, und in der Astronomie ist unser Himmel mit arabischen Sternbildern bevölkert. Unter dem Abschnitte der Erfindungen schreibt Hr. Viardot den Arabern auch die drey großen des Papiers, des Compasses und des Schießpulvers zu Gutem, welche aber alle drey mit größerem Rechte die Chinesen in Anspruch nehmen. Die Interpretation der Wörter Zoron und Aphron, welche Andres nach Casiri für kalt und warm oder für Nord und Süd gegeben, hält keineswegs Stich. Wenn schon i. J. 1308 bey der Belagerung von Gibraltar Donnermaschinen vorkommen, so ist zu bedenken, daß schon im gewaltigen Heerzuge Holaku's i. J. 1253 tausend Familien chinesischer Feuerwerker, welche aus Wurfmaschinen Blitz und Donner schleuderten, vorkommen. Endlich dankt das Mittelalter den Arabern die erste Einrichtung

der hohen Schulen und Universitäten, deren Muster die von Nisamol-mülk, dem großen Wesir Melekschahs des Seldschuken, zu Bagdad in der zweyten Hälfte des eilften Jahrhunderts gestiftete Medrese Nisamije, und die um ein halbes Jahrhundert ältere Loge der Weisheit (Darol-hikmet) zu Kairo, über welche hinaus die ägyptische Freymaurerey ihr Daseyn historisch nicht erweisen kann.

Nach dem Ueberblicke der historischen Werke, deren Gegenstand die Geschichte Maghrib's, wenden wir uns mit Vergnügen zu dem jüngsten geographischen und statistischen Spiegel Marokko's, des vormaligen schwedischen Consuls, des Cavaliere Conte Gräberg di Hemsö, welches von den hier angezeigten Werken für den Geographen und Statistiker das wichtigste, während jene nur das Interesse des Geschichtsforschers befriedigen; ein sowohl durch die Fülle geographischen und statistischen Reichthums, als durch die lichtvolle Klarheit, mit welcher alte und neue Materialien zu einem schönen Ganzen geordnet sind, höchst empfehlenswerthes Werk; mit einigen lithographirten Ansichten der Städte Marokko's und mit einer Karte bereichert, welche der dem Tagebuche Washington's in dem ersten Bande der Denkschriften der englischen geographischen Gesellschaft beygegebenen nachgestochen ist. Da ein vollständiger Auszug dieses trefflichen Werkes die Gränzen dieser Anzeige überschreiten würde, so müssen wir uns vorzüglich auf die reine Inhaltsanzeige desselben beschränken, und die Leser selbst auf den (durch ein Namenregister nützlich erleichterten) Gebrauch desselben verweisen. Die zwölf Hauptstücke sind unter den drey Abtheilungen der Chorographie, Ethnographie und Nomographie aufgeführt, deren erste die Beschreibung des Landes, die zweyte die Beschreibung des Volkes und seines Kunstfleißes, die dritte nicht nur, wie man aus dem Titel schließen möchte, die Gesetze, sondern auch die Staatsverwaltung, die Staatswirthschaft und einen kurzen Umriß der Geschichte und der Diplomatie Marokko's umfaßt. Maghribol-Akßa, d. i. der äußerste Westen, zerfällt in zwey Theile, deren nordwestlicher die zwey Reiche Fez und Marokko, das südöstliche die acht Landschaften: Tafilet, Sedschelmesa, Dara, El-Haris, Adran, Guzzula (Ghusule), Tesset und Sus el-Akßa, enthält. Fez und Marokko entsprechen dem alten Mauritania tingitana, die übrigen Landschaften einem Theile Gätulien's. Sowohl Fez als Marokko wird jedes in zehn Provinzen untergetheilt; die Meerhäfen, die Berge und Thäler, die Flüsse und Seen werden aufgezählt; das zweyte Kapitel handelt von Klima und Boden, das dritte von Erzeugnissen der drey Naturreiche, das vierte von den

Wohnungen, welche, wiewohl sie nur aus Zelten bestehen, doch mancherley Namen haben: der älteste lateinische Name Mapalia stammt vom punischen Worte Mapul, auf arabisch heißen die Zelte Chaimet [1]) oder Beit [2]); ein in einem Ovale aufgestellter Verein solcher Zelte heißt Duar [3]), wenn derselbe bleibend, wird derselbe Mers [4]), das ist gleichsam der festgeankerte, und wenn auf der Anhöhe eines Hügels gelegen, Scherf [5]), d. i. der Erhabene, genannt. Die gemauerten Hütten der Amasirghen heißen Tigmin. Von den 67 aufgeführten Städten sind, nach den drey Residenzen Fes, Merakesch (Marokko), Mekines und Darudant, der Hauptstadt von Sus, die Küstenstädte Tetuan, Tendscher, El-Arisch, Sale, Rabath, Mogodor die merkwürdigsten. In der zweyten Abtheilung (der Ethnographie) wird die Bevölkerung von Fes auf 3,200,000, von Marokko auf 3,600,000, von Tafilet und Sedschelmesa auf 700,000, von Adrar und Sus auf 1,000,000, zusammen auf 8,500,000 auf 24,379 Lieues Flächeninhalts, das ist beyläufig vierthalbhundert Köpfe auf die Lieue angegeben; nach den verschiedenen Nationen: Amesirghen, d. i. Berebren, und Tewarich 3,300,000; Schelofen 1,450,000; Araber Mauren 3,550,00; Araber, Beduinen, Himjariten 740,000; Juden 339,500; Neger aus Sudan 120,000; Europäer Christen 300; Europäer Renegaten 200, zusammen neunthalb Millionen. Die bevölkertsten Städte sind Fes mit 88,000, Mekines 56,000, Marokko 30,000, Rabath 27,000, Sale 23,000, Darudan 21,000, Suira 17,000, Tetuan 16,000 u. s. w. Die Amasirghen oder Masirghen sind das Urvolk des nördlichen Afrika, welchem die Araber (oder schon die Phönizier) den Namen Berbern (Bar berr, d. i. Sohn der Wüste) beygelegt haben. Ihre bedeutendsten Stämme sind die Fillel, Senate, Sanhadsche; in ihrer Sprache heißt Amasirgh edel, ausgezeichnet, frey, unabhängig, wie der Name der Franken die Freyen, der der Slaven die Rühmlichen bedeutet; wie sich der türkische Stamm der Kanghar oder Kanghli, d. i. der Wagenführer, selbst die Edeln nannte [6]). Die Sprache hat keine Verwandtschaft mit der semitischen, und sie sind also weder Amalekiten noch Phönizier. Die Sprache sollen, wie der Verfasser sagt, mit ihnen die Schelofen gemein haben, welche eine ganz andere Rasse, von dunkler Gesichtsfarbe und größerem mechanischen Talente als die Berebren; der Verfasser zweifelt nicht, daß sie die

---

1) خيمة 2) بيت 3) دوار 4) مرس 5) شرف

6) Diese Jahrbücher, Band LXVII, S. 15.

Massilier des alten tingitanischen Mauritaniens seyen, und meint, daß die heutige Mischlingsrasse der Scheloken aus ihrer Vermischung mit dem Stamme Berghewat entstanden sey, dessen oben in der Geschichte erwähnt worden; sie selbst sehen sich als Abkömmlinge der aus Palästina ausgewanderten Philistäer an. Nach den Amasirghen und Scheloken sind die Mauren der zahlreichste Völkerstamm, deren erste Einwanderung aus Syrien der Verfasser schon zur Zeit Josua's, vierzehnhundert Jahre vor Christi Geburt, annimmt, während die phönizische Colonie, Erbauerin Karthagos, erst ein halbes Jahrtausend später einwanderte; ihre Sprache ist das Arabische Maghrib's, mit amasirghischen und spanischen Wörtern gemischt. Recensent erlaubt sich hier zu bemerken, daß wenn die heutigen Mauren arabisch sprechen, dieselben sicher Araber und nicht ursprüngliche Phönizier sind, welche dennoch vielleicht in den Scheloken zu suchen seyn dürften, deren Sprache sehr weit davon entfernt ist, dieselbe der Amasirghen zu seyn, da sich, wie S. 77 der Verfasser selbst erzählt, Amasirghen und Berbern nur mittels eines Dolmetsches verstehen konnten.

»Die Kleidung der Mauren ist malerisch und anmuthig; sie besteht aus einem Hemde mit weiten Aermeln und ungemein weiten Beinkleidern, aus einem weißen Unterkleide, über welches sie einen Kaftan mit kurzen, an den Pulsen zugeknöpften Aermeln tragen, meistens von hellem gelb oder lazurblau, mit mannigfarbigem Gürtel; über alles dieses wird mit mehr oder weniger anmuthigem Wurfe der Haik [1]) oder Oberkleid (schiavina) getragen, von röthlicher Wolle, Baumwolle oder Seide, ganz wie die Toga der Römer; manchmal kömmt noch eine andere Art von Oberkleid aus blauem Tuche mit einer Kapuze dazu, welches Burnus [2]), oder ein leichteres Oberkleid, welches Sulham [3]) heißt, gewöhnlich aus weißen Kasimir.«

Der mauritanische Pilgermantel (Haik) und der Matrosenkaput (Burnus) sind schon aus Reisebeschreibungen bekannt, aber nicht das Sulham, dessen Etymologie dem Verfasser unbekannt scheint. Sulham (verstümmelt statt Sulhimmet) ist der Name der berühmtesten Heldin arabischer Ritterromane, welche ihren Namen (Sulhimmet heißt die mit hohem Muthe Begabte) durch ihre Heldenthaten verdiente [4]); sie ist vorzugsweise die Königin arabischer Amazonen, deren Namen dieses Oberkleid trägt, so wie das bekannte arabische und türkische Unterkleid (von

---

1) حيك 2) برنس 3) ذو الهمة

4) Siehe den Catalog der orientalischen Handschriften der k. k. Hofbibliothek, Nr. 169, S. 24.

den Türken Enteri, von den Arabern Antari [1]) ausgesprochen) den Namen Antar's, des Vaters der Ritter.

»Das Haik tragen auch die Frauen, sehr fein und fast durchsichtig; die wohlhabendsten tragen unmittelbar auf dem Leibe ein schönes Hemd von feiner Leinwand, welches über dem Busen mit Gold gestickt; dann einen stoffreichen Kaftan, gewöhnlich von Tuch, aber oft von goldgesticktem Sammt; der Kopf ist ein Paarmal mit goldgesticktem Schleyer, welcher Abruk (Abrak [2]), d. i. der scheckige) heißt, umwunden; die Enden des Schleyers fallen, mit den Zöpfen der Haare vermischt, bis an den Gürtel hinten hinab; die Kopfbinden werden manchmal durch ein mit Goldmünzen oder Perlen reich besetztes Band zusammengehalten, welches Aßaba [3]), d. i. die Binde, heißt, und die Stirn als Diadem umgibt; im Ohre tragen sie zwey Ringe, einen kleinen, Amara (Imaret, d. i. das Fürstenthum), an dem oberen Theile, und einen großen, schweren, Chorsi (Kursi, d. i. der Thron), an dem unteren Theile des Ohres, beyde mit kostbaren Steinen besetzt; am Halse hängen Halsbänder von Perlen oder kleinen Gold- und Silbermünzen mit Edelsteinen, welche Tesra [4]), und um die Pulse große goldene oder silberne Armbänder, welche Deblis [5]) (Demlidsch), so wie die Bänder an den Füßen Chalchal [6]) und die um die Knie Rukus [7]) heißen; über den Kaftan tragen sie noch ein leichtes Oberkleid, Menßuria [8]), von leichtem Tuche, welches von einem carmesinrothen, reich mit Gold gesticktem Gürtel mittels einer goldenen oder silbernen Schnalle zusammengehalten wird, oder aus einfachem, im Lande gewebten Stoffe verfertigt ist; sie tragen noch rothe Pantoffeln, aber weder sie noch die Männer tragen jemals Strümpfe. Das gemeine Volk und die Armen tragen als einziges Kleid eine Art Sack von grober Leinwand, welcher Dschelabin [9]) heißt, mit drey Löchern versehen, durch deren oberes der Kopf hinausgestreckt, zu den beyden anderen die Hände.«

Ihr Charakter wird folgendermaßen geschildert:

»Die Mauren sind noch heute ganz dieselben Barbaren, wie zu Zeiten Sallust's und Prokop's; schon ihr Anblick hat etwas Trotziges, Unangenehmes, Finsteres; ihre herrschenden Leidenschaften sind Weibergenuß, Ehrgeiz, Rache und Geiz; grausamen, wilden, tyrannischen Charakters, ohne Pietät, ohne einen Begriff von Wohlwollen und Menschlichkeit. Stolz und anmaßend gegen ihre Untergebenen, sind sie kriechend und niederträchtig gegen ihre Oberen; mit glücklichem Gedächtnisse begabt, bedienen sie sich desselben nur, um sich der Beleidigungen zu erinnern und Feindschaften zu verewigen; Geist und Scharfsinn dient ihnen nur zur Treulosigkeit und Verrätherey; verdachtvoll und mißtrauisch, vielleicht weniger durch natürliche Anlagen, als ob des unsicheren Zustandes ihrer Güter und ihres Lebens, werden sie durch die heilig-

---

1) عنتري. 2) ابرق 3) عصبة 4) تزرو 5) دملج 6) خلخل 7) رقوس

8) منصوري 9) جلابـ, d. i. das Schleppkleid, von Dschelb, schleppen; man sieht, daß im deutschen und arabischen Worte dieselben Wurzelbuchstaben nur versetzt sind.

sten Bande von Freundschaft und Verwandtschaft nie von einem Schritte zurückgehalten, der ihrem Interesse nützlich; und, um ihren Zweck zu erreichen, erniedrigen sie sich zu den elendesten Schmeicheleyen und zu den unverschämtesten Prahlereyen. Nie ist von ihnen die kleinste Handlung von Großmuth oder Uneigennützigkeit zu erwarten, und wenn sie manchmal sich freygebig hingehen lassen, so geschieht es gewiß nur in der Hoffnung, daraus größeren Nutzen zu ziehen. Ihr unglaublicher Geiz bestätigt das Sprichwort, daß sie sich das Auge ausreißen ließen, um einen Silberpfennig darauf zu drücken; wie weniger sie davon genießen können, desto mehr sind sie erpicht Schätze aufzuspeichern; da sie wohl wissen, daß sie der Ruf von Reichthum tausend Plackereyen aussetzen würde, so sind sie zu ihrer eigenen Sicherheit bedacht, sich so arm zu stellen als möglich; niemals wird ein Maure sich als reich prahlen oder von den Gütern, die er besitzt, sprechen; um ihn vor Schrecken außer sich zu bringen, ist es genug zu sagen, daß er reich sey. Dumm-fanatisch, gleißnerisch und grausam zugleich, verabscheuen sie alle Fremden, verfolgen alle Christen, und drücken auf die ungerechteste Weise die Juden, vorzüglich aber hassen sie die Türken, als Ketzer und Bekehrer, und die Katholiken als Götzendiener, der Statuen und Bilder wegen, womit sie ihre Kirchen zieren; sie haben eine einzige Tugend, nämlich die der ausharrendsten Geduld in Schmerzen und Leiden; sie ertragen Züchtigungen minder mit stoischer Gelassenheit, als mit der Kaltblütigkeit von Wilden; man sieht deren, die, an den Ohren, Füßen oder Armen angenagelt, ruhig einen Trunk Wasser oder eine Pfeife begehren, andere, welche ihre abgehauene Hand aufheben, und damit davonlaufen; kurz, zurückhaltend unter sich und noch mehr gegen Fremde, sind sie mißtrauisch und egoistisch unter der größten Tyranney und dem höchsten Despotismus. — Weder tapfer noch großmüthig, besitzen sie nur rohe Wildheit, die nie mit edlem Wagniß verbunden; sie handeln nur durch augenblicklichen Antrieb, den sie Phantasie heißen, und in dieser Phantasie sind sie der größten Excesse fähig; der Zorn kocht in ihren Herzen, und der Haß ist ihr Element.

Die Araber theilen sich in die in Städten angesiedelten und in die Beduinen; die letzten kamen mit den ersten Zügen der Araber nach Maghrib, und bewahren ihre ursprünglichen Sitten, wie kein anderes Volk der Erde; ein gutartiger, wenn gleich nicht schöner Schlag von Menschen; nicht so jähzornig und zänkisch wie der Maure, zieht der Beduine wohl vom Leder, aber haut selten, und wenn in der größten Hitze des Streits der Gegner sagt: Denk an Gott und seinen Gesandten! so senken sich die Waffen, und der Friede ist wieder hergestellt; sie tragen die Haare kurz, mit einer langen Binde umwunden, tragen nie Turbane und nur selten Mützen und Sandalen; ihr Ueberwurf ist ein Haik, fünf bis sechs Schuh lang, sieben breit, das, wenn es fein, dem griechischen Peplon, wenn es grob, der römischen Toga entspricht. Die Beduinen schminken sich die Augen mit Kohol, und tragen den Schmuck immer auf sich; einige der ältesten Stämme leben nicht unter Zelten, in Kreisen (Duar verstümmelt statt Edwar), sondern in Dörfern, welche die Mauren

Daschkar nennen, unter Hütten, welche von den Alten Mapalia genannt wurden, im Gegensatze der Zelte, welche Magalia hießen. Die Juden sind hier, wie überall, wo Moslimen herrschen, in der größten Verachtung und Unterdrückung; es ist ihnen verboten, arabisch lesen und schreiben zu lernen, weil sie nicht würdig, den Koran zu verstehen. Welch eine Kluft liegt nicht zwischen dieser fanatischen Intoleranz, welche der verachteten Kaste selbst die Mittel zur Bekehrung abschneiden, und der christlichen Gesinnung der Bibelgesellschaft! Sie müssen vor den Moscheen baarfuß vorübergehen, dürfen sich keinem Brunnen nahen wo ein Moslim trinkt, auf keinem Pferde reiten, keine andere Farbe tragen als schwarz; sie müssen die Verurtheilten henken, die Gehenkten begraben, die Hühnerställe der Palläste füttern, und für die Erlaubniß, Schuhe zu tragen, schwere Steuer entrichten. Die Neger sind nur in kleiner Anzahl, und meistens Sclaven, von Natur aus heiter und fröhlich, im Gegensatze der Mauren, die immer ernst und finster; ihrer Treue wegen bilden die Neger die Leibwache des Sultans.— Die Renegaten theilen sich in ehemalige Christen und ehemalige Juden, die letzten sind trotz ihres Islams ihres Stammes willen verachtet, und dürfen nur Negerinnen heiraten. Seit zwanzig Jahren werden in Marokko keine Christen mehr zu Sclaven gemacht, die heute dort angesiedelten gehören zu den Consulaten. Das folgende sechste Hauptstück behandelt umständlich die ersten Nahrungszweige des Menschen, die Jagd, die Fischerey, das Hirtenleben und den Feldbau, nach welchen ursprünglich alle Völker in Jäger, Fischer, Hirten und Feldbauer eingetheilt werden können. Bey Gelegenheit des Feldbaues wird der Heuschrecke erwähnt, deren eine, drey ein Viertel Zoll lang und zwey hoch, auf einer Kupfertafel abgebildet ist.

»Einige haben braun gefleckte Flügel und sind von schönem Gelb; die schlimmsten aber sind die rothen, dürr und kräftig, wie die Bewohner der Wüste, woher sie kommen, erscheinen sie im Monat May, und breiten sich über die Ebene aus, um ihre Eyer zu legen, deren siebenmalhunderttausend auf Ein Weibchen gerechnet werden; einen Monat darauf kommen die Jungen in Vorschein, welche Merdus, d. i. die Verzehrenden, genannt werden. Kaum geboren, sammeln sie sich in unglaublicher Anzahl, und bilden eine geschlossene Masse, welche viele Joche Landes bedeckt, und sich manchmal bis vier Fuß über das Erdreich erhebt, dann ihre Wanderung immer in gerader Linie beginnend, fallen sie in Felder und Gärten ein, fressen alles Grüne, die Blätter, die Schößlinge und selbst die Rinde der Bäume weg; indem sie so einen ganzen Monat gelebt, erreichen sie ihre natürliche Größe, sie hängen sich dann an Bäume und Steine, und indem sie sich gleich Raupen vorwärts schieben, entkleiden sie sich ihrer Haut, um eine neue anzunehmen; sieben oder acht Minuten sind genug zur ganzen Metamor-

phose, nach welcher sie in einem Zustande von Schwäche bleiben, aber sobald die Luft und die Sonne ihre Flügel gestärkt und die Feuchtigkeit aufgezehrt, beginnen sie mit derselben Gefräßigkeit einen zweyten Einfall, dann erheben sie sich zum Flug und bilden Wolken, welche die Sonne verfinstern; man hört von weitem das Geklapp ihrer Flügel und das Trompetengetöne dieser luftigen Heere; wehe dann dem Lande, worauf sie sich niederlassen, Alles ist zerstört, nach Einer Nacht ist kein Blatt, kein Strauch, keine Spur von Wachsthum und Leben übrig; sie bleiben nicht lange, und oft, indem sie ihren verheerenden Lauf verfolgen, verlieren sie sich im Ocean; oft tödtet ein jäher und kalter Wind Millionen, die Felder und Meeresküsten sind mit ihren Aesern bedeckt, welche die Luft verderben, die Pest erzeugen.«

In dem Abschnitte der Viehzucht wird als eine bekannte Sache erwähnt, daß die Hunde in Maghrib eben so wenig, als im ganzen nördlichen Afrika wüthend werden, hingegen aber die neue Bemerkung gemacht, daß Maulthiere in Maghrib wüthend werden, und ihr eigenes Fleisch fressen, ohne daß ihr Biß von der schrecklichen Hundswuth begleitet ist. Unter dem Abschnitte der Architektur ist die Abbildung eines maurischen Santons beygefügt; unter den Fabrikaten sind die vorzüglichsten die Haik, Burnus und schönen Gürtel Haßam; die seidenen Stoffe Bulawan, die maurischen Teppiche Scherbia; die besten Schuhe (Belgha) und Pantoffel (Scherbil) werden zu Tetuan verfertigt. Der Handel wird durch gewähnliche Karawanen (Kafile oder Akaba) zu Meer mit Europa und mit der Levante durch die Pilgerkarawanen betrieben. Noch heute wird der Handel in mehreren Orten Sudan's auf dieselbe sonderbare Weise geführt, daß sich Käufer und Verkäufer nicht sehen, sondern ihre Waaren niederlegen, sich entfernen, und dann wiederkommen, um zu sehen, ob sie mit dem Tausche des dazu Gelegten zufrieden oder nicht; die Beschreibung dieses ältesten, auf gegenseitige gute Treue gegründeten Tauschhandels findet sich in griechischen, arabischen und türkischen Schriftstellern von verschiedenen Völkerschaften, was Herodot nach Aussage der Karthager von einem Volke an der lybischen Küste überliefert *), wird im Ritterromane Antar von einer arabischen Völkerschaft, und in dem großen türkischen geographischen Werke Menasirol-awalim, d. i. Ansichten der Welt, dasselbe nach arabischen Quellen von den Russen erzählt. Es ist der Mühe werth, die Stelle in dem vorliegenden Werke mit jenen aus den alten geographischen Werken der Araber gezogenen hier einander gegenüber anzuführen: È curioso il mercato che si tiene in più d'un luogo della

*) Herodot IV. Cap. 196 in Heeren's Ideen II. Bd., mit der Stelle Höst's S. 279 gegen einander gehalten.

Nigrizia. Da una parte di certa collina, si mettono i mauri moghrebini, dall' altra i neri di Bezù, e di altre rive del Nilo dei neri. Quegli dispongono le loro mercanzie sulla collina, e quindi si scostano. I neri vanno ad esaminarle, e sotto ogni capo di mercanzia pongono quella quantità di polvere d'oro, che voglion dare e poi si ritirano. I mauri ritornano, e se trovano quella polvere equivalente al prezzo delle loro merci, la prendono, e lasciano la roba; se no, ritiran le loro mercanzie, e se la quantità d'oro non viene accresciuta, il contratto è sciolto, e tutti si partono. Se invece è di commune soddisfazione, i mauri ed i neri si attruppano, e viaggiano quindici giorni insieme (p. 145).

Im Menasirol-awalim heißt es nach Abulfeda von den Russen: »Die Karawanen der Kaufleute, die dort hingehen, »machen dort Halt, bis das Volk davon Kunde erhält; die Kauf»leute gehen dann an den zum Kauf und Verkauf bestimmten Ort; »jeder Kaufmann bezeichnet seine Waare mit einem Zeichen, und »sie kehren wieder auf ihre Station zurück. Das Volk erscheint »dann auf dem Platze des Kaufs und Verkaufs, und legt zur »Waare jedes Kaufmanns Zobel, Fuchs, Luchs und dergleichen »Waaren; sie gehen fort, die Kaufleute kommen, und, wenn »sie das als Entgelt ihrer Waare Hingelegte genehmigen, lassen »sie diese, wenn nicht, lassen sie beydes zurück, bis sich der Kauf »durch gegenseitige Uebereinkunft herstellt.«

Die verschiedenen Waaren, Münzen und Gewichte werden hier umständlich gemustert; minder befriedigend ist im achten Hauptstücke der Abschnitt über Literatur und Wissenschaft, welcher eben so unbefriedigend als die im zweyten Theile Martorana's (S. 239) gegebene Note über die arabische Rechtsgelehrsamkeit; so heißt z. B. die große Ueberlieferungssammlung Bochara's: Il trattato canonico di *Sid el-Bokhari*, und unter den theologischen Schriften erscheint Kaswini! Als das Grundwerk der Astronomie, welches in Marokko gäng und gäbe, wird das Kitabol-mogni angeführt, und dieser Titel als Libro delle metonimie übersetzt; jener Titel heißt aber Al-moghni, d. i. der Genügende. Die Stärke der Mauren ist in den geheimen Wissenschaften, der Astrologie, Geomantie, Kabala und anderer verborgener Wissenschaften, über welche der Verfasser vieles Merkwürdige aus den Prolegomenen Ibn Chaldun's hätte beybringen können, da der letzte Abschnitt der dritten Abtheilung insbesondere von den geheimen Deutungen des Dschifr handelt. Das einzige Produkt neuerer marokkanischer Literatur, dessen der Verfasser mit Vergnügen erwähnt, ist die Reisebeschreibung Ahmed Ben el-mohdi Ben El-Ghasal's, welcher i. J. 1765

nach Madrid geschickt ward, seine Reisebeschreibung unter dem Titel: Netidschetol-idschtihad *), d. i. Resultat des Strebens im heiligen Kampfe, hinterließ; ein zweyter Gesandtschaftsbericht ist der Sid Mohammed Ben Osman's (gest. i. J. 1799), welcher erst als Gesandter nach Wien und dann nach Neapel ging; es wäre zu wünschen, daß diese beyden Gesandtschaftsberichte, welche beyde der Verfasser in Händen gehabt, von der letzten österreichischen Gesandtschaft nach Marokko mitgebracht worden wären: die letzte enthält viele seltsame Notizen, Zeichnungen von Gebäuden und Gärten, die der Verfasser in Europa gesehen, und eine Ansicht des Vesuvs. Unter dem Abschnitte der Gebräuche und Gewohnheiten findet sich Folgendes über den Gegensatz europäischer und mauritanischer Gebräuche:

»Wir bitten den uns Besuchenden, zuerst ins Haus zu treten, der Maure hingegen geht demselben voraus; bey uns ist die Ehrenseite die rechte Hand, beym Mauren die linke; wir entblößen, um unsere Ehre zu bezeigen, den Kopf, der Maure die Füße; wir küssen andern die Hände, der Maure die eigenen; wir biegen die hohle Hand gegen das Gesicht, um Jemanden zu winken, der Maure biegt sie auswärts von sich weg; wir lassen die Mähnen der Pferde auf der linken Seite niederhängen, sie auf der rechten, weil sie rechts und nicht links das Pferd besteigen. Wenn wir uns von der Gegenwart des Königs oder eines Vorgesetzten entfernen, wenden wir das Gesicht so viel als möglich gegen ihn, und gehen langsam und ehrfurchtsvoll von dannen, sie aber drehen schnell den Rücken, und laufen wie vor Feuer davon; wir stehen aus Ehrfurcht auf, sie aber bleiben auf den Fersen ruhend (coccoloni) sitzen; wir tragen das Hemd aus Linnen auf der Haut, sie ziehen es aber oft über den Kaftan an; wir schlagen das Wasser stehend ab, was nach maurischen Begriffen höchst unanständig, indem sie sich immer dazu niederhocken; überhaupt haben die Mauren einen solchen Abscheu vor dem Stehen, daß wenn zwey oder drey Personen sich begegnen, und mit einander etwas besprechen wollen, sie sich alsogleich an der ersten besten Mauer niedersetzen, um bequemer zu sprechen; worin sich aber die Mauren und die Moslimen überhaupt am meisten und unvortheilhaftesten von den Christen unterscheiden, ist die Behandlung des schönen Geschlechts; eingeschlossen, beschränkt, überwacht und zugleich verachtet, verzehren sich ihre Frauen in Eifersucht, in Haß und in allen rohen Bitterkeiten gedemüthigter Eigenliebe und verachteter Schönheit.«

Die dritte Abtheilung des Werkes, welche den Titel Nomographia führt, begreift in vier Hauptstücken die Gesetze, die innere Verwaltung und Polizey, die Staatswirthschaft und die Finanzen, die Geschichte und Diplomatie in sich. Der Sultan von Marokko ist der unumschränkteste Despot, Herr des Eigenthums und Lebens seiner Unterthanen, er heißt Chalife, Imam, Emirol-muminin (Fürst der Rechtgläubigen), Sultan,

*) Nicht idgetihad, die Form ist die der echten Conjugation Iftiaal.

Sidna und Mulana, d. i. unser Herr; in Marokko gibt es weder Mufti noch Ulema, weder Pforte noch Diwan, wie zu Konstantinopel; der erste Minister heißt Wesir Ssahib, oder bescheidener Kiatibol ewamir, d. i. der Schreiber der Befehle, der eigentliche Staatssekretär; die zwey nächsten Staatsämter sind das des Siegelbewahrers Mula-et-tabaa und das des Oberstmundschenken oder Theeeinschenkers, welcher Mula-et-tei heißt; daß der Thee (Tschei) von China bis nach dem äußersten Westen verbreitet, ist zwar allgemein bekannt, aber daß derselbe zu Marokko dem Kaffee den Vorrang abgewonnen, und daß der Theeeinschenker dort das oberste Hofamt, ist bisher unbekannt gewesen. Schatzmeister gibt es keinen, weil der Sultan selbst der Hüther seiner Schätze; der Besorger der kleinen Ausgaben heißt Mula-et-teßarruf, und die Staatsboten stehen als Werkzeuge von Plackereyen in Ansehen; viermal die Woche gibt der Sultan öffentliche Audienz, welche Meschwar *), d. i. Rathsversammlung, heißt. Da der vollständige Titel des regierenden Sultans gegeben wird, so hätte gleichfalls die Inschrift des marokkanischen Staatssiegels gegeben werden sollen, welches zwey Distichen aus der Borda enthält. Gesetze gelten keine wider den Willen des Sultans, doch wird in gewöhnlichen Rechtsfällen nach dem Ritus Maliki gesprochen; die Behörde besteht aus dem Richter (Kadi), den Schreibern (Kiatib) und den Beysitzern (Udul); dieses sind die Schuhud der arabischen Gerichtshöfe in Spanien (bey Condé II. S. 89 Xuhud), eine Art Jury, über welche in der von der Berliner Akademie gekrönten Preisschrift über die Länderverwaltung unter dem Chalifate (S. 103) das Mehrere gesagt ist, gehörig gewürdigt worden. Die gewöhnlichste Strafe ist in Geld, die Stockschläge werden auf den Hintern, auf den Bauch oder auf die Fußsohlen gegeben; den Dieben wird die Hand abgehauen, der Mörder wird getödtet; um aber einen Mord zu beweisen, werden zwey Zeugen erfordert, und als solche können zurückgewiesen werden wer immer nicht be-

*) Meschwar statt Meschwaret, in Aegypten ist Muschwar das verstümmelte persische Duschwar (schwer); als zur Zeit von Napoleons Feldzug in Aegypten die Araber auf Alles, was die Franzosen begehrten, Muschwar, d. i. es ist schwer (oberdeutsch schwar), antworteten, zürnten sich diese nicht wenig, weil sie glaubten, die Aegypter kramten all ihr Französisch als mouchoir aus, und die Soldaten schrien ungeduldig; Je me fiche bien de ton mouchoir; eben so glaubten sie, wenn die Araber auf alle Requisitionen Mafisch, Mafisch, d. i. es ist nichts da, nichts da, antworteten, daß dieselben sie mit je m'en fiche beleidigen wollten.

weisen kann nie Wein getrunken, nie Schweinfleisch gegessen, nie stehend gepißt und nie ein falsches Zeugniß gegeben zu haben; das Zeugniß frommer, heiliger Frauen gilt wie das eines Mannes, sonst aber gilt nur das Zeugniß von zwey bis sechs Frauen für eines. Die Obrigkeiten der Länderverwaltungen haben verschiedene Titel, in einigen Städten heißen sie Pascha; die Amasirghen stehen unter ihrem großen Scheiche (Scheichol-kebir), die Berbern haben noch ihre Amegari, die Schelöken ihre Amukrani, die Hebräer ihre Kaide; unter dem Statthalter stehen die Chalifen (Stellvertreter oder Gehülfen), die Emine (Intendanten), die Hakime (Befehlshaber), die Mohtesibe, nicht Motehessebi (Marktrichter). Der Chalife besorgt die Municipalverwaltung, der Emin die Einnehmung der Steuer; die Scheiche der Araber, Städter und Beduinen sind nicht erblich, wie die Stellen der Vorsteher der Amasirghen. Die Reisenden genießen ziemlicher Sicherheit, wenigstens bey Tage; der gesetzmäßige Zehent besteht im vierzigsten Theile der Heerden und der Erzeugnisse des Bodens, und wird in Natur erhoben; eine Mobiliensteuer (Neibet) wird von den Arabern, Städtern und Beduinen eingefordert; die Juden zahlen Kopfsteuer (Dschisiet, nicht Djazia), außerdem aber noch jeder mannbare Jude einen Miskal oder Dukaten in Gold, welcher das Goldhuhn mit seinen Küchlein [1]) heißt; dieser Name scheint nur eine Erweiterung des Goldeys (Beidha) zu seyn, wie bey den morgenländischen Schriftstellern die byzantinischen Dukaten (Besan d'or) heißen. Andere Auflagen auf Buden, Backöfen, Magazinen, Mühlen heißen El-Awaid, was eigentlich das Ueberzählige heißt, und was der Verfasser mit diritti riuniti übersetzt. Die Mauthgefälle werden an den Intendenten bezahlt, so auch das Ankergeld (El-mochtaf); der Staatsschatz heißt Beitolmal [2]) (nicht mell). Die Monopolien heißen Tahwil, die Miethe Kira, die Blut- oder Sühnungsgelder Diat. Die Summe der Einkünfte von allen diesen Zweigen der Finanzverwaltung und von den freywilligen Geschenken (Hedaja) berechnet der Verfasser auf 2,600,000, und die der Ausgaben auf 990,000 Thaler, wornach jährlich mehr als anderthalb Millionen in dem Schatze von Mekines aufgespeichert wird. Das Heer 32,000 besoldete Soldaten, wovon 22,500 Schwarze, in acht Kasile oder Regimenter, und diese in vierzehn Besatzungen eingetheilt; 4000 Ludajen oder Araber der Wüste und 5600 maurische Reiter.

[1]) Ed-dedschadschet eſ ſcheb bi ewladiha.

[2]) مال nicht مل

Unter dem Statthalter führt den Befehl die Obersten (Mokaddem) und die Hauptleute (Kaid), deren jeder 25 bis 500 Köpfe unter sich hat; ein Befehlshaber von 2500 heißt Kaidolchamis, was nicht sowohl, wie der Verfasser sagt, als Befehlshaber über fünf Bataillone, sondern als Befehlshaber fünfgeschaarten Treffens (denn dieses heißt Chamis im Arabischen) zu übersetzen ist. Der folgende Artikel über die diplomatischen Verhältnisse ist gehaltreicher, als der über die Geschichte, welcher nur ein höchst mageres Compendium der Dynastien der Beherrscher Mauritaniens v. J. 789 bis auf heute, in Allem vier und siebzig Sultane aus den neun Dynastien: 1) der Beni Edris, 2) der Fatimiten, 3) der Beni Batis, 4) der Morabithin, 5) der Mowahhidin, 6) der Beni Merin, 7) der Beni Watas, 8) der Scherife Hus'eini, 9) der Scherife Fileli, von denen bereits oben umständlicher gesprochen worden ist.

J. v. Hammer.

Art. II. Darstellung des gegenwärtigen Zustandes von Irland. Von einem mehrjährigen Beobachter. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1835. 8.

Unter obigem Titel hat in einer, von Dr. Eduard Wiedenmann, Redakteur des »Auslandes,« und Dr. Wilhelm Hauff, Redakteur des »Morgenblattes,« neuerdings unternommenen, unter der gemeinsamen Aufschrift: »Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit,« erscheinenden »Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik« (mit Karten), als erste Lieferung ein Werkchen von etwa zehn Bogen so eben die Presse verlassen, mit welchem wir unsere Leser hierdurch bekannt zu machen des Willens sind. Dasselbe ist, nebst dem äußerst interessanten und über die dortigen Verhältnisse wirklich lehrreichen Inhalte besonders beachtungswerth wegen der großen Unparteylichkeit, welche den Urtheilen des Herrn Verfassers überall zum Grunde liegt, und welche in einem von Parteyungen und Faktionen so zerrissenen Lande wie Irland um so wünschenswerther und verdienstlicher wird; so daß man wohl zu sagen berechtigt ist, daß die historisch-politische Literatur an der vorliegenden Schrift sich eines wahren Gewinnes zu erfreuen hat. Wir stehen daher nicht an, etwas tiefer in den Inhalt derselben einzugehen, und unsere Leser zugleich auf deren verdienstvollen und unterrichteten Verfasser aufmerksam zu machen. Es ist dieses für das lesende Publikum von um so größerem Interesse, als wir die Aussicht haben, binnen

Kurzem noch mit mehreren Lieferungen dieses geistreichen Schriftstellers beschenkt zu werden.

Der Herr Verfasser ist ein Deutscher, und Katholik, was bey der Beurtheilung der irischen Verhältnisse zu wissen nothwendig ist. »In politischer Hinsicht bekennt er sich,« wie er S. XI der Vorrede erklärt, »zu denjenigen, welche dem Prinzip der Legitimität huldigen, denen die allgemeine Ordnung und das Recht heilig und theuer sind, und die daher die neueren revolutionären Ideen nicht bloß da verdammen, wo sie keck und frech ihr schnödes Haupt erheben, sondern auch noch dort, wo sie sich in Lichtgewande zu kleiden streben, und unter den Masken der Gerechtigkeit, der Menschenliebe oder billiger Reform sich gern durch allerley gleißnerische Namen und schönklingende Titel bey den Völkern einschwärzen möchten.« Hiermit will er jedoch »nicht wirklichen Mißbräuchen, oder wenn man will — offenbaren und anerkannten Ungerechtigkeiten das Wort reden;« sondern hält deren Abschaffung im Gegentheil »für nothwendige Pflicht,« jedoch »der competenten Behörde;« er hält sie in diesem Falle mit Recht »für gleichbedeutend mit der Aufrechthaltung der göttlichen Ordnung,« und spricht seine Ueberzeugung aus, »daß hierdurch allein dem schuldigen Gehorsam gegen die Landesregierungen auch ein wahrhaftes inniges Vertrauen beygesellt werden könne, das die öffentlichen und geheimen Angriffe der Revolution und ihrer Propagandenpriester am sichersten entkräftet und vereitelt.«

Aus seinem religiösen und politischen Glaubensbekenntnisse zieht der Herr Verfasser den doppelten Schluß (S. XII), aus welchem zugleich der Geist und die Tendenz seiner Schrift hervorgeht: »einmal, daß er, als Katholik, nicht gemeinsame Sache mit den wirklichen Ungerechtigkeiten und Bedrückungen machen kann, welche über seine irischen Glaubensbrüder theils verhängt waren, theils noch verhängt sind;« und zweytens, daß er »die Amalgamation der Katholiken mit der Revolution nicht billigen darf, sondern die radikale und revolutionäre Tendenz, welche sich in dem Thun und Treiben O'Connells und seiner Anhänger ausspricht, aus Grundsätzen verdammen muß.«

Während seines mehrjährigen Aufenthaltes in Irland hat der Hr. Verf. sich unter diesen Umständen in der sonderbaren Lage befunden, daß diejenigen, mit welchen er in religiöser Hinsicht übereinstimmte, ganz entgegengesetzten politischen Ansichten huldigten, und nicht begreifen konnten (S. XIII), »daß er, ein Katholik, ein solcher »Tory« seyn könne,« während diejenigen, welche sein politisches Credo theilten, meistens der (sogenannten) Hochkirche angehörten, und ihr Befremden aussprachen, daß er,

mit solchen Gesinnungen, nicht längst Protestant geworden sey. Nur wenige Individuen hat derselbe gefunden, welche in beyden Rücksichten seine Grundsätze getheilt hätten; und es ist nicht ohne Interesse zu erfahren, indem es die Ansichten gar Mancher berichtigen möchte, daß die Wenigen meistens zum katholischen Clerus gehörten.

Aus dieser zwiefachen Stellung aber schöpft der Hr. Verf. die Gründe zu seinem recht eigenthümlichen Berufe, über den gegenwärtigen Zustand von Irland zu schreiben, denn es erwuchsen ihm aus derselben Vortheile, die einem Fremden in solcher Ausdehnung wohl nur selten, einem Einheimischen, der immer mehr oder weniger einer bestimmten Partey angehört, vielleicht nie zu Theil werden. Er fand nämlich bey allen Parteyen Eingang, und da man oftmals darnach strebte, ihn für die eine oder die andere zu gewinnen, so gelangte er eben dadurch zu einer tiefern Kenntniß der Gründe und Gegengründe, worauf ihre verschiedene Denk- und Handelsweise beruhte. Freundschaftliche Verhältnisse mit Männern aus allen Classen, mit Parlamentsgliedern, Staatsbeamten, Gutsbesitzern und Friedensrichtern; sein Umgang mit Geistlichen aller Bekenntnisse, mit Rechtsgelehrten und Militärpersonen u.s.w. setzten ihn in den Stand, die mannigfachen Ansichten und Verhältnisse genauer zu erforschen, welche er andrerseits durch vielfaches Umherreisen in dem Innern des Landes Gelegenheit hatte, mit seinen eigenen Bemerkungen zu vergleichen, und an die älteren historischen Begebenheiten und Schicksale dieser unglücklichen Insel anzureihen.

Nachdem Irland von jeher der Schauplatz wilder Parteykämpfe, »ein Treibhaus für Unruhen und Empörungen,« und von Heinrich II. bis Georg III. theils das Ziel englischer Bedrückung, theils das Opfer parteyischer Regierung und blutdürstiger Glaubenswuth gewesen; alle diese politische und religiöse Tyranney aber nicht im Stande war, das Volk von dem Glauben seiner Väter abwendig zu machen, noch den herrschenden Geist der Widersetzlichkeit auszurotten; vielmehr der während diesem Kampfe, einerseits des Strebens, die Oberherrschaft über Irland zu erhalten, und andrerseits des immerwährenden Ringens, diese Herrschaft abzuwerfen, von Seiten Englands mehrere Jahrhunderte lang verfolgte Weg des Zwanges und der Härte zu keinem befriedigenden Resultate geführt hatte, so entschloß sich die Krone endlich seit nicht gar langer Zeit — dem letzten Viertheil des vorigen Jahrhunderts — zu milderen und gerechteren Schritten. »Die Blutgesetze, welche bis dahin auf Irland gelastet hatten, wurden aufgehoben; eine Concession folgte der andern, und zu Ende des Jahres 1829 war der größte Theil des alten Drucks von

4*

den irischen Katholiken — dem Haupttheile der Bevölkerung — entfernt« (S. VI).

Daß nun aber demungeachtet diese Maßregeln nicht im Stande gewesen waren, der Insel den Frieden zu verschaffen, sondern im Gegentheile noch vermehrtere Umtriebe und heftigere Unruhen veranlaßten, sucht der Hr. Verf. neben anderen wohl zu berücksichtigenden Ursachen zuvörderst besonders in den Mängeln der brittischen Verfassung. »Ein auffäßiges und in sich zerrüttetes Land,« sagt er (S. VII), das von vielhundertjähriger Tyranney befreyt werden soll, verlangt mehr als irgend ein anderes eine ruhige, stätige Verwaltung, die, mit sicherer Hand, nach denselben unveränderten Grundsätzen handelnd, jede ihrer Maßregeln erst weislich vorbereitet, und sie nur stufenweise in Wirkung treten läßt, je nachdem das Volk dafür gereift ist. Wie kann aber dieß in einem Reiche geschehen, wo die Ministerien alle Augenblicke wechseln, wo jede Veränderung in der Administration eine Veränderung der Prinzipien mit sich bringt, und der Entwurf weit aussehender Plane zur Thorheit wird? — Hieraus ergeben sich die vielen Palliativmittel, welche auf Irland angewendet worden sind, die mancherley parteylichen Gesetze und der schlechte Erfolg an sich guter Maßregeln.« Diesen letztern sucht der Hr. Verf. aber ferner auch in der eben so schwierigen als unangenehmen und undankbaren Stellung, in welcher der irische Staatssekretär zu den verschiedenartigen Verhältnissen des Landes zu stehen kommt. »Sobald er sein Amt antritt,« sagt derselbe (S. VIII), »weiß er kaum, welchem Zweige der Verwaltung er zuerst seine Aufmerksamkeit widmen soll, da fast alle dieselbe in gleichem Grade erheischen. Die Factionskämpfe und agrarischen Unruhen, die Umtriebe der Demagogen und die Gegenbewegungen der Conservativen, die Städte-Corporationen, die Magistratur und Polizey, die Rechtspflege, der ganze kirchliche Zustand des Landes, und namentlich die Zehntenfrage, das Volksschulwesen, die gänzlich vernachläßigte Fürsorge für die Armen, das Verhältniß zwischen Grundbesitzern und Pächtern, die Uebel des Absentismus und mannigfache andere, wenn auch vielleicht minder wichtige, doch nicht weniger verwickelte Angelegenheiten, verlangen meistens unverzügliche Berücksichtigung und nicht selten augenblickliche entscheidende Maßregeln. Aber wohin er auch blickt, sieht er sich von Schwierigkeiten umringt.... Schließt er sich den Conservativen an, so tritt ihm der Dämon der Agitation mit beynahe fünf Sechsteln der Bevölkerung entgegen, und die Ruhe im Lande muß durch Bajonette erzwungen werden; wirft er sich den Liberalen in die Arme, und stellt sich der Aristokratie gegenüber, so wird er heute geschmeichelt, morgen verrathen,

und endlich als ein abgenutztes Spielwerk verächtlich bey Seite geworfen, sobald er sich nicht mehr der schrankenlosen Dictatur des allgewaltigen Hauptes der Bewegung fügen will; gedenkt er aber sein Schiff zwischen der Scylla und Charybdis hindurch zu steuern, so schlagen die Wogen beyder über ihm zusammen, daß jede Möglichkeit, das Ruder noch ferner zu führen, verschwindet.«

Und diese, weniger allgemeine Theorien in Anspruch nehmende, als auf lebendig-praktischen Verhältnissen beruhende eigenthümliche Lage Irlands ist der Gesichtspunkt, aus welchem der Hr. Verf. seine uns vorgelegten Betrachtungen angestellt hat, wodurch diese letzteren unfehlbar nicht nur an Interesse und Wahrheit, sondern auch an Reiz und Lebendigkeit gewinnen müssen.

Um nun die verschiedenen Verhältnisse »einzeln und in ihrem Zusammenhange so zu beleuchten, daß es deutlicher hervortrete, wie ein Uebel beständig in das andere eingreift, und alle sich gegenseitig bestimmen und modifiziren,« hat der Hr. Verf. sein Werk unter gewisse »definitive Gesichtspunkte« gebracht, welche sechs verschiedene Abschnitte bilden, und zugleich eine Uebersicht des gesammten Inhalts abgeben. Sie heißen: Factionen und Parteyen, kirchlicher Zustand, Erziehungswesen, Zustand des ländlichen Besitzthums, Städteverwaltung und Zustand der Rechtsverwaltung. Unter ihnen führt eine in kurzen, aber treffenden und bezeichnenden Worten niedergeschriebene Schilderung des Landes, dem in die Augen springendsten Zustande gemäß zuerst auf die Factionen und Parteyen. Denn »nicht wenig muß es den Fremdling wundern,« heißt es S. 1, »wenn er, mit den näheren Verhältnissen des Landes unbekannt, von England aus den St. Georgs-Canal überschifft hat, und nun einen solchen Contrast zwischen beyden, unter Einem Zepter stehenden Reichen wahrnimmt; wenn er statt blühenden Handels fast nur Krämerey, statt wohlhabender Landleute armselige Menschen in Lumpen und elenden Hütten findet; wenn er beynahe umsonst nach großen, bedeutenden Fabriken fragt, und die Schlösser des Adels und der Reichen entweder halb in Ruinen, oder verschlossen, oder nur von Verwaltern bewohnt sieht. Wie sehr wird er erstaunen, wenn er, das Land durchreisend, in mehreren Grafschaften große Strecken zwar culturfähiger, aber uncultivirter Moore antrifft, und überall verfallene und verlassene Häuser und Hütten erblickt, die der Insel den Anschein geben, als wenn sie erst kürzlich der Schauplatz eines wilden Kriegs gewesen; wenn er trotz der scheinbaren Gutmüthigkeit und des friedlichen Ansehens der Bewohner in den Zeitungen

beständig von scheußlichen Mordthaten und blutigen Gefechten liest. Noch größer aber wird sein Befremden werden, wenn er, die Ursachen dieser auffallenden Erscheinungen zu erforschen strebend, die allerwidersprechendsten Nachrichten hört, je nachdem er sich an Personen der einen oder der andern Partey wendet.« Diese Parteyen nun, ob sie gleich hauptsächlich auf dem religiösen Zwiespalt beruhen, in welchen die Insel zerfallen ist, reichen doch in ihrer Wurzel weit über die Zeit Heinrich's VIII. hinaus; ihre Verzweigungen aber haben durch die Einführung der neuen Lehre, durch die damit zusammenhängenden inneren Kriege und oft gewaltthätigen Veränderungen eine größere Ausdehnung und neue Richtungen erhalten.« Im Uebrigen lassen sich die verschiedenen religiösen und politischen Differenzen in Irland nur theilweise auf eine gewisse Entstehungsperiode und eine erste Ursache zurückführen. Die kleineren Factionen, wie z. B. »die Caravats und Shanavists, die Galanougs und Gramastoons, die Gows und Pooleens, die Cawlors und Cooleens, und unzählige andere sind entweder so alt, daß ihr Ursprung oft im Dunkel längst vergangener Zeiten verschwindet, oder sind durch so unbedeutende Ursachen erzeugt worden, daß schon die nächsten Generationen sich derselben nicht mehr erinnerten, und sie der jetzigen also gänzlich unbekannt sind. Sie hassen sich paarweise, sie wissen selbst nicht warum? — Nur darüber sind sie im Reinen, daß sie sich überall schlagen müssen, wo sie sich in gehöriger Anzahl begegnen, wenn sie gleich zuweilen wohl friedlich neben und mit einander auf dem Felde arbeiten. Diese Feindschaft pflanzt sich, oft als einziges Erbtheil, vom Vater auf den Sohn, ja die Tochter, fort, und verhindert häufig sogar Verheiratungen« (S. 3).

Demungeachtet ist es interessant zu sehen, wie der heutige Stand der Parteyen in Irland sich allmälich, man möchte beynahe sagen, so unschuldiger Weise, aus dem von Alters her stets factiösen Geiste der Insel entwickelt hat, und zugleich mit der Geschichte derselben herangebildet worden ist. Wir glauben daher, daß es unsern Lesern nicht unwillkommen seyn wird, wenn wir der historischen Entwicklung, wie sie der Hr. Verf. aufgestellt hat, eine kurze Uebersicht widmen.

»Wer so in das Gewühl des irischen Regens und Strebens hineinschaut,« heißt es S. 9, »dem tritt ein buntes Gemälde mit gar mancherley politischen und religiösen Spaltungen und Schattirungen vor die Augen. Hier streiten Tories und Whigs unter einander und mit Radicalen um Grundsätze und Maßregeln; dort ringen Katholiken mit Protestanten der Hochkirche um ausschließlichen Besitz der Macht und weltlicher Güter; Orangemänner kämpfen mit Bandmännern; anglika-

nische Protestanten, presbyterische Socinianer, Methodisten, Quäker, und eine Legion von anderen Secten schüren einen für die Katholiken bestimmten Scheiterhaufen, werfen aber einstweilen einander in die Flammen, während in der Mitte all dieses Getümmels sich ein drohender Phalanx um ein dreyfarbiges Banner schaart, auf dem man das Wort Repeal (Trennung der Union mit Großbritannien) als Motto liest. Doch je länger und aufmerksamer man das Thun und Treiben dieser bunten Menge betrachtet, desto deutlicher unterscheidet man in dem Gewimmel zwey große Hauptparteyen, denen sich alle übrigen mehr oder weniger unterordnen, und deren beyderseitiges Gesammtstreben, ungeachtet aller inneren Verschiedenheiten in Hinsicht auf Alter und Ursprung, Namen und Farbe, durch eine vorherrschende feindselige Richtung gegen einander characterisirt wird. Diese zwey Hauptparteyen sind die irisch-katholische und die englisch-protestantische. Die Geschichte beyder ist eng mit der Geschichte Irlands verwebt, ja sie ist die Geschichte des Landes selbst.«

So sehr nun auch die Irländer von jeher in inneren Fehden begriffen waren, so theilten sie doch stets das Gefühl fast aller Völker der Erde, nämlich die Abneigung gegen fremde Einmischung, und noch mehr gegen fremde Abhängigkeit. Darum konnten sich die Dänen, ungeachtet ihrer festen Schlösser, immer nur kurze Zeit im Lande erhalten, und wenn es auch späterhin dem König Heinrich II. von England gelang, festen Fuß in Irland zu fassen, und die eingebornen kleinen Könige und Häuptlinge zu zwingen, ihn als Herrn anzuerkennen; so hat doch die Widersetzlichkeit der Irländer gegen die englischen Gewalthaber niemals gänzlich ausgerottet werden können, und die Flamme der Empörung loderte auf, sobald sich eine günstige Gelegenheit darbot, um die »Fremden« wieder zu vertreiben. Theils nun, um die englische Macht auf der Insel mehr zu befestigen, theils aber auch vielleicht, um durch eine Amalgation beyder Völker die Abneigung der Eingebornen gegen die englische Herrschaft zu überwinden, veranlaßte und begünstigte die Krone die Ansiedlung von Abenteurern aus England, Wales und Guienne. Allein auch dieses Mittel führte nicht zu dem erwünschten Zwecke. Die Einwohner wurden in die Sümpfe und Berge zurückgedrängt, die Gesinnung aber blieb dieselbe; ja wenn einmal eine Amalgamirung zu Stande kam, so war sie wiederum gegen England gerichtet: von den Einen aus altem Haß und Unwillen, von den Andern aus Ungehorsam und Widerspruch. Außer diesen selteneren Fällen blieben beyde Stämme streng geschieden, jener der Eingebornen und der der Eingewanderten, welche von den Ersteren Sassenachs (oder

Sachsen) genannt wurden: eine Benennung, welche um so mehr im Auge behalten werden muß, als sie, wie ein fortdauernder feindseliger Begriff, auch allen späterhin den eingebornen Irländern sich entgegengestellten Parteyen verblieben ist.

Als nämlich in den späteren Jahrhunderten die unglückselige Kirchenspaltung auch den Glauben in England zerfleischte, und die reformatorischen Maßregeln Heinrichs VIII. und seiner Nachfolger, namentlich der Königin Elisabeth und Jakob's I., nächst den abscheulichsten Glaubensverfolgungen und grausamen Bedrückungen, an denen die Geschichte Irlands reicher ist, als die jedes andern Landes, den Plan abermaliger Ansiedlungen, und zwar englischer Protestanten in Irland, hatten zur Ausführung kommen lassen; diesen neuen Colonisationen aber, besonders nach Unterdrückung des Aufstandes von Tyrone unter Jakob I., die Verdrängung alter Besitzer vorausging, und die öffentlich erklärte Absicht zum Grunde lag, nicht allein die Irländer zu bändigen, sondern auch die katholische Religion auszurotten: so ist es wohl begreiflich, daß der Ingrimm der alten, an ihrer Heimat wie an ihrem Glauben mit gleicher Heftigkeit hängenden Irländer auf das Aeußerste stieg; und Sassenach, fortan nicht mehr ausschließlich der Name der alten englischen Ansiedler, und deren Abkömmlinge, sondern vorzugsweise der neuerdings zur Unterdrückung des Vaterlandes und des Glaubens herübergekommenen englischen Protestanten, wurde nunmehr für den Irländer der wahre Inbegriff alles Uebels; »in ihm sprach sich und spricht sich noch der vollste politische Haß, der unbedingteste religiöse Abscheu aus« (S. 13); der sich auch, wie früher, nicht auf bloße Gefühle beschränkte, sondern von Zeit zu Zeit in blutige Kämpfe ausbrach, so daß selbst in friedlicheren Perioden sich öftmals Eingeborne zusammenschaarten, aus ihren Sümpfen und Bergen hervorbrachen, die neuen Sassenachs überfielen, ihre Häuser in Brand steckten, die Felder verwüsteten, und ihr Vieh mit sich forttrieben: Gräuel, wie sie noch heut zu Tage von den Weißfüßlern verübt werden.

Inmittelst stieg die Gewalt und Uebermacht der englischen Protestanten auf der Insel immer höher, und das Prinzip der Ansiedlungen hatte sich so folgenreich gezeigt, daß Cromwell, nach der großen Revolution von 1641, und Wilhelm III. nach der Schlacht an der Boyne im Jahre 1689 die Ländereyen der Katholiken in Irland confiscirten, und unter ihre Anhänger und Soldaten vertheilten. Daß hierdurch der fortgeerbte Haß der Eingebornen immer mehr gesteigert, und die beyden Hauptparteyen des Landes immer schroffer einander gegenüber gestellt wurden, war leicht zu ermessen; um so mehr, da die Eingewanderten

und neuen Eigenthümer, welche zum großen Theile nur ihre Agenten nach Irland schickten, schon von Hause aus als Feinde auftraten. »Schon ihr Besitz gründete sich auf Raub, ihre Ansprüche auf das Schwert Englands.« In ihren Augen hatten die Irländer so wenig Rechte, als die Eingebornen einer von den Europäern in Besitz genommenen Insel der Südsee. Ihr gesammtes Streben ging dahin, sich auf jedem möglichen Wege nach und nach des ganzen Landes zu bemeistern, sich alles Recht und alles Besitzthum zuzueignen; — Ansichten, die von der Regierung nicht bloß gut geheißen wurden, sondern von ihr entlehnt waren. Die höhere Cultur, welche sie aus ihrem Vaterlande mitbrachten, und die Abneigung der Iren gegen dieselbe vermehrten außerdem ihren Stolz so sehr, daß sie ihre Ascendenz als eine Wohlthat für die Eingebornen betrachteten, welche sie für nicht besser als Halbwilde ansahen, und sie deßwegen auch mit dem Namen der wilden Irländer (wild Irish) belegten, einer Benennung, die sich noch erhalten hat« (S. 13). »Sie bemächtigten sich besonders seit Wilhelm III. aller Privilegien und aller Rechte, vertrieben die Katholiken aus allen einträglichen oder mit Einfluß verbundenen Stellen, aus allen Staatsämtern, der Magistratur, der Städte-Corporationen, aus den Offiziersstellen im Heere und in der Flotte, und erklärten sie für unfähig, Parlamentsglieder zu wählen oder zu solchen gewählt zu werden u.s.w. Der Katholik wurde nur zum Gehorchen bestimmt, das Befehlen wurde unbedingt Sache des Protestanten. Während die irischen Katholiken zu Lande und zur See, in Amerika und Indien, im Norden wie im Süden Englands Schlachten schlagen und die brittische Macht in allen Welttheilen befestigen halfen, blieben sie von der Theilnahme an dieser Macht ausgeschlossen, und erfuhren in ihrem Vaterlande ein Loos, gegen welches das der afrikanischen Sklaven auf den Colonien in mehr als Einer Hinsicht beneidenswerth war« (S. 14).

Zu allen diesen Bedrückungen war noch unter Jakob I. ein Ausspruch der Kingsbench getreten, durch welchen der Grundsatz erblicher Clanschaft zerstört wurde. Hierdurch ward allerdings den mächtigeren Häuptlingen die Gewalt entzogen, sich dem königlichen Willen ferner zu widersetzen; allein in der Sache selbst trat keine Verbesserung, sondern noch eher eine Verschlimmerung ein; denn anstatt sich den neuen Besitzern anzuschließen, welche nur als Bedrücker angesehen werden konnten, fiel nunmehr das Volk dem ersten besten Demagogen anheim, der es am besten verstand, die bekannten Leidenschaften desselben aufzuregen, und gegen das uralte, von Erbe zu Erben herübergekommene Ziel der

Vertheidigung angestammter, oder der Wiedererlangung verloren gegangener Rechte hinzuleiten.

Wenn daher Irland seit der Vertreibung Jakob's II. etwa siebzig Jahre lang ruhig verblieb, so lag die Ursache hiervon nicht darin, daß die Katholiken sich allmälich unter das englische Joch gebeugt hätten, sondern es war eine Folge der herben Züchtigungen, welche sie unter Cromwell und Wilhelm III. erlitten hatten; der Strenge der peinlichen Gesetze, welche sie darniederdrückte, und der Wachsamkeit der protestantischen Partey, welche jede Bewegung mit Argus-Augen beobachtete. Schon 1729 ward eine Verschwörung entdeckt, welche die Restauration Jakob's III. zum Zwecke hatte. Noch bedeutender aber waren die Bewegungen im Jahre 1757, welche unter dem Namen der Weißen-Gesellen-Unruhen (Whiteboy-disturbances) bekannt sind, und die zwar durch Gewalt und Strenge unterdrückt wurden, dem ungeachtet aber durch eine Reihe von vierzig Jahren unter verschiedenen Namen und um mannigfacher Bedrückungen willen oftmals wiederkehrten, bis sie am Ende in Eine große Verbindung zusammenschmolzen.

»Das sehr erklärliche Gesammtstreben der katholischen Patrioten,« sagt der Hr. Verf., »richtete sich damals zunächst auf Befreyung von dem Drucke des peinlichen Codex und auf freyere Ausübung ihrer Religion; doch die englich protestantische Partey war nicht geneigt, das Geringste nachzugeben, bis endlich Furcht sie zu größerer Milde zwang« (S. 20).

Als nämlich die nordamerikanischen Colonien der englischen Krone den Gehorsam aufkündigten, und der Krieg mit den transatlantischen Insurgenten alle Kräfte Englands in Anspruch nahm, wurde man ernstlich um Irland besorgt, und wenn gleich etwa 100,000 Mann Freywillige sich unter dem Grafen von Charlemont sammelten, so bedeuteten doch diese wenig, wenn die ganze Masse der erbitterten und mit Mühe niedergehaltenen Katholiken noch zu Amerika, Frankreich und Spanien in die Schale geworfen wurde. »Klugheit und Selbsterhaltung riethen daher Alles daran zu setzen, sich der irischen Katholiken zu versichern. Demzufolge wurden die peinlichen Gesetze aufgehoben, und ihnen nach und nach so viele Rechte und Freyheiten eingeräumt, als man sich mit Sicherheit entäußern zu können glaubte.« Allein alle diese Concessionen waren noch nicht geeignet, den Zwiespalt der Parteyen zu beschwichtigen. »Furcht vor einer Empörung hatte sie dictirt; ängstliche Eifersucht hatte sie niedergeschrieben. Die Protestanten waren unzufrieden, daß sie geben mußten, — die Katholiken, daß sie nur so wenig empfingen, und dieses Wenige ihnen doch als volles Maß angerechnet werden

sollte« (S. 21). Der Stand der Parteyen blieb daher im Wesentlichen nach wie vor derselbe. Nach Maßgabe der Umstände aber und der historischen Ereignisse der übrigen Welt nahm derselbe eine ihm früherhin mehr oder weniger fremd gewesene Richtung an, welche man bey der Beurtheilung der heutigen Verhältnisse Irlands wohl zu berücksichtigen nicht unterlassen darf.

Bereits durch die oben erwähnte Importation englischer Eigenthümer waren auch die Prinzipe der Whigs und Tories auf die Insel verpflanzt worden. Dem Wesen dieser Prinzipe gemäß war es natürlich, daß die Whigs sich in politischer Hinsicht derjenigen Partey in Irland anschlossen, welche sie von dem Wunsche beseelt vorfanden, den gerade damals bestehenden Zustand verändert zu sehen, die Tories dagegen jener, die den Status quo erhalten wissen wollte. Die erstere bildeten die irischen Katholiken, die zweyte die englischen Protestanten; und so erhielt auch diese neue Verzweigung der Parteyenschaft in Irland, gleichsam wie ein Pfropfreis von dem alten Stamme, ihre Nahrung und Leben von dem uralten Gegensatze der Eingebornen und der Sassenachs, und es konnte andrerseits nicht fehlen, daß diese Eingebornen, welche in den Whigs sogar eifrige Vertheidiger ihrer Rechte und Ansprüche in den Parlamentern fanden, sich auch zu ihnen hingezogen fühlen, die Tories dagegen, welche sich ihren Anforderungen standhaft widersetzten, in die allgemeine Classe der verhaßten Sassenachs werfen mußten. Ja was in dieser Beziehung das Schlimmste war, und der in ihrem Ursprunge so gerechten Sache der Irländer am verderblichsten wurde, das war zuvörderst das geglückte Beyspiel Nordamerika's mit seiner Unabhängigkeitserklärung; besonders aber der rasche Fortgang der heillosen Revolution in Frankreich mit ihren Fundamentallehren und in der ganzen Welt mit so reißender Schnelligkeit sich ausgebreiteten Prinzipien, welche auf der Insel den hellsten Anklang fand.

Im Verfolge der stets fortdauernden Reibungen beyder Hauptparteyen, und namentlich, um den jetzt von den englischen Protestanten unter dem Namen der Tagesanbruch-Gesellen (Peep-of-day-boys) verübten nächtlichen Ueberfällen Einhalt zu thun, wurden dieselben von den Katholiken im Jahre 1795 förmlich zum Kampfe herausgefordert. Die Letzteren zogen aber in zwey Gefechten den Kürzern, und die Sieger ließen ihrer Rache vollen Lauf, so daß viele katholische Familien auswanderten. Die nächste Folge dieses Sieges war die Entstehung einer bis auf heutigen Tag so wichtig gewordenen Association, nämlich der ersten Orange-Loge (21. September 1795), deren Mitglieder förmlich geschworen waren, und zum Zwecke hatten: alle durch

Wilhelm III. zu Gunsten der Protestanten getroffenen Einrichtungen und von ihm verliehenen Rechte und Privilegien aufrecht zu erhalten; ferner, Sicherung der Protestanten, ihres Glaubens und ihrer Ascendenz, Vertreibung oder Zähmung der Katholiken und Ausrottung ihrer Religion. Diesem Vereine setzten die eingebornen Katholiken den Bund der Defenders entgegen, woraus später die Ribbonmen oder Bandmänner entstunden, so benannt nach den langen schwarzen Bändern, welche sie als bedeutungsvolles Zeichen an den Hüten tragen. Der ursprüngliche Zweck dieser Verbindung war, wie schon der Name beweist, Vertheidigung gegen die Anmaßungen der Orangemänner, und, wie es bisher stets gewesen war, Kampf der Eingebornen gegen die Sassenachs. Allein jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo der von Frankreich herübergewehte Geist des Verderbens sein Unwesen auch in Irland zu treiben begann. »Die unheilschwangeren Losungsworte Freyheit und Gleichheit,« sagt der Hr. Verf. (S. 24), »fanden hier ein um so willigeres Echo, da die Katholiken schon längst diesen Ruf selbst erhoben hatten. Aber die Freyheit der Franzosen war nicht ihr Ziel, die Gleichheit der Jakobiner nicht ihr Streben gewesen; die Menschenrechte waren von ihnen anders verstanden worden.« Ihre Religion war zwar jetzt gesetzmäßig geduldet, die peinlichen Gesetze, die Todesstrafe gegen einen bey dem Messelesen betroffenen Priester waren abgeschafft; allein diese obgleich geduldete Religion war noch fortwährend gebrandmarkt, und »in ihrer Ausübung auf vielfach kränkende Weise beschränkt:« — die Freyheit von diesen Beschränkungen und Bedrückungen war es, welche die katholischen Irländer im Sinne hatten. Es waren ihnen auch manche politische Rechte eingeräumt worden; aber sie standen noch tief unter den in ihre Heimat eingedrungenen Protestanten; »sie konnten zwar Parlamentsglieder wählen, aber nicht dazu gewählt werden; sie konnten zwar advociren, aber nicht richten; bitten, aber nicht beschließen; von den höheren Stellen in der Armee und der Flotte blieben sie ausgeschlossen; alle Aemter, die eine Verantwortlichkeit oder Vertrauen von Seite der Regierung voraussetzten, waren ihnen versagt; sie konnten weder Friedensrichter werden, noch an der Städteverwaltung Theil haben, ja selbst auf der Universität konnten sie so wenig einen Magister-, als einen Doctor- oder andern Ehrentitel erhalten« u. s. w. — Diese Ungleichheit wollten sie aufgehoben wissen, und zum wenigsten gleich stehen als Mitmenschen in den Rechten der Unterthanen einer und derselben Krone; denn, wenn man das bloße Wahlrecht zu den Parlamentssitzen abrechnet, »so belief sich die Summe der damals gemachten Con-

cessionen noch nicht so hoch, wenigstens nicht höher, als das, was man nach und nach den heidnischen Eingebornen von Hindostan zugestanden hat« (S. 22).

Dieser gewissermaßen rechtlose und rechtswidrige Zustand nun, »die Erinnerungen an die erlittenen Bedrückungen und die an ihren Vätern, an ihren Priestern, an ihren Altären und Kirchen verübten Gräuel, — das Gefühl ihrer fortwährenden Erniedrigung, — die Sucht nach Rache, — der Haß gegen England und protestantische Ascendenz, — der Wunsch, die ihren Vätern entrissenen Ländereyen und Güter wieder zu erlangen, — die von den Demagogen glänzend gemalten Aussichten;« — und hiezu noch die zu jener Zeit so allgemein gewordene Verwirrung der Begriffe überhaupt machte, daß man über den Namen die dadurch in der That bezeichnete Sache vergaß. »Bis dahin hatten sie für ihren schmälich unterdrückten Glauben, ihr gekränktes Eigenthum gelitten, gekämpft und geblutet; ihre Sache war durch die Religion und das Recht geheiligt gewesen;« — jetzt aber wollten sie für eine Freyheit zu Felde ziehen, welche »das Grab aller Religion und aller wahren Freyheit ist;« für eine Gleichheit, welche »gränzenlose Gesetzlosigkeit war;« und für sogenannte Menschenrechte, welche »darin bestanden, ungestraft zu freveln, und Allem Hohn zu bieten.« Ja eine hibernische Republik war das Ziel der Bestrebungen einer Verbindung, welche nunmehr unter dem Namen der vereinten Irländer (United Irishmen) ins Leben trat, und welcher sich auch Protestanten, Unitarier und Freygeister anschlossen. Man sandte Deputationen nach Frankreich, um dort mit den Republikanern zu unterhandeln, und Plane wegen der von beyden Seiten zu treffenden Maßregeln zu verabreden. Endlich kam es im Jahre 1798 zum Aufstande, welcher das fürchterliche Blutbad in der Grafschaft Werford zur Folge hatte. Man hat die damals geschehene Ermordung so vieler englischer Protestanten häufig einem religiösen Fanatismus der irländischen Katholiken zuschreiben wollen. Allein wenn man die Verhältnisse in ihrem wahren Lichte betrachtet, so war dieselbe nichts anders, als jeder frühere Versuch der unterdrückten Eingebornen, sich auf jede mögliche Weise ihrer aus der Fremde eingedrungenen Unterdrücker zu entledigen. Die beste Aufklärung darüber gibt die Aussage Mac Nevin's, der im Oberhause auf die Frage des Erzbischofs von Cashel: »ob nicht Religionshaß die Katholiken zur Abschlachtung der Protestanten in Werford getrieben hätte?« — erwiederte: »Unglücklicherweise sind seit drey Jahrhunderten die Begriffe Protestant und politischer Unterdrücker in der Vorstellung der Katholiken so verschmolzen, daß sie zwischen beyden keinen Unterschied kennen,

und für beyde nur den einen Namen Sassenach haben« (S. 27). Diese Antwort gibt uns genügenden Aufschluß über die Natur aller Aufstände in Irland, wenn wir sie aus dem Standpunkte des Volkes betrachten. Ueberall finden wir den seit beynahe sechshundert Jahren fortgeerbten Haß und Kampf der Patrioten gegen die Sassenachs.

Jetzt aber öffnete sich für die Ersteren ein neues Feld der Thätigkeit. Pitt hatte den Plan gefaßt, Irland auf ähnliche Weise wie Schottland mit England zu vereinigen, so daß es nicht mehr wie bisher als ein abgesondertes Königreich verwaltet, sondern gänzlich unter die Gesetzgebung Englands gestellt werden sollte. Es verlor daher sein Parlament, und mußte seine Vertreter nach London senden. Vergebens hatte die Opposition ihre Stimme dagegen erhoben, und hatte auch die Ansprüche der Katholiken wiederum in Anregung gebracht: der Unionsplan ging durch (1800), und die Klagen der Katholiken wurden mit Heftigkeit zurückgewiesen.

Die Folge davon war eine Verschwörung, die schon im dritten Jahre der Union ausbrach, und mit geringen Mitteln beynahe bewerkstelligt hätte, was früherhin ganzen Volksmassen nicht gelungen war. Kurz vor Ausbruch derselben wurde sie jedoch entdeckt, und endlich unterdrückt. Der Rädelsführer, ein Advokat Namens Emmatt, floh in die Grafschaft Wicklow, fiel aber der Regierung in die Hände, und ward hingerichtet.

In den französischen Kriegen wurden die Restrictionen in Bezug auf die höheren Stellen in der Land- und Seemacht zu Gunsten der Katholiken aufgehoben, dieß war aber auch beynahe das Einzige, was ihnen bis zum Jahre 1829 zugestanden wurde. Da jedoch die Katholiken nunmehr an den Whigs, den Radikalen, ja auch an den protestantischen Dissenters, welche ebenfalls manchen Unterdrückungen unterlagen, eine thätige Beyhülfe fanden, so schlugen sie nach dem Abschlusse des Pariser Friedens den Weg der Petitionen ein. »Bittschriften über Bittschriften strömten jedes Jahr in die beyden Häuser des vereinigten Parlaments, und wurden von den Whigs und Radikalen nachdrücklich bevorwortet; ... die Toryparten und Orangisten vereitelten jedoch alle ihre Anstrengungen« (S. 31). Um nun die Sache mit mehr Kraft zu betreiben, bildete sich ein Verein unter dem Namen der katholischen Association, welcher sich zum Ziele vorsteckte: durch alle möglichen gesetzmäßig und constitutionell erlaubten Mittel eine völlige Emancipation, »d. h. eine unbeschränkte Cultusfreyheit und Theilnahme an allen politischen Rechten der Protestanten,« zu betreiben. Und von nun an, nachdem nämlich nur gesetzmäßig und constitutionell er-

laubte Mittel zu dem an sich löblichen Zwecke angewendet werden sollten, sehen wir den katholischen Clerus als werkthätig mit auftreten. »Bey den bekannten Absichten des Vereins,« sagt der Hr. Verf., »hielt es der katholische Clerus nicht bloß für erlaubt, sondern für Pflicht, denselben mit seinem ganzen Einflusse zu unterstützen.« Bald erstreckte sich die Association über ganz Irland, und hatte in allen Städten ihre Filial-Committeen, in allen Kirchspielen aber wurden zur Bestreitung der Kosten Beyträge gesammelt, welche den Namen des katholischen Zinses (catholic rent) erhielten.

Wie nun endlich im Jahre 1829 die Emancipation der Katholiken, troß der vielen Hindernisse, welche ihr die Tories und Orangisten in den Weg gelegt, dennoch durchgegangen, ist zur Genüge bekannt. »Wie zur Zeit des amerikanischen Freyheitskrieges, so war es leider auch dießmal Furcht, und keine bessere, großmüthigere Regung, welche die Concessionen dictirte. Bey Eröffnung des Parlaments im Februar 1829 erklärten der Herzog von Wellington im Oberhause und Sir Robert Peel im Hause der Gemeinen, daß das Gouvernement die Emancipation der Katholiken beabsichtige, weil dieselbe zweckdienlich (expedient) und für die Beruhigung Irlands unumgänglich nothwendig sey« (S. 33). Sehr richtig fügt der Hr. Verf. die Bemerkung hinzu: »Hätte man indessen, selbst nach dieser Erklärung, wenigstens aus der Noth eine Tugend gemacht, und die Emancipationsacte nicht durch einige kleinliche Clauseln verunstaltet, die bewiesen, wie ungern man gab, und wie viel lieber man nicht gegeben hätte, so würde mindestens eine große Anzahl der Katholiken sie mit Dank angenommen haben, statt daß sie jetzt nur als ein errungener Triumph betrachtet wird.« Zu diesen kleinlichen Clauseln, welche aber eben deßhalb etwas Kränkendes und Aufreizendes mit sich führen, gehört u. a. diejenige, wodurch den katholischen Prälaten untersagt wird, dieselben Titel anzunehmen, welche die protestantischen sich beygelegt haben, z. B. Se. Gnaden; Lord Erzbischof von Dublin u. dgl. »Schon die Form der Maßregel verdarb den Eindruck derselben;« das Schlimmste indessen war, »daß ihr nicht andere Schritte vorausgingen, die jetzt erst agitirt werden, aber billiger Weise die Emancipation hätten vorbereiten sollen.« »Weit entfernt, die Kluft zwischen den streitenden Parteyen zu verringern, steigerte sie die gegenseitige Eifersucht und den gegenseitigen Haß noch weit höher« (S. 34). Jede Parlamentswahl gab einen neuen Zankapfel; jede Anstellung eines Katholiken gab Geschrey, wie dieß aus den öffentlichen Blättern zur Genüge bekannt ist.

Indem nun der Hr. Verf. auf die heutigen Verhältnisse in Irland übergeht, erwähnt er zuerst, daß seit dem Tode Georg's IV. und den berüchtigten Juliustagen sich bey der katholischen Partey ein noch weit größeres Hinneigen zur Demokratie und zu revolutionären Ideen aller Art gezeigt hätte, als man selbst in den großen englischen Fabrikstädten wahrgenommen. »Während die Mehrzahl der englischen und schottischen Katholiken sich an den Thron und die Aristokratie anschloß, fand man die Irländer größtentheils auf der Seite der Alles einreißenden Radikalen« (S. 35). Der Hr. Verf. folgert dieses aus drey Umständen: »Einmal,« sagt er (S. 36), »war von dem Geiste der ersten französischen Revolution und seinem verderblichen Einflusse noch immer Vieles zurückgeblieben, und durch beständige Bewegung und Anstreben gegen die gesetzliche Macht (welche dem Irländer die Sassenachs repräsentirte) genährt worden. Zweytens (und das ist wohl das Erklärlichste und Natürlichste) verdankten die Katholiken ihre Siege über die (englisch) protestantische Ascendenz (nach so viel hundertjähriger Erniedrigung und schmachvoller Unterjochung) dem Beystande der Whigs und Radikalen; sie hatten sich daher seit langer Zeit diesen angeschlossen, gemeinsame Sache mit ihnen gemacht, und, ohne es sich bewußt zu seyn, allmälich ihren Geist eingesogen. Drittens war die protestantische Ascendenz so eng mit der Aristokratie verwoben, daß sie die erstere nur durch Zerstörung der letzteren vernichten zu können glaubten. Außerdem darf auch nicht übersehen werden, daß eine große Anzahl der Wortführer der katholischen Partey homines novi, und, wie alle Demagogen, ehrgeizig waren. Es kränkte ihre Eitelkeit, daß sie in den höheren Zirkeln keinen Eingang fanden, oder doch höchstens nur gelegentlich darin geduldet wurden, ohne je heimisch zu werden, und daher wünschten sie, wie es wohl anderwärts geglückt war, eine neue Ordnung der Dinge einzuführen, wodurch sie nach oben kämen.

Alle diese Gründe sind aus dem Leben gegriffen; die wichtigsten aber sind der zweyte und dritte. Es ist hier nicht der Ort, weitläuftige Auseinandersetzungen über die gegenseitigen Rechte und Pflichten der Unterthanen und Regenten niederzuschreiben: allein die Grundsätze der Politik sind in der neueren Zeit öfters dergestalt in Verwicklung gerathen, daß es wahrlich keine leichte Aufgabe geworden ist, sich durch manche Fragen der Zeit mit Ehren hindurch zu arbeiten. So viel ist aber gewiß, daß es ein großes Unglück, zugleich aber auch eine große Verantwortlichkeit für ein Gouvernement ist, seine Unterthanen, besonders wenn sie verschiedenen Glaubens sind, durch Kränkung und Bedrückung desselben in die allzu nahe liegende Versuchung zu stürzen, zur

Rettung dieses Glaubens mit den Demagogen und Revolutionären gemeinsame Sache zu machen. Die Irländer waren so gestellt (und sind es in mancher Hinsicht noch), daß sie aus jeder Veränderung oder Bewegung am politischen Horizonte nur Verbesserung und Vortheil hoffen konnten; was war also natürlicher, als daß sie sich der Partey der Bewegung anschlossen? Wer mag sie darum loben; wer aber auch unbedingt verurtheilen? Jedenfalls würde zum Mindesten der Entscheidung die historische Entwicklung des Kampfes oder der Streitfragen zum Grunde gelegt werden müssen. Es ist freylich eine der monstruösesten, unserer an Mißgeburten so reichen Zeit vorbehaltenen Verbindungen, die der Religion mit der Gewalt, dem Aufruhr und der Widerspenstigkeit; allein die Frage bleibt noch zu lösen, ob es nicht bey weitem widernatürlicher und beklagenswerther ist, daß überhaupt nur die Möglichkeit gegeben ist, an eine solche Verbindung zu denken, und sie in der Reihe der politischen Aushülfsmittel in der That empirisch Platz greifen zu sehen.

Dem sey indessen wie ihm wolle: sämmtliche irisch-katholische Parlamentsmitglieder wurden Vertheidiger und zum Theil eifrige Sachwalter der Reformbill, und ihr Beystand machte die Maßregel gelingen. Die Geschichte der neuesten Begebenheiten in England gibt den Beleg zu demjenigen, was in politischer Hinsicht für die Zukunft Großbritanniens zu erwarten seyn möchte: schwieriger stellt sich die Frage in kirchlicher Hinsicht, worauf wir bey der Relation über den zweyten Abschnitt der vorliegenden Schrift zurückkommen werden.

Wo von der Bewegungsparthey in Irland die Rede ist, war es wohl natürlich, daß der Hr. Verf. den Namen O'Connell's nicht ungenannt lassen durfte. Es ist zwar dieser Mann des Jahrhunderts bekannt genug; indessen sind die Urtheile über ihn so verschieden und oft so widersprechend, daß es gewiß nicht uninteressant seyn möchte, die Schilderung, welche der wohl unterrichtete Hr. Verf. von ihm entwirft, in der Kürze hier einzuschalten; um so mehr, da sich die fernere Geschichte des Standes der Parteyen in Irland zum großen Theile mit der Geschichte O'Connell's identificirt.

O'Connell ist aus einer alt-irischen Standesfamilie entsprossen, und widmete sich nach Vollendung seiner Erziehung der Rechtsgelehrsamkeit. »Durch seine ausgezeichneten Talente erwarb er sich bald einen großen Ruf als Advokat, der mit jedem Jahre zunahm, und ihm eine Praxis verschaffte, welche ihm zuletzt jährlich von zehn- bis zwölftausend Pfund Sterling eintrug« (ein Umstand, der wegen der künftigen Ereignisse nicht außer Acht zu lassen ist). »Mit einem durchdringenden Verstande,

einer besondern Combinationsgabe und außerordentlichem Gedächtnisse verbindet er eine so ausgedehnte Kenntniß der irischen Geschichte, der Parlamentsacten, Gesetze und aller Landesverhältnisse, daß sich schwerlich irgend ein Staatsmann der drey Reiche ihm in dieser Hinsicht gegenüber stellen kann... Sein Privatleben ist, wie selbst Feinde zugeben, nicht bloß moralisch, sondern streng katholisch... er befolgt gewissenhaft alle Vorschriften der Kirche. In seinem öffentlichen Leben zeigt er eine außerordentliche Gewandtheit und Schlauheit, und eine Thätigkeit ohne Gleichen. Außerdem besitzt er ein ansgezeichnetes Rednertalent, Klarheit, Bündigkeit und Lebhaftigkeit im Vortrage, einen beißenden Witz und Sarcasmus, und eine volle, starke Stimme, wodurch er sich Hunderttausenden hörbar machen kann. Seine Lebhaftigkeit artet jedoch häufig in leidenschaftliche Hitze aus.... Er ist mit allen volksthümlichen Redensarten, Sprichwörtern u. s. w. so bekannt, und hat beständig eine solche Menge von Witzen und drolligen Anekdoten bey der Hand, daß er im Stande ist, aus dem Stegreife stundenlange Reden über die trockensten Gegenstände zu halten, ohne daß das Volk müde wird ihm zuzuhören. Bemerkt er, daß er bey Auseinandersetzung der Gesetze oder beym Anrathen der zu nehmenden Maßregeln nicht die völlige Aufmerksamkeit seiner Hörer besitzt, so bringt er gleich ein lustiges Geschichtchen oder einen Spaß auf Unkosten seiner Gegner an, und fährt dann wieder ruhig fort. Wer sich ihn als einen Redner im Sinne Cicero's vorstellt, irrt sich sehr; sein Styl ist ganz volksthümlich und fast conversationsartig, gerade wie er für den großen Haufen paßt. Daher sind seine Reden in den englischen Volksversammlungen fast eben so populär, als in Irland.«

»Fast vom Beginne seiner Laufbahn als Rechtsgelehrter trat er als Vertheidiger der Rechte seiner Glaubensgenossen auf, diente den angeklagten Katholiken bey den Assisen als Vertheidiger, und bevorwortete beständig die Ansprüche der liberalen Candidaten bey den Parlamentswahlen. Hierdurch wurde er dem Volke fast in allen Gegenden der Insel persönlich bekannt, und erwarb sich dessen unbedingte Zuneigung und Vertrauen. Die Laien hingen ihm an, weil er ihre Gerechtsamen überall wahrnahm; die Geistlichkeit, weil er streng katholisch war, und eifrig das Interesse der Kirche und die freye Ausübung ihres Cultus vertrat.«

»Mit solchen Waffen ausgerüstet stellte er sich an die Spitze der katholischen Association, in deren Organisirung er durch Shiel, O'Gorman Mahon, Lawleß, den Protestanten Thomas Steele, Moore O'Ferrall, O'Connor Don, viele andere Laien und fast den gesammten Clerus unterstützt wurde. Durch seine ausge-

dehnte Kenntniß der Gesetze wurde es ihm möglich, das Volk überall für seine Zwecke aufzuregen, ohne sich selbst und die, welche ihm pünktlich folgten, dadurch gerichtlicher Verfolgung bloß zu stellen. Er wußte genau wie weit man gehen könne, ohne in Strafe zu verfallen.... Das Volk betrachtete ihn daher als ein Orakel, folgte ihm blindlings, und die Worte des Counsellor's (gesetzlicher Titel der Advokaten) galten für weit mehr, als die Gesetze des Landes....«

»Als endlich die Emancipation im vereinigten Parlamente durchging, wurde er von allen Seiten als der ruhmreiche Befreyer (glorious Liberator) von Irland begrüßt, und genoß damals unter den Katholiken, Laien wie Geistlichen, eine Popularität ohne Gränzen. Viele Meilen weit lief das Volk, den großen Agitator, wie er sich selbst gern nennt, zu sehen und zu bewillkommnen...«

»Die großen Aufopferungen, welche O'Connell während der Agitation der Emancipation nicht bloß an Geld, sondern an der ihm wirklich kostbaren Zeit gebracht hatte, und der Wunsch, ihn in den Stand zu setzen, sich ausschließlich seinem Berufe als Parlamentsglied zum Wohle des katholischen Irlands widmen zu können, ohne genöthigt zu seyn, noch fernerhin zu advociren, bewogen mehrere seiner Freunde, an die Dankbarkeit der irischen Katholiken zu appelliren, und sie aufzufordern, ihn durch jährliche freywillige Beyträge nach Vermögen für den Verlust seiner Praxis als Rechtsgelehrter zu entschädigen. Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beyfall; es wurde sofort in Dublin eine Committee zum Empfange des Geldes ernannt, und in jedem folgenden Jahre im Herbste an einem bestimmten Sonntage an allen Kirchthüren eine Collecte veranstaltet.«

O'Connells Gegner machen ihm aus der Annahme der für ihn gesammelten Gelder einen Vorwurf. Auch der Hr. Verf. tritt dieser Ansicht bey, besonders aus dem Grunde, weil die Einsammlung in manchen Gegenden mit solcher Strenge geschieht, daß selbst ganz arme Leute ihr Scherflein hergeben müssen, und diejenigen, welche ihre Beyträge nicht groß genug entrichten, oder sie vielleicht ganz und gar verweigern, als verachtungswürdige, ehrlose Individuen bezeichnet werden. Allein wenn man von diesen zufälligen Unbilligkeiten abstrahiren, auch darauf keine Rücksicht nehmen will, ob der Zweck, auf welchen O'Connell hin arbeitet, und die Mittel, deren er sich bedient, lobenswerth seyen oder nicht, so möchten wir es wohl dahin gestellt seyn lassen, ob es im Allgemeinen ein Unrecht zu nennen wäre, daß er eine ihm für seine Verluste freywillig gebotene Entschädigung nicht zurückweist, sondern ruhig annimmt. Man muß die Sache aus

dem Gesichtspunkte ansehen, welchen die Irländer selbst vor Augen haben. Der Hr. Verf. theilt uns z. B. das im vorigen Jahre ergangene Circularschreiben mit, gegen welches sich im Wesentlichen gar nichts einwenden läßt. Es lautet folgendermaßen (S. 41):

Dublin, den 8. October.

»Landsleute! In Folge Eurer so allgemein und so dringend ausgedrückten Wünsche erlauben wir uns hierdurch anzuzeigen, daß der 26ste dieses Monats als der O'Connell-Tributstag für dieses Jahr angesetzt ist.«

»Die patriotischen Bewohner jedes Kirchspiels im Königreiche wollen daher die Güte haben, sofort die nöthigen Anordnungen zu treffen, ihr Theil zu thun, dieß ehrenvolle Zeugniß von Irlands Dankbarkeit des Vaterlandes und des Mannes würdig zu machen.«

Gez. John Power, C. Mac Loughlin,
David Lynch, Schatzmeister.
P. V. Fitzpatrick, Sekretär.

Wäre überhaupt O'Connell bey dem ursprünglichen Zwecke der katholischen Association verblieben, und befolgte auch ausschließlich nur den Weg, welchen dieselbe vom Anfang an vorgezeichnet hatte, so könnte man ihm durchaus keine Vorwürfe machen; denn die gedachte Association sollte sich ausdrücklich nur gesetzmäßig und constitutionell erlaubter Mittel bedienen; und daß der Zweck derselben auf die Emancipation gerichtet war, das wird, so verschieden auch hierüber die Ansichten seyn mögen, und so nachtheilig die Folgen für den politischen Zustand Englands werden mochten, Niemand einem christlichen Volke zum Vorwurfe machen können, welches, in so überwiegender Mehrzahl, in einer Art von religiöser Sklaverey zu leben verurtheilt war, wie schon der Name der Emancipation selbst zur Genüge beweist. Aber leider war ihm, wie der Hr. Verf. sich ausdrückt, »die Aufregung des Volkes zu sehr zur Gewohnheit und zum Bedürfniß geworden, als daß er nicht auch nach der Emancipation hätte darin fortfahren sollen.« Man könnte freylich sagen, die Emancipation wäre nicht so vollständig erreicht worden, als die katholische Association sich dieselbe zum Ziele vorgesetzt hatte, wie dieß schon weiter oben erwähnt worden, und ihre Aufgabe wäre daher noch nicht völlig gelöst gewesen. Allein hiermit lassen sich, auch für die eifrigsten Anhänger des religiösen Bestrebens O'Connell's, die Mittel nicht rechtfertigen, deren er sich nunmehr bediente. »In England,« sagt der Hr. Verf., »advocirte er Reform, in Irland Trennung der Union mit Großbritannien, bewunderte die Revolution der Franzosen und ihrer belgischen Nachbarn,

liebkoste die polnischen Insurgenten und die italienischen Carbonari, verfocht die schlechte Sache des republikanischen Exkaisers von Brasilien, rechtfertigte die Usurpation der spanischen Christina und denuncirte alle rechtmäßigen Monarchen als Despoten, Tyrannen und Scheusale des Menschengeschlechts.« Mit einem Worte, er hat als Vorkämpfer für die edle Sache der Kirche den unedlen und verderblichen Weg so vieler unserer Mitgenossen eingeschlagen, sich in die Arme der Revolution zu werfen, und, man möchte sagen, die Kräfte der Hölle zu entlehnen, um die Sache Gottes durchzufechten: ein Verfahren, das bey ihm um so unheilbringender wird, als sein Beyspiel für Irland von unbeschränktem Nachdrucke ist. »Einen Einfluß, wie Er ihn über Irland ausübte,« sagt unser Verfasser, »hatte vor ihm selbst kein brittischer Monarch besessen; auch der geliebteste Fürst unserer Zeit hat nicht solche unbedingte Gewalt über die Gemüther seiner Unterthanen. Er mag Aufstand oder Ruhe, Gehorsam oder Widersetzlichkeit anrathen, sein Geheiß wird blindlings erfüllt, und pünktlicher vollzogen, als der Ferman eines türkischen Großherrn« (S. 41 u. 42).

Wenn wir nun aber von O'Connell's Persönlichkeit abstrahiren, und auf den uns vorgesteckten Gesichtspunkt der historischen Entwicklung des Standes der Parteyen in Irland zurückgehen wollen, so können wir nicht läugnen, daß wir in seinen Hauptbestrebungen wiederum den unveränderten Geist des alten Irlands erkennen müssen. Die katholische Kirche in ihrer Herrlichkeit wieder herzustellen, und die Verbindung mit der englischen Krone zu lösen oder ganz zu trennen, oder mit andern Worten, die neuen wie die alten Sassenachs zu bekämpfen, und wo möglich aus dem Lande zu vertreiben, war, wie wir gesehen haben, seit Jahrhunderten die Aufgabe und das Ziel der eingebornen Irländer gewesen. Wiedereinsetzung der katholischen Kirche in ihre alten Rechte und Würden, nebst völliger Gleichstellung der Katholiken mit den Protestanten in politischer Beziehung: und Trennung Irlands von dem Regierungsverbande mit England; Wiederherstellung des abgesonderten Parlamentes in Dublin, mit Beybehaltung der Parlamentsreform zur Sicherung der Wahlen im Sinne Irlands, sind auch die Losungsworte der heutigen Partey der Eingebornen oder des Repräsentanten derselben, Daniel O'Connell's.

Was den ersten Punkt betrifft, die Wiederherstellung der Kirche, so zollt der Hr. Verf., welcher im Uebrigen keineswegs für O'Connell eingenommen ist, dennoch als Anhänger derselben Kirche ihm für seinen desfallsigen Eifer seinen aufrichtigen Beyfall.

Allein derselbe stellt die Fragen auf: erstlich, ob eine solche kirchliche Restauration unter den gegenwärtigen Umständen zweckmäßig und rathsam sey, und zweytens, ob die Mittel, welcher man sich dazu bedient, erlaubt und die rechten seyen oder nicht? — Wir hätten nun freylich gewünscht, der Hr. Verf. hätte, mit seiner Kenntniß der lokalen Verhältnisse Irlands, sich über diese Fragen, und besonders über die erste, ein wenig umfassender ausgesprochen, weil deren Lösung, als das so lange und mit solcher Ausdauer verfolgte Ziel fast aller Unternehmungen der katholischen Partey in Irland, von nicht geringem Interesse ist; allein andrerseits läßt sich allerdings nicht in Abrede stellen, daß beyde Fragen »so tief in alle religiösen und politischen Verhältnisse unserer Zeit eingreifen,« daß wir dem Hrn. Verf. nicht verargen können, dieselben nicht vollständig erörtert, sondern sich auf einige Hauptpunkte beschränkt zu haben. Es geht daher derselbe zuvörderst von dem Gesichtspunkte aus, die katholische Kirche in Irland, ob sie gleich mehr Verfolgungen erlitten habe als irgendwo, sey demungeachtet aus allen Stürmen stets glorreich hervorgegangen, daher habe sie von außen her nichts zu fürchten, und bedürfe also gewissermaßen keiner äußerlichen Restauration, sondern habe nur beständig darauf zu sehen, in ihrem Inneren die ihr gebührende Reinheit zu bewahren. Ferner genieße sie in diesem Augenblicke eine Freyheit, welche ihr viele Länder zu beneiden haben möchten, wo die katholische Religion die Staatsreligion sey. Freylich sey dieselbe sehr arm, jedoch seyen ihre weltlichen Güter seit der Emancipation im Zunehmen, wie dieß durch die vielen neu erbauten Kirchen bewiesen würde; und wenn es auch zur würdigen Verrichtung ihres Gottesdienstes immer noch sehr wünschenswerth bleibe, daß sie wieder in ihre alten Rechte eingesetzt werde, so sey dieß dennoch nicht so absolut nothwendig, um Schritte zu rechtfertigen, welche sehr leicht, nach innen und nach außen hin, schlimme Folgen haben könnten (S. 44).

Der Hr. Verf. unterscheidet mithin, wie billig, zwischen dem Wünschenswerthen einer solchen kirchlichen Restauration und der Zweckmäßigkeit oder absoluten Nothwendigkeit oder auch der Möglichkeit oder Ausführbarkeit derselben. Er hält sie, wie wir nicht anders annehmen können, für wünschenswerth, um der Ehre Gottes willen; nicht aber für absolut nothwendig, weil die Kirche in ihrer jetzigen Lage allenfalls Ursache habe zufrieden zu seyn, und nicht für zweckmäßig, weil durch eine völlige Restauration noch unangenehmere Conflicte zu Tage kommen möchten, wohin besonders der Streit mit der sogenannten Hochkirche gehören würde, welche dermalen im Besitze der meisten Rechte und

Privilegien der alten Kirche sey. Hinsichtlich der Ausführbarkeit aber will der Hr. Verf. nur Ein wahrhaft gutes Mittel anerkennen, die katholische Kirche wieder zur herrschenden in Irland zu machen, nämlich: unablässiges Wirken durch Lehre und Beyspiel; durch die Lehre, indem hierin die Kirche in Irland völlig unbeschränkt sey; und durch Beyspiel dadurch: daß die Bekenner derselben fromme Christen, treue Unterthanen, friedliche Bürger, redliche Nachbarn, gerechte Richter und wahrhafte Zeugen seyen, wie es ihr Glaube vorschreibe. Als verderbliche Mittel dagegen stellt der Hr. Verf. diejenigen auf, welche O'Connell gewählt hat, nämlich seine Angriffe gegen die anglikanische Kirche in Irland und die von ihm beabsichtigte Trennung der Union mit Großbritannien.

Die ersteren reduciren sich im Wesentlichen auf die übermäßige Zahl und die Einkünfte der anglikanischen Geistlichkeit, und auf die Erhebung des Zehnten für die anglikanische Kirche, wovon jedoch in dem Abschnitte über die kirchlichen Verhältnisse des Nähern gehandelt wird. Für etwa eine Million Protestanten, gibt es in Irland 4 Erzbischöfe, 18 Bischöfe, 565 andere Dignitarien, über 1300 Pfarrer mit Beneficien — Curaten nicht mit gerechnet — und für diesen Clerus sind über 1,200,000 Pfund Sterlinge (12 Mill. Gulden C. M.) jährlicher Revenüen ausgeworfen, also mindestens 200,000 mehr Pfunde Einkünfte, als Bekenner. »Wenn O'Connell daher, gleichviel aus welchem Grunde, gegen dieses Mißverhältniß zu Felde zog, so leistete er, auch nach Ansicht des Hrn. Verf.'s, »als Mitglied des gesetzgebenden Körpers, nicht bloß dem ganzen Lande, welches ohnehin unter einer enormen Staatsschuld seufzet, sondern auch den Protestanten und der (s. g.) Hochkirche selbst einen wesentlichen Dienst.« Dagegen verwirft der Hr. Verf. gänzlich das Begehren O'Connell's, daß keine Religion vom Staate begünstigt werden, und die Bekenner jeden Glaubens, weß Namens er auch sey, ihren Clerus selbst, und ohne Beyhülfe des Staates zu ernähren verpflichtet seyen. Es ist dieß Sache der Ansicht; ohne uns für die eine oder die andere Meinung auszusprechen, glauben wir indessen, daß sich auch für die O'Connell'sche Beurtheilung der Sache, falls sie nämlich auf gesetzmäßigem Wege erreicht würde, bey der eigenthümlichen Lage Irlands, und wenn nicht die katholische Religion, als die ausgebreitetste, für das erklärt werden möchte, was man heut zu Tage Staatsreligion nennt, dennoch manche, weder von Seiten der Kirche, noch von Seiten des Staates zu verwerfende Gründe anzuführen seyn möchten. Die Behandlung aller der hier einschlagenden Fragen ist jedoch an und für sich höchst schwierig, weil es hauptsächlich darauf

ankömmt, ob man bey deren Lösung die Aufrechthaltung der Politik Englands und den Fortbestand der sogenannten Hochkirche, oder aber das Aufblühen und Gedeihen der katholischen Kirche in Irland vorzugsweise vor Augen haben soll; und diese Schwierigkeit wird noch dadurch erhöht, daß bey den Rücksichten, welche man auf den politischen Zustand von England zu nehmen geneigt seyn möchte, man es nicht mit einem Gouvernement zu thun hat, dem, wie in jedem andern monarchischen Staate, ein bestimmter, stets erkennbarer und consequenter Gang vorgeschrieben ist, sondern dessen ganzes System, wie selbst die neueste Zeit nur zu sehr bewiesen hat, von einem Tage zum andern, nicht allein einem Wechsel, sondern einer gänzlichen Umkehrung unterworfen seyn kann. Schon aus diesem Betrachte möchte man daher die Frage stellen können, ob es für die katholische Kirche in Irland sehr erwünscht seyn dürfte, mit ihrem äußern Geschicke an dieses oftmals so entgegengesetzt hin und wieder rollende Räderwerk gekettet zu werden. Es wäre daher wohl zu wünschen, daß diese Materie, so wie ferner die ganze Repealfrage, einmal recht gründlich behandelt und von allen Seiten beleuchtet würde.

Denn was die letztere oder die Trennung der Union mit England betrifft, so ist dieselbe freylich für die Krone nichts weniger als wünschenswerth, und der große Pitt würde die Vereinigung beyder Reiche nicht in Vorschlag gebracht und so thätig durchgesetzt haben, wenn sie nicht für England heilsam und zweckmäßig gewesen wäre. Allein, obschon wir weit entfernt sind, die Art und Weise rechtfertigen zu wollen, mit welcher O'Connell diese Sache auf dem Wege der Agitation betreibt, so bliebe es doch auch noch zu erörtern, erstlich, ob das Begehren des Repeal's, vorausgesetzt wiederum, daß er auf eine gesetzmäßige Weise erreicht würde, O'Connell und dem gesammten katholischen Irlande zum Vorwurfe gereichen dürfte, gerade weil die Union eine noch gar nicht alte Maßregel ist; und zweytens, ob derselbe nicht ebenfalls, wenn man dabey von der Politik Englands abstrahiren wollte, aus manchen anderen Rücksichten für Irland als vortheilhaft erscheinen möchte: obgleich der Hr. Verfasser, besonders in industrieller, merkantilischer und selbst agrarischer Hinsicht, das Gegentheil mit vieler Sachkenntniß und Umsicht deducirt. Wo aber die Parteyen mit dem, man möchte sagen von Geschlechte zu Geschlechte in das Blut übergegangenen gegenseitigen Hasse sich einander mit solcher Schroffheit gegenüber stehen, als die irisch-katholische und die englisch-protestantische in Irland — obgleich die erstere durch ihre in neuerer Zeit geschehene, besonders ihre Häupter betroffene Verschmelzung mit der radicalen oder vielmehr mit der die ganze Welt umgarnenden

destructiven Rotte, eine ihr ursprünglich fremd gewesene und ihre edleren Bestandtheile nur unbewußt mit sich leitende Richtung erhalten hat — da möchte die Sache immer noch zweifelhaft erscheinen, und die Frage sehr nahe liegen, ob nicht eine möglichst scharfe Absonderung oder Trennung jener heterogenen Bestandtheile recht vortheilhaft sey? — Denn nicht eben anreizend ist das Gemälde, welches der gewiß sehr unparteyische Hr. Verf. am Schlusse dieses Abschnittes von dem Benehmen der englisch-protestantischen Partey entwirft. »Allerdings,« sagt der Hr. Verf. (S. 62), »läßt sich darin das lobenswerthe Bestreben nicht verkennen, die bestehende Ordnung aufrecht zu erhalten und den Gesetzen Kraft und Nachdruck zu verschaffen; aber die Mittel, welche man hierzu wählt, sind meistens nur wenig geeignet, den beabsichtigten Zweck zu erreichen, und dienen im Gegentheil häufig dazu, die Gegner noch mehr zu erbittern und zu Gewaltthätigkeiten zu reizen.... Zu ihrem Unglücke befinden sich unter den Häuptern ihrer Partey mehrere Leute, die durch ihren wilden Fanatismus verleitet...., in zügelloser Heftigkeit, wo möglich, O'Connell noch überboten, und durch ihr ganzes Benehmen nichts weniger als geeignet sind, die Ruhe im Lande zu erhalten, geschweige denn herzustellen.«

»Während sie,« heißt es weiter (S. 63), »in den protestantischen Versammlungen, welche sie in allen Grafschaften von Ulster, und wo sie sonst ein paarhundert mustern können, berufen, auf der einen Seite ihre Anhänglichkeit an den Thron, ihre Kirche und die bestehende Ordnung bey jeder Gelegenheit an den Tag legen, denunciren sie auf der andern jeden Katholiken als einen Rebellen, jeden Priester aber als einen Erz-Rebellen und Betrüger. Diese Idee ist bey ihnen so vorherrschend geworden, daß sie nicht mehr damit zufrieden seyn wollen, ihre Rechte, und selbst ihre alten, durch die Emancipation aufgehobenen Privilegien gegen die Katholiken zu behaupten, sondern daß mehrere derselben sich öffentlich dahin erklärt haben, die katholische Religion sammt ihren Anhängern müsse von der Insel ausgerottet werden.« Zieht man nun in Betracht, daß diese also sich äußernden Engländer die neueren Ankömmlinge im Lande sind, und ihre Herrschaft auf den Trümmern der Besitzthümer so mancher Vorfahren der jetzt vielleicht als Parteygänger die Insel durchstreifenden Eingebornen gegründet haben, so kann man allerdings nicht läugnen, daß wenigstens die Wünsche der Irländer, sobald sie nicht in verbrecherische Handlungen ausarten, sehr an dem Maße der Verzeihlichkeit gewinnen. Aber auch die Excesse selbst erscheinen, wenn es überhaupt erlaubt ist, sich bey Verbrechen also auszudrücken, in einem milderen Lichte, wenn

man alle Thatsachen kennt, und dieselben in ihren Wirkungen nicht unberücksichtigt läßt. So führt der Hr. Verf. z. B. an, daß mehrere Gutsherren den Beschluß gefaßt haben, ihren katholischen Tenants den Pacht aufzukündigen, und sie durch Protestanten zu ersetzen. Namentlich hat u. A. Sir Robert Hudson dieses Vorhaben ins Werk gesetzt. Was war aber die Folge davon? Mehrere der Vertriebenen wanderten ohne Obdach umher, litten große Noth und brüteten Rache. Und siehe: »als Sir Robert den nächsten Assisen der Grafschaft als Glied der großen Jury beywohnte, war der erste Verbrecher, welcher vor die Schranken gestellt wurde, einer seiner früheren Tenants, der den Protestanten, welcher seinen Meyerhof gepachtet, erschossen, und dessen Tochter schwer verwundet hatte!!« — So folgt jedem Anfalle von der einen Seite eine Reaction von der andern, und die Erfahrung hat bis zur Genüge erwiesen, welche unübersteigliche Hindernisse die Pacification Irlands unter den jetzt bestehenden Verhältnissen gefunden hat. Es steht zu erwarten, daß uns die nächste Zukunft über Vieles wird klarer sehen lassen.

Bevor der Hr. Verf. diesen ersten Abschnitt gänzlich verläßt, wirft er noch (S. 65), um das Gemälde von dem Stande der Parteyen in Irland zu vervollständigen, einen Blick auf die daselbst lebenden Dissenters, welche ziemlich zahlreich sind. Sie sind fast Alle liberal, aber mehr von der Whigfarbe. Sie waren eifrige Verfechter der Emancipation und der Parlaments-Reform, gehen aber in ihren Ansichten nicht so weit als O'Connell, und bilden daher eine Art von Jüste-Milieu, das nur bey einzelnen Fragen der Beachtung werth ist.

Die Beurtheilung oder Darstellung des kirchlichen Zustandes in Irland, auf welche der Hr. Verf. S. 66 übergeht, zerfällt ihrer Natur nach wiederum in drey Unterabtheilungen: nämlich der katholischen Kirche, der protestantischen Kirche und der Dissenters. Bey der katholischen Kirche ist ferner zu unterscheiden ihr Zustand vor der Emancipation und nach derselben. Dem Zwecke der vorliegenden Schrift entspricht zwar eigentlich hauptsächlich eine Darstellung der kirchlichen Verhältnisse, wie sie sich gegenwärtig, also nach der Emancipation gestaltet haben: indessen gibt der Hr. Verf. einen gedrängten Ueberblick über die Schicksale, welche die katholische Kirche seit der unseligen Regierung Heinrich's VIII. betroffen haben, und die zugleich in gewisser Hinsicht auf den im vorigen Abschnitte dargelegten Stand der Parteyen in Irland einiges Licht werfen, indem die mehr als tyrannischen Maßregeln, welche das englische Gouvernement seit dem Entstehen der neuen Lehre

über die Katholiken der Schwester-Insel verhängte, zu etwas Anderem nicht wohl geeignet seyn konnten, als um Haß, Zwietracht und Rachsucht hervorzubringen.

Die Gradation der gewaltsamen Veränderungen, welche Heinrich VIII. bey seiner Einführung des Protestantismus befolgte, ist ziemlich bekannt. Um dem Widerstande des Clerus zu entgehen, nahm er zuvörderst den Prälaten die bis dahin von denselben ausgeübte Stimmfähigkeit im Parlamente, und erklärte sie für bloß berathende Mitglieder. Hierauf erzwang er (1536) eine Parlaments-Acte, wodurch die päpstliche Autorität abgeschafft, alle Appellationen an den römischen Stuhl verboten, er selbst zum Oberhaupte der Kirche ernannt, und ihm als solchem die Annaten der geistlichen Pfründen zugesprochen wurden. Bald darauf, nachdem die englischen Waffen unter Lord Gray über die zur Vertheidigung ihres Glaubens verbündeten Katholiken bey Bellahoe den Sieg erfochten hatten, wurden die Klöster aufgehoben, und alle Ländereyen und Güter derselben für königliche Domänen erklärt.

Unter Heinrich's Nachfolger, Eduard VI., trat man noch mehr mit der Einführung der neuen Lehre selbst hervor. Der königliche Statthalter machte im Parlamente den Antrag, Lehre und Verfassung der Kirche nach dem Beyspiele Englands zu verändern. Hiergegen erhob sich der Erzbischof von Armagh, und verließ nach einer kräftigen Gegenrede die Versammlung. Seinem Beyspiele folgten die Erzbischöfe von Tuam und Cashel und siebzehn andere Bischöfe: nur der Erzbischof von Dublin und der Bischof von Meath blieben zurück. Die Folge hiervon war, daß die zwanzig erstgenannten Prälaten ihrer Aemter und Würden entsetzt, ihre Stellen ohne weiters an Reformirte gegeben, und alle Pfarren, so weit der Arm des Gesetzes reichte, mit Anhängern der neuen Lehre besetzt wurden. Der Clerus wurde dergestalt verfolgt, daß die meisten Prälaten landesflüchtig werden mußten, und nur die niedere Geistlichkeit heimlich im Lande blieb.

Nach dem Tode der katholischen Maria, welche nur fünf Jahre regierte, ließ Elisabeth, deren Nachfolgerin, alsbald den katholischen Cultus durch das irische Parlament für abgeschafft erklären; und je mehr sich ihre Macht über Irland erweiterte, mit desto größerem Uebermuthe ging diese Königin zu Werke, so daß im Jahre 1603 fast alle Pfarren der Insel mit Reformirten besetzt waren, obgleich die Pfarrkinder nicht aufhörten katholisch zu seyn.

Jakob I. erließ Proklamationen, die allen katholischen Priestern bey Todesstrafe befahlen, Irland zu verlassen,

Alle, die sich weigerten, Sonntags die protestantischen Kirchen zu besuchen, oder sich von reformirten Predigern copuliren zu lassen u. s. w., zu hohen Geld- und Gefängnißstrafen verurtheilten, und den Behörden einschärften, den Supremats-Eid von Jedem zu verlangen, der auf ein obrigkeitliches Amt, eine literarische Würde, die Advocatur oder auf die Verabfolgung seiner Ländereyen Anspruch machte u. dgl. m.

Carl I. war den Katholiken geneigter. Nach seiner Hinrichtung aber drückte sie Cromwell mit eiserner Hand gänzlich darnieder. »Seine Meinung war, da er den Papismus nicht ausrotten könne, so wolle er ihn wenigstens umhauen, und die Götzenverehrung, wie er die katholische Religion nannte, solle bey Leib und Leben nicht geduldet werden« (S. 69).

Unter Jakob II. trat wieder einige Ruhe ein; sein Nachfolger aber, Wilhelm III., schärfte alle früheren Strafgesetze wiederum ein, und führte sie mit solcher Strenge durch, »daß die politische Existenz der Katholiken dadurch aufgehoben, und ihnen bloße Vegetation, und selbst diese nur bedingt gestattet wurde. Die katholischen Geistlichen, seit langer Zeit daran gewöhnt, ein flüchtiges Leben zu führen, und den Gottesdienst heimlich in Scheunen, Ställen oder dergleichen Zufluchtsorten abzuhalten, hatten jetzt ohne Weiteres den Tod zu erwarten, wenn sie ausgeforscht oder gar beym Messelesen betroffen wurden. Sie waren daher genöthigt, unter allen möglichen Verkleidungen umherzuwandeln, und um ihr tägliches Brot und Nachtlager zu betteln. Desto herzlicher hing das Volk ihnen an; wo es nur, ohne von Protestanten bemerkt zu werden, geschehen konnte, versammelten sich die Leute hinter Hecken, in Sümpfen, Bergen oder anderen abgelegenen Orten, um Messe und Predigt zu hören, wobey sie jedesmal förmliche Schildwachen ausstellten, um plötzliche Entdeckung und Ueberrumpelung zu verhüten« (S. 69 u. 70).

Und dieser barbarische Zustand, der jenen hochherzigen, in steter Gefahr des Galgens lebenden Priestern von den Protestanten den Schimpfnamen der Heckenpfaffen zuzog, hat — zur Schmach und Schande eines sich christlich nennenden Gouvernements — bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts fortgedauert, wo dann endlich der peinliche Codex aufgehoben wurde. Nunmehr durften die Katholiken zwar Priester haben, aber keine öffentlichen Gotteshäuser, und sie mußten sich von protestantischen Predigern trauen lassen, wenn ihre Kinder nicht vor dem Gesetze als Bastarde angesehen werden sollten. Erst nach der Emancipation erhielten die Katholiken die Freyheit, öffentliche Kirchen zu haben: allein da ihnen die seit der

Reformation abgenommenen Kirchen nicht wieder eingeräumt worden sind, obgleich es Orte in Irland gibt, wo der protestantische Prediger der einzige seines Glaubens ist, so liegt ihnen die Schwierigkeit ob, erst nach und nach wieder Kirchen zu erbauen, womit hie und da der Anfang bereits gemacht worden ist.

Wie sich jetzt der kirchliche Zustand nach der Emancipation entwickeln wird, das steht noch zu erwarten. Fast das größte Interesse möchte wohl in dieser Beziehung die äußere Stellung des Clerus erwecken, welcher keine andern Einkünfte und Subsistenzmittel besitzt, als die milden Beyträge der zum größeren Theile selbst sehr bedürftigen Gemeindeglieder: ein Umstand, der neben der Last für die Gemeinden und der Geringfügigkeit des Einkommens für den Clerus, auch bey der in jenem Lande herrschenden Aufregung noch oftmals den Nachtheil zur Folge hat, daß eine Gemeinde ihrem Pfarrer die Beyträge zu seinem Lebensunterhalte vorenthält, wenn er in politischer Hinsicht mit ihr nicht gemeinsame Sache machen will, wodurch der wohlthätige Einfluß, welchen der Clerus auf das Volk üben sollte, an vielen Orten bedeutend gelähmt wird. Inzwischen würde wiederum andrerseits für die Freyheit der Kirche Gefahr zu befürchten seyn, wenn dem Wunsche derjenigen genügt werden sollte, welche einer Salarirung des Clerus von Seiten des Staates entgegensehen; wenigstens ist die irische Geistlichkeit selbst, und besonders die höhere, einer solchen nicht geneigt.

Uebrigens behauptet der Hr. Verf. (S. 78), daß die katholische Geistlichkeit mit ihrer jetzigen Lage nicht unzufrieden sey, obgleich es sich nicht läugnen läßt, daß die Kirche, trotz der Emancipation und ungeachtet des so großen Uebergewichtes der katholischen Bevölkerung in Irland, noch manchen sehr demüthigenden Beschränkungen unterworfen ist. Namentlich haben ihre Prälaten nicht, wie die der Anglikaner, Sitz und Stimme im Oberhause, dürfen sich nicht die Titel der Prälatur beylegen, und es ist ihnen nur im Innern der Kirchen das Tragen ihrer Amts-Ornate gestattet; ferner ist den Ordensgeistlichen das Tragen ihrer Ordenskleider gänzlich untersagt, und endlich sind alle Prozessionen und katholischen Gebräuche ebenfalls auf die innern Räume der Kirchen beschränkt. Nächst der Verachtung, welche hierdurch gegen die katholische Kirche an den Tag gelegt wird, sind diese Einschränkungen um so unpolitischer, als sie am meisten dazu geeignet sind, die Leidenschaften des Volkes anzuregen, und dasselbe für jede Agitation gegen ein Gouvernement empfänglich zu machen, von dem es sich fortdauernd in demjenigen gekränkt fühlt, was dem Menschen das Heiligste seyn soll.

Denn daß der Staat sich sonst, wie dieß sehr löblich ist, auf keine Weise in die Angelegenheiten der katholischen Kirche einmischt; daß die Correspondenz mit dem päpstlichen Stuhle, die Wahl der Bischöfe und deren Autorität über ihre Diöcesen; daß alle übrigen Verhältnisse des Clerus, so wie die Erziehung desselben, keiner Art von Restriction unterworfen, sondern die katholische Geistlichkeit vom Gouvernement in jeder Beziehung ganz unabhängig ist: dieses Alles sind Fragen, welche für das praktische Interesse des Volkes nur geringeren Werth haben, und oftmals gar nicht zu dessen Erkenntniß gelangen. Daß aber die katholische Gemeinde eines Ortes, in dessen ganzem Umkreise, ja in dessen sämmtlichen benachbarten Ortschaften vielleicht nicht ein einziger Protestant existirt, — es wäre denn etwa nur irgendwo eine anglikanische Curaten-Familie, — daß eine solche Gemeinde, sagen wir, an einem Festtage der Kirche sich mit ihren solennen Feyerlichkeiten in vier Mauern eingezwängt sieht, daß sie in einem Lande, was sie mit Recht katholisch wähnt, sich nicht öffentlich als katholisch bezeigen soll, bloß weil ein in dem entfernten London gegebenes Gesetz es also gebietet: das fällt ihr tief ins Auge, und aus dem Auge in den Sinn, und reizet an und für sich schon eben so sehr, als die lebendige Stimme eines Agitators. Was läßt sich daher erst erwarten, wenn nebenbey diese Stimme wirklich ertönt? — Es gibt zuweilen Dinge, welche überhaupt in größeren Lebensverhältnissen, zumal aber in der höheren Politik, mit dem Namen der Kleinigkeiten bezeichnet werden, aus denen sich jedoch mehr Stoff zu Betrachtungen über Regierungsweisheit und Staatsklugheit schöpfen läßt, als aus manchem großen, hochwichtigen Ereignisse, und ein richtiges Anzeichen wahrer Politik ist es, dergleichen niemals aus der Acht zu lassen.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die protestantische Kirche in Irland, so ist es bekannt, daß die Zahl der Bekenner derselben nicht mehr als etwa den neunten Theil sämmtlicher Bewohner des Landes beträgt. Demungeachtet sind, wie bereits oben erwähnt, unter den früheren Regenten Englands seit Heinrich VIII. sämmtliche katholische Prälaturen und Pfarrstellen nach und nach mit protestantischen Geistlichen besetzt worden. Es liegt am Tage, daß die Seelsorge derselben sich an vielen, ja vielleicht an den meisten Orten, auf ihr eigenes Haus und höchstens auf das des Kirchendieners beschränken muß, und daß daher eine solche geistliche Pfründe als Sinecure lediglich ihrer Einkünfte wegen gesucht wird. Die Eigenthümer derselben leben

wo es ihnen beliebt, oft sogar auf dem Continente, und halten sich in der Regel Stellvertreter für geringes Geld, welche am Kirchorte selbst oder in der Nähe desselben wohnen müssen, und häufig nebenbey Agenten abwesender Gutsbesitzer, Zehnten-Commissäre oder dergleichen abgeben. Die Prälaten sammt den Dechanten und Capiteln ihrer Diöcesen beziehen ihre Revenüen großentheils aus den beträchtlichen Kirchenländereyen, haben aber noch außerdem gewöhnlich mehrere einträgliche Pfarren mit Beneficien und Wohnungen in dem Hauptorte des Sprengels. Einige beziehen etwa 6,000 Pfund jährlich, andere 15,000, ja der Bischof von Armagh, sogenannter Primat von Irland, soll sogar 80,000 Pfund jährlich einnehmen. Die Pfarrer haben ihre Gleben, d. h. ein Haus nebst Garten, und auf dem Lande Acker, und sind nebenbey zum Zehnten berechtigt, der, nach Maßgabe der Größe des Kirchspiels, sich von 200 bis auf 2000 Pfund Sterling beläuft.

Bey der Erwähnung des Zehnten (S. 84) nimmt der Hr. Verf. Gelegenheit, demselben eine nähere Erörterung zu weihen, welche auch in einem Werke über den Zustand Irlands, bey der hohen Wichtigkeit, welche diese Abgabe in den politischen Verhältnissen der Insel erreicht hat, gar nicht fehlen durfte.

In keinem Lande, wo die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts Wurzel gefaßt hat, tritt die mit derselben Hand in Hand gegangene Kirchenräuberey so grell an das Tageslicht, als gerade in Irland. Es ist wahr, man hat die katholische Kirche überall spoliirt, man hat ihr nicht allein ihr Eigenthum an Hab und Gut, an Ländereyen und Stiftungen geraubt, sondern auch ihren Gläubigen die Gotteshäuser selbst entrissen, um Predigtstühle der neuen Lehre darin zu errichten. Allein in allen anderen Ländern läßt sich wenigstens zur Entschuldigung dieses Verfahrens anführen, daß, nach Maßgabe der Umstände, des Glückes oder des Unglückes, bald der größere Theil, bald auch alle Mitglieder der früheren Kirchengemeinschaft, den irdischen Lockungen der neuen Lehrer folgten, und ihre trauernde Glaubensmutter abtrünniger Weise verließen: es war daher, wenn man davon abstrahiren will, die Kirche im Ganzen als eine Einheit oder moralische Person, und als Gesammt-Eigenthümerin alles dessen zu betrachten, was ihr an zerstreutem Besitzthume überall gebührte, es war, sagen wir, noch allenfalls ein factischer Grund vorhanden, welcher die Umwandlung des Eigenthums rechtfertigen konnte. In Irland aber blieb das Volk überall, bis auf wenige Ausnahmen, dem Glauben getreu, und demungeachtet nahm man ihm seine Gotteshäu-

ser, vertrieb die Bischöfe und Priester der katholischen Kirchen aus ihren Diöcesen und Pfarren, setzte gewaltsamer Weise Protestanten an ihre Stellen, und übergab ihnen und ihren Nachfolgern unrechtmäßiger Weise ein für allemal das Eigenthum und die Einkünfte ihrer Vorgänger. So hatte nun das Volk keine Kirchen mehr, die ursprünglichen Gotteshäuser blieben leer, die Inhaber der Kirchengüter fröhnten dem Müßiggange, und die zur Erhaltung des ehrwürdigen Clerus, der Kirchengebäude und der Armen bestimmten Pfründen wurden der Gegenstand der Eifersucht und Habsucht, der Bestechung und Begünstigung.

Daß nun die Fortdauer der Zahlung des Zehnten an die oftmals verachtungswürdigen Besitzer dieser Pfründen; daß die Entrichtung einer zur Erhaltung der Geistlichkeit, also zur Feyer des Gottesdienstes und zur Erleichterung der Armuth des Landes bestimmten Abgabe, in die Hände von Müßiggängern und Blutsaugern, etwas sehr Drückendes für die katholischen Irländer war, welche unmöglich die Art vergessen konnten, wie diese Berechtigung in die Hände der jetzigen Besitzer oder ihrer Vor-Acquirenten übergegangen war, und denen nebenbey doch stets die Betrachtung sehr nahe lag, daß sie eine Geistlichkeit bezahlen müßten, welche ihnen nicht nur keinen Nutzen verschaffte, sondern sogar das Geld in das Ausland schleppte, während der eigene Clerus Mangel litt, und noch neben jenem Zehnten durch freywillige Beyträge erhalten werden mußte: — das wird wohl Niemand in Abrede stellen können, so sehr er auch von der Rechtmäßigkeit der Zehntenzahlung an und für sich, ohne Rücksicht auf den ursprünglichen und jetzt veränderten Zweck derselben überzeugt seyn möchte. Dagegen führen aber die Protestanten zur Rechtfertigung ihrer Forderungen an, der Zehnten sey eine Abgabe, welche nicht auf dem katholischen Individuum laste, sondern auf dem Grundstücke, welches dasselbe inne habe, dessen Eigenthümer aber größtentheils nicht katholisch, sondern meistens protestantisch ist. Ferner wisse ein Jeder, der ein Grundstück in Erbpacht nehme, daß der Zehnte darauf hafte; wenn er es daher annähme, so müsse er sich auch unweigerlich dieser Abgabe unterwerfen, um so mehr, als die Pachtsumme mit Rücksicht auf den Zehnten geringer sey, als sie ohne den Zehnten ausgesetzt seyn würde, so daß also der Zehnten nur dem Namen nach von dem Besitzer, eigentlich aber vom Eigenthümer entrichtet würde. Es läßt sich auch in der That gegen diese Gründe nicht leicht etwas einwenden, in sofern man annimmt, daß die gesetzpflichtigen Grundstücke alle in die hier angegebenen Kategorien gehören, indem sich wohl auch der Fall denken ließe, daß einzelne oder vielleicht auch viele derselben sich noch in den Händen

rechtmäßigen Erben derjenigen Besitzer befänden, zu deren Zeit die gewaltsame Veränderung des Zehnt-Berechtigten vor sich gegangen: und daß die ganze Reihe dieser Besitzer nur der Gewalt weichend und protestando diese Abgabe fort entrichtet hätten, so daß auch keine Verjährung hätte Platz greifen können. Indeß würde diese Erörterung in ein rein prozessualisches Verfahren übergehen. Zugleich aber erweist sich hierdurch, daß über ein Verhältniß wie der Zehnten in Irland, besonders aber in seiner gegenwärtigen Gestalt, eigentlich nicht im Allgemeinen geurtheilt werden kann, indem sich die frühere gemeinsame Natur desselben in einzelnen Privatverhältnissen auf die mannigfaltigste Weise verändert haben kann.

Aus diesem Grunde scheint uns auch das Princip, welches die nach vielen Beschwerden und Kämpfen über den Zehnten im Jahre 1815 erlassene Parlaments-Acte (Lord Ellenborough's Act) aufstellt, um die von allen Theilen zugestandene Gehässigkeit in der Erhebungsweise des Zehnten zu umgehen, das richtige zu seyn; indem sie nämlich beyde Theile, den Geber und Empfänger, ermächtigt, über den Zehnten zu componiren, d. h. sich zu einem Aequivalent für den Zehnten zu vergleichen. In der praktischen Anwendung dieses Grundsatzes haben sich freylich schon mancherley Schwierigkeiten gezeigt, allein verschiedene Kirchspiele haben wirklich dabey gewonnen; und auf jeden Fall ist es ein entscheidender Schritt zu einer künftigen ausreichenderen und durchgreifenderen Maßregel.

Der Hr. Verf. erwähnt auch (S. 89) der Littleton'schen Bill aus der vorjährigen Parlaments-Sitzung, welche darauf hinausging, daß die Grundbesitzer entweder die Steuer übernehmen, und mit achtzig Prozent dieselbe in baarem Gelde entrichten, übrigens aber ihnen freygestellt werden sollte, den Zehnten für eine verhältnißmäßige Summe gänzlich abzukaufen. Aus den Kaufsummen sollte dann ein Fond gebildet werden, woraus man künftig die Pfarrer besolden wollte. Allein die Lords verwarfen die Bill. Nachdem jedoch Lord Stanley, als damaliger Staatssecretär für Irland, einmal erklärt hat, daß das Gouvernement die Aufhebung des Zehnten beabsichtige, diese Kunde aber die Insel wie ein Jubelgeschrey durchlaufen ist, so möchte wohl kein Ministerium, welcher Farbe es auch sey, das Ruder führen können, ohne diesem Gegenstande eine thätige Aufmerksamkeit zu widmen. Mittlerweile sind schon mehrere Lords und andere Grundbesitzer mit der Erklärung aufgetreten, daß sie die volle Bezahlung des Zehnten auf ihren Ländereyen übernehmen würden, und es steht nunmehr zu erwarten, in wie weit dieses Beyspiel Nachahmung finden wird.

Von dem Erziehungswesen entwirft der Hr. Verf. eine sehr traurige Schilderung (S. 94 u. f.). »Theils hat der Staat bisher im Ganzen genommen zu wenig Aufmerksamkeit und zu wenig Geld darauf verwendet, theils ist dies Wenige oft sehr schlecht verwaltet worden, woraus sich besonders die niedrige Culturstufe der unteren Classen erklärt.«

Für die gebildeteren Stände gibt es nur zwey öffentliche Bildungsanstalten, das protestantische Trinity-College oder die Universität, in Dublin, und die presbyterianische sogenannte Belfast-Institution; alle übrigen Erziehungsanstalten für die höheren Classen beruhen auf Privatspeculation.

Das Trinity-College, ein ehemaliges Kloster, erhielt seine Gerechtsamen und Privilegien unter Elisabeth, und die Feststellung seiner Statuten von Carl I. Es hat viele Aehnlichkeit mit den englischen Universitäten, steht ihnen aber in jeder Hinsicht bedeutend nach. Dem Systeme des Unterrichts wirft der Hr. Verf. vor, daß es Einseitigkeit der Ausbildung und Beschränktheit der Ansichten im Gefolge hätte, obgleich es unter den Lehrern manche sehr unterrichtete Männer gäbe.

Die Belfast-Institution, welche von dem Orte ihres Sitzes den Namen führt, ist eine Art von Gymnasium, das aber ebenfalls nichts Sonderliches leisten, und nur wenige Schüler haben soll.

Für Katholiken existiren, außer einem Priester-Seminar zu Maynooth, zwey Collegien, eines in Carlow, ein Privat-Institut des Dr. Fitzgerald, Provinzials der Dominicaner, und das zweyte ist kürzlich zu Clongewes von den Jesuiten errichtet worden. Die Bildungsanstalten für Priester mußten der Verfolgungen wegen im Auslande gestiftet werden. Schon im Jahre 1563 war ein irisches Priester-Seminar in Douay angelegt worden. Ihm folgten später ähnliche, theils größere, theils kleinere Institute zu St. Omer, Tournay, Lille, Antwerpen, Alcala de Henares, Lissabon, Sevilla, Salamanca, Paris, Toulouse, Rheims, Bordeaux, Nantes, Rom u. s. w. (S. 70).

Mit dem Volksunterrichte ist es noch schlechter bestellt. »Die Diöcesanschulen sind so mittelmäßig, und ihrer so wenig, daß sie kaum in Betracht kommen, und vom Staate angelegte und unterhaltene Volksschulen existirten bis vor zwey Jahren eigentlich gar nicht« (S. 97): und zuweilen von dem Parlamente einzelnen Gesellschaften bewilligte Summen fielen größtentheils den Protestanten allein anheim, obgleich sie die große Minderzahl ausmachen. Seit Aufhebung der peinlichen Gesetze haben die katholischen Priester durch edelmüthige Verzichtleistung auf einen gewissen Theil der für sie bestimmten Collecten zuerst Waisen-Verpflegungs-

Anstalten bey den Pfarren und Mönchsklöstern gestiftet, mit welchen nach und nach auch Schulen verbunden wurden, an denen alle armen Kinder Theil nehmen konnten: und da viele derselben oftmals zu Hause nichts zu essen hatten, gab man ihnen theilweise auch Frühstück und Kleidung. Die Frauenklöster thaten ein Aehnliches, je nachdem sie dazu vermögend waren: allein Alles dieses ist bey weitem nicht hinreichend. Das Gouvernement hat daher endlich vor wenigen Jahren eine Erziehungs-Commission in Dublin niedergesetzt, welche sich mit diesem Gegenstande befassen soll. Das Endresultat ihrer Arbeiten steht noch zu erwarten.

Ueber den Zustand des ländlichen Besitzthums in Irland gibt der Hr. Verf. S. 100 u. f. eine sehr interessante und mit wohlthuender Leichtigkeit aus der Geschichte des Landes zusammengetragene Uebersicht. Das Resultat derselben ist jedoch von der Art, daß es auch ein abgestumpftes Gefühl empören muß. Von Heinrich II. angefangen eigneten sich die englischen Beherrscher Irlands nach und nach alles Grundeigenthum in Irland zu, und erkannten keinen andern ursprünglichen Rechtstitel zu ländlichen Besitzungen, als die von ihnen ertheilte Belehnung. Das alte Erbrecht wurde abgeschafft, die Grundbesitzer ihres Eigenthums beraubt und zum Theil deportirt. Jakob I., Cromwell und Wilhelm III. confiscirten nicht weniger als acht Millionen Morgen Landes Privateigenthum, und man schätzt die Gesammtsumme des im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts von der Krone an sich genommenen Landbesitzes auf etwa neun und eine halbe Million Morgen. — Alte katholische Familien, welche noch die Güter ihrer Ahnen bewohnen, sind daher in Irland sehr selten, und finden sich fast nur in Cannaught und Clare, wohin Cromwell die Eigenthümer der von ihm confiscirten Güter transportiren ließ. Es haben sich zwar in neueren Zeiten wiederum manche Katholiken im Lande angekauft; demungeachtet aber befinden sich mehr als 5/6 sämmtlichen Landbesitzes in protestantischen Händen. Vergleicht man hiermit das numerische Verhältniß der Protestanten zu den Katholiken, so ergibt sich freylich eine seltene Mißgestaltung, welche allein schon von der eisernen Hand Zeugniß gibt, die leider von England her so lange Jahrhunderte auf dem unglücklichen Irlande gelastet hat.

Nimmt man nun hinzu, daß, wie der Hr. Verf. anführt (S. 104), der größte Theil der Nachkommen der vor Zeiten beraubten Eigenthümer gegenwärtig in sehr mittelmäßigen Umständen lebt, so ist es wohl, besonders wenn man zugleich auf die

übrigen Verhältnisse der irischen Eingebornen Rücksicht nimmt, kein Wunder, daß jene, wie der Hr. Verf. sagt, »die Hoffnung keineswegs aufgegeben haben, ihre Ansprüche auf die Besitzungen ihrer Väter bey Gelegenheit einer Umwälzung doch einmal wieder geltend zu machen.« »Noch beständig zeigen sie,« heißt es weiter, »mit einem gewissen Stolze auf alte Familienschlösser hin, und sagen, ohne ihre Seufzer zu verhehlen: »Dieß Alles sollte von Rechtswegen uns gehören, aber weil unsere Ahnen ihren legitimen König und ihren Glauben nicht verlassen wollten, haben unsere Unterdrücker es Engländern, Fremdlingen, gegeben, die unser Geld in London verschwenden, während wir kaum das liebe Leben haben.« »Stellt man aber diesen vornehmeren Armen noch das jammervolle Elend des niedern Volkes zur Seite, so wird man, auch mit den eifrigsten Tory-Gefühlen im Herzen, zu dem Ausspruche versucht, daß dieses Land, bey so bewandten Umständen und so lange nicht die durchgreifendsten Maßregeln zur Abhülfe dieses ungerechten Nothstandes getroffen werden, den Gefahren der Agitation ausgesetzt bleibt.« »Gewöhnlich,« heißt es S. 107, »leben sie (die irländischen Pächter) in Hütten (mudhouses, cabines), die sie selbst aus Rasen oder rohen Felsstücken bauen, und mit Heidekraut oder Stroh decken. Schweine, mit ihren Ferkeln, Gänse, Hühner und was sie sonst haben, logiren mit ihnen in denselben vier Wänden; Betten sind eine große Seltenheit; etwas altes Stroh und eine zerlumpte wollene Decke machen ihr ganzes Nachtlager aus. Grobes Hafermehl, mit Wasser zu Brey gekocht, oder Kartoffeln, sind ihr Frühstück, Mittag- und Abendbrot; ungeachtet der sehr ergiebigen Seefischereyen gehört ein Häring oft schon zu den Leckerbissen, und Fleisch gibt es nur an Sonn- und hohen Festtagen; denn ihre Schweine müssen sie verkaufen, um nur die Pacht aufbringen und den Zehnten entrichten zu können.... In vielen Gegenden läuft Alt und Jung Jahr aus Jahr ein ohne Strümpfe und Schuhe, und häufig in Lumpen umher, die ein deutscher Bauer kaum mit dem Fuße auf die Seite stoßen würde. Cobbett schreibt daher in einem Briefe an seinen Verwalter mit völligem Rechte: »daß die Schweine in England ein unendlich viel besseres Leben führten, als die Menschen in Irland.«— Werden nun solche elende Geschöpfe, wie es deren Hunderttausende auf der Insel gibt, durch die Gutsherren (oder deren Agenten, indem die Herren meistens abwesend sind) von Haus und Hof gejagt, so bleibt ihnen in den meisten Fällen nichts Anderes übrig, als den Wanderstab zu ergreifen, und mit Weib und Kind um Nahrung und Obdach zu betteln,

denn Taglöhnerarbeit finden sie höchstens in der Saat- und Erntezeit. Werden sie krank, so sterben sie oft wie das liebe Vieh in einem Graben an der Landstraße, wenn sich nicht vielleicht ein gutmüthiger Samaritaner ihrer erbarmt, und ihnen sein eigenes Strohlager einräumt.«

Das ist das Bild von Irland; das der Zustand seiner Eingebornen! — Und begeben wir uns von dem Lande zu den städtischen Korporationen, so finden wir auch hier keine Schadloshaltung. Die Städteverwaltung, auf welche der Hr. Verf. S. 109 übergeht, ist wiederum rein protestantisch, also englisch: kein Katholik, also kein Eingeborner, wenn er nicht zu den Wenigen gehört, welche von ihrem Glauben abgefallen, darf einen Antheil daran haben: keiner darf als Mitglied einer Gilde aufgenommen werden. Selbst nach der Emancipation haben die Katholiken diese Aufnahme noch nicht erreichen können, indem die Protestanten sich hartnäckig auf ihre Charten und Privilegien stützen. Aus diesem Grunde hat das Parlament noch keine Entscheidung geben wollen, und es steht zu erwarten, was dermalen geschehen wird.

Der Hr. Verf. beschließt nun den Hauptinhalt seines Werkchens mit einer kurzen Darstellung der Rechtsverwaltung (S. 110). Auch bey ihr bleibt, was die Criminaljustiz und das Verfahren über die kleineren Polizeyvergehen betrifft, gar Vieles, um nicht zu sagen fast Alles zu wünschen übrig. Die niedere Gerichtsbarkeit ist ausschließlich in den Händen der Friedensrichter (Justices of the peace oder magistrates). Zu solchen wurden nun bis zur Emancipation wiederum ausschließlich nur Protestanten bestellt, namentlich fast alle Gutsbesitzer, und die meisten protestantischen Prediger mit Beneficien. Unter ihnen gibt es aber, wie der Hr. Verf. sich ausdrückt, »sehr Viele, die von den Gesetzen des Landes so wenig, als von der Berechnung der Bahn eines Cometen verstehen.« Früherhin war es schon fester Grundsatz, daß wenn Streitigkeiten zwischen Protestanten und Katholiken oder zwischen Reichen und Armen vorkamen, die Letzteren gewöhnlich den Kürzeren zogen. Ja der Hr. Verf. citirt ein Beyspiel, wovon er Augenzeuge gewesen, daß auch jetzt noch arme Arbeiter, denen der Gutsherr, der zugleich Friedensrichter war, den Wochenlohn vorenthalten hatte, bey mehreren Friedensrichtern der Gegend mit ihrer Klage abgewiesen worden, bis sich ein redlicher Mann ihrer erbarmte, und den Schuldner vor sich lud. Zwey andere solcher Richter wollten einen Fall, der brutale gegenseitige Mißhandlungen von Bauern betraf, aus dem Grunde nicht anhören, »weil die Kerls alle verdammte Radicale wären

(damned radicals), je mehr einander davon todt schlügen, desto besser wäre es.«

Man macht nun aus England, und auch aus unseren civilisirten Ländern hinaus, den Irländern, und wahrlich nicht mit Unrecht, bittere Vorwürfe über ihre Grausamkeiten, Fehden, Mordanschläge und verbrecherische Selbsthülfe. Allein wenn man alle jene Details ins Auge faßt, und auch in diesem Falle dem durch alle Ewigkeit allem Rechtsprechen und Aburtheilen zur Basis dienenden Grundsatze: Audiatur et altera pars — seine Geltung läßt; wenn man berücksichtigt, daß durch solche, und wie der Hr. Verf. S. 112 anführt, noch weit ärgere Ungebührnisse von Seiten der Richter, das Volk zu der völligen Ueberzeugung gelangt war und gelangen mußte, daß von der Obrigkeit keine Gerechtigkeit zu erhalten sey: eine Ansicht, die sich großentheils, und wie wir gesehen haben nicht ohne Grund, bis auf den heutigen Tag unter den niederen Classen fortgepflanzt hat: was Wunder, daß diese nun in ihrer Gewalt diejenige Aushülfe suchten, welche sie bey der Behörde des Rechts und der Gerechtigkeit nicht erreichen konnten? Das ist es, was, wie auch der Hr. Verf. anführt, manche Gegenden des Landes in eine völlige Anarchie versetzt hat: dieser Flecken in der Gerechtigkeitspflege ist es, der den sogenannten agrarischen Unruhen ihre Entstehung gab, »welche vorzüglich in einigen Grafschaften, namentlich in Kilkenny, Tipperary, Meath und Clare eine furchtbare Ausdehnung erreicht haben, und zu einem förmlichen zusammenhängenden Systeme geworden sind.« Die hier bestehenden Verbindungen haben ihre eigenen Gesetze, welche denn freylich mit großer Strenge verbrecherisch gegen diejenigen gerichtet sind, welche ihnen entweder nicht zu Willen sind, oder wider sie Zeugniß geben oder selbst Recht sprechen: dergestalt, daß nun hierdurch die Justiz, auch wo sie wirklich mit der richtig geäugten Wagschale auftreten will, durch das gegen sie aufgekommene Schreckenssystem in ihrem heilsamen Gange gehemmt wird.

Dieß Unwesen hat nun schon seit siebzig Jahren allen Gesetzen und Strafen Trotz geboten, und ersteht bald hier bald dort unter den verschiedenartigsten Namen. Die bekanntesten darunter sind jetzt die Schwarz- und Weißfüßler. Ihr System ist Rache, ihre Rechtspflege Gewalt; und diese artet in der Ausübung oftmals in die schwärzeste Brutalität aus. Es ist dieß ein Unglück; es ist abscheulich: aber wollen wir die Schuld davon allein auf die unglücklichen Irländer wälzen? — Auch wo wirkliche Lebensfragen der hohen und höchsten Politik in Berührung kommen, dürfen wir die Gerechtigkeit nicht aus den Augen setzen.

Es waltet schon hier auf Erden ein Ausfluß oder eine Abzweigung des Stromes der ewigen Gerechtigkeit, der die Begebenheiten aller Jahrhunderte in sich aufnimmt, und in seinem Laufe verarbeitet. Die hier beschriebene schmachvolle Verwaltung der Justiz ist nicht die einzige Sünde, welche die stolze Albion gegen das gedemüthigte Hibernien abzubüßen hat. Die Buße kommt auf dem Wege, den die Sünde getreten hat. Ihr entgehen ist schwer, ja nicht einmal möglich. Selbst das so ruhmvoll gefallene Peel'sche Gouvernement hat die Nothwendigkeit so mancher Abweichungen von dem früheren unvermengten Torysystem anerkannt, und kein anderes wird ohne solche Aenderungen mehr bestehen können. So verderblich es auch dem Principe nach ist, mit Aufwieglern und Rebellen zu componiren, so kann doch ein Zustand der Unterjochung, wie der in Irland, heut zu Tage nicht mehr fortbestehen, denn an und für sich schreyt er nach Gerechtigkeit. Das Mißverhältniß ist zu groß, die gelungenen Beyspiele stehen zu lebendig vor Augen, die schlechten Principien der Propaganda sind zu sehr verbreitet, und leider in dem Zustande der Noth zu oft mit den Grundsätzen der Gerechtigkeit in eine unheilbringende After-Allianz getreten. Die Emancipation war für das politische System Englands gleichsam die erste Aufwühlung eines der Grundsteine aus dem Fundamente des großen Gebäudes. Sie war jedoch im Angesichte der Menschheit und der Kirche Gottes eine längst verfallene und Jahrhunderte lang zahlbar gewesene Schuld. Nachdem sie jetzt abgetragen und ihr Prinzip gesetzlich festgestellt ist, kann das standrechtliche, usurpatorische, siegestrunkene und heidnisch-triumphatorische System der Verachtung und Erniedrigung einer ganzen Nation und ihres heiligen Glaubens nicht mehr die Oberhand gewinnen. Recht und Gerechtigkeit nehmen ihre verlassenen Stellen wieder ein, und wenn hierbey Reactionen Statt finden, so ist es die Aufgabe der Politik, diesen Auswüchsen der menschlichen Unvollkommenheit und Sündhaftigkeit mit Weisheit zu begegnen. Um das Gebäude zu erhalten, hat das englische Gouvernement nur darauf zu sehen, die mit jenem ersten Grundsteine auf gleicher Linie stehenden Pfeiler der Steinlagen mit Vorsicht und Behutsamkeit hinweg zu nehmen, so daß das Gebäude zwar von seiner stolzen Höhe ein wenig tiefer gesenkt, aber doch in baulichem Zustande bewahrt wird. Geschieht dieses nicht, so droht ihm freylich, bey den ungestümen Elementen, welche gegen dasselbe anstürmen, und bey den gefährlichen Werkzeugen, die zum Ablösen jener das Gleichgewicht störenden Massen verwendet werden, die Gefahr des Sturzes und der Zertrümmerung. Mit Recht klagt daher der Hr. Verf. am Schlusse seines interessanten Werkchens darüber,

daß alle diese Maßregeln, welche dermalen nothwendig geworden, nicht der Emancipation vorausgegangen sind, so daß diese erst als die höchste Stufe des ersehnten Glückes, den irischen Unterthanen englischer Herrschaft als ein wahres Geschenk der Großmuth erschienen wäre, und der Krone die so lange Zeit entfremdeten Herzen dieses kernhaften Volkes mit Sicherheit zugeführt hätt.

Wir haben diesem Werkchen eine größere Aufmerksamkeit geschenkt, als sein Umfang vielleicht zu erfordern scheinen möchte. Allein unter den heut an der Tagesordnung befindlichen Weltfragen nimmt die irisch-katholische eine der ersten Stellen ein, darum möchte es nicht unwillkommen seyn, über die in dieselbe einschlagenden Verhältnisse, über die ihr vorangegangenen historischen Thatsachen und die aus ihnen abzuleitenden Folgerungen, wenn auch nicht erschöpfende Erörterungen anzustellen, wozu der Raum solcher kritischer Aufsätze zu beschränkt seyn dürfte: doch aber gewisse unparteyische Gesichtspunkte anzugeben, wodurch der Leser in den Stand gesetzt werde, sich selbst ein Urtheil zu bilden, ohne die Nachtheile der gewöhnlichen Einseitigkeit auf sich zu nehmen. Es gibt Verhältnisse, wo das Absprechen nach gewissen allgemeinen Grundsätzen nicht ausreicht. Auflehnung gegen die gesetzte Obrigkeit ist ohne Zweifel ein Verbrechen, ja eines der größten, die ein Volk sich kann zu Schulden kommen lassen: die innigste Ueberzeugung von der Wahrheit dieses Grundsatzes darf uns jedoch nicht abhalten, in einem gegebenen Falle auf die Ursachen zurück zu gehen, und von dem, was wir nicht billigen können, wenigstens am Tage liegende Entschuldigungsgründe aufzunehmen, um nicht ungerecht zu seyn. Das Unrecht, welches wir dem Volke geben, darf uns, wo nicht von einem Rathgeben, sondern von Beurtheilung die Rede ist, nicht verleiten, die Fehler zu übersehen, welche dem Gouvernement in so reicher Consequenz zur Last fallen. Wir bewundern die Christen älterer Zeiten, daß sie in Geduld und Ergebung den eisernen Zepter heidnischer Cäsaren und Imperatoren ertragen, ohne zu murren, und daß sie sich also zu Heiligen gebildet; wir können aber nicht unbedingt auf andere Christen den Stein werfen, weil sie nicht dieselbe Geduld, nicht dieselbe Ergebung haben, die wir ihnen wünschen, und weil sie nicht ebenfalls Heilige sind: wir werfen vielmehr einen Blick auf ihre Menschheit und einen zweyten auf die Ursachen ihres Elendes; und wo wir diese nicht einmal in heidnischer, sondern in einer Hand vereinigt sehen, die sogar die beschützende des Glaubens heißt, da dringt sich uns mit Recht der Vorwurf auf, daß diese Hand nicht schon längst auf eine bündigere und aufrichtigere

Weise einem Zustande der Dinge ein Ende zu machen Anstalt getroffen hat, welcher seiner Natur und der ihm inwohnenden historischen Entwicklung nach keine andern Früchte tragen und zur Reife bringen konnte, als die wir heut zu Tage sich färben sehen.

In einem Anhange gibt der Hr. Verf. noch von S. 123 bis 142 manche interessante Erläuterungen und Beyspiele zu den in seiner Schrift abgehandelten Materien. Wir können dieselben, so wie das ganze vorliegende Werkchen, nochmals dem Leser dringend amempfehlen. H.

Art. III. Grundzüge der Lehre von den höheren numerischen Gleichungen nach ihren analytischen und geometrischen Eigenschaften. Von M. W. Drobisch, Prof. d. Math. an der Univ. zu Leipzig. Leipzig 1834, bey L. Voß.

Der Gegenstand dieses Werkes, einer der wichtigsten in dem Gebiete der mathematischen Analyse, wurde bald nach der Zeit der Wiedererweckung der Wissenschaften in Europa von mehreren ausgezeichneten Geometern cultivirt, und diesen Männern verdanken wir das Vorzüglichste dessen, was wir vor etwa einem Jahrhunderte noch über die Theorie der höheren Gleichungen besaßen. Nach Newton, Cotes und seinen nächsten Zeitgenossen trat eine Art von Stillstand ein, der nur von Zeit zu Zeit durch isolirte Bemühungen einzelner Mathematiker unterbrochen wurde, durch welche der Gegenstand selbst keine weitere bedeutende Erweiterung erhielt. Der Wunsch, eine allgemeine Auflösung literarer Gleichungen zu finden, der so viele beschäftigte, und dem selbst Euler in manchen Stunden nachhing, wurde endlich durch Ruffini's und Abel's Beweise der Unmöglichkeit einer solchen Auflösung, wie es scheint, für immer beseitigt, und nun erst fand man es gerathen, seine Kraft einem untergeordneten Ziele zuzuwenden, da jenes höhere als unerreichbar anerkannt war. So geschah es, daß die Theorie der Auflösung der numerischen Gleichungen die Aufmerksamkeit der Geometer in einem höheren Grade auf sich zog, und daß dadurch dieselbe einer immer weiteren Ausbildung entgegengehen konnte. Zwar hatte schon Newton und selbst mehrere seiner Vorgänger darüber manche, selbst treffliche Methoden gegeben, aber vieles, ja das Beste, blieb noch zurück, und immer mehr drängte das Bedürfniß, wenigstens diesen untergeordneten Theil der Lehre von den höheren Gleichungen mehr und mehr auszubilden. Lagrange eröffnete die Bahn durch sein bekanntes Werk: Résolution des équations numériques, in welchem er nicht nur alles bisher über diesen Gegenstand Bekannte zusammentrug,

ordnete, und mit seinem gewohnten Scharfsinne discutirte, sondern auch zugleich diese wichtige Doctrin selbst mit eigenen Erfindungen förderte und auf mannigfaltige Weise bereicherte. Dadurch gleichsam aufgeregt, wandten nun auch andere ausgezeichnete Geometer, wie Gauß, Cauchy, Mouray, Warren, Stern u. a. ihre Bemühungen diesem Gegenstande zu. Aber unter allen diesen war es vorzüglich dem berühmten Fourier aufbehalten, in seiner nur vor wenigen Jahren erschienenen Schrift: Analyse des équations déterminées, die Theorie der numerischen Gleichungen mächtig zu fördern. Leider ist aber diese Schrift, die sich nebst ihrem wichtigen Inhalte auch noch durch einen klaren, jedem Anfänger verständlichen Vortrag ruhmvoll auszeichnet, durch den schnellen, unvorhergesehenen Tod ihres Verfassers unvollendet geblieben, und sie wartet noch auf einen geistesverwandten Mann, der die Fortsetzung und Vollendung derselben übernehmen kann und will. Demungeachtet hat auch schon dieses Bruchstück, dieser Torso der mathematischen Analysis, der Wissenschaft selbst einen neuen Aufschwung gegeben, der, wie unser Verf. mit Recht sagt, nicht bloß wegen der Neuheit der in ihm entwickelten Resultate, sondern auch wegen der Strenge und der Consequenz, mit welcher diese Entwicklungen durchgeführt worden sind, den gerechtesten Anspruch auf volle Berücksichtigung, selbst bey dem höheren mathematischen Unterrichte, verdient.

Dieses Werk war es denn auch, welches dem Verf. die erste Veranlassung zu der gegenwärtigen Schrift gegeben hat. Diese Schrift soll die Theorie der höheren numerischen Gleichungen in ihren Grundzügen vollständig darstellen, die Bemühungen aller Vorgänger, von Vieta und Descartes an bis auf die neuesten Zeiten, in ihrem inneren Zusammenhange ordnen, und indem sie mit der umständlichen Darstellung und Entwicklung der Entdeckungen Fourier's, welcher gleichsam alles Vorhergehende zur Basis dient, schließt, zugleich eine Erweiterung der bisherigen Lehrbücher der Algebra und Differentialrechnung seyn, in welchen dieser wichtige Gegenstand bisher offenbar, bald zu einseitig und unvollkommen dargestellt, bald sogar gänzlich vernachläßigt worden ist.

Nach einer bereits mehrmal wiederholten Lectüre dieser Schrift muß Ref. gestehen, daß der Verf. derselben dieses sich selbst gesteckte Ziel nicht nur erreicht, sondern selbst überholt, und daß er mehr geleistet hat, als er in der Vorrede seinen Lesern versprochen hatte. Wer immer diesen Gegenstand kennt, und an ihm Interesse findet, wird auch diese Schrift mit inniger Theilnahme, mit wahrem Vergnügen durchlesen. Die Liebe,

mit welcher der Verfasser sein Thema behandelte, und die Sorgfalt, die er der Ausbildung desselben widmete, leuchtet aus jeder Seite desselben hervor. Klarheit und lichtvolle Ordnung, diese schönsten Zierden der mathematischen Diction, läßt sich auf allen Blättern erkennen. Der Inhalt des Werkes ist in Beziehung auf Vollständigkeit und auf jene zweckgemäße Gründlichkeit, die sich eben so fern von der scholastischen Strenge, als von der leichtfertigen Oberflächlichkeit einiger Neueren zu halten weiß, ausgezeichnet zu nennen, und eine gewisse Frische des Vortrags, die in rein mathematischen Werken so selten ist, gibt selbst diesem Gegenstande, der sonst, vielleicht mit Unrecht, für einen der trockensten gehalten wird, einen neuen und anziehenden Reiz, der den für Dinge dieser Art empfänglichen Leser bis an das Ende des Werkes begleitet. Man kann es nur beklagen, daß unsere gegenwärtigen Blätter, ihrer Bestimmung gemäß, nicht geeignet sind, die Beweise der vorhergehenden Ansichten in der eigentlichen Sprache der Wissenschaft aufzunehmen, und daß es daher größtentheils den Lesern überlassen bleiben muß, diese Beweise in dem Werke selbst aufzusuchen.

Sehr zweckmäßig scheint uns der Verf. auch die eigentliche Methode seines Vortrags gewählt zu haben. Nicht ein wissenschaftliches Kunstwerk, in welchem der Einheit des Princips und der Rigorosität der Beweise jede andere Rücksicht geopfert wurde, wollte er aufstellen; nicht ein in allen seinen Theilen streng zusammengefügtes, systematisches Gerüste wollte er erbauen, obschon er auch die Vorzüge dieser Dinge, an ihrem Orte, keineswegs verkennt, sondern deutlich und verständlich seyn wollte er, und vor allem, da sein Werk ein Lehrbuch seyn soll, den Erfindungsgeist seiner Leser wecken. Daher die Mischung der rein analytischen mit der geometrisch-anschauenden Methode, daher die Aufnahme der ersten Gründe der Differentialrechnung selbst in das Gebiet der Algebra, aus dem sie bisher verbannt war, und daher endlich noch so manche andere Eigenheit, durch welche sich der Vortrag dieses Werkes vor so vielen anderen ähnlicher Art auszeichnet.

Die ganze Schrift von 341 S. in Octav und zwey Kupfertafeln, deren Aeußeres auch von dem Verleger sehr anständig besorgt worden ist, enthält außer einer Einleitung, in welcher die nöthigen Erklärungen und eine Uebersicht des Planes gegeben werden, zehn Abschnitte. Die drey ersten derselben geben die Grundzüge der Differentialrechnung mit ihrer vorzüglichsten Anwendung auf Geometrie, so weit dieses zum Verständniß des Folgenden nothwendig ist.

Der vierte Abschnitt handelt von den Wurzeln der Glei-

chungen im Allgemeinen, ihren einfachen und quadratischen Factoren, durch welche letzteren die imaginären Wurzelpaare ausgedrückt werden u. s. Hier wird Cauchy's analytischer und Gauß's geometrischer Beweis des Satzes gegeben, daß jede höhere algebraische Gleichung eine Wurzel von der Form eines Binomiums habe, deren ein Glied reell und das andere imaginär ist; daß ferner die imaginären Wurzeln der Gleichungen stets nur paarweise vorkommen; daß jede Gleichung einer ungeraden Ordnung wenigstens eine reelle Wurzel habe u. s. Dann wird die Auflösung der Gleichungen des m^{ten} Grades gegeben, die nur aus zwey Gliedern bestehen, deren eines constant ist, womit der bekannte Cotesische und Moivre'sche Lehrsatz verbunden wird.

Der fünfte Abschnitt zählt die bekannten Relationen der Wurzeln auf, die Vieta, Hudde, Girard, Newton und Descartes gefunden hat. Der sechste handelt von den Gränzen der Wurzeln nach Newton, Maclaurin und Rolle, nebst der Methode Waring's und Lagrange's zur Begränzung der reellen und zur Erkennung der imaginären Wurzeln, und zeigt zugleich die Unzulänglichkeit dieser Methode.

Der siebente Abschnitt beschäftigt sich mit den älteren Versuchen, die reellen und imaginären Wurzeln einer gegebenen Gleichung zu unterscheiden, nach Rolle, Hudde und Descartes, ferner mit den derivirten Gleichungen in Beziehung auf die Realität der Wurzeln, mit den Kennzeichen der Realität sämmtlicher Wurzeln einer Gleichung, mit de Gua's bekanntem hieher gehörenden Satz, und endlich mit der Betrachtung der Unzulänglichkeit aller dieser und ähnlicher Methoden zur Unterscheidung der imaginären und reellen Wurzeln.

Der achte Abschnitt geht sofort zur Auseinandersetzung von Fourier's erster Methode, diese beyden Gattungen von Wurzeln zu unterscheiden, über, was hier, dem Zwecke unserer Blätter gemäß, nicht näher angeführt werden kann. Der neunte handelt von der Berechnung der Wurzeln aus ihren Gränzen nach Newton und Lagrange, und nach Fourier's Vervollkommnung dieser Methode; von der Convergenz der Näherungswerthe; von Fourier's Regel der geordneten Division, und von der Bestimmung der Genauigkeit der so erhaltenen Näherungswerthe. Der zehnte und letzte Abschnitt endlich trägt Fourier's zweyte und dritte Regel zur Erkennung der imaginären Wurzeln und die Berechnung derselben vor, wo auch die Methode, die imaginären Wurzeln zu berechnen, mitgetheilt wird, welche früher von Lagrange und Legendre gegeben wurden. Das Ganze schließt mit Betrachtungen über

die geometrische Bedeutung der imaginären Größen, sofern sie Wurzeln der Gleichungen darstellen.

Schon diese kurze Inhaltsanzeige zeugt von dem Reichthume des Inhalts und von der verständigen Ordnung der einzelnen Gegenstände. Bemerken wir noch, daß keine Gelegenheit versäumt wurde, den Vortrag durch passende Beyspiele zu erläutern; daß ferner, wo es sich nur immer thun ließ, die auf analytischem Wege erhaltenen Gegenstände auch durch angemessene geometrische Betrachtungen anschaulich gemacht wurden, und daß endlich bey den einzelnen Gegenständen im Verlaufe des Werkes viele neue und interessante Beziehungen aufgefaßt, und Bemerkungen eingestreut sind, von welchen nicht wenige, so viel uns bekannt ist, entweder dem Verf. ganz gehören, oder doch von ihm auf eine ihm eigene bisher nicht gekannte Weise vorgetragen wurden, und wodurch, so wie durch die bereits erwähnte Darstellung des Verfassers, seine Schrift für den mit diesem Gegenstande näher bekannten Leser eine in der That anziehende und an mehr als einer Stelle lehrreiche Lectüre bildet.

Es sey uns erlaubt, hier noch einer Ansicht des Verfassers über den mathematischen Vortrag überhaupt, so weit er eine rein didactische Tendenz hat, zu erwähnen, mit welcher wir vollkommen übereinstimmen, und auch diese Uebereinstimmung schon vor mehreren Jahren an verschiedenen Orten geäußert haben. Gewiß war es bloß das Bedürfniß des Unterrichts und die Verschiedenheit des äußeren Zweckes, welche der zu Unterrichtende erreichen sollte, wodurch die bekannte Zertheilung der Mathematik als Lehrgegenstand, in elementare und höhere Mathematik erzeugt worden ist. Man ging bey dieser Theilung von der Meinung aus, daß der größere Theil der Lernenden sich schon mit den Grundzügen und vor allem mit den leichter faßlichen und unmittelbar anwendbaren Gegenständen der Wissenschaft begnügen soll, während nur wenige die Tiefen und Höhen derselben kennen zu lernen Lust und Kraft genug haben werden. Diese Partition wurde also keineswegs durch die Wissenschaft selbst, der sie fremd ist, sondern bloß durch ein äußeres, practisches Bedürfniß heraufgeführt. Welche Ehre nun auch der Theorie, im Gegensatze mit der Praxis derselben, gebühren mag, so wird man doch nie in Abrede stellen wollen, daß der Unterricht, besonders der eigentliche Volksunterricht, ganz vorzüglich auf Anwendung, auf Brauchbarkeit und Gemeinverständlichkeit zu sehen habe, und daß daher, in dieser Beziehung, gegen jene Eintheilung nichts Wesentliches einzuwenden sey. Aber wie wurde diese Eintheilung ausgeführt, und wie sehr ist man bey dieser Ausführung von jenem Princip, durch welches sie doch

allein gerechtfertigt werden konnte, wieder abgegangen. Wie viele Umwege, Wiederholungen und Unschicklichkeiten aller Art würde man sich erspart haben, wenn man jenes Princip fest im Auge behalten, und sich nicht von vorgefaßten Meinungen und selbst von Vorurtheilen auf Abwege hätte verleiten lassen. Die gesammte Algebra z. B. hat man in das Gebiet der Elementarmathematik verwiesen, und dabey nicht bedacht, daß mehrere Gegenstände derselben, wie die Lehre von den Gleichungen und die von der Natur der Zahlen zu den schwersten, trockensten und abstrusesten Theilen der Mathematik gehören. Die Differentialrechnung im Gegentheile hat man zur höheren Mathematik gezählt, obschon sie, wenigstens die Grundzüge derselben, leichter zu fassen sind, als die meisten übrigen Theile der sogenannten Algebra, besonders wenn sie nach Leibnitz oder Euler's Darstellung vorgetragen werden, und obschon eben diese Differentialrechnung ein so einfaches und so bequem zu gebrauchendes Mittel darbietet, eine große Menge algebraischer Probleme kurz und bündig zu lösen, die, ohne dieses Mittel, oft zu sehr verwickelten Operationen führen, die der Fassungskraft der Anfänger viel weniger angemessen sind, als die Differentialrechnung selbst, die man überall so ängstlich zu vermeiden suchte.

Es würde mehr Raum erfordern, als in unsern Blättern einem Gegenstande dieser Art eingeräumt werden kann, wenn man, nicht alle, sondern nur die größten Inconvenienzen aufzählen wollte, die aus jener sonderbaren Theilung für den Unterricht, für die Anwendung der Wissenschaft auf Gegenstände außer ihr, und für diese Wissenschaft selbst, die dadurch gewiß nicht gefördert wurde, entstanden sind, und die demungeachtet, als wären sie unantastbar, in unseren Schulen schon seit Jahrhunderten bis auf unsere Tage sich erhalten haben. Welche Mühe geben sich z. B. unsere Lehrbücher der Elementarmathematik, selbst die bessern nicht ausgenommen, die höheren Wurzeln einer gegebenen Zahl zu suchen. Wie viele Schüler, ja man darf fragen, wie viele Lehrer mag es wohl geben, die mit den innern Gründen jenes zu diesem Zwecke aufgestellten verwickelten Verfahrens zu einer völlig klaren Anschauung gekommen sind. Und wenn sie endlich dazu gelangen, durch welches andere Mittel können sie dieß, als durch das Newton'sche Binomium? Allein dieses Binomium selbst ist ja das beste und zugleich das einfachste und Jedermann verständlichste Mittel zur Ausziehung der quadratischen, cubischen und selbst aller höhern Wurzeln. Dieses Binomium gibt das, was man sucht, nicht nur viel leichter, sondern auch zugleich viel allgemeiner, während jene alte Methode gleichsam für jede Wurzel eine andere, und endlich für höhere Wur-

zeln so verwickelt und zeitraubend wird, daß sie für ganz unausführbar angesehen werden kann. Wer wollte wohl, nach dieser veralteten Methode, die hundertste Wurzel von irgend einer gegebenen Zahl suchen, da er sie durch das Binomium ganz eben so einfach, wie die Quadratwurzel selbst, erhalten kann. So lange das Binomium nicht bekannt war, mußte man allerdings sich mit dem begnügen, was man eben hatte; aber nun es schon seit mehr als anderthalb Jahrhunderten bekannt ist, sollte es, däucht mich, auch überall angewendet werden, wo es hingehört. — Nicht anders verfahren die meisten unserer Lehrbücher mit den Logarithmen. Welche Gerüste bauen sie auf, um diese, an sich selbst so einfache und interessante Lehre, dem Anfänger unverständlich und ungenießbar zu machen. Wir wollen es den Erfindern und Ausbildnern der Logarithmen Dank wissen, daß sie Muth und Beharrlichkeit genug hatten, dieselben durch immer wiederholte Ausziehungen der Quadratwurzeln zu suchen. Aber seitdem wir die einfachen und schönen Reihen kennen, durch welche die Logarithmen jeder Zahl dargestellt werden können, wäre es da nicht Thorheit, jene alte, verrostete Methode beyzubehalten, und diese, unvergleichbar bessere und bequemere, eigensinnig zu verschmähen? — Aus demselben Grunde, ich meine, ganz eben so ohne allen Grund, wird auch die Trigonometrie, dieser anziehendste und nützlichste Theil der Geometrie, noch immer nur als ein Fremdling, als ein bloßer Anhang derselben, an ihr Ende verwiesen. Euclid, heißt es, dieses Muster der reinen mathematischen Methode, hat die Trigonometrie gar nicht in seine Geometrie aufgenommen: wie sollten wir es wagen, von ihm uns zu entfernen. Allerdings, er hat sie nicht aufgenommen, aber nur, weil er sie nicht gekannt hat, und er würde sie ganz gewiß aufgenommen haben, wenn sie zu seiner Zeit schon da gewesen wäre. Für uns aber ist sie da, ist sie schon seit Jahrhunderten da, und wir sollten sie demungeachtet nicht brauchen, nicht in unsere Geometrie, als einen integrirenden Theil derselben, aufnehmen dürfen, bloß aus dem Grunde, weil Euclid vor zwey Jahrtausenden sie, als eine ihm noch unbekannte Wissenschaft, auch nicht in sein System aufnehmen konnte. Warum haben wir doch nicht auch die alten, durch ihr Alterthum nicht weniger geheiligten Zifferzeichen der Griechen und Römer beybehalten! Welch ein herrliches Mittel hätten sich unsere Professoren und Lehrer erhalten können, die arme Jugend mit unnützen Dingen zu quälen, und sie um die goldene Zeit ihrer ersten Jahre zu bringen, worauf es doch, wenn man die eben berührten, und wie viele andere ähnliche noch zu berührende Dinge bedenkt, vorzüglich abgesehen zu seyn scheint. Welch ein Triumph für einen solchen Schuldespo-

ten, wenn er nun endlich unter Tausenden von Schülern einen gefunden hätte, der Talent und Geschicklichkeit genug hat, die beyden Zahlen DCCLXV und MDCCCXXVI mit einander zu multipliciren oder zu dividiren, während jetzt mit den beyden Zahlen 765 und 1826 auch der blödeste Knabe einer Dorfschule ohne allen Anstand ins Reine kömmt. Würden wohl die Alten, würde ein Hipparch, ein Archimedes die Rechnungsart der Neueren verschmäht, würde er sie nicht vielmehr sogleich angenommen haben, wenn er sie gekannt hätte? Und würde der letzte, bey seinen eben so schwierigen als sinnreichen Versuchen, die Kugel, den Kegel und den Cylinder zu cubiren oder die Parabel zu quadriren, würde er wohl die Hülfe unserer Differentialrechnung mit Abscheu von sich gewiesen haben, wie unsere Lehrbücher der Elementarmathematik sie immer noch von sich weisen, obschon sie, gehörig behandelt, leichter und verständlicher ist, als die meisten anderen Gegenstände, welche sie in ihren Bereich aufgenommen haben. Er hat sie nicht angewendet, weil er sie nicht gekannt hat, und daraus soll folgen, daß auch wir sie nicht anwenden dürfen, obschon wir sie kennen! — Dieß scheint mir eine sehr verwerfliche Art der Achtung für die Alten zu seyn, die sie gewiß nicht für uns haben würden, wenn sie an unserer und wir an ihrer Stelle wären. Ist es nicht schon traurig genug für uns, daß es vor zwey- und mehr tausend Jahren Leute gegeben haben soll, die gescheidter waren als wir, die von uns in vielen Dingen noch nicht übertroffen, in vielen sogar nicht einmal erreicht worden sind: sollen wir auch noch in denen, wo wir gewiß weiter sind als sie, absichtlich zurückstehen wollen? Wenn man dieser neuen Rechnungsart die einfache Darstellung gelassen hätte, die ihr der deutsche Entdecker, Leibnitz, gegeben hat; wenn besonders die deutschen Mathematiker der zweyten Ordnung weniger bemüht gewesen wären, ihre Grundbegriffe und ihre ersten Principien, die in letzter Instanz doch immer nur metaphysischer Art sind, zu berichtigen, und wenn man für sie einen weniger ominösen und zurückschreckenden Namen, als den einer »Rechnung des Unendlichen,« gewählt hätte, so würde das jetzt so weit ausgedehnte Vorurtheil vielleicht nicht einmal aufgekommen seyn, nach welchem die Differentialrechnung gleichsam nur den Eingeweihten und den höchsten Anstrengungen des menschlichen Geistes sich offenbaren soll. Durch diese ganz ungegründete Ansicht ist dieser Theil der mathematischen Analysis dem größeren Kreise der Leser entfremdet, und aus den Elementarwerken der Wissenschaft verbannt worden, da man doch, nach meiner Ueberzeugung, gerade umgekehrt hätte verfahren sollen. Denn dieses durch seine Einfachheit in der Theorie und durch seine Fruchtbarkeit in der An-

wendung wahrhaft bewunderungswürdige Instrument kann, meines Bedünkens, nicht früh genug in die Hände derjenigen gebracht werden, denen es in der That darum zu thun ist, die Wahrheit, und ihren ersten Liebling, die Mathematik, in ihrer ganzen Schönheit erkennen und anwenden zu lernen.

Da nun dasselbe Vorurtheil auch in dem nördlichen Theile unseres Vaterlandes herrscht, so blieb dem Verfasser nichts übrig, als seinem Werke eine solche Anleitung zur Differentialrechnung selbst voraus zu schicken, was er, wie wir gesehen haben, in den drey ersten Kapiteln seiner Schrift gethan hat. Er hat dabey vorzüglich auf die Darstellung der Differentialformeln in der Geometrie gesehen, weil er dieß zu seinem Zwecke brauchte. Uebrigens hätte er vielleicht die beyden ersten Kapitel einfacher, kürzer und faßlicher zugleich darstellen können, wenn er sich mit einer weniger strengen Bestimmung der Gränzwerthe polynomischer Ausdrücke und Derivationen begnügt hätte, wie dieß etwa Lacroix in seinem Auszuge aus dem größeren Werke desselben über diesen Gegenstand gethan hat.

Mit nicht geringerem Rechte eifert der Verf. über die unter den Mathematikern sich immer mehr verbreitende Sucht, die eigentliche Analyse von geometrischen Betrachtungen durchaus frey zu halten. Frankreich hat darin die Bahn geöffnet, und Deutschland hat auch hier, wie in so manchen andern Dingen, den Faden weiter ausgesponnen, und ihn bis an sein äußerstes Ende abzuwickeln gesucht. Denn während selbst Lagrange und Cauchy es nicht verschmähten, in ihren Lehrbüchern der Analyse auch die Geometrie eine oft sehr bedeutende Rolle spielen zu lassen, und die Veranschaulichung der analytischen Form von ihr zu entlehnen, haben mehrere deutsche Mathematiker, wie Thibaut, Tralles, Schweins u. a., sich nicht einmal erlaubt, auch nur die ersten Begriffe der Trigonometrie von der unmittelbaren Anschauung zu entnehmen, sondern es vorgezogen, sie aus einem rein analytischen Ursprunge abzuleiten. Solche Bemühungen sind aber mehr geeignet, eine an sich so klare Sache zu verdunkeln, als sie aufzuhellen: sie erweisen sich meistens als unfruchtbar, da sie doch nur dem bereits Bekannten einen neuen Ausdruck, eine andere Darstellung abgewinnen, und sie führen gewöhnlich nur zu leeren Abstractionen und zu nutzlosen Künsteleyen. Sobald einmal die continuirlichen Folgen der Werthe jener Functionen (z. B. der Sinus, Tangente u. f.) der Gegenstand der wissenschaftlichen Betrachtung werden, erscheint das geometrische Bild der früher bloß algebraisch ausgedrückten Form als unerläßlich, und soll daher, als wesentlich zur Sache gehörend, nicht absichtlich von der Hand gewiesen werden. So

oft dieser Fall eintritt, und wie oft geschieht dieß, so wird die Zuziehung der den Functionen entsprechenden Curven und Flächen nicht mehr beliebig, sondern durchaus nothwendig. Wie sollte man auch eine stetige Folge von Zahlenwerthen aus einem Gegenstande der algebraischen Berechnung ersehen können. So nahe liegend man auch diese berechneten Werthe annehmen wollte, so würden sie doch nur immer eine gesonderte, nie aber eine continuirlich und contiguirlich fortgehende Größe geben. Auch würde man für gar manche rein geometrische Darstellung von Größen, die selbst der Anfänger gleich bey dem ersten Blicke mit allen ihren Modificationen übersieht, nur mit Mühe und auf großen Umwegen klare Vorstellungen erzeugen können, wenn man sich bloß auf die algebraische Form dieser Größen beschränken wollte, wie dieß z. B. bey den verschiedenen Werthen und Zeichen der trigonometrischen Functionen der Fall ist, wenn man die ihnen zugehörenden Winkel von 0 bis 360 Graden wachsen läßt. Noch auffallender aber zeigt sich diese Nothwendigkeit, die geometrische Anschauung als Hülfsmittel der Analyse zu brauchen, in der Differentialrechnung. Die Vorstellungen von der eigentlichen Bedeutung des Null- und Unendlich-Werdens der Differentialcoefficienten würde den meisten Lesern, welche Mühe sich auch der Verf. geben mag, dunkel und unvollständig bleiben, wenn nicht das geometrische Bild durch die Biegungen, Wendepuncte, Spitzen u. dgl. der der algebraischen Function entsprechenden Curve, zu dem Mittelbaren auch noch das Unmittelbare hinzufügte, und dadurch erst das eigentliche Licht über den Gegenstand verbreitete. Auch ist es, wie unser Verf. mit Recht hinzufügt, auch ist es in solchen Werken, die sich jene strenge Enthaltsamkeit von jeder geometrischen Vorstellungsart zum Gesetze gemacht haben, recht deutlich zu bemerken, wie viele Mühe es ihnen kostet, ihr Gelübde zu halten, und wie am Ende doch noch die Natur der Sache, da ihr der Eingang in den Text versagt ist, sich wieder in den Noten Luft zu machen sucht. Die Geschichte der Theorie der höheren Gleichungen gibt für diese Ansichten mehr als eine Bestätigung. Die krummen Linien und Flächen ließen sich nie ganz aus dieser Theorie verbannen, so viele Mühe sich auch einige Analytiker gegeben haben, dieß durchzusetzen. Mehrere der schönsten Entdeckungen, wie die des de Gua, des Stirling und selbst die des Newton'schen Parallelogramms, das selbst Fourier wieder in seine neue Lehre aufgenommen hat, verdanken ihr Daseyn bloß dieser Aufnahme der geometrischen Anschauung in die Analyse. Die Werke der größten und erfindungsreichsten Mathematiker, die von Euler, Lagrange, Cauchy, Gauß u. a. geben überall Belege von dem Nutzen dieser Ver-

knüpfung der beyden Betrachtungsarten, deren eine die andere erläutert und gleichsam erst vervollständigt. Der eigentliche Erfindungsgeist, der seinen eigenen Gesetzen folgt, hat sich natürlich nie von solchen Vorurtheilen beengen lassen, und wäre es geschehen, so würde dadurch der Wissenschaft gewiß eine Menge der schönsten und glänzendsten Entdeckungen entgangen seyn. Mit welchem Fug und Recht wollen aber dann Männer, die oft so tief unter jenen stehen; Männer, deren Geist sich oft selbst nicht über das Niveau ihres Lehrbuches erheben kann, bey ihrem Vortrage einen ganz anderen — jenem direct entgegengesetzten Weg einschlagen? — Welchen Nutzen erwarten sie für sich, für ihre Leser, für ihre Wissenschaft selbst, wenn sie bloß Formeln auf Formeln bis zur abstrusesten Allgemeinheit aufbauen, gehaltlose Gerüste, zu deren Errichtung gewöhnlich sehr wenig eigentlicher Erfindungsgeist, sondern nur eine gewisse Fertigkeit in mechanischen Operationen, in dem Hin- und Wiederwerfen der Formeln gehört, und die, in ihrer hohlen Allgemeinheit, zwar ein sehr gelehrtes äußeres Ansehen, aber dafür desto weniger inneren Nutzen haben.

Der Verf. suchte sich von dieser Klippe, an welcher in den neueren Zeiten so viele gescheitert sind, frey zu halten. In dem ganzen Verlaufe seines Werkes betrachtete er die Gleichungen in steter Verbindung mit den ihnen entsprechenden Curven. Diesem gemäß ist selbst schon seine Definition einer Gleichung aus der Geometrie entlehnt. Sie ist ihm nicht mehr eine bloße Function von einer Unbekannten x und mehreren bekannten und beständigen Größen a, b, c.. wo dann der Werth oder die Werthe von x zu suchen sind, welche diese Function gleich Null machen, sondern sie ist die analytische Darstellung einer parabolischen Curve des Ausdrucks $y = a + bx + cx^2 \ldots$ für den besondern Fall, wo diese Curve die Abscissenaxe der x schneidet oder wo die Ordinate y gleich Null wird.

Obschon übrigens der Verf. den eigentlichen Inhalt der oben erwähnten Schrift Fourier's hier zum ersten Male auf deutschen Boden verpflanzte, und obschon diese Schrift es war, welche die gegenwärtige Arbeit veranlaßte, so darf man doch hier keine eigentliche Uebersetzung derselben, nicht einmal in den kleineren Theilen, erwarten, da vielmehr der Verf. seinen Gegenstand selbstständig behandelte, und, ohne willkürliche Umgestaltung der ursprünglichen Darstellung, doch alle wesentlichen Momente des Originals vollständig aufzufassen, und mit den analogen Arbeiten von Gauß, Cauchy u. a. zu verschmelzen suchte. Besonders interessant werden die mit dem Gegenstande näher bekannten Leser die Zusammenstellungen der neuen Ansich-

ten der so eben erwähnten Geometer über die imaginären Wurzeln der Gleichungen und über die wahre Bedeutung der imaginären Größen überhaupt finden, die in §. 71, 75, 146, 191 u. f. aufgestellt worden sind, und von welchen sich hier keine näheren Angaben mittheilen lassen, da nach dem Zwecke dieser Blätter eigentlich analytische Ausdrücke vermieden werden sollen.

Obschon übrigens der Verf. sich durch den ganzen Verlauf seines Werkes einer wahrhaft musterhaften Klarheit des Vortrags befleißt, so ist doch das Ganze, wie man leicht vermuthen wird, nicht für eigentliche Neulinge in der Wissenschaft geschrieben. Der Kürze wegen ist sogar manches gänzlich übergangen, was man in den besseren Lehrbüchern bereits vorzufinden pflegt, so wie auch alles, was sich auf die allgemeine Auflösung der literaren Gleichungen bezieht, da es sich hier nur um die bestimmten oder numerischen Gleichungen handelt. Die Anwendung der Kettenbrüche, die Lagrange mit so viel Scharfsinn zur Auflösung der numerischen Gleichungen gebraucht, und die später Stern in seinem Werke (Theorie der Kettenbrüche. Berlin 1834) weiter ausgeführt hat, mußte hier ebenfalls wegbleiben, da Fourier's Methode, die den eigentlichen Schlußstein des gegenwärtigen Werks bildet, damit nicht in unmittelbarem Zusammenhange steht, aus welchem Grunde auch die Anwendung der recurrirenden Progressionen hier unberücksichtigt bleiben mußte.

Was endlich die Weise betrifft, die der Verfasser zu seinem Vortrage gewählt hat, so besteht sie, mit seinen eigenen Worten zu reden, in einer gewissermaßen historischen Entwicklung der verschiedenen Methoden, die so auf einander folgen, daß jede derselben in Beziehung auf die nächstvorhergehende als ein neuer Culturfortschritt in diesem Zweige der Wissenschaft erscheint. Durch diese heuristisch-genetische Darstellung wird dem Gegenstande ein eigenthümliches Leben und gleichsam ein doppeltes Interesse gegeben, die Aufmerksamkeit des Lesers, der mit dem Verf. zu den immer vollkommenern Methoden aufsteigt, stets rege erhalten, und der Lernende auf dem kürzesten und zugleich angenehmsten Wege seinem Ziele immer näher geführt. Es wurde bereits oben erwähnt, daß der Verf. es seiner Absicht nicht gemäß gefunden habe, der Einheit des Princips und der Gleichförmigkeit der Methode, so achtenswerth auch diese beyden Rücksichten in anderen Beziehungen seyn mögen, alles übrige, und vorzüglich die frühe Erweckung des Erfindungsgeistes zu opfern. Er fand es, diesen letzten Zweck, der ihm mit Recht bey einem Lehrbuche, selbst höherer Art, wie das gegenwärtige, als der wichtigste erschien, er fand es demgemäß nützlich, ja nothwendig, dem Lernenden mehr als ein Instrument in die Hände zu geben,

und den Gebrauch eines jeden zu lehren, wie denn die Erfinder selbst, nach dem Zeugnisse der Geschichte der Mathematik, sich ebenfalls mitunter sehr verschiedener, oft nicht einmal ganz streng wissenschaftlicher Methoden bey ihren Forschungen bedient haben. Mit Recht erklärt daher der Verf. jene übertriebene Systemsucht, jenes Ringen nach Rigorosität in den Beweisen, so gut auch übrigens diese Dinge an sich selbst seyn mögen, bey dem Unterrichte als eine, meistens nur schädliche Pedanterie, welche dem Anfänger unnöthiger Weise schon die ersten Schritte erschwert, welche die Gewandtheit und freye Bewegung des Geistes in drückenden Fesseln hält, und welche ihm endlich den Reichthum und die Anwendung der mannigfaltigen, zu einem gemeinschaftlichen Zwecke führenden Mittel verkümmert. Ohne Zweifel ist jene Bündigkeit der Schlüsse, die man an der Mathematik rühmt, eine ihrer schönsten Zierden; aber die von Jedermann anerkannte Festigkeit und Gewißheit, welche uns diese Wissenschaft und sonst keine andere gewährt, beruht nicht sowohl auf jener Rigorosität der Begründung ihrer ersten Begriffe, als vielmehr auf dem innigen Zusammenhange, der sich durch die Uebereinstimmung der Resultate aus verschiedenen Anfängen und auf mannigfaltigen Wegen bewährt. Die eigentlichen ersten Begriffe, die sogenannten Principien der Mathematik, sind im Grunde doch nur metaphysischer Art, und sie werden daher, wie alle Gegenstände dieser letzten Wissenschaft, verschiedenen Meinungen und Ansichten ausgesetzt bleiben. Auch ist es, um das mildeste Wort zu brauchen, ein sehr entbehrliches Bemühen, das viele so gern zur Schau tragen wollen, die Basis, auf welcher das große und schöne Gebäude der mathematischen Wissenschaften errichtet worden ist, genauer zu untersuchen und besser zu begründen, damit das Gebäude vor dem Falle geschützt werden möge. Es steht fest und wird auch wohl noch ferner fest stehen, wenn auch nur aus dem Grunde, weil es schon Jahrtausende fest gestanden ist, und jene Herren, die sich so besorgt um seinen Fall zeigen, die so ängstlich die Grundfeste desselben neu begründen, und da und dort einen, wie sie wähnen unentbehrlichen Strebepfeiler anbringen wollen, diese würden viel besser thun, das ganze Gebäude selbst, das sie doch nicht übersehen können, stehen zu lassen, wie es denn auch ohne ihre Hülfe bereits schon so lange gestanden ist, und dafür etwa einen kleinen, ihren Kräften angemessenen Theil vorzunehmen, eine Thüre, eine Fensterecke, eine Dachrinne auszubessern, die durch den Zahn der Zeit schadhaft geworden ist, oder die von den großen Baumeistern, die mehr zu thun hatten, als jede Kleinigkeit selbst auszuführen, übersehen worden seyn mag. Dadurch würden sie sich, zwar nicht für die weitere Erhaltung des Gebäudes,

für die schon von jenen Architekten gesorgt worden ist, aber doch für die äußere Ausstattung der vielen einzelnen Theile, aus welchen dasselbe besteht, viel nützlicher erweisen, als sie es auf dem hohen Standpuncte, den sie in ihren ohnmächtigen Wünschen so gern einnehmen möchten, je vermögen werden. Non omnia possumus omnes, nec quemlibet licet adire Corinthum. Die Zeit, neue Wissenschaften zu erfinden oder neue Weltsysteme zu entdecken, ist schon seit Newton für uns vorüber gegangen, und uns blieb das bescheidenere Loos, die Wahrheiten, die wir unsern großen Vorgängern verdanken, weiter auszubilden, und sie, wäre es auch nur in ihren kleinsten Theilen, derjenigen Vollkommenheit näher zu führen, zu der jeder von uns eben Kraft und Geschicklichkeit genug in sich fühlen mag, unbesorgt um das große Ganze, für dessen Erhaltung ein höherer Genius wacht, und das, was wir auch dafür oder dagegen thun mögen, einem Zwecke entgegen reift, von welchem die meisten von jenen sogenannten Begründern der Wissenschaften vielleicht nicht einmal eine Ahnung haben. Littrow.

Art. IV. Gedichte von August von Platen. Zweyte, vermehrte Ausgabe. Stuttgart und Tübingen. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1834. 8. 436 S.

Die Gedichte des Grafen von Platen-Hallermünde haben in dieser zweyten Auflage nicht weniger unbillige Beurtheilungen erfahren, als bey ihrem ersten Erscheinen. Unbillige; denn wie weit man auch davon entfernt seyn mag, vertheidigen zu wollen, was keine Vertheidigung zuläßt: so rechtfertigt die gegründete Veranlassung zum Tadel auf der einen Seite, darum keinen grundlosen Vorwurf, und selbst kein Uebersehen oder Mißkennen ausgezeichneter Vorzüge von der andern. Einige Beurtheilungen sprechen aber von diesen Gedichten ganz unumwunden in einem Ton, als ob dieselben fast nur das Product eines Sylben und Phrasen mühselig zusammenleimenden Fleißes wären. Es lohnt sich nicht der Mühe, und es wäre eine Beleidigung für den Dichter, auf die Widerlegung solcher Beurtheilungen einzugehen. Mag diesen Gedichten auch der Zauber jener höheren Begeisterung fehlen, die aus den tiefsten Tiefen eines für das Gute und Schöne erglühten Gemüthes quellend, das Höchste im Leben mit dem Schimmer einer himmlischen Verklärung umkleidet: so wird man doch die Tiefe einer selbstständig errungenen Lebensansicht, und jene Kraft geistiger Erhebung, die an sich selbst Poesie ist: so wird man doch, neben der Kraft, poetische Besonnenheit und Ruhe, und neben innerer Wahrheit der Empfindung, auch den dichterischen Ausdruck derselben nicht ver-

missen; Vorzüge, für welche dasjenige, was unsere Tageblätter an den Erzeugnissen der neuesten Lyrik aus vollen Backen als Begeisterung anzupreisen gewohnt sind, uns meistens nur einen sehr dürftigen Ersatz bietet.

Ein Vorzug des Dichters aber hätte, wenn er auch nicht verkannt wurde, noch sich verkennen ließ, eine weit allgemeinere Anerkennung verdient, als er gefunden hat; dieser nämlich, daß er einen weit höheren Grad metrischer Vollendung erreicht hat, als irgend ein anderer deutscher Dichter. Denn wenn auch nicht wenige seiner lyrischen Gedichte von dieser Vollendung noch ziemlich weit entfernt sind: so darf er sich doch rühmen, in seinen beyden aristophanischen Komödien trochäische Tetrameter, Anapästen, und vorzüglich jambische Trimeter geliefert zu haben, die auch das eigensinnigste Ohr befriedigen müssen. Wenn er sich nun dieses Vorzuges bewußt ist, und dieses Bewußtseyn ausspricht: so hätte man das nicht so kurzweg als geckische Großsprecherey behandeln sollen. Es hat sogar sein Gutes, daß er es gethan hat. Mag es auch immerhin die Gränzen der allerdemüthigsten Bescheidenheit verletzen, wenn der Dichter die Anerkennung eines ihm eigenthümlichen reellen Vorzuges mit Entschiedenheit fordert: so liegt doch darin eine Aufforderung und ein Impuls für seine Mitbewerber, nach dem nämlichen Vorzug zu streben; in gegenwärtigen Fall aber die allgemeinere und für Dichter, Kritiker und Publikum die unstreitig sehr nothwendige und ersprießliche Aufforderung, es mit dem metrischen Werth von Gedichten etwas genauer zu nehmen, als sie es insgesammt zu thun gewohnt sind. Denn es wird sich nicht läugnen lassen, daß — um nur von unsern ausgezeichnetsten dramatischen Dichtern zu reden — bey Göthe im Durchschnitt oft der zehnte, bey Schiller der achte und bey Tiek — man lese die Stanzen im Kaiser Oktavianus und in der Genofeva, natürlich mit Ausnahme derjenigen, welche mit Absicht holpericht sind — oft der dritte und oft selbst der zweyte Vers keine Messung verträgt: und eben so wenig wird es sich läugnen lassen, daß unsere Kritiker, wie sehr sie sich auch die Miene geben, alles aufs Gleiche zu rücken, das metrische Verdienst oder Unverdienst eines poetischen Werkes nur selten einer Beachtung, einer sorgfältigen Prüfung aber fast gar nie werth finden; und daß die deutsche Kritik in dieser Hinsicht, was ihres Amtes war, von jeher auf eine schmachvolle Weise verwahrlost hat. Das deutsche Publikum aber ist von jeher allzugefällig gewesen, um seinen Dichtern viel lästigen Zwang aufzulegen, und gutmüthig genug, um allenfalls auch den berühmten Daktylus »Holzklotzpflock« für einen flüchtigen gelten zu lassen.

Wie aber hätte auch die deutsche Poesie einen höheren Grad metrischer Ausbildung erreichen können, als sie wirklich erreicht hat: da es uns bis jetzt noch immer an einer festgestellten Prosodie fehlt; und wie könnten wir diese haben, da wir weder feste Grundsätze für das Rechtsprechen, noch für das Rechtschreiben; weder für Wortbildung, noch für Wortfügung haben; da in Deutschland jeder Dorfschulmeister und jeder Schulgehülfe sich zum philosophischen Sprachverbesserer aufwirft, und jeder, auch der allerabgeschmackteste und allerverkehrteste Verbesserungsvorschlag Beyfall und Nachahmung findet. Was ist seit funfzig Jahren mit der deutschen Sprache nicht alles experimentirt, was nicht daran gereckt und gerückt und geboselt worden! Was einzelne gründliche Sprachforscher Dankenswerthes geleistet haben, hat Dank und Anerkennung gefunden: allein es liegt in der Natur der Sache, daß die Erforschung und Feststellung der Gesetze einer Sprache nur von der Autorität einer Anzahl zu diesem Zwecke zusammenwirkenden Gelehrten, also von einer Akademie ausgehe: da der Autorität des Einzelnen immer wieder ein anderer Einzelner, und zuletzt Jeder, dem es beliebt, die eigene Machtherrlichkeit entgegensetzt *). Zu einer Akademie aber hat es Deutschland bis jetzt noch immer nicht bringen können. Die Gründung einer solchen zu bewirken, würde eines der herrlichsten, und von Deutschland gewiß dankbar anerkannten Verdienste des edlen Fürsten seyn, dem Kunst und Wissenschaft bereits so viel verdanken, und der die Geneigtheit, sie zu fördern, mit hohem Sinn bey jeder Veranlassung, welche sich ihm darbot, auf das unzweydeutigste an den Tag gelegt hat.

Was hinsichtlich der Sprache im Allgemeinen gilt, das gilt auch von dem besondern Theil derselben, welchen wir Prosodie nennen. Auch hier ist es — wenigstens bey einer so vielfach in Widerspruch und Verworrenheit befangenen Literatur, wie die unsrige — nicht zu erwarten, daß es dem Einzelnen gelingen werde, die Grundsätze derselben festzustellen, und ihnen allgemeine Geltung zu verschaffen. Was nämlich von Einzelnen für die Erforschung der Grundsätze einer deutschen Prosodie gewonnen worden, hat sich eine solche nirgends verschaffen können, und daher auch auf die metrische Ausbildung unserer Poesie, wenn auch einigen, doch keinen entschiedenen Einfluß ausgeübt. Auch hat man dabey einen unläugbaren Mißgriff begangen. Denn

*) Auch ohne die kostspielige Stiftung einer perpetuirlichen Akademie könnte jener Zweck mit verhältnißmäßig sehr geringen Kosten nicht bloß eben so gut, sondern noch weit besser und sicherer erreicht werden. Doch davon vielleicht bey einer andern Gelegenheit.

einerseits ganz richtig erkennend, wie unsere Sprache den doppelten Charakter einer accentuirenden und quantitirenden in sich vereinige: hat man ihr dennoch bald den Accent, bald die griechische Position als einziges Prinzip aufzudringen gesucht. Das aber scheint die erste und natürlichste Forderung an die Prosodie jeder Sprache zu seyn, daß ihre Grundsätze aus der Eigenthümlichkeit dieser Sprache selbst hergenommen werden. Da man nun diesen Grundsatz bald gänzlich unbeachtet ließ, bald nicht mit hinreichender Entschiedenheit festhielt, darf es wenig wundern, daß die Einen der deutschen Sprache den Vorzug vindicirten alle antiken Rhythmen in gleicher Vollkommenheit, wie wir sie bey griechischen und römischen Dichtern treffen, nachbilden zu können, der Zuverlässigkeit ihrer Behauptung durch die praktischen Versuche solcher Nachbildung oft auf eine sehr unerfreuliche Weise widersprechend: während Andere im Deutschen überhaupt weder von Länge noch Kürze, sondern höchstens von Hebung oder Senkung etwas wissen wollten: so daß es zuletzt bis auf diese Stunde unausgemacht blieb, nicht bloß welche Prosodie wir hätten, sondern ob wir überhaupt eine bestimmte Zeitmessung haben könnten.

Es ist zu hoffen, daß diese Fragen bey dem Interesse, welches dafür in der letzteren Zeit von mehr als einer Seite angeregt worden ist, ihrer Lösung, mindestens in sofern es durch die Bemühungen Einzelner geschehen mag, näher gebracht, und dadurch wenigstens von dieser Seite das Hinderniß für eine vollkommenere metrische Ausbildung unserer Poesie, als sie bisher erreicht hat, entfernt werde. Als einen Beytrag zu diesen Bemühungen mag man denn auch die folgenden Bemerkungen ansehen, die, wenn sie gleich allerdings noch einer ferneren Prüfung und Begründung bedürfen, doch diesen Anspruch machen, einer näheren Prüfung werth gehalten zu werden.

Ob eine Sylbe prosodische Länge oder Kürze habe, läßt sich nur dann festsetzen, wenn man sie nach den Bestimmungen geprüft hat, welche auf ein längeres oder kürzeres Verweilen der Stimme bey dem natürlichen — weder willkürlich dehnenden, noch beschleunigenden — Aussprechen derselben einen bemerkbaren Einfluß ausüben.

Unter den Ursachen, welche bewirken, daß die Stimme auf einer Sylbe länger, als auf einer andern verweile, tritt zunächst die Beschaffenheit der Bestandtheile hervor, aus welchen sie zusammengesetzt ist; welche Ursache man, da sie unmittelbar auf dem Mechanismus des Sprechens beruht, nicht unschicklich als natürlichen Zeitverhalt bezeichnet hat. Allein nicht nur

die Anzahl der Vocale und Consonanten: sondern auch die eigenthümliche Beschaffenheit und die Verbindung derselben tragen dazu bey, ihre Aussprache zu beschleunigen oder zu verzögern. Dem ungeachtet sind alle diese Verschiedenheiten, wenn sie auch einen unläugbaren Einfluß auf die Dauer der Sylbe haben, dennoch nicht hinreichend, um aus ihnen ein allgemeines prosodisches Princip herzuleiten. Aber zu etwas Anderem sind sie gut; dazu nämlich, einen Unterschied zwischen leichten und schweren Wortfüßen von einer und derselben Messung zu begründen. So geben z. B. die vollaustönenden Vocale A und O und das tieftönende U — bey jenem ersteren öffnet der Mund, bey dem letzteren der Zungencanal sich am weitesten (vgl. Kempelen, Mechanismus der Sprache, Wien 1791. IV. Abthlg.) — der Sylbe für sich selbst mehr Länge, als das kürzere E und I; und Bande, Monde, Wunde haben durch ihren Vocal selbst mehr Zeitgehalt, als Wende und Winde.

Da die Diphthonge aus zwey Lauten zusammengesetzt sind, so ist nichts natürlicher, als daß sie die Länge durch den natürlichen Zeitverhalt vermehren. Die meiste Länge gibt der Sylbe der aus dem volltönenden A und aus dem tieftönenden U zusammengesetzte Diphthong Au. Dann folgt Ui, in welchem der an sich lange Vocal durch das darauffolgende I gedehnt wird. Kürzer ist Ae als Oe, und zwar aus dem Grunde, weil beyde zwar volltönende Vocale, O aber schwerer als A auszusprechen ist (vgl. Kempelen a. a. O.). Ei ist kürzer als Jë, in welchem Letzteren das kurze I durch das ihm nachfolgende dehnende E das Zeitmaß eines langen Vocals erhält.

Daß der gedehnte Vocal und Diphthong länger ist als der geschärfte, zeigt schon die Benennung des ersteren selbst an; und obwohl das prosodische Zeitverhältniß durch diesen Unterschied zwischen Dehnung und Schärfung keineswegs verändert wird: so sind doch nimmer, mögen und stündlich gewiß von größerem Zeitgehalt, als immer, möchte und künstlich.

Da es die Bestimmung des Dehnlautes ist, dem Vocal an Länge zuzusetzen: so gibt er ihr, besonders wenn er einem langen Vocal nachfolgt, fast immer für sich selbst prosodische Länge. Wo er inzwischen von der folgenden Sylbe verschlungen wird, hört natürlich sein Einfluß auf die vorhergehende auf; wie z. B. in frohlocken: wo daher die erste Sylbe sich auch nicht eben so gut als vollkommene Länge halten kann, wie in frohsinnig und fröhlich.

Wie die natürliche Beschaffenheit der Vocale, wirkt auch die der Consonanten auf den Zeitgehalt der Sylbe; wenn diese

Einwirkung bey dem einzelnen Consonanten gleich schwächer ist, als bey dem einzelnen Vocale. Inzwischen gehören (nach Chladni's Eintheilung) der Gaumenzischlaut Sch und der Kehlenzischlaut Ch offenbar zu den retardirenden: so wie die mit einem Druck hervorgestoßenen Stemmlaute F, G, L, vorzüglich aber der Gaumenverschlußlaut T und der Zungenzischlaut S, sammt dem aus der Verbindung des Letzteren mit dem harten oder weichen Gaumenverschlußlaut entspringenden Z, zu den beschleunigenden Consonanten.

Von entschiedenerem Einfluß, als die eigenthümliche Beschaffenheit, ist die Anzahl der Vocale und Consonanten, nicht bloß auf den Zeitgehalt im Allgemeinen, sondern selbst auf den prosodischen Gehalt der Sylbe. Wenn gleich jeder Versuch, die Position der griechischen und römischen Prosodie in die deutsche Zeitmessung einzuführen, eben so gut, wie der von Bothe gemachte, mißlingen müßte, und der Umstand, daß drey oder mehrere Consonanten in einer Sylbe vorkommen, meistens mit anderen Gründen ihrer prosodischen Länge zusammentrifft: so wird doch jede strengere Messung der sogenannten mittelzeitigen Sylben, als die bisherige, den selbstständigen Einfluß gehäufter Consonanten auf die prosodische Länge unwidersprechlich ausweisen. Auch sind es vorzugsweise gehäufte Consonanten, welche den schweren Wortfuß erzeugen: so wie jede Länge für eine schwache gelten muß, wenn sie aus einem einzelnen Vocal besteht, z. B. edel, Eber; oder wenn der Vocal die Sylbe schließt, und nur einen einzigen Consonanten vor sich hat, z. B. leben, geben, neben, listig.

Auch die Verknüpfung der verschiedenen Vocale und Consonanten in getrennten Sylben ist nicht ohne Einfluß auf den natürlichen Zeitverhalt. Leichter verbindet sich z. B. der vorausgehende kurze Vocal mit dem längeren nachfolgenden, als umgekehrt. T verbindet und trennt sich leicht mit und von jedem andern Consonanten: während die Zisch- und Zitterlaute im Allgemeinen nur ungern mit den Verschluß- und Stemmlauten sich vereinigen. Zwey Consonanten derselben Classe, wovon der eine die Sylbe schließt, und der andere die darauffolgende anfängt, entziehen, wenn sie als verstärkter Einzellaut ausgesprochen werden, der ersteren Sylbe etwas von ihrer Länge, und lassen sie in einzelnen Fällen fast kurz erscheinen; z. B. in vielleicht und vollenden, die fast wie vie-léicht und vo-lénden gehört werden.

Alle hier berührte Verschiedenheiten sind inzwischen, wie bereits gesagt wurde, nicht hinreichend, um ein sicheres prosodi-

sches Princip abzugeben. Das vorherrschende, wenn gleich nicht das einzige Princip für den prosodischen Sylbengehalt in ursprünglich deutschen Wörtern ist der Accent, oder die Auszeichnung einer Sylbe vor einer andern durch die Betonung.

Mit großem Scharfsinne hat Moritz den Accent als allgemeingültiges und entscheidendes Princip geltend zu machen gesucht. Als allgemein gültiges, aber nicht als allgemein entscheidendes Gesetz läßt der Accent sich betrachten. Denn ein Gesetz kann als ein allgemein geltendes vorhanden seyn, ohne überall mit hinreichender Entschiedenheit sich herauszustellen und bemerkbar zu seyn, z. B. das Gesetz der Schwere. Ein Grund zur Betonung einer Sylbe gegen eine oder mehrere andere durch ein Uebergewicht an Begriffswerth ist nämlich nicht bloß in jedem mehrsylbigen Wort, sondern auch bey zwey oder mehreren auf einander folgenden einsylbigen Wörtern, und selbst bey zwey gleichen einsylbigen Redetheilen jederzeit vorhanden: nur stellt dieses Uebergewicht an Begriffswerth sich nicht überall mit einer so zureichenden Bestimmtheit heraus, daß sein Einfluß auf den prosodischen Zeitgehalt der Sylbe entscheidend, und dabey jederzeit hinreichend erkennbar wäre.

Die Eintheilungen des Accents selbst sind bey Verschiedenen verschieden. Sie lassen sich in Beziehung auf Prosodie insgesammt auf zwey Hauptarten desselben, auf den logischen und rhythmischen, zurückführen. Der erstere zeichnet die Sylbe nach ihrem Uebergewicht an Begriffswerth, der letztere nach ihrer Stellung im Verse aus. Der logische Accent selbst theilt sich wieder in den grammatischen, wenn die Betonung eine einzelne Sylbe im Verhältniß zu einer oder mehrerer Sylben desselben Wortes; und in den oratorischen (Redeton), wenn sie eine Sylbe oder ein Wort im Verhältniß zu einem andern Wort oder zu den gesammten Wörtern eines ganzen Satzes auszeichnet.

Die wichtigste Frage in Betreff des Accents ist, ob dieser die prosodische Länge hervorbringe. Man hat hierüber den Grundsatz beliebt: Der Accent macht die Länge nicht; er begleitet sie nur. Ist dieser Grundsatz richtig?

Daß eine Eigenschaft eine Erscheinung beständig begleiten könne, ohne der Grund dieser Erscheinung zu seyn, das ist freylich richtig; wenn aber mit dem Vorhanden- oder Wegseyn jener Eigenschaft die Erscheinung selbst sich darstellt oder aufgehoben wird: so wird die erstere mit Recht als ein Grund der letzteren betrachtet werden dürfen. Und das läßt sich zunächst vom gram-

matischen Accent behaupten. In jedem mehrsylbigen Worte trifft der Accent nicht nur mit der Länge zusammen, sondern die nämliche Sylbe, welche in dem einen Wort, als accentuirte, Länge hat, wird zur Kürze, wenn kein Accent darauf fällt. So sind z. B. alle Ableitungs- und Biegungssylben, welche ein E oder I zum Vocal haben, kurz: während sie mit dem Accent lang werden. Be, de, ge, le, gen, ten rc. sind kurz, wenn sie accentlos sind; und haben prosodische Länge, wenn sie den Accent erhalten; z. B. in Becken, Degen, Geben, Leben, Tempel.

Inzwischen, man sagt, bey dem Accent sey nirgends von Länge und Kürze, sondern nur von Kraft und Schwäche der Sylbe die Rede. Aber wie wirkt nun die größere Kraft, mit welcher die accentuirte Sylbe ausgesprochen wird, auf diese? Wenn diese Kraft selbst der Sylbe an Dauer zusetzte: so würde es sich nicht wohl weiter läugnen lassen, daß der Accent die prosodische Länge hervorbringe. Und so ist es wirklich. Denn zwischen zwey Sylben entsteht nothwendig ein Intervall, durch welches die eine immer an Dauer gewinnt, was die andere an Dauer verliert. Die Dauer dieses Intervalls fällt aber immer der kräftigeren Sylbe zu Gute; und zwar aus dem Grunde, weil das Intervall selbst keineswegs eine ganz leere Zeit ist (vgl. K. I. Hoffmann: Wissenschaft der Metrik): sondern die kräftigere Sylbe in ihr austönt. Dieses Austönen ist am auffallendsten in solchen Wörtern bemerkbar, in welchen der Accent auf einen einzelnen Vocal oder Diphthong fällt, und dieser eine überwiegende Dauer gegen zwey und drey Consonanten mit ihrem Vocal — den gleich langen, wie den kürzeren — behauptet; z. B. in Adolph, Asand, Ode. So auch, wo der Accent nach einer oder mehreren vorhergehenden Kürzen sich auf die letzte Sylbe des Wortes legt. Die Stimme eilt dann über die bedeutungslose Kürze jener Sylbe zu, die am Schluß des Wortes voll austönt; weßwegen auch der Accent nicht nur eine größere Kraft äußert, wenn er der Kürze nachfolgt, als wenn er ihr vorgeht: sondern die Sylbe im ersteren Fall auch an relativer prosodischer Länge einen Zuwachs gewinnt; z. B. ertönt, entklang, entflieht; gegen: tönte, klangen, fliehen.

Ueberdieß, wo von einem Gegensatz des intellectuell Bedeutenderen gegen das Unbedeutendere die Rede ist: da ist es gewiß unrichtig, die Dauer von der Kraft zu scheiden; indem jenes, gegen dieses gehalten, die geistige Anschauung, und mit dieser auch ihre Bezeichnung zu einem längeren Verweilen bestimmt. Tongehalt und Dauer fallen hier auf die natürlichste Weise zusammen. Der Accent legt sich immer auf die Sylbe, welche den

meisten Begriffswerth hat; und verweilt zugleich auf ihr, indem er sie durch den Nachdruck der Betonung hervorhebt.

Was den unrichtigen Grundsatz, der Accent mache die Länge nicht, sondern begleite sie nur, zunächst begünstigte, scheint der Umstand gewesen zu seyn, daß der oratorische Accent (Redeton) die Sylbe in einzelnen Fällen wirklich kurz läßt. Wenn man diesen nicht von dem grammatischen Accent gehörig schied: so konnte jener Grundsatz leicht eine größere Ausdehnung erhalten, als ihm zukam. Inzwischen gibt auch der oratorische Accent der Sylbe fast immer prosodische Länge; so daß die Beyspiele vom Gegentheil in der That nur für Ausnahmen gelten können. Nur einige mögen hier angeführt werden:

Sie denkt: wie ging es erst, wenn ich die Nymphe wäre.
Wiel. Idris.

So schwör' auch ich, so wahr ich Königin ꝛc.
Wiel. Oberon.

Zwar weil der Vater noch gefürchtet herrschte,
Hielt er durch gleicher Strenge furchtbare
Gerechtigkeit ꝛc.
Braut von Messina.

Er nicht mich; er mich nicht.
Grillp. Ahnfrau.

Er entscheide, seine Tritte
Hör' ich in der Gallerie.
Mülln. Schuld.

Was wir ersonnen, führe du es aus.
Goeth. Nat. Tochter.

— — — — — — — Denn weiter
Bleibt kein Trost mir übrig, wenn du dein Schicksal erreicht hast.
Voß Il.

Hektor, o | du bist | jetzo mir Vater und liebende Mutter.
Ebendaselbst.

Daß es aber hier der Accent, und nicht die Stellung in der Hebung sey, was den bezeichneten Sylben ihre Länge gibt, wird sich um so weniger bestreiten lassen, da die nämlichen Sylben in andern Fällen, wenn sie accentlos sind, obgleich ebenfalls in der Hebung stehend, die vollkommene Kürze haben; z. B.:

Nicht zweymal hat der Mond die Lichtgestalt
— ◡ . ◡′
Erneut, seit ich den fürstlichen Gemahl ꝛc.
Br. v. Mess.

wo ich im zweyten Verse, obwohl es in der Hebung steht, kurz ist, und unrichtig als Länge gebraucht wird. Eben so in folgendem Verse:

— ◡ ◡′
Bis ich erhielt durch mütterliches Flehn ꝛc.
Ebendaselbst.

Oder die Sylbe er; z. B.:

Doch ungebessert in der tiefsten Brust
Ließ er den Haß.

Ebendaselbst.

Oder du; z. B.:

Gar reizend ist, was du mir sagst.

Goeth. Tasso.

Allerdings trifft man auf Verse, wo die Kraft des oratorischen Accents die Sylbe keineswegs zur Länge erhebt; wie z. B. in dem wunderherrlichen Vers in Uhland's Romanze: Taillefer:

Sie sprach: Der singet! Das ist eine herrliche Lust!
Es zittert der Thurm, und es zittert mein Herz in der Brust.

Oder in jenem in Grillparzer's Sappho:

Da rief's in mir: Die ist es, und du warst's.

Allein wenn hier die bezeichneten Sylben nicht zur prosodischen Länge erhoben werden: so liegt der Grund davon nichts weniger als unbedingt darin, daß sie in der Senkung stehen. In manchen Fällen legt sich nämlich der Accent mit solchem Nachdruck auf die Sylbe, daß sie so zu sagen isolirt, d. h. außer das prosodische Maß gestellt wird. Ein Beyspiel dieser Art bietet der der Vers von Klopstock:

Rüste mit deinem Feuer sie, du, der die Tiefen der Gottheit
Schaut 2c.

wo die Isolirung noch durch die Interpunction befördert wird; die isolirte Sylbe aber übrigens sowohl in der Hebung steht, als durch den Redeton die vollkommene prosodische Länge hat.

Nicht so leicht, wie bey dem grammatischen und oratorischen Accent, ist es bey dem rhythmischen, sein Verhältniß zur prosodischen Messung zu bestimmen. Man darf unbedenklich behaupten, daß in dem Mangel einer festen Ansicht über den Einfluß des rhythmischen Accents in unserer Muttersprache einer der vorzüglichsten Gründe des Schwankens und der Unbestimmtheit unserer Prosodie liege. Dieses Verhältniß stellt sich in derselben durchaus als ein eigenthümliches dar, und muß daher auch als ein eigenthümliches aufgefaßt werden. Was daher in Beziehung auf den rhythmischen Accent für die antiken Sprachen gilt, in welchen, als durchaus quantitirenden, der Accent nur eine sehr untergeordnete Rolle spielt; das wird nicht unbedingt auch für die deutsche Sprache gelten können, in welcher der Accent mit strenger Consequenz vorherrscht, und die nur zum Theil eine

quantitirende genannt werden kann; nicht für eine Sprache, in der oft, nicht zwey oder drey, sondern vier und fünf Consonanten auf einen Vocal kommen — sprengt, schmerzt, schwillt, schwingt — und in der nicht nur die Anzahl Sylben von veränderlicher Quantität an sich selbst sehr groß ist, sondern gerade diejenigen Wörter und Sylben, welche am häufigsten vorkommen, und öfters zu vieren, fünfen und sechsen zusammentreffen — Fürwörter, Partikeln, Ableitungs- und zum Theil Biegungssylben — einer unveränderlichen Quantität ermangeln.

Will man daher die von Apel über den rhythmischen Accent aufgestellten Grundsätze in Bezug auf antike Metrik auch gänzlich unbestritten lassen: so wird man doch darum in Beziehung auf deutsche Metrik nicht allen Grundsätzen derselben eine eben so allgemeine Gültigkeit zugestehen dürfen. Wenn die Takttheorie die Forderung stellt, daß die declamatorische Kunst hier der Länge abbreche und dort der Kürze zusetze: so läßt sich gegen eine solche Forderung wenig einwenden, wenn sie an eine gesangartige Declamation, wie es die der Alten war, und an eine quantitirende Sprache gestellt wird. Allein nicht auf gleiche Weise verhält es sich, wenn man sie an eine Sprache stellt, in welcher der Accent und die Consonanten das vorherrschende Princip sind. Allerdings vermag die Kunst des Declamators Vieles auszugleichen, und sie muß das auch im Deutschen: allein keine declamatorische Kunst wird hinreichen, um z. B. dem Vers:

Soll ich beschleunigen, was mich bedroht?
Goeth. Iphig.

seinen rein daktylischen Gang zu nehmen, und ihn als einen jambischen; oder folgenden von Klopstock:

An dem Hügel, den ich von des Bundes Blute schon voll sah,

als einen Hexameter darzustellen; noch jede Länge und an jeder Stelle als eine bloß repräsentirende erscheinen zu lassen.

Der Einfluß des rhythmischen Accents, d. i. der Bestimmung des Sylbengehalts durch die Stelle im Rhythmus ist in der deutschen Metrik weit beschränkter, als in der antiken. Wenn die Forderung, daß der rhythmische Accent überall mit dem Sprachaccent übereinstimme, gleich allerdings eine unstatthafte wäre: so wird jener mit diesem wenigstens nirgends in einen Widerspruch treten dürfen, wo der letztere auf das bestimmteste ausgesprochen ist; und wenn die deutsche Sprache eben so gut als die antiken repräsentirende Längen zuläßt, und diese sogar wesentlich zur Schönheit einiger Rhythmen beytragen: so werden sie doch dort für unzulässig erklärt werden dürfen, wo das

Quantitätsverhältniß der prosodischen Momente mit jenem der rhythmischen in einem offenbaren Widerspruch steht; z. B.:

Froh begrüßt Wőhlláut des Frühlings blüthengefeyerten Tanz;
Vgl. A p. Metr. I. 366.

während sie dort zulässig erscheint, wo kein solcher Widerspruch Statt findet, oder aus prosodischen Gründen selbst sich ausgleicht; z. B. in der Auftactsylbe des Verses. Auch wird eine Sprache, die an vollkommenen Kürzen keinen Ueberfluß und nicht einen einzigen reinen Pyrrhichius und Tribrachys hat, nicht jede Auflösung der Längen in Kürzen sich gestatten dürfen; z. B. nicht die Auflösung des Anapästs in die proceleusmatische; und wenn die schwache Kürze schon in accentuirenden Rhythmen sich nur mühsam als arsische Länge hält: so wird sie sich noch weniger in quantitirenden halten können, und auf der letzten Stelle des Choriambs, z. B.:

Schweigt Schauerlicher

dem Ohr billigen Anstoß geben.

Bey den unvollkommenen Längen und Kürzen erstreckt sich der Einfluß des rhythmischen Accents nicht weiter, als der Nachdruck, mit welchem die Sylbe ausgesprochen wird, weil sie in der Hebung steht. Bey der Bekanntschaft mit dem Verstact, oder, wenn man lieber will, mit dem Rhythmus des Verses — ohne diese hört natürlich jeder Einfluß des rhythmischen Accentes auf — findet nämlich ein Vorausgreifen des Geistes Statt, bey welchem die Stimme auf dem kräftigeren Verstheil gegen den schwächeren nachfolgenden verweilt, oder von diesem jenem zueilt, und in beyden Fällen ihn mit größerem Nachdruck hervorhebt. Da, wie gezeigt worden ist, vermöge des Intervalls der Nachdruck, mit welchem eine Sylbe gesprochen wird, auch auf ihre Dauer wirkt: so läßt sich auch der Einfluß des rhythmischen Accentes auf das prosodische Maß der Sylbe nicht wegläugnen. Es kömmt nun eben darauf an, die Gränzen und die Bedingungen dieses Einflusses zu bestimmen.

Zunächst ergibt sich die Frage: Vermögen die veränderlichen Längen und Kürzen oder die sogenannten mittelzeitigen Sylben, durch den bloßen Einfluß des rhythmischen Accents in der Hebung sich als Längen zu halten; und sinken sie durch diesen Einfluß allein zu Kürzen herab, wenn sie in die Senkung gestellt werden?

Diese Frage muß durchaus verneint werden. An dieses Verneinen knüpft sich aber von selbst eine zweyte Frage, nämlich diese: Wenn nicht durch den rhythmischen Accent — obgleich immer unter Mitwirkung seines Einflusses —:

wodurch sonst wird es bestimmt, ob eine sogenannte mittelzeitige Sylbe in der Hebung sich als prosodische Länge halten könne, und in der Senkung zur Kürze herabsinke?

Drey Stücke sind es, welche theils einzeln, theils in manchen Fällen zusammentreffend, darüber entscheiden. Zunächst jene beyden, durch welche auch die vollkommene prosodische Länge und Kürze der Sylben bestimmt wird, durch den natürlichen Zeitverhalt und durch den Accent; und ferner noch durch das Quantitätsverhältniß der Sylben gegen einander (Sylbenposition). Alle diese drey Stücke müssen hier einzeln in Betrachtung genommen werden.

Der Einfluß des natürlichen Zeitverhaltes äußert sich gerade bey den Sylben, die man unter der Benennung mittelzeitige zusammenfaßt, am allerauffallendsten. Es bedarf nämlich offenbar eines kürzeren Zeittheiles, um an, in, zu, ich, er rc., als um denn, wenn, nebst, schon, seit rc. auszusprechen, nicht zu gedenken, daß mehrere der längeren sogenannten Mittelzeiten einen veralteten Stamm, und zwar sehr oft einen zweysylbigen, enthalten; z. B. wenn statt wenne, swenne. Schon diese Rücksicht auf den natürlichen Zeitverhalt also fordert dazu auf, den schwankenden Begriff der sogenannten Mittelzeit aufzugeben, und bey den darunter begriffenen Sylben zwischen mehr lang und mehr kurz einen Unterschied zu machen. Das Aufgeben jenes schwankenden Begriffes darf auch unbedenklich als die erste Bedingung zur Feststellung einer bestimmteren Prosodie als die bisherige bezeichnet werden. So viel dem Verfasser dieser Blätter bekannt ist, war Dr. Wilhelm Ernst Weber der erste, welcher in der Vorrede zu seiner Uebersetzung der Sprüche des Theognis und der Satyren des Persius (Emigrant und Stoiker; Bonn, bey Markus, 1834) den Grundsatz aussprach, daß man die mittelzeitigen Sylben aus der deutschen Prosodie wegschaffen solle. So sehr nun Dr. Weber hierin Recht hatte: so sehr hatte er gewiß darin Unrecht, daß er die verworfenen Mittelzeiten ohne weiters unter die unveränderlichen Längen und Kürzen einreihte. Denn die Länge und Kürze der sogenannten mittelzeitigen Sylben ist nie eine unbedingte. Auch kann man — was der wohlverdienten Anerkennung der sonstigen Vorzüge seiner Uebersetzung unbeschadet behauptet werden darf — seiner Messung nur theilweise beystimmen: und Verse, wie die folgenden:

Denn hin ist ja die Scham; Unverschämtheit aber und Hochmuth rc.

oder:

Doch Unverschämtheit treibt lustig im Lande sich um;

oder:

Doch wen ehren die Götter, es ist sein Murren noch Loblied,
Aber die Anstrengung Sterblicher führet zu nichts —

oder:

Schreiben mit dem Stift soll ich? Für wen das Geschwätze? Wozu bringst
Die Ausflüchte du vor? rc.

wird man sich nicht leicht versucht finden, zu den wohlklingendsten zu zählen.

Der Accent gibt, wie oben gesagt wurde, der Sylbe nur dann prosodische Länge, wenn er sich mit hinreichender Entschiedenheit herausstellt. Allein sein Einfluß hört darum dort noch nicht gänzlich auf, wo dieses nicht der Fall ist. Ein Uebergewicht von Begriffswerth ist zwischen zwey Sylben bey der einen oder der andern immer vorhanden. Ein solches Uebergewicht liegt schon im Begriff der Redetheile selbst, und das von Moritz angegebene Verhältniß derselben wird man, wenn auch nicht überall — denn weder das Nennwort ist immer lang gegen das Zeitwort, noch das Zeitwort oder das Umstandswort immer lang gegen die Conjunction rc. — doch in den meisten Fällen richtig finden: so daß sehr zu wünschen wäre, daß die Dichter wenigstens diese Regeln einer strengeren Beachtung werth gehalten hätten. Ihre Verse würden dabey zuverlässig nicht verloren haben.

Am entscheidendsten aber wirkt, neben dem rhythmischen Accent, nicht bloß auf die Dauer der sogenannten mittelzeitigen Sylben, sondern selbst auf die relative Dauer der vollkommenen Längen und Kürzen, die Sylbenposition ein, oder das Quantitätsverhältniß der Sylbe zu einer oder mehreren, ihr vorausgehenden oder nachfolgenden Kürzen oder Längen.

Der Grund des Einflusses der Sylbenposition liegt aber keineswegs in dem bloßen Contrast, vermöge dessen die Kraft überall neben der Schwäche stärker hervortritt: sondern es ist der nämliche, welcher bey dem Einfluß des rhythmischen Accentes obwaltet. Die im Verhältniß zu einer überwiegenden Länge kürzere Sylbe verliert gegen diese an ihrer Dauer; und dieser Verlust kömmt vermöge des Intervalls, der Länge, als dem kräftigeren Moment zu Gute. Selbst bey Sylben von ganz gleicher Messung findet ein Quantitätsverhältniß Statt, bey welchem die zweyte gegen die erste etwas von ihrem Maße verliert; was man erkennt, wenn solche Sylben außer allem rhythmischen Verhältniß gelesen werden; z. B. Wenn denn (Alles vergeblich ist rc.); oder: Der des (Zankens und Streitens Ueberdrüßige rc.), obwohl bey Sylben von gleicher Messung der Einfluß des rhyth-

mischen Accents als der bedeutendere erscheint. Daß aber der Einfluß der Sylbenposition nicht nur überall neben dem des rhythmischen Accentes hergehe, sondern im Allgemeinen ihn überwiege, beweist sich dadurch, daß veränderliche Sylben, welchen weder die arsische Stellung für sich allein Länge, noch die thetische Kürze zu geben vermag, kraft ihres Quantitätsverhältnisses zu andern Sylben, sowohl lang als kurz werden können.

Der Einfluß der Sylbenposition ließ sich nicht gänzlich übersehen: aber mit Recht darf behauptet werden, daß er bisher viel zu wenig beachtet worden. Grotefend fertigt ihn mit einer halben Seite ab; und die drey oder vier Regeln, welche man bey andern Prosodikern darüber findet, sind eben so wenig zureichend. Ehe inzwischen ein Versuch gemacht werden kann, jenen Einfluß auf eine umfassendere Weise darzulegen, ist es nöthig, den prosodischen Gehalt der Sylben zu bestimmen, in sofern er sich aus dem natürlichen Zeitverhalt, aus dem Accent und aus der Autorität der Dichter ergibt. Die letztere bey einer solchen Vermessung unbeachtet zu lassen, und nur dem eigenen Ohr zu vertrauen, würde eben so anmaßend als zweckwidrig seyn; obwohl es eine sehr unerquickliche Aufgabe ist, eine Reihe von poetischen Werken in dieser Beziehung mit dem Stift in der Hand zu durchgehen. Unterzieht man sich jedoch derselben: so wird man finden, daß sich das Verhältniß der Abweichungen zur Regel bey weitem nicht so auffallend darstellt, als man bey den schwankenden Grundsätzen unserer Prosodie anzunehmen berechtigt wäre. Es hält sich meistens zwischen 1 bis 2 : 10, und sinkt selten auf 3 bis 4, und fast nie auf 5 zu 10 herab. Auch tritt das letztere Verhältniß nur bey den wenigen Sylben ein, welche als willkürliche oder gemeinschaftliche bezeichnet werden dürfen.

Eine Regel aber darf für die Vermessung unbedingt empfohlen werden; diese nämlich: jede veränderliche Länge und Kürze nicht, wie es gewöhnlich geschieht, bloß trochäisch und jambisch, sondern auch daktylisch und anapästisch zu messen; und zwar auf der dritten Stelle des Daktylus und auf der zweyten des Anapästs; ein Grundsatz, welcher bey der hier folgenden Vermessung sorgfältig beobachtet worden ist.

Diese nun unterscheidet eine dreyfache Länge und eine zweyfache Kürze. Die Länge ist nämlich eine unveränderliche oder vollkommene, welche nie; oder eine veränderliche (unvollkommene), welche unter bestimmten Bedingungen als Kürze gebraucht werden kann. Auf gleiche Weise ist die Kürze eine unveränderliche (vollkommene), welche unter jeder Bedingung kurz bleibt: oder eine veränderliche (un-

vollkommene), welche unter gewissen Bedingungen auch lang werden kann. Ueberdieß ist noch die über das Maß der gewöhnlichen Länge hinausgehende Ueberlänge zu bemerken.

A. Diese Ueberlänge ‗̎ hat:

a) Jede für sich stehende vollkommene Einzellänge, auf welche sich der Accent legt; z. B. Gott rüft! Fort, fört! Bringt Wein; Lebt wöhl. Eben so jede accentuirte Einzellänge auf der ersten Stelle eines Choriambus; z. B.:

Wo der Goldthron und der Prächtobelisk hinstürzt in den Staub.
Apel Met.

b) Jedes einsylbige accentuirte Nenn-, Zahl-, Für- und Nebenwort vor einer vollkommenen Länge oder einer zweyten Ueberlänge, wenn es als Bestimmungswort den Hauptton erhält; z. B. Bérgstúrz, Móndlícht, Hóchwáld, Dréyklàng, Íchsúcht, wóhlthätig, schwérmüthig, Réichshófráth.

α) In solchen Zusammensetzungen geht der Accent von dem nebentonigen Grundwort auf das Bestimmungswort über, welches, als das Eigenthümliche und Besondere bezeichnend, dadurch ein Uebergewicht an Begriffswerth erhält. Grundfalsch ist es daher, aus zwey Einzellängen zusammengesetzte Wörter als steigende Spondeen zu gebrauchen, da es sinkende sind. Am auffallendsten zeigt sich die Unrichtigkeit einer solchen Messung im Pentameter, wo die Schlußsylbe jeder Hälfte durchaus ein Uebergewicht an Länge gegen die vorausgehende (lange oder kurze) Sylbe verlangt. Gegen Pentameter, wie:

Konnte mir kein Óbdách bieten der Pfarrer des Orts;
Gr. Pl.

oder:

Bleiben der Stolz Déutschlánds, bleiben die Perle der Kunst;
Cbdsbk.

oder:

Aber des Leu'n Stérnbíld treffe den Pilger am Meer;
Ebdsbk.

wird das Ohr immer Einwendungen zu machen haben, wenn sie auch gegen das metrische Schema nicht geradezu verstoßen.

β) Voß in seiner Zeitmessung bemerkt, daß die Bestimmungssylbe in einigen Zusammensetzungen tieftonig sey, wie z. B.

in Lobsingen, Frohnleichnam, Palmsonntag, handgreiflich, dienstwillig, leibeigen, und daß sie in einigen, z. B. Jahrhundert, Neuholland, Südost, durch Uebertönung sogar mittelzeitig werde. Von den angeführten Wörtern haben die Bestimmungssylben an sich selbst in einigen nur die gewöhnliche Länge, weil sie nicht den Hauptton haben; andere haben diesen wirklich, und mit ihm auch die Ueberlänge, wie dienstwillig und leibeigen; und wenn sie in einigen wenigen, wie in Jahrhundert, herzinnig, Neuholland etc., bey den Dichtern allerdings häufig als Kürzen vorkommen: so dürfen solche Wörter bey ihrer geringen Anzahl mit Recht als Ausnahmen betrachtet werden. Ueberdieß in: Neuholland mag das Ohr die erste Sylbe als Kürze vertragen; aber sicher nicht in: Neumonde: und:

Sieben Neumonde gesehn,

wäre eine sehr barocke Hälfte eines Pentameters.

γ) Wenn zwey einsylbige Nenn- oder Nebenwörter einer Ueberlänge oder vollkommenen Länge vorausgehen: so hat nur dasjenige die Ueberlänge, welches mit dem höheren Begriffswerth zugleich den Hauptton hat; z. B. das erste in: hellblauäugig, und Groß-Kronfeldherr; die zweyte in: Feldzeugmeister etc.

c) Die einsylbigen trennbaren Präpositionen: an, auf, aus, bey, durch, für, her, hin, in, mit, nach, um, im, vor, zu; die zum Theil verkürzten, zum Theil einen Stamm enthaltenden Vorsetzsylben: ab, ant, dar, da, ein, los, niß etc., so wie die Intensiva: All, Erz und ur, wenn sie vor einer vollkommenen Länge oder einer Ueberlänge den Hauptton haben; z. B.:

Wo sonst des finsterlockigen Donnergotts
Siegreicher Aar ausbreitete scharfe Klau'n.
Gr. Pl.

α) Sie sind und bleiben die kranke Seite unserer Prosodie. Denn nicht immer, und am wenigsten vor der Einzellänge und vor trochäischen Wortfüßen — leichter vor daktylischen — stellt es sich mit hinreichender Bestimmtheit hervor, ob der Accent auf der Präposition oder der Vorsetzsylbe, oder auf der mit dieser verbundenen Länge liege. In letzterem Fall erhält diese die Ueberlänge; z. B. umbraust, umstürmt, mißkannt, allmächtig etc.

β) Wenn zwey einsylbige, trennbare Präpositionen zusammentreffen, so verliert die zweyte, wenn sie den Accent verliert, mit diesem auch die Ueberlänge, und die erste hat dann, mit dem Accent, nur die gewöhnliche Länge; z. B. a′nzubeten, a′ufzublühen. Nicht so bey zweysylbigen Präpositionen, deren erste Sylbe nur eine schwache Länge hat; z. B. u″nwi′derstehlich. Wenn der Präposition ein accentuirtes Haupt- oder Nebenwort vorausgeht — es mag mit ihr verbunden seyn, oder getrennt stehen — so geht der Charakter der Ueberlänge mit dem Hauptton auf dieses über; z. B. Ti″efaufseufzend, sti″ll anbetend.

Jetzo mit Allahgeschrey, mit wi″ld auftobendem Grimme.
Tunisias.

d) Jede auf eine Kürze folgende hochtonige Endsylbe, z. B. Wohla″n, Palla″st, entschwi″ng, verdi″rb ꝛc. Eben so jede zu einem Zeitwort gehörige und getrennt ihm vorgehende oder nachfolgende Präposition; z. B.:

— — — — nur qualmender Rauch steigt
A″uf in die bläuliche Luft.
Tunisias.

oder:

Riegle hurtig mir a″uf.
Voß, Idyllen.

e) Das Nebenwort als Schlußsylbe: da es, obgleich nebentonig, dann Bestimmungssylbe ist; z. B. Anmuthre″ich (reich an Anmuth); z. B.:

A″nmuthre″ich ein Gewebe mit goldener Spule sich wirkend.
Voß, Odyssee.

f) Jede vollkommene Länge, auf welche der Redeton fällt; z. B.:

Also wollt ihr nun heim zum lieben Lande der Väter
Fli″ehn ꝛc.
Voß, Ilias.

Uebrigens hat die Ueberlänge, wenn sie gleich jederzeit über das Maß der gewöhnlichen Länge hinausreicht, keineswegs immer für sich selbst schon das Maß der dreyzeitigen Länge. Aber leichter als die gewöhnliche Länge, fügt sie sich in das Maß der dreyzeitigen; z. B.:

Hell schimmert im Mo″ndstrahl die leicht gekräuselte Me″erfluth.
Vgl. Apel Met. 411.

und hält sich eben so leicht als zweyzeitige; z. B.:

Was ermähnt ihr zu dem Siegsmahl um den Kronhirsch
mich den Weidmann.

Voß.

Repräsentirende Länge aber kann sie nur dann seyn, wenn sie Auftactssylbe ist; z. B.:

Und endlich heißt er seine Freunde dürres Holz
Aufthürmen rc.

Apels Aitol.

B. Die unveränderliche oder vollkommene Länge (—́), welche nie kurz werden, und nur in einzelnen Fällen die Kürze repräsentiren kann, haben:

a) Jedes einsylbige, für sich stehende Nennwort.

b) In mehrsylbigen Wörtern jede accentuirte, einen Stamm enthaltende Sylbe vor einer Kürze.

Apel ist der Meinung, es gebe im Deutschen allerdings pyrrhichische Wortfüße; z. B. jeder, oder, weder; das Wahre an der Sache ist aber, daß von allen Licenzen, welche die Dichter sich sonst nicht sparsam genommen haben, diese eine der seltensten ist.

c) Die einsylbigen nebentonigen Nenn- und Nebenwörter, wenn sie an ein anderes Wort angehängt werden, und ihnen eine unvollkommene Länge oder eine Kürze vorangeht; z. B. Freyheitslust, Freudentag, rosenroth.

Hierher gehört auch das verkürzte Beschaffenheitswort rosenfarb (rosenfärbig).

d) Das einsylbige Zahlwort.

In der Zusammensetzung mit einem zweyten einsylbigen Zahlwort erhält es nicht, wie es als accentuirtes Bestimmungswort sollte, die Ueberlänge: sondern hat die vollkommene, so wie das zweyte Zahlwort die unvollkommene Länge. Fast immer wird es als Trochäus gebraucht. Ein Uebergewicht von Begriffswerth hat zwar die Bestimmungssylbe auch hier; aber bey einem untergeordneten Redetheil gegen einen untergeordneten tritt dieses weniger bedeutend hervor.

e) Die Fürwörter welch, solch, selbst; das zusammengezogene dieß; und: mein, dein, sein, als Umstandswörter.

f) Die einsylbigen Flexionen der vollständigen sowohl als der unvollständigen Zeitwörter; so wie die zusammengezogenen oder verkürzten Flexionen der Hülfszeitwörter; z. B. blüht, spricht, mußt, kannst, darfst, ward, hatt', seyst rc.

g) Die von einem Beschaffenheitswort hergeleiteten Nebenwörter; eben so alle, die durch einen erkennbaren Stamm oder

durch höheren Consonantengehalt sich auszeichnen; wie: dann, flugs, stracks, rings, kraft, jüngst, längst, nächst, gleich, mehr, meist, schwer, kaum, hier, dort, theils; und das intensive da ꝛc. ꝛc.

h) Die trennbaren Präpositionen, so wie die Vorsetzsylben und Intensiva, wenn sie vor einer Kürze den Accent haben; z. B. únbesiegt, míßvergnügt, állzuarm.

i) Die apostrophirte Präposition: oh n'.

k) Die Conjunctionen: dann, weil, zwar.

l) Die Endsylben: halb, heit, keit, schaft, thum, wart ꝛc., nach einer unvollkommenen Länge, oder nach einer Kürze, in dreysylbigen Wörtern, z. B. Munterkeit, Wissenschaft, Heidenthum, Gegenwart.

m) Endlich jede unvollkommene Länge oder Kürze, auf welche der Redeton fällt; z. B.:

Ích zuerst durchschnitt die Wasserwüste.

Gr. Platen.

Die vollkommene Länge hält sich überall auch als dreyzeitige; die Kürze aber kann sie nur dort ohne Sylbenzwang repräsentiren, wo das prosodische Verhältniß der gehaltvolleren zur geringeren, und der geringeren zur gehaltvolleren Quantität mit dem rhythmischen in keinem Widerspruch steht; z. B.:

Durch Eichwälddunkel schweift

Vgl. Apel Met. 1, 612.

C. Die veränderliche oder unvollkommene Länge (—), welche unter bestimmten Bedingungen auch zur Kürze werden kann, haben:

a) Der Artikel, wenn er die Stelle des Relativums vertritt.

b) Die schwächern Flexionen der Hülfszeitwörter; z. B. bin, ist, sey, seyd, hat ꝛc. ꝛc.

c) Die Fürwörter mein, dein, sein, kein, uns, euch, wer, wem, wen, was, das.

d) Die Nebenwörter, welche vermöge ihres bedeutenderen Begriffswerthes oder Consonantengehaltes sich mehr zur Länge als zur Kürze neigen; z. B.: falls, schon, sonst, statt, sammt, nebst, laut, sehr — offenbar kürzer als mehr, durch den beschleunigenden Zischlaut und den fast verschluckten Dehnlaut; — gern, mal, nicht, doch, noch, nun, nie, wie, eh', da, je ꝛc.

e) Die Conjunctionen denn, wenn, als, auch, doch, noch, daß ꝛc.

f) Die Anhängsylben angs, and, heit, bar, ersch,

halb, halt, heit, keit — in zweysylbigen Wörtern — niß, sam, schaft und thun in zweysylbigen — unft, ung, wart in zweysylbigen Wörtern; und wärts.

D. Die veränderliche oder unvollkommene Kürze (◡), welche unter bestimmten Bedingungen auch Länge werden kann, haben:

a) Die Fürworter ich, du, er, wir, dir, ihm, ihr, mich, dich, sich, wir, ihr (Plural) und das unbestimmte Fürwort man.

b) Die Nebenwörter von geringem Consonantengehalt, als: bis, nur, ja, wo, so, ob, seit, fast, oft, gar.

c) Die trennbaren und alleinstehenden Präpositionen: ab, an, auf, aus, bey, durch — welches meistens als Kürze vorkömmt; — für, gen, im, in, mit, nach, ob, so, um, von, vor, zu 2c.

d) Die Conjunctionen: da, je, ob, und, doch, noch, wo 2c.

e) Die Vorsetzsylben: bar, barm und will.

f) Die Ableitungssylben: end, eln, elt, ern, erst, ert, fach, sal 2c.

g) Jede zweyte Ableitungssylbe, z. B. freudiger, und jede Flexionssylbe nach einer Ableitungssylbe, z. B. freudiges.

E. Die unveränderliche oder vollkommene Kürze (◡'), welche nie zur Länge werden, und nur selten die Länge repräsentiren kann, haben:

a) Die Nennwörter, welche in der Zusammensetzung eine accentuirte Endsylbe nach sich haben; z. B. Blumist, Flötist.

Dennoch halten sie sich bey ihrem bedeutenden Begriffsgehalt nur ungern als zweyte Kürze eines Daktylus, wenn sie nicht eine kräftige Länge auf der ersten Stelle desselben vor sich haben; z. B.:

Gracchus gab vierhundert Sesterzpfund einem Hornisten.
Weber.

b) Der bestimmte und der unbestimmte Artikel, so wie das unbestimmte Fürwort es.

c) Die untrennbaren Präpositionen in der Zusammensetzung vor einer vollkommenen Länge oder Ueberlänge; z. B. vergeht, zerstäubt. Eben so die trennbaren Präpositionen, wenn sie in der Zusammensetzung accentlos sind; z. B. umwandelst, umwallst (ambire).

d) Die Ableitungssylben: em, en, er, el, tel, ten, sel, che, chel, chen, cher, ich, icht, ig, itz, ing, ling, nich, rich ꝛc., wenn sie dem Stamm unmittelbar nachfolgen.

e) Die Verkleinerungssylben chen und lein.

f) Jede dem Stamm unmittelbar nachfolgende Flexionssylbe.

In: warum, darum, weßhalb, deßhalb, kann die erste Sylbe als Länge oder als Kürze gebraucht werden: je nachdem der Dichter den Accent auf sie oder auf die mit ihr verbundene Sylbe legt; z. B.:

> Wárum bist du, Geliebter, heut nicht zur Vigne gekommen?
>
> Goethe.

oder:

> »Aus dem Wege mir.« — »»Warúm denn?«« — »Aus dem Wege Vagabund.«
>
> Rom. Oedip.

Auch die Empfindungswörter sind lang oder kurz, je nachdem der Redeton sich auf sie, oder auf ein mit ihnen verbundenes Wort legt. Nicht zum besten hält sich das verbrauchte O als Länge; am wenigsten zu Anfang eines längeren Verses; z. B.:

> O so sey uns gegrüßt, versetzte der Dichter, du sollst dich
> Oben setzen zu Tisch ꝛc.
>
> Goethe.

Durch den Apostroph wird jede einer Kürze nachfolgende vollkommene Länge zur Ueberlänge; z. B.:

> Vermőcht' ich zu vertraun die Qual, die seufzend nun in Wind zerrinnt.
>
> Gr. Pl.

oder:

> Oft noch zuckte Luíſ', an den Jüngling gelehnt, und drückt' ihm
> Aengstlich die Hand ꝛc.
>
> Voß, Luise.

Nicht eben dasselbe darf von der zusammengezogenen Sylbe behauptet werden. Wie bedeutend auch der Consonantengehalt seyn mag, welcher ihr durch die Zusammenziehung zufällt: er erzeugt nur eine kräftigere Länge im Vergleich mit einer schwächeren — z. B. singt gegen sin-get —; aber nicht — wie auch der natürliche Zeitverhalt, so wie die verstärkte Kraft durch das Austönen der Sylbe die Dauer der letzteren vermehre — die Ueberlänge; welche die zusammengezogene Sylbe nur dann hat, wenn ihr als der Endsylbe der hochtonige Accent zufällt; z. B. tra̋u'n, Mĭßtra̋u'n, mißtra̋u'n.

Noch ist das Maß der Auftacts- und der letzten Sylbe zu berücksichtigen.

Im Auftact kann jede Länge die Kürze repräsentiren, selbst die Ueberlänge. Der Grund davon ist, daß sie außer dem Verstact steht, der überall mit der ihm folgenden Arsis beginnt, und somit gewissermaßen isolirt wird. Werden die Ueberlänge und die vollkommene Länge dadurch gleich nicht zur wirklichen Kürze, und bleibt daher gleich immer ein Widerspruch zwischen dem prosodischen und rhythmischen Quantitätsverhältnisse: so ist dieser im gegenwärtigen Fall doch weit geringer, als in jedem andern, und trägt, weit entfernt, das Ohr zu beleidigen, vielmehr wesentlich zur Schönheit des Verses bey. Wenn aber die vollkommene Länge, und selbst die Ueberlänge im Auftact gegen eine andere solche die Kürze zu repräsentiren vermag: so hält sie sich als repräsentirende Länge darum nicht unter allen Bedingungen gleich gut — z. B. nicht vor einer schwachen Länge, die nur einen geringen, oder doch untergeordneten Begriffswerth hat; z. B.:

Gleich einem Schatten um sein eigen Grab.
Iphig.

und noch weniger vor einer Kürze; z. B.:

Stehst du den Feinden gegenüber.
Edelst.

wo in beyden Fällen daktylische Bewegung entsteht. Selbst die unvollkommene Länge hält sich im Auftact nicht als Kürze, wenn ihr in der Arsis eine vollkommene Kürze, z. B.:

Wenn | die Lagune, ruhig, spiegeleben,
Gr. Pl.

oder auch eine unvollkommene folgt; z. B.:

Und sah ich nicht den guten Weg zur Seite,
Der | mir die Rückkehr offen stets bewahrte.
Schiller.

Selbst gegen eine zweyte unvollkommene Länge hält sie sich nicht, wenn diese als Redetheil oder sonst aus einem Grunde an Begriffswerth geringer als sie selbst ist; z. B.:

Ist | denn der Himmel ehern über mir?
Goeth. Nat. Tocht.

Dagegen vermag sich auch eine Länge von geringern Gehalt, und selbst eine unvollkommene Kürze in der Arsis gegen eine gewichtigere Länge im Auftact zu behaupten, und letztere also die Kürze zu repräsentiren, wenn die Auftactsylbe, sey es durch einen besondern Nachdruck des Redetons, oder durch die Interpunction, auffallender isolirt wird. Z. B.:

_́ — ◡́
Wahr | sey der Mensch!
Gr. Pl.

oder:

_́ — ◡́
Das | ist vorbey!
Ebds.

oder durch Interpunction:

_́ —
Lies! Hier an diesem Stein steht seine Grabschrift! Da!
Gotter.

Was von der Auftactsylbe zu Anfang des Verses gilt, gilt auch von der Auftactsylbe nach jeder in der Arsis schließenden Cäsur; z. B.:

— — — — — — — reich mir den Adler
Und das triefende Schwert! || komm, athm' und ruh' hier.
Klopstock.

wo komm die repräsentirende Länge hat. Inzwischen gilt dieses nur von der Hauptcäsur, nicht von jeder untergeordneten Cäsur des Verses. Unerträglich ist z. B. der Sylbenzwang in folgendem Hexameter:

Schöpfend der Schenk | űm trägt || und umher | eingießt in die Becher.
Voß, Odyssee.

Die letzte Sylbe ist keineswegs willkürlich, wie man sonst angenommen hat. Wenn es gleich richtig ist, daß die arsische Schlußsylbe durch eine Kürze repräsentirt werden kann: so gilt doch auch hier das allgemeine Gesetz, daß das prosodische Quantitätsverhältniß dem rhythmischen nirgends widersprechen dürfe. Wenn daher z. B. in dem Vers:

◡́ ◡
Und Jehova höret dich.
Hölty.

die unvollkommene Kürze dich in ihrem Verhältniß zu der vorhergehenden vollkommenen Kürze als arsische Länge sich zu halten vermag: so hält sich z. B. nicht auch die vollkommene Kürze gegen die vorausgehende vollkommene in dem Pentameter:

◡ ◡́
Traun, es erblickte die Welt selten entsetzlichere
Gr. Pl.

wo der Rhythmus statt des sinkenden prosodischen Quantitätsverhältnisses durchaus ein steigendes verlangt.

Bey folgender Darlegung des Einflusses, welchen die verschiedenen Längen und Kürzen auf einander ausüben (Sylbenposition), sind jene Combinationen übergangen worden, bey

welchen es keiner besonderen Nachweisung zu bedürfen schien. Auch beschränkt sich die Zusammenstellung auf drey Sylben; da die Einwirkung der Position nie, weder vor- noch rückwärts, über die dritte Sylbe hinausgeht.

″ ″ Bey dem Zusammentreffen zweyer Ueberlängen in einem zusammengesetzten Wort sinkt diejenige, welche den Accent verliert, dadurch, und zugleich durch das der accentuirten Ueberlänge zufallende Intervall zur gewöhnlichen Länge herab: Krón-Féldherr, Groß-Krónféldherr. Nicht eben so verhält es sich, wenn die eine Ueberlänge das Wort schließt, und die zweyte das folgende anfängt, wobey jede ihren Accent behält; z. B. des Orkáns Zórnwuth.

″ ″ ′ Die zweyte Ueberlänge verliert hier ebenfalls gegen die erste, vermöge des dieser zufallenden Accentes und Intervalls. Und dennoch mißtönt sie auf der zweyten Stelle des sinkenden Spondeus; z. B.:

Krumm in des Félsábhángs rothbeerige Stauden ergoß sich
Voß, Jl.

″ ′ z. B. Schláchtrúf, áufséufzt, ánstúrmt; als schwerer, sinkender Spondeus. Die zweyte Länge verliert gegen die Ueberlänge, ohne darum von dieser zur Kürze herabgedrückt zu werden. Wird nun die Ueberlänge an die zweyte Stelle eines Spondeus gestellt, so verliert sie nicht, und die ihr folgende Länge gewinnt in der nächsten Arsis nicht genug, um sich gegen die Ueberlänge behaupten zu können. Eben so verhält es sich — außer im Auftact des Verses, oder nach der Hauptcäsur desselben — wenn die Ueberlänge die Kürze vertreten soll. Unvermeidlicher Sylbenzwang erscheint daher überall, wo die Ueberlänge im Hexameter auf die zweyte Stelle des Spondeus gestellt wird; z. B.:

Dort ánléhnt sich mit rundlichem Dach die bescheidene Wohnung,
Gr. Pl.

oder:

Schwebt in des Heers Náchtrab, winkt hín zu den nordischen Helden.
A. W. Schlegel.

oder:

Vater verbot Úmständ'; und dem Weibe geziemt der Gehorsam.
Voß.

Nach der Hauptcäsur beleidigt die Ueberlänge auf der zweyten Stelle des Spondeus das Ohr nicht nur nicht: sondern sie

trägt auch zur Schönheit des Verses bey, wenn ihr eine hinreichend kräftige Länge vorausgeht; z. B.:

Gegen das Meer || aufdämmend | die mächtige Mauer, verbeut hier ꝛc.
Gr. Pl.

‿″ ‿′ ‿″ z. B. Hochaufrauscht. Noch weniger kann hier die erste und die zweyte Ueberlänge, jede auf der zweyten Stelle eines Spondeus stehen. Höchst barok wäre der Hexameter:

Sieh! hochaufrauscht zürnend das Meer, und die schäumenden Wogen ꝛc.

‿″ ‿′ — Wie die vollkommene Länge durch die bloße Kraft der Arsis nicht gegen eine vorausgehende Ueberlänge: so kann eben so wenig die unvollkommene Länge sich in der Arsis gegen die vollkommene halten; z. B.:

Wissend, wie sehr Freyheit jeglichem Dichter behagt.
Gr. Pl.

‿″ ‿′ ◡ } z. B. Goldadern, Denkfreyheit.
‿″ ‿′ ◡′ } ehrwürdig, langmüthig.

Weder in trochäischer Bewegung kann die Ueberlänge in diesem Verhältniß die Kürze repräsentiren; z. B.:

Erstlich wenn ihr nun zur Pflugzeit euer Feld aufbrechen wollt.
Voß, Aristoph.

noch auf der zweyten Stelle eines Spondeus mit nachstehendem Daktylus im Hexameter stehen; z. B.:

Dieß Zeitalter, entwöhnt der Bewunderung, buhlt um Erstaunen.
A. W. Schlegel.

Aber mit Leichtigkeit vertritt sie die Kürze im alkaischen Vers, wenn sie mit der folgenden Länge und Kürze einen Wortfuß bildet; z. B.:

Kein Quell, wie viel auch immer das schöne Rom
Fluthspendend ausgießt.
Gr. Pl.

oder:

Ehrwürdig dünkt euch gothische Kunst mit Recht.
Ebendſ.

Nicht so, wenn die vollkommene Kürze zu dem folgenden Wort gehört; z. B.:

Ehrfurcht erweckt, was Väter gethan, in dir.
Ebendſ.

wo fast daktylische Bewegung entsteht.

Anmerkung. Am wenigsten beleidigt auf der zweyten Stelle des Spondeus als Ueberlänge das Nebenwort, bey dem, wenn ihm eine kräftige Länge vorausgeht, fast jeder Sylbenzwang verschwindet; z. B.:

Sitzt still trauernd, und lehnt über zerbrochnen Trophä'n.
A. W. Schlegel.

Als Grund davon läßt sich angeben, daß es sich leichter als ein anderer Redetheil von dem mit ihm verbundenen Wort isolirt: wie es denn auch getrennt sowohl gesprochen als geschrieben wird.

_' _'' Steigender, schwerer Spondeus; z. B. Gott rächt! Lebt wohl! Da der Accent immer mit größerer Kraft wirkt, wenn er einer Sylbe von geringerem Gehalt nachfolgt, als wenn er einer solchen vorausgeht: so drückt er hier die vollkommene Länge, wenn sie auch nicht zur Kürze werden kann, doch fast zu dieser herab, so daß sie die Kürze überall ohne Mühe vertreten kann; z. B.:

Und | tausendfach erscholl der Ruf: Lebt wohl! — —

_' _'' _'' z. B. Bergan lautschreyend. Nur die erste und die dritte Sylbe können auf der zweyten Stelle eines Spondeus stehen. Beyde verlieren gegen die zweyte; die erste als Sylbe von schwächerem, die dritte als zweyte Sylbe von gleichem Gehalte.

_' _'' _' z. B. Bergan stürmt. Nur im Auftact einer neuen Reihe kann die mittlere Ueberlänge auf der zweyten Stelle eines Spondeus stehen; z. B.:

Ueber die See || hinfluthen den Nil für die Tiber vertauschen.
A. W. Schlegel.

_' _'' _ Bergan daß. Da die vollkommene Länge gegen die Ueberlänge zu Ende des Wortes so beträchtlich verliert, so kann sie nicht nur im Hexameter an der zweyten Stelle des Spondeus stehen, sondern auch im trochäischen Verstact leicht die Kürze repräsentiren. Nur die Ueberlänge selbst fordert die arsische Stellung, und würde auf der zweyten Stelle des Spondeus im Hexameter unerträglich seyn; z. B.:

Stürmten sie | bergan | daß ꝛc.

Da die Ueberlänge als Endsylbe immer zunächst auf die ihr vorausgehende Sylbe schwächeren Gehaltes wirkt: so kann die dritte — die unvollkommene Länge — die Stelle der zweyten Länge im Spondeus und die der Kürze im Trochäus einnehmen.

_́ _́ z. B. Kaum dort. Ohne Schwierigkeit vertritt die zweyte Länge im Trochäus die Kürze, da sie durch das der ersten zufallende Intervall, wie durch ihre thetische Stellung gegen diese verliert; z. B.:

Girrend báld gléich zarten Tauben.
Grillp.

_́ _́ _̋ Da die zweyte Sylbe gegen die erste, und noch mehr gegen die dritte verliert: so vertritt sie in der trochäischen Bewegung leicht die Kürze; z. B.:

Schnéll jétzt főrt! ich kann nicht weilen.
Grillp.

Im Hexameter kann die Ueberlänge nur in der Arsis stehen; z. B.:

Hier am hangenden Fels singt hőch der scherende Winzer.
Voß, Virg.

_́ _́ _́ z. B. rings tobt Wuth. Selbst hier bestimmen nicht bloß Hebung und Senkung den Gehalt der Sylbe. Die erste gewinnt durch das Intervall gegen die zweyte, und entscheidet, obwohl die zweyte dadurch nicht zur Kürze wird, für die trochäische Bewegung. Als Auftactsylbe kann die Einzellänge gegen zwey andere Einzellängen die Kürze nicht repräsentiren; z. B.:

Ríngs | tóbt Wúth ꝛc.

weil sie mit der ihr folgenden Länge die trochäische Bewegung behält. Auch wenn auf zwey Einzellängen die dritte vollkommene in einem mehrsylbigen Worte folgt, gestatten jene keine jambische Bewegung; z. B.:

Ríngs | tóbt wüthend.

Trefflich aber stehen sie als Spondeus im sapphischen Verse; z. B.:

Aber schwéigt jétzt, Stérbegedanken! Blüht nicht —
Gr. Pl.

_́ _́ — z. B. Ruft Freundschaft. Nie kann im auffallenden Widerspruch mit dem Accent die zweyte vollkommene Länge in Verbindung mit einer unvollkommenen, die durch das Intervall gegen sie verliert, ohne Sylbenzwang im Hexameter oder Pentameter auf der zweyten Stelle eines Spondeus stehen, und die unvollkommene Länge sich in der folgenden Arsis behaupten; z. B.:

Aber so | viel Wáhr | heit | ist ein fataler Genuß.
Gr. Pl.

Ohne Mühe jedoch repräsentirt die erste Einzellänge die Kürze im jambischen Verstact; z. B.:

Zwar | Freundschaft

da die unvollkommene Länge nach der vollkommenen den trochäischen Abfall entscheidet.

— — ◡ z. B. Weisheit dich. Noch weniger hält im Hexameter oder Pentameter die unvollkommene Kürze sich nach zwey Einzellängen in der Arsis; z. B.:

— — — — — — — — — und immer noch eine

Schönere | Frucht fiel | dir | leise berührt in die Hand.
Goethe.

Desto leichter aber repräsentirt die erste Länge die Kürze in Jamben; z. B.:

Dann | soll er euch erzählen, und ihr sollt
Mir ihn belohnen helfen ꝛc.
Goeth. Tasso.

Am leichtesten als Einzellänge von einem mehrsylbigen Worte; z. B.:

Reicht | lächelnd ihm die Hand und spricht.
Idris.

— — z. B. Sprich mein; mannhaft.

Immer schlug mein Herz für dich nur.
Rom. Oedip.

— — — Die unvollkommene Länge hält sich, obwohl sie gegen die vollkommene verliert, auf der zweyten Stelle des Spondeus; z. B.:

Dieß' mein gold'nes Gefäß, das schöngebildete, reich' ich ꝛc.
Voß, Odyssee.

sie senkt sich leicht im trochäischen Verstact; z. B.:

Immer schlug mein Herz für dich nur.
Rom. Oedip.

— — — z. B. Anfangs als. Nicht ohne Sylbenzwang läßt diese Zusammenstellung sich als Daktylus gebrauchen; z. B.:

Nimm denn auch gütig vorlieb mit der ländlichen kleinen Bewirthung.
Voß, Idyll.

Im trochäischen Maße senkt sich die zweyte Sylbe leicht gegen die erste, gegen welche sie verliert, und gegen die dritte, wenn diese in der Hebung steht, und ihr eine vollkommene oder unvollkommene Kürze folgt; z. B.:

Dann auch sonst in Allem völlig gleich den Wespen schalten wir.
Voß, Aristoph.

Aber durchaus zu schwach ist die Kraft der Arsis, um im jambischen Maße die unvollkommene Länge gegen die vollkommene zu halten, wenn diese im Auftact die Kürze repräsentiren soll; z. B.:

Hilft | denn kein Beyspiel der Geschichte mehr?
Goeth. Tasso.

—' — ◡ z. B. Seitwärts am. Da die unvollkommene Länge gegen die vollkommene verliert: so kann sie als daktylische Kürze gebraucht werden, wie z. B.:

Stühl auch und Holz umher und blinkendes Wasser zu bringen.
Voß, Odyssee.

Im jambischen Verstact gewinnt die unvollkommene Länge durch ihr Verhältniß zur Kürze und durch die Hebung in Vergleich mit dem, was sie gegen die vollkommene Länge verliert, zu wenig, um sich gegen letztere halten zu können, wenn diese die Kürze vertreten soll; z. B.:

Liegst | nun auf | hartem Fels, der weite Himmelsbogen
Dein Baldachin ꝛc.
Wiel. Oberon.

—' — ◡' Die vollkommene Länge entzieht der unvollkommenen zu viel, und noch immer zu stark ist der Abfall der letzteren gegen die vollkommene Kürze, als daß sie sich in der Arsis gegen die erste Länge, als solche, halten könnte, wenn diese die Kürze repräsentiren soll. Die ersten drey Sylben in:

Längst | sind der Zeit blutdürstige Gräuel gesühnt.
Gr. Pl.

haben offenbar daktylische Bewegung; und selbst im jambischen Verstact schlägt diese vor. Z. B.:

— | — — wo Liebende zu stören und zu plagen
All | sein Vergnügen ist ꝛc.
Wiel. Oberon.

—' ◡ Leichter Trochäus; z. B. Freu dich.

—' ◡ — z. B. Schwang sich doch. Hält sich diese Zusammenstellung gleich im Hexameter als schwerer Daktylus: so ist es doch immer zu empfehlen, lieber eine kräftige Länge ihm folgen zu lassen; z. B.:

Liegt er nun dort ꝛc.
Tunisias.

als eine schwache, z. B.:

Wachst du noch oben, mein Kind, bey der Lamp' im traulichen Stübchen?

Voß, Idyllen.

Daß sich die unvollkommene Kürze im Jambus auch hier nicht gegen die vorausgehende vollkommene Länge halte, versteht sich von selbst; z. B.:

— — — Mehr als ich sagen kann

Freut mich dein Anblick ꝛc.

Schiller.

Natürlich noch viel weniger bey den beyden folgenden Zusammenstellungen:

—́ ◡ ◡ } obwohl es die unzählbar sich wiederholende Lieblings-
—́ ◡ ◡́

sünde unserer Dichter, den jambischen Vers mit einem Daktylus anzufangen; z. B.:

Scheinst du dir hier vertrieben und verwaist.

Goeth. Iphig.

oder:

Eilt sie hervor, den Jüngling zu umfangen.

Idris.

—́ ◡́ Leichter Trochäus; z. B. Rose, Liebe.

—́ ◡́ — Die unvollkommene Länge hält sich als Einzelnlänge auf der dritten Stelle des Choriambus, wie des Daktylus, da der rasche Abfall der beyden ersten Sylben sie fortreißt, und sie von der vollkommenen Kürze nur wenig gewinnen kann, sondern sie selbst gegen die nachfolgende vollkommene Länge von ihrem vollkommenen Gehalt verliert; z. B.:

Loos der Engel! | Kein Sturm trübet die Heiterkeit ꝛc.

Hölty.

oder:

Jene, wie nahe sie ist, vermag nicht ihnen zu helfen.

Voß, Il.

In mehrsylbigen Wörtern läßt jedoch die unvollkommene Länge, wenn sie den Nebenton hat, keine daktylische Bewegung zu, und Daktylen wie: Leidenschaft, Heidenthum, Gegenwart, sind durchaus unzulässig.

— ″ Z. B. Wenn hoch, denn tief.

Da die Bewegung hier eine steigende: so hält die unvollkommene Länge mit darauffolgender Ueberlänge sich leicht im jambischen Verstact; z. B.:

Laß tief in dir mich lesen,

Verhehl auch dieß mir nicht.

Gr. Pl.

Keineswegs aber hält sich die unvollkommene Länge vor der Ueberlänge, wenn auch in die Hebung gestellt, auf der ersten Stelle des Spondeus; z. B.:

Und aufstürmte das Meer, das unendliche, daß nur die Woge

Nicht zuließ rc.

Voß, Odyssee.

— ″ — ′ z. B. Wenn Mordlust. Nie erhebt sich die unvollk. Länge in der Arsis gegen die Ueberlänge zur vollk.; z. B.:

(— — — ◡ ◡ —, — ◡ ◡ — ◡ —)

Sein Zeitalter und er scheiden sich feindlich ab.

oder: Gr. Pl.

Als Wegweiser für ihn, welcher den Arm über die Schulter dir.

Gr. Pl.

— ′ z. B. Kein Quell.

Da die unvollkommene Länge gegen die vollkommene verliert: so hält sie sich selbst in der Hebung nur mühselig auf der ersten Stelle des Spondeus; z. B.:

Wer bringt, rief sie, mir Armen und dir das Verderben, mein Orfeus?

Voß, Landb.

oder:

War Roms Untergang, und kein Erretter beschlossen.

Klopst.

— — ′ ◦ / — — ′ ◦ ′ } z. B. Wer sagt mir. Am wenigsten hält sie sich im trochäischen Verstact, wenn der vollkommenen Länge eine unvollkommene Kürze folgt; z. B.:

Was starrst du so graß nach mir?

Grillp.

da sie gegen die erstere mehr verliert, als sie durch ihre Stellung in der Arsis gewinnt.

— — z. B. Wenn sonst; sonst wenn. Da beyde Sylben an sich selbst von gleichem Gehalt: so entscheiden hier Hebung und Senkung, und das durch die erste der einen oder der andern Sylbe zufallende, hier nur unbedeutende Intervall, über die trochäische oder jambische Bewegung. Als Trochäen halten solche Zusammenstellungen sich im Hexameter; z. B.:

Denn nicht wenden wir uns zum Aufbruch ꝛc.
Ilias.

oder:

Wenn auch solcher die Galle denselbigen Tag noch zurückhält.
Ebdselbst.

nicht aber als Spondeen, wofür sie A. W. Schlegel in seiner bekannten Elegie gab: da jede hinzutretende Kürze daktylische Bewegung erzeugt.

— — ″ Die Ueberlänge reißt durch ihre Kraft wohl die beyden unvollkommenen Längen als Kürzen mit sich fort; allein da ihr selbst dann eine vollkommene Länge, und somit ein Spondeus (Trochäus) oder Daktylus folgt, wie das nothwendig geschehen muß: so hat ein solcher Vers für das Ohr wenig Angenehmes; z. B.:

Wenn ein Widder dem Zeus als Könige wird, ist auch Zaunschlüpferchen König.
Voß, Aristoph.

— — ′ Schwächer zeigt sich hier die Kraft der gewöhnlichen Länge; z. B.:

Wer bist du, o Mann? Abkömmling vielleicht bist du von Harmodius Sippschaft.
Ebdselbst.

— — — z. B. Als euch nun. Bey der gleichen Länge sind es Hebung und Senkung, welche unter der hier schwachen Mitwirkung des Intervalls über die relative Länge und Kürze entscheiden. Die mittlere senkt sich im Hexameter und im trochäischen Verstact und zwischen zwey Arsen; z. B.:

Wäre den Griechen so sehr anstößig gewesen die Wahrheit,
Als nun uns: was wäre zuletzt ꝛc.
Voß, Horaz.

am willigsten, wenn der dritten Länge eine Kürze folgt; z. B.:

Denn nicht sehr gewogen den Fremdlingen sind die Bewohner.
Voß, Odyssee.

obwohl auch hier die Verbindung mehrerer veränderlichen Längen dem Vers sein bestimmtes Gepräge nimmt. In der jambischen Bewegung erhält der mittlere durch die Kraft der Arsis ein Uebergewicht: aber immer ist es gut, wenn dieses noch durch den höheren Gehalt derselben als Redetheil, oder auch nur durch bedeutenderen Consonantengehalt vermehrt wird; z. B.:

Was sonst als euer unglücksel'ger Streit.
Braut. v. Mess.

Auch wenn der Accent sich auf die erste Länge legt, und sie dadurch isolirt, gewinnt der Vers; z. B.:

— — —
Das ist kein Blick, der Gutes mir verheißt.
Ebdselbst.

Am nachtheiligsten ist es dem Wohllaut, wenn auf drey veränderliche Längen eine oder zwey Kürzen folgen; z. B.:

— ◡ ◡′
Nicht das, was du empfändest, bis du dich werth ꝛc.
Goeth. Tasso.

An der vierten Stelle der jambischen Dipodie bedarf es hier durchaus einer, wo möglich, kräftigen Länge; z. B.:

— — — ′
Das war dein Vorsatz, war dein kluger Wunsch.
Ebdsst.

Das Zusammentreffen mehrerer unvollkommener Längen fordert übrigens bey dem Dichter vor andern einen richtigen Sinn für logischen Begriffswerth. In dem folgenden Vers z. B.:

◡ — — — — ◡ ◡
Doch sey auch nun, wenn ich von meinen Füßen
Zu meinem Herzen dich heraufgenommen.
Goeth. Nat. Tocht.

treffen nicht weniger als vier veränderliche Längen zusammen. Und dennoch ist die erste Dipodie vollkommen richtig gemessen: denn nun hebt sich durch logischen Begriffswerth gegen die beyden andern Längen heraus.

— — ◡ z. B. Wenn euch an; wenn als zu; wer wie du. Die zweyte unvollkommene Länge hält sich gegen die erste in der Hebung im jambischen Verstact. Da sie aber durch die bloße arsische Stellung nur wenig gewinnt: so ist es gut, wenn sie das Mangelnde durch den natürlichen Zeitverhalt ersetzt, oder durch das Uebergewicht an Begriffswerth, welches dem einen Redetheil gegen einen andern zufällt.

— — ◡
Wer war's? Ich will es wissen. Du trittst vor.
— — ◡
Wer bist du, und was hältst du diesen Mann?
Schiller's Tell.

oder:

— — ◡
Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich.
Gr. Pl.

Wenn die erste Länge durch den natürlichen Zeitverhalt oder als Redetheil durch Begriffswerth ein Uebergewicht hat, entsteht leicht daktylische Bewegung; z. B.:

— — Wer hätte
— — ◡
Auch nur im Traum geahnet und gedacht ꝛc.
Jungf. v. Orl.

und folgt auf die Kürze wieder eine Kürze mit einer Länge anapästischer; z. B.:

O laß dein Fragen, und geselle dich
— — ◡ ◡ —
Nicht auch zu den Erinnyen —
Goeth. Iph.

Auch im Hexameter vermag sich diese Zusammenstellung als schwächerer Daktylus zu halten, ohne darum empfehlenswerth zu seyn. Nie darf aber in diesem Falle die zweyte Länge ein Uebergewicht gegen die erste haben, welches diese trotz ihrer arsischen Stellung dann nicht überbieten kann; wie z. B. in folgendem Verse:

— — ◡
Als wenn du Venus Gelust und blinde Bethörungen abwehrst.
Voß, Landb.

— — ◡′ Weit besser halten sich zwey unvollkommene Längen im Gefolg einer vollkommenen Kürze, als schwächerer Daktylus: indem der Abfall der zweyten Länge, welche ihrerseits gegen die erste verliert, gegen die vollkommene Kürze stärker ist, als gegen die unvollkommene; z. B.:

— — ◡′
Auch die Liläa bestellt, bis hinauf zum Quell des Kephisos.
Voß, Ilias.

Nur darf auch hier die zweyte Länge nicht kräftiger seyn, oder als Redetheil kein Uebergewicht an Begriffswerth haben, als die erste arsische; z. B.:

— — ◡
Wenn nicht der Hunnenkönig so schnell, wie der Blitz, der im Nachtsturm ꝛc.
Tunisias.

wo das Adverbium, wie fast immer, über die Conjunction ein Uebergewicht behauptet.

Im jambischen Verstact ist die daktylische Bewegung unvermeidlich, wenn nicht die erste Sylbe durch den Accent isolirt wird, oder die zweyte ein natürliches Uebergewicht über sie behauptet; z. B.:

— — ◡
Als nun die Botschaft in das Reich erging.
Uhland, Ernst von Schwaben.

— ◡ z. B. Wein dir; als er.

— ◡ —″ Die kräftige Ueberlänge reißt die unvollkommene Länge sammt der Kürze fort; z. B.:

— ◡ —″
O du Jungfrau, die so altklug aus der Kindheit du hervorblühst.
Voß.

— ◡ —′ Der nämliche Fall tritt bey der vollkommenen Länge ein; z. B.:

— ◡ ´
Wenn im Freyen ich saß, hob immer den Fuß bey mir ein pissender Mops auf.
Verhäng. Gabel.

— ◡ — z. B. Denn er ist.

Die zweyte Länge hält sich meistens auf der dritten Stelle eines schweren Daktylus; z. B.:

— ◡ —
Als ich nun stand, umschauend vom zackigen Hang des Geklüftes.
Voß, Odyssee.

nur darf auf die Länge an der dritten Stelle keine Kürze folgen, weil jene sonst an Dauer gewinnt, und gegen diese zu stark abfällt; z. B..

— ◡ — ◡´
Wenn du den vermöchtest durch heimliche List zu erhaschen.
Ebds.

Sie wird nur dann zur Kürze, wenn sie durch die folgende arsische Länge verliert.

Im jambischen Verstact vermag die unvollkommene Kürze gegen die beyden unvollkommenen Längen, wenn diese auch in der Senkung stehen, sie selbst aber in die Hebung gestellt wird, sich nicht zu behaupten; z. B.:

— ◡ —
Bin ich nicht immer noch voll Muth und Lust.
Goeth. Iphig.

— ◡´ z. B. Wenn es; daß ein.

— ◡´ –″ Die Ueberlänge reißt die unvollkommene Länge leicht mit sich fort; z. B.:

— ◡´ –″
Wenn hinab zur Gruft.
Gr. Pl.

— ◡´ — Noch weniger behauptet sich zwischen zwey unvollkommenen Längen die vollkommene, als die unvollkommene Kürze, wenn diese im jambischen Vers in die Hebung gestellt wird; z. B.:

— ◡´ —
Was es auch sey, dein Leben sichr' ich dir.
Schiller, Tell.

◡ –″ z. B. (rafft) euch weg; und auf zum.

◡ –″ –´ z. B. Dir hell glänzt.

Im Hexameter vermag die unvollkommene Kürze sich in der Arsis nicht als Länge zu halten: da sie gegen die Ueberlänge verliert, was sie durch ihre rhythmische Stelle gewinnt; z. B.:

◡ ″ ´
Mit wuthfunkelndem Blick, und umher war Graun und Entsetzen.
Voß, Il.

Recht gut aber findet die Ueberlänge mit darauffolgender vollkommener Länge nach einer Kürze in Jamben ihren Platz, da

diese trochäisch gemessen werden, und der Abfall von der gehaltvolleren Länge zu der minder gehaltvollen diesem Rhythmus entsprechend ist; z. B.:

Mit | Maulkorb, Zaum und Kerkern.
Voß.

Nur muß auf die vollkommene thetische Länge wieder eine solche folgen, weil sonst unvermeidlich daktylische Bewegung entsteht.

z. B. Dir blüht; du weinst.

Da der jambische Vers trochäisch gemessen wird, und die erste vollkommene Länge, in die Hebung gestellt, durch diese, wie durch das Intervall, gegen die zweyte gewinnt: so kann diese, wird sie gleich nicht zur Kürze herabgedrückt, doch die Kürze vertreten; z. B.:

Sie fällt, ganz außer sich, auf ihre Knie und fleht ꝛc.
Idris.

Nur muß auf die zweyte Länge wieder eine vollkommene Länge folgen, weil sonst unvermeidlich daktylische Bewegung entsteht; z. B.:

Und Laub drückt sich an Laub in lieblichem Gedränge.
Wiel. Oberon.

z. B. Er frägt euch; so stand nun.

Natürlich hält die unvollkommene Länge sich viel leichter in dieser Verbindung, als die vollkommene; nur muß auch ihr nothwendig eine veränderliche Länge folgen, weil sonst wieder ein Daktylus entsteht; z. B.:

Ich sprach, wie es der Sclavin nicht geziemt.
Grillp.

z. B. Zu euch; und wenn.

Minder flüchtig ist der Anapäst, wenn auf seiner zweyten, als wenn auf seiner ersten Stelle eine unvollkommene Länge steht. Die Ueberlänge reißt inzwischen die unvollkommene Länge fort: da diese gegen sie verliert; z. B.:

Thun will ich es denn, im Vertrauen auf euch. Doch beherziget:
wenn mir was zustößt ꝛc.
Voß, Arist.

So auch die vollkommene Länge; z. B.:

»Nach Dresden sodann.« — »»Dort möcht' ich, wenn dort nicht wären so schöne Gemälde,
Auch gemalt nicht seyn.««
Gr. Pl. Verhängnißv. Gabel.

◡ ◡ z. B. Er im; man oft.

Bey dem prosodisch gleichen Gehalt zweyer Kürzen entscheidet, neben dem hier natürlich schwächeren Einfluß des Intervalls, theils die arsische Stellung, theils das Uebergewicht des Redetheils über den relativen Gehalt der einen Sylbe gegen die andere. Im Hexameter hält sich die erste Kürze nur kümmerlich als trochäische Länge; z. B.:

Und am nahenden Bord entgegnete jetzo der Corse.
Tunisias.

Am kümmerlichsten, wenn schwache, unvollkommene Längen oder gar Kürzen folgen; z. B.:

Und mit mir dich erbarmend des pfadlos irrenden Wandrers.
Voß, Ilias.

◡ ◡ — Am wenigsten darf auf zwey solche Kürzen ein Daktylus folgen, weil sonst nothwendig anapästische Bewegung entsteht; z. B.:

Und an schöner Gestalt nach dem hochberühmten Orion.
Voß, Odyssee.

◡ ◡ — Leichter senkt sich die unvollkommene Länge an dieser Stelle, wenn sie gegen eine darauffolgende vollkommene von ihrem geringen Gehalt abgibt; z. B.:

Ob sie nicht etwa das Bild des bezeichneten Mädchens erblickten.
Goethe.

Im jambischen Verstact hält sich die mittlere Sylbe, trotz ihrer arsischen Stellung, als Länge nur dann, wenn sie als Redetheil gegen die erste ein Uebergewicht behauptet; z. B.:

Und ist dein Wille, daß du hier mich barast.
Goeth. Iphig.

weil sonst, da die veränderliche Länge gegen die ihr folgende vollkommene verliert, wieder ein Daktylus zum Vorschein kömmt; z. B.:

Wo ihn nicht Gruß noch Kuß des Kinds erreichte.
Grillp.

◡ ◡ ◡ Bey dem Zusammentreffen von drey unvollkommenen Kürzen entscheiden wieder theils Hebung und Senkung, theils das Verhältniß der einzelnen Redetheile über das relative Maß der Sylbe, welcher dadurch dann auch das Intervall zufällt, dessen Einfluß, wenn auch schwächer, als bey Sylben von bedeutenderem pros. Gehalt, darum doch noch immer bemerkbar bleibt. Trifft der höhere Gehalt der Sylbe als Redetheil mit ihrer Stel-

lung in der Arsis zusammen: so hält sie sich immer noch als daktylische Länge; z. B.:

So wie in Thränen ein Weib um den lieben Gemahl sich daherstürzt rc.
Voß, Odyssee.

Im jambischen Verstact fordert die zweyte der drey Kürzen diese Auszeichnung: da sonst, indem die erste gegen die ihr vorgehende — wenn sie selbst nicht im Auftact steht — und die dritte gegen die ihr nachfolgende vollkommene oder unvollkommene Länge verliert, und dann ein Trybrachis entsteht; z. B.:

Und eh' sie mit dir spricht, treff' ich dich noch.
Goeth. Iphig.

Im trochäischen Verse verlangt natürlich die erste, und, folgt noch eine Kürze, die dritte Sylbe dieses Uebergewicht; z. B.:

Wie ich dich so schön und reizend
Vor den trunknen Augen sehe.
Grillp. Ahnfrau.

Fällt dieses der zweyten zu, so entsteht ein nicht unerheblicher Sylbenzwang; z. B.:

Vor mir auf dem Boden hin.
Ebdst.

◡ ◡ ◡' Da die zweyte unvollkommene Kürze gegen die erste vermöge des dieser zufallenden Intervalls verliert, so fällt dieselbe, trotz ihrer arsischen Stellung, nur um so entschiedener gegen die vollkommene Kürze ab, und erzeugt überall den flüchtigen Daktylus; z. B.:

Dann soll er euch erzählen, und ihr sollt
Mir ihn belohnen helfen rc.
Goeth. Tasso.

oder:

Wer schilt die Rose, wenn ihr Duft
Sich mit des Aethers Wolke mischt?
Gr. Pl.

Darum fordert im jambischen Verstact die Stelle der zweyten Kürze außer der Kraft der Arsis durchaus sonst noch ein Uebergewicht der Sylbe, wenn diese als repräsentirende Kürze sich behaupten soll; z. B.:

— — — — — — und grimmig fordert er
Von ihr den Sohn zurück, und sie entleibt rc.
Goeth. Iphig.

wo das erste Pronomen gegen die Präposition lang, das zweyte hingegen gegen die Conjunction kurz ist.

◡ ◡′ z. B. Und es; in des. Obwohl die zweyte Kürze gegen die erste verliert, und somit trochäische Bewegung entsteht, vermag ein solcher Trochäus sich dennoch nicht im Hexameter zu halten; z. B.:

An der Sonn' umher in des Jahrs fortrollenden Tagen.
Tunisias.

◡ ◡′ — Als schwacher Anapäst mag diese Zusammenstellung sich halten; allein nur zur höchsten Noth als Daktylus, wenn die unvollkommene Länge an sich selbst eine schwächere ist; z. B.:

Wo es euch freylich gefällt, das köstliche Fleisch zu erblicken.
Goethe.

Da die unvollkommene Kürze in diesem Falle in der Hebung gegen die vollkommene dann doch noch so viel gewinnt, daß sie die veränderliche Länge als Kürze mit fortnehmen kann. Nie aber kann sich die vollkommene Kürze im jambischen Verstact als Länge behaupten.

◡ ◡′◡ / ◡ ◡′◡′ } Leichter behaupten sich diese beyden Zusammenstellungen als Daktylen: da die erste Kürze in der Hebung gegen die beyden andern ein entschiedenes Uebergewicht gewinnt; z. B.:

Und sie begann zu Jenem, und sprach die geflügelten Worte.
Voß, Odyssee.

Nie aber vermag sich die zweyte Kürze als Länge in der Hebung des jambischen Verses gegen die beyden andern zu halten; z. B.:

Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher.
Goeth. Iphig.

◡′ —″ Die vollkommene Kürze kann vor einer Ueberlänge nie die vollkommene Länge vertreten; z. B. in folgendem Vers, wo das Schema eine solche fordert:

Ein halb griechisches Volk und ein griechisches Firmament.
Gr. Pl.

◡′ —′ Eben so wenig vor einer vollkommenen Länge, die dann im trochäischen Verstact ihrerseits die Kürze repräsentiren müßte; z. B.:

Es geht eine alte Sage.
Grillp.

◡′ — Nicht besser vermag sie die vollkommene Länge vor einer unvollkommenen zu vertreten; z. B.:

Diesen Ort hier kennst du nicht?
Es ist eine kleine Stadt ꝛc.

Die Schuld.

◡′ — ⏑̲′ Im anapästischen Verstact reißt die nachfolgende vollkommene Länge die unvollkommene nur dann mit sich fort, wenn diese an sich selbst eine schwächere ist; z. B.:

Das findet sich, Freund! wir ziehen uns leicht durch List aus dieser Geschichte.

Gr. Pl.

◡′ — — Selbst vor einer unvollkommenen Länge kann in diesem Fall eine andere unvollkommene Länge die Kürze vertreten; z. B.:

Wir sprechen uns noch; denn ich führe mit mir ꝛc.

Gr. Pl.

◡′ ◡ Z. B. Es an; ein zu. In die Hebung gestellt, vermag die vollkommene Kürze, obwohl sie durch ihre Stellung und das Intervall gegen die unvollkommene gewinnt, die trochäische Länge nur mit Mühe zu vertreten; am wenigsten im Hexameter; leichter im trochäischen Verstact; z. B.:

Gönne dem gepreßten Herzen
Die so lang entbehrte Lust ꝛc.

Grillp.

◡′ ◡ — Im jambischen Verse behauptet sich die unvollkommene Kürze in der Arsis, da sie durch diese und durch das Intervall der vollkommenen gewinnt, sogar gegen eine nachfolgende unvollkommene Länge, wenn dieser eine vollkommene folgt; z. B.:

Ich habe dir mein tiefstes Herz entdeckt ꝛc.

Goeth. Iphig.

◡′ ◡′ Die erste Kürze gewinnt durch die zweyte, eben so schwache, so wenig, daß sie in der Arsis die trochäische Länge nicht vertreten kann; z. B.:

Ein Verräther seyd ihr, ein Dieb, und Leben um Leben ꝛc.

Goethe.

◡′ ◡′ ⏑̲′ Die zweyte Kürze vermag in der Hebung gegen die nachfolgende unvollkommene Länge die vollkommene zu vertreten; z. B.:

Dem Raben ein nicht unwillkommner Fund.

◡´ ◡´ ◡ So auch gegen die nachfolgende unvollkommene Kürze:

— — — — — — — — — Glaube

◡´ ◡´ ◡
Sie haben es auf Tantals Haus gerichtet.

Goeth. Iphig.

◡´ ◡´ ◡´ Bey dem Zusammentreffen von drey veränderlichen Kürzen aber behauptet die mittlere sich als repräsentirende Länge im jambischen Verstact nur dann, wenn ihr bey ihrer arsischen Stellung zugleich ein, wenn gleich geringes Uebergewicht an Begriffswerth zufällt, wie z. B. im folgenden Verse:

◡´ ◡´ ◡´
Der Quelle des Vergessens hingegeben.

Goeth. Iphig.

wo der bestimmte Artikel es gegen die Beugungs- und die Vorsylbe sich noch immer zu halten vermag. Im Gegenfalle bleibt der Tribrachis; wie im folgenden Vers in Grillparzers Sappho:

◡´ ◡´ ◡´
So will es die Gebieterin.

Aus dieser kurzen Darlegung der Quantitätsverhältnisse, der verschiedenen Längen und Kürzen wird sich wenigstens so viel ergeben, daß ein solches, sich bestimmt aussprechendes Verhältniß (Sylbenposition) in unserer Sprache vorhanden sey; daß es bey Sylben von gleicher Messung dem logischen Accent sich unterordne, sonst aber überall harmonisch neben ihm bestehe; der rhythmische Accent aber ihm selbst sich unterordne, und mit ihm nirgends in einen Widerspruch treten dürfe, wenn dieser nicht, wie bey der Auftactsylbe, durch besondere Gründe ausgeglichen wird. Auch das wird sich ergeben, daß vor allem Andern der schwankende Begriff der sogenannten Mittelzeit entfernt werden; das nachgewiesene Quantitätsverhältniß aber noch vielfach und sorgfältig geprüft werden müsse, wenn wir endlich zu einer der Willkür entnommenen Zeitmessung gelangen sollen; ein Ziel, das demjenigen nicht unbedeutend scheinen wird, der bey dem Begriff von metrischer Vollendung an mehr, als an die bloße Befriedigung des Ohres zu denken gewohnt ist.

M. Enk.

Art. V. 1) **Tscheou Y tschu su. Kia King orl schi nien; Kiang si, Nan tschang fu Hio kay tiao.** (Das Buch der Wandelungen mit Commentar, gedruckt im Collegium zu Kan tschang fu (der Hauptstadt in der Provinz (Kiang si), im zwanzigsten Jahre (der Regierungsperiode) Kia king (1815 u. Z.).

2) *Y king* antiquissimus Sinarum liber, quem ex latina interpretatione P. Regis aliorumque ex Soc. Jesu P. P. edidit Julius Mohl. Vol. I. cum quatuor tabulis. 1834, Stuttgardiae et Tubingae. Sumptibus J. G. Cottae.

Wenn irgend ein Erzeugniß der chinesischen Literatur mit den heiligen Schriften anderer Völker verglichen werden könnte: so wäre dieß das Fundament des Y king, oder des klassischen Buches der Wandelungen. Dieses Fundament, — die geraden und gebrochenen Linien sammt ihren mannigfachen Zusammensetzungen — des ersten der vorzüglich King genannten Werke, weil sie nach den Ansichten der Bewohner des Mittelreiches die rechte, unwandelbare Lehre enthalten sollen, umfaßt, wie allgemein behauptet wird, sowohl die Geheimnisse der innerlichen geistigen, als auch die Wahrnehmungen der äußerlichen materiellen Welt, ihre Beziehungen zu einander zu dem Menschen, zu der Erde und zu dem, der sie alle umfasse, zu dem Himmel. Das Wort Y sey deßhalb auch mit einem aus Sonne und Mond zusammengesetzten Charakter oder Bilde bezeichnet worden, — der obere Theil stelle die Sonne, der untere den Mond vor — weil beyde, Sonne und Mond, die Hauptpotenzen einer jeden Veränderung wären auf Erden [1]).

Die geraden und gebrochenen Linien sammt den verschiedenen Compositionen, nach der unwandelbaren Tradition des chinesischen Alterthums dem Begründer einer geregelten Menschengesellschaft in dem später sogenannten chinesischen Reiche zugeschrieben, sind zwar nach chinesischer Ansicht kein Ergebniß einer besondern göttlichen Eingebung oder Offenbarung; Fo hi wären aber doch auf eine wundervolle Weise diese sinnbildlichen Darstellungen aller Mysterien des Himmels, der Erde und des Menschen zu Theil

[1]) Y yen, d. i. das zehnte Buch der angeführten Ausgabe des Tscheou Y, Bl. 1 n. Derselben Ansicht ist auch der älteste Lexicograph China's, Hiu schin, in seiner »Erklärung der Charaktere.« Schu men, angeführt im Kang si, Bd. 11, Bl. 7 v. Dieser Charakter gehört zur Klasse Hoei i, in welcher die einzelnen Theile des Bildes zusammengenommen metaphorisch den Sinn des Wortes ausdrücken. Es gibt noch einige Charaktere, welche aus Sonne und Mond zusammengesetzt sind, wie Ming, Licht, Glanz u. s. w., wo aber die Theile anders geordnet sind.

geworden. Ein fabelhaftes Unthier, das man nicht selten in chinesischen Werken abgebildet sieht, erschien nämlich, der Sage nach, dem an den Ufern des gelben Flusses sitzenden Fo hi, und hatte die acht Trigramme auf dem Rücken, die der Gründer des chinesischen Staates alsbald abzeichnete, und daraus in der Folge durch mancherley Um- und Zusammensetzungen seinen Y king bildete.

Das Verständniß dieser aus ganzen und gebrochenen Linien bestehenden Bilder konnte nur durch Tradition fortgepflanzt werden; denn zu den Zeiten Fo hi's und noch einige Zeit nachher war, im spätern Sinne des Wortes, noch keine Schrift vorhanden; — diese Linienbilder waren, was weiter unten erhellen wird, selbst erst der älteste, roheste Versuch, einem in Zeit oder Raum Entfernten seine Gedanken durch Zeichen oder Schrift mitzutheilen. Die mündlich fortgepflanzte Tradition, wie Fo hi seine Linienbilder verstanden, was er vermittelst ihnen habe andeuten und der Nachwelt lehren wollen, verlor sich entweder im Laufe der Jahrhunderte ganz und gar, oder man wich auch aus freyen Stücken aus diesem oder jenem Grunde von ihr ab, und schuf sich nach Gutdünken eine neue Auslegung der symbolischen Linien, wie man sie zu diesem oder jenem Zwecke eben brauchen konnte. Es entstanden daher nach der Erfindung und Verbreitung der Charakterschrift im ganzen Lande mehrere Bücher der Wandelungen, oder mit anderen Worten mehrere Auslegungen der Linienbilder, — jede der drey ersten und ältesten Dynastien des chinesischen Reiches hatte ihren eigenen Y. Der Y king der Hia, der Yn oder Schang sind verloren gegangen, nur der der Tscheou allein hat sich erhalten. Obgleich dieser sich eines außerordentlichen Ansehens erfreut im Mittelreiche; so haben sich doch dadurch die Philosophen und Forscher folgender Jahrhunderte von neuen Auslegungen der Linien, von neuen Hypothesen über den eigentlichen Sinn der Symbole des Fo hi nicht abhalten lassen. Die Philosophenschulen der Chinesen sind aber, was freylich in unseren abendländischen Geschichten des Entwicklungsganges der philosophischen Forschungen der Menschheit nicht beachtet wird, nicht weniger mannigfach und wechselnd, wie die der Juden und Griechen. Eine Geschichte der chinesischen Philosophenschulen würde den Geist der Bewohner des Mittelreiches in ein neues Licht setzen, und, wenn alle Systeme ausführlich besprochen werden sollten, ein ziemlich weitläufiges Werk abgeben. Wie die indischen, dieß wollen wir hier vorläufig bemerken, zerfallen auch die philosophischen Systeme der Chinesen in rechtgläubige und heterodoxe. Gleichwie die Verfasser der Mimânsâs und der Nyâya behaupten, daß ihre Ansichten mit dem Inhalte oder dem Endzwecke

der Wêdas durchaus übereinstimmen; so haben Tscheou lien ki, die Tsching tse, Tschu hi und andere ihre eigenthümlichen philosophischen Systeme für die wahre Auslegung der Sinnbilder des Fo hi ausgegeben. Jeder treue Anhänger der Schu-kiao oder Gelehrten-Innung wird seine Hypothesen über den Zusammenhang der physischen und geistigen Welt nicht als ein selbstständiges, von der Tradition, d. h. von den überlieferten Linienbildern unabhängiges oder gar ihnen widersprechendes System seinen Genossen in der Gelahrtheit mittheilen; sondern diese Hypothesen vermittelst der Linien des Y an das älteste Monument des chinesischen Geistes anknüpfen, und sie als die einzige richtige Erklärung der einfachen und zusammengesetzten Trigramme bekannt machen. Die Geschichte der orthodoxen chinesischen Philosophie ist, mit einem Worte, in der Geschichte der verschiedenen Auslegungen des Y enthalten. Diese Gattungen der Philosophen des Mittelreiches gleichen in dieser Beziehung den Scholastikern des Mittelalters und der neuesten Zeit; nur daß es sich mit räthselhaften, an sich bedeutungslosen Linienbildern noch leichter schalten und walten, noch leichter drehen und künsteln läßt, als mit manchen, dem gemeinen Verstande dunkeln Stellen der heiligen Schriften. Von diesem Standpunkte nun angesehen, könnte der Y des Mittelreiches den heiligen Schriften anderer Völker gleichgestellt werden.

In einem Abschnitte des Sammelwerkes, welches jetzt unter dem Namen »klassisches Werk der Wandelungen der Dynastie Tscheou« bekannt ist, der die Erklärung der Eigenschaften, die eigentliche Bestimmung und den Endzweck der Linienbilder aus einander gesetzt, heißt es: die großen, vollkommenen Männer (Sching schin) ehemaliger Zeiten hätten den Y verfertigt, um der Nachwelt über die verborgenen Geheimnisse des Himmels, über die Gesetze des Entstehens und Wandelns der Dinge hienieden, über das äußerliche sinnliche und das innere geistige Leben Aufschluß zu ertheilen. Gen Himmel schauend, die Erde und die mannigfachen Aenderungen alles Irdischen betrachtend, hätten sie eingesehen, daß diesem Allen die zwey Principe Yn und Yang zu Grunde lägen; sie hätten dieses durch eine gerade (—), jenes durch eine gebrochene Linie (- -) dargestellt, und aus der mannigfachen Verbindung dieser Linien (==) Sinnbilder alles geistigen und irdischen Lebens geformt, die Kua genannt wurden, mit einem Siang oder Sinnbild gleichbedeutenden Worte [2]). Man gab dem Worte und Charakter Kua wahrscheinlich deßhalb vor Siang den Vorzug, weil dieses neben der Bedeutung von

[2]) Y IX initio mit dem Kommentare des Kong yng ta.

Bild auch noch die des Aufhängens in sich faßte; denn diese Bilder des Fo hi wurden, wie Kong yng ta und andere Erklärer berichten, zum Unterricht des Volkes an öffentlichen Plätzen aufgehängt. Später hat man, dem Genius der chinesischen Charakterschrift gemäß, um diese verschiedenen Bedeutungen eines und desselben Wortes leichter unterscheiden zu können, dem Charakter Kua, wenn er aufhängen bedeutete, eine Hand hinzugefügt. Regis hat deßhalb das Wort Kua nicht passend mit Emblema übertragen; Anathema, im älteren Sinne des Wortes, wäre die bessere Bezeichnung [3]).

Diese Kua oder Bilder sind, wie oben schon angedeutet wurde, der erste Versuch der chinesischen Schrift, und überhaupt der erste Versuch, dessen die Geschichte erwähnt, Gedanken durch Zeichen oder Bilder mitzutheilen. Mit Bildern hat eben jede Schrift begonnen, — alle ursprünglichen Alphabete sind aus Bildern hervorgegangen — und die Charakterschrift des Mittelreiches hat im Besondern lange Zeit einzig und allein aus Bildern bestanden, aus der ersten der sechs Klassen der Charaktere, von den Grammatikern des Mittelreiches Siang hing oder sinnbildliche Darstellungen genannt, die sich zur ganzen Masse der Bilderschrift heutigen Tags kaum wie eins zu vierzig verhält. Obgleich bey weitem die größte Masse der Charaktere aus Bildern und Lautzeichen oder Sylbenschrift zusammengesetzt ist; so können wir doch, nach dem Vorbilde der Bewohner des Mittelreiches, sämmtliche Schriftzeichen unter dem allgemeinen Namen der Bilderschrift zusammenfassen, weil, wie die Chinesen sagen, die Buchstabenschrift der Fremden bloß zum Ohr spräche, die ihrige aber immerdar, wenigstens theilweise, auch zum Auge [4]). Höchst wahrscheinlich wird auch deßhalb dem Entdecker oder Erfinder der Kua oder ersten Bilder zugleich die Erfindung der Schrift, die Umänderung der geflochtenen Fäden oder Strickknoten des Suy schin schi, die während eines Zeitraums von dreyhundert Jahren in Gebrauch gewesen seyn sollen, zugeschrieben [5]). »Pao hi oder Fo hi,« heißt es in dem Nachtrage zur Erklärung der Kua von Kong tse [6]), »richtete, sobald er

[3]) Kang hi, Bd. III, 87 v. Regis I, 8.

[4]) Gao men kio lio, Buch 20, Bl. 50 v. Es wird in diesem interessanten Werkchen erzählt, daß die Nationen des Westens mit 23 Buchstaben, die sie verschieden an einander reihen, die Wörter aller Sprachen, die Laute der Thiere und des Windes ausdrücken können.

[5]) Kong ngan kue in der Vorrede zum Schu; Kong yng ta in der Vorrede zum Y, Bl. 8, n.

[6]) Y VIII, Bl. 4, v. Pao hi oder Fo hi ist derselbe Name.

die Regierung des Reiches übernommen hatte, sein Haupt empor, um die Bilder am Himmel zu erforschen; er senkte den Blick abwärts, um die Formen auf der Erde zu erforschen, um zu erforschen die Zeichen der Vögel, des andern Gethiers und was sonst die Erde darbietet, — aus dem, was er an dem eigenen Körper und an den Dingen außerhalb wahrnahm, bildete er die acht Trigramme, um an ihnen sowohl das Wesen des Geistes als aller Dinge Eigenschaften zu zeigen.« Die Kua heißen heutigen Tags noch bey den Chinesen der Ursprung oder die Quelle der Charaktere.

Fo hi sah alsbald ein, daß die acht Trigramme nicht ausreichen, um das Wesen des Geistes und die Eigenschaften der Dinge der Mit- und Nachwelt aufzuschließen. Der Gedanke lag nahe, die drey theils ganzen, theils gebrochenen Linien, aus welchen anfänglich bloß jedes Symbolum bestanden hatte, zu verdoppeln, und auf geometrische Weise so mannigfach zu gruppiren, daß vier und sechzig Bilder entstanden, welche die Summe von dreyhundert vier und achtzig Linien enthalten. Jedes Bild hatte überdieß nicht bloß für sich selbst eine Bedeutung, sondern es stand auch in inniger Beziehung zu dem vorhergehenden und nachfolgenden. Aus diesen Linienbildern und aus der Art und Weise, wie sie an einander gereiht waren, konnte man demnach die religiösen, philosophischen, moralischen und physischen Ansichten des ersten Begründers der Civilisation des Mittelreiches erkennen.

Hat aber solch ein Begründer der chinesischen Civilisation, Fo hi genannt, wirklich existirt? Wir Leute des Westens müssen uns in solchen historisch-kritischen Untersuchungen den Forschungen der Gelehrten und der allgemeinen Tradition des Mittelreiches fügen. Wäre es nicht die größte Anmaßung, wenn wir Spätgeborne das chinesische Alterthum besser kennen wollten, als die einheimischen Schriftsteller, die vom fünften bis zum ersten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung gelebt haben? Und daß ein Herrscher, Fo hi genannt, gelebt hat, behaupten die nationalen kritischen Forscher, an deren Spitze Kong tse selbst steht, einstimmig. Eine Abbildung der aus dem gelben Flusse emporsteigenden Ho tu oder Flußcharte, die Fo hi zum Musterbilde seiner Linienbilder gedient habe, wird selbst in dem Annalenbuche erwähnt [7]). Zu welcher Zeit aber dieser Herrscher gelebt,

---

Die ersten Worte bedeuten, das Opfer umfangen, die andern, es niederstürzen. Der Verfasser der Kua hat außerdem mehrere Ehrenbenennungen.

[7]) Schang schu XVIII. 20, n., ed. Nan tschang fu. 1815. Le Chou king 269.

welche Erfindungen er gemacht, welche Anordnungen er getroffen habe, darüber herrschen verschiedene Ansichten, was auch die Arbeiten der gelehrten Jesuiten-Missionäre, die nach den besten chinesischen Quellen gearbeitet haben, beurkunden. Die Einen folgen nämlich diesem, die andern jenem Forscher des Mittelreichs. Während Regis die Regierung Fo hi's auf das Jahr 2952 ansetzt, eine Chronologie, der auch Mailla in der Bearbeitung des Kang um huldigt, fällt nach dem Schriftsteller, dem Gaubil folgt, das erste Regierungsjahr dieses Herrschers auf das Jahr 3468 vor unserer Zeitrechnung [8]). Andere folgen wiederum einer andern Zeitbestimmung, und Mailla bleibt sich selbst nicht gleich, indem er in seinen Untersuchungen über die chinesischen Charaktere das erste Jahr Fo hi's für das 2941ste v. u. Z. hält [9]). Das Tschu schu, welches wir für die älteste, authentische Quelle der chinesischen Geschichte und Chronologie halten, beginnt erst mit Hoang ti, dem neunten Nachfolger Fo hi's; mit Hoang ti oder dem gelben Herrscher, dessen Familiennamen Hien guen heißt, beginnen auch erst die Annalen des Sse ma tsien. Alle andern in den neuern und neuesten chinesischen Compilationen, aus welchen, um dieß gelegentlich zu bemerken, ein großer Theil der unermeßlichen Literatur Chinas besteht, angeführten Zeugnisse über Fo hi, über das, was vor oder zu seiner Zeit geschehen ist, können, vom Standpunkte der historischen Kritik aus betrachtet, nur von sehr geringem Werthe seyn. Aus welchen authentischen Quellen sollen die nach Kong tse lebenden Gelehrten ihre hie und da ins Specielle gehenden Angaben geschöpft haben? Denn das Werk, welches heutigen Tags den alten Namen San fen oder die drey Großen trägt, worin berichtet wird, Fo hi's Vater habe Suy geheißen, und doch sey er bloß durch den Athem oder Wind erzeugt worden, habe deßhalb den Familiennamen Fong oder Wind erhalten, und dergleichen Mehreres, was an die Abenteuerlichkeiten der indischen Mährchen erinnert, dieses Werk San fen ist sicherlich unterschoben [10]). Wir ersehen aus der berühmten Vorrede des Kong

---

[8]) Regis zum Y king 60, 49. Gaubil Traité de la Chronologie chinoise 6.

[9]) Le Chou king.

[10]) Vollständige Auszüge aus dem San fen finden sich in der großen Compilation Y sse, d. h. geordnete Geschichten oder die Geschichte in Ordnung benannt. In diesem höchst brauchbaren Werke sind alle Zeugnisse und Ansichten über die älteste und alte chinesische Geschichte bis zum Untergange der Dynastie Tscheou gesammelt. Das dritte Buch beginnt mit Fo hi. Vergleiche über dieses Werk die chinesische Bibliographie Sse ku I. 20.

ngan kue, der in den ersten Zeiten der Han-Dynastie geschrieben hat, zum Annalen-Buche, daß Kong ein Werk, welches die Thaten und Ansichten des Fo hi, Schin nong und Hoang ti enthalten habe, und deßhalb San fen, oder das Werk der drey großen Lehren genannt worden sey, dem Namen nach bekannt war [11]), daß es aber zu seiner Zeit nicht mehr aufgefunden werden konnte. Dieses, so wie einige andere alte, sehr berühmte Werke aus den ersten Zeiten der Gründung des chinesischen Staates und seiner Civilisation waren zwar noch im Jahre 530 vor unserer Zeitrechnung vorhanden. Die San fen oder die drey großen Lehren, die U tien oder fünf Satzungen, und die älteste Beschreibung der neun Provinzen des chinesischen Reiches sind aber durch die Bücherverbrennung des Tsin schi hoang ti zu Grunde gegangen. Tso kieou ming, der Zeitgenosse des Kong tse, der berühmte Ausleger und Ergänzer der Chronik von Lu, — sein Werk ist unter dem Namen Tso tschuen oder Denkwürdigkeiten des Tso bekannt — berichtet, daß im dreyzehnten Jahre der Regierung des Tschao kong, das ist im Jahre 530 vor unserer Zeitrechnung, die Geschichtschreiber des Feudalreiches Tsu noch alle diese Werke gelesen hätten [12]).

Die Anhänger des Lao tse, die nicht allein in Betreff der Religion, der Moral und Physik von den ausschließend sogenannten Gelehrten (Schu kiao) abweichen, sondern auch bis zur Dynastie Hia eine auf den Zeugnissen der alten Schriftsteller dieser Sekte beruhende ganz eigene Geschichte der Entstehung der chinesischen Monarchie und ihrer Civilisation haben, wissen freylich gar viele wundervolle und natürliche Begebenheiten aus der Zeit des Fo hi und den Jahrhunderten vor ihm zu berichten. Am ausführlichsten ist Lo pi, der Verfasser des Lu sse oder Geschichtsweges, der gegen Ende des zwölften Jahrhunderts unter Kuang thong der großen Dynastie Song blühte. Sein zur Kenntniß der Ansichten der Taosekte unentbehrliches Werk zerfällt in drey Abtheilungen. In der ersten Abtheilung, die den Titel Tsien ki oder frühere Annalen führt, und neun Bücher umfaßt, wird das Chaos, das Werden der Dinge aus dem Kampfe der beyden Principe und die mythische Geschichte Chinas bis auf Fo hi herabgeführt; mit diesem beginnt die zweyte, Heou ki oder spätere Annalen benannt, welche mit dem

---

[11]) Vorrede zum Schu I. Bl. 4. n. Kong yng ta, Vorrede zum Y, Bl. 8, v. Auf der Vorrede des Kong ngan kue zum Annalen-Buche beruht die ganze ältere chinesische Literaturgeschichte.

[12]) Tso tschuen unter dem angeführten Jahre. Kang hi unter sen V, 38, b.

Anfange der Dynastie Hia enden, und vierzehn Bücher umfassen; die dritte Abtheilung enthält unter dreyerley verschiedenen Namen vier und zwanzig Bücher vermischten Inhalts [13]). Das erste Buch der spätern Annalen beschäftigt sich einzig und allein mit Fo hi; die Angaben, die es enthält, sind aber nur in sofern interessant, indem wir daraus ersehen, wie leichtfertig Tao sse die Geschichte behandeln, wie sie auf ächt indische Weise Menschen und Götter, Religion, Mythologie und Geschichte mischen und mengen. Fo hi, und dieß ist das Resultat unserer Forschung, Fo hi gehört zu jenen großartigen, Janus-gestalteten Geistern der Vorzeit, die, wie Sanchuniaton, Theseus und Romulus, auf der Gränze stehen zwischen Geschichte und Mythologie, die mit einem Haupte in das Reich der Sage, mit dem andern in das Reich des Wirklichen hineinblicken.

Jede der drey ältesten Dynastien hatte, wie bereits angeführt wurde, ihre eigene Ansicht über die Bedeutung der Linienbilder des Fo hi, — selbst die einzelnen Herrscher Schin nong und Hoang ti hätten nach einigen Angaben besondere Erklärungen der Kua gehabt. Mag dem nun seyn, wie da wolle, es wird ziemlich allgemein berichtet, die Erläuterung der Symbola des Y, im Besitze der Dynastie Hia, habe Lien schan geheißen, weil, dieß ist einer der verschiedenen Gründe, wie ein Berg immerdar ausdünste, so hätte das Wesen der Dinge auf alle Zeiten daraus erkannt werden können; der Y der Dynastie Yn oder Schang sey unter dem Namen Kuey tsang oder der Schatz bekannt gewesen, weil aller Dinge Wesen darin verschlossen war [14]). Alle diese Erläuterungen der Kua sind im Laufe der Zeiten bis auf das letzte Bruchstück verloren gegangen, und wir besitzen bloß diejenigen, welche von den Begründern der Dynastie Tscheou herrühren, — weßhalb auch der jetzige Y zum Unterschiede von den ehemals vorhandenen, das klassische Buch der Wandelungen der Tscheou, das heißt nach den Ansichten der Dynastie Tscheou genannt wird. Man muß bedenken, daß die Revolutionen, wodurch in den ältesten Zeiten im Mittelreiche eine Dynastie gestürzt und eine andere auf den Thron erhoben wurde, in Betreff der Religion, der Regierungsweise und der ganzen Administration des Landes nicht so spurlos vorübergingen, wie dieß bey dem mannigfachen Wechsel der Dynastien folgender Zeiten der Fall gewesen ist. Mit jeder der frühern Herrscherfamilien bis auf die Zeiten

---

[13]) Das Exemplar in meiner Sammlung hat 20 starke, enggedruckte Bände.

[14]) Kong yng ta in der Vorrede zum Y, Bl. 8 folg. Naturlien-Buch 175 a. A.

der Han, erscheint auch ein eigenthümliches System der Religion und Staatsverfassung, — es erschienen neue Opfer, neue Gesetze und neue Normen der Verwaltung, selbst Lied und Gesang wird umgestaltet. Und nur so läßt sich auch die Grausamkeit und die Wuth des Gründers der Tsin-Dynastie gegen die Gelehrten und die alten Monumente der Literatur des Reiches begreifen und einigermaßen entschuldigen. Beyde, die Einen durch Wort und That, die Andern durch ihren Inhalt widerstrebten dem neuen, centralisirenden oder despotischen Systeme, welches Tsin schi, der sich zuerst Hoang ti oder der erhabene Herrscher nannte, auf den Thron setzen wollte, und es mußte sich zwischen der alten Feudalmonarchie der Tscheou, worin die Gelehrten den angesehensten Theil der Aristokratie bildeten, und der absoluten Monarchie der Tsin ein Kampf entspinnen auf Leben und Tod. Aller Grausamkeiten ungeachtet sind die Tsin doch bald unterlegen. Schon der Sohn des ersten Hoang ti mußte dem Gründer der Han-Dynastie, dem berühmten Lieou pang, um das Jahr 206 vor Christi Geburt Platz machen, wo dann das alte Feudalsystem, freylich mit mancherley Modificationen, wiederum eingeführt wurde.

Gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung ward die Bevölkerung des Mittelreichs durch die schlechten Regenten der Dynastie Yn hart bedrückt; mehrere große Lehensleute empörten sich, und das Reich schien sich unter den mannigfachen Wirren auflösen zu wollen. Die Feudalherrschaft Tscheou, deren Hauptstadt Pin hieß, unweit dem heutigen Si ngan fu, erhob sich durch Wen wang zu einem großen Ansehen im ganzen Lande, so daß sie der kaiserlichen Macht gefährlich zu werden schien. Wen wang ward vom letzten Herrscher der Yn, Scheou oder Tscheou genannt, — der Charakter, mit welchem dieser Name geschrieben wird, durchaus verschieden von dem der Feudalherrschaft Tscheou, hatte diese doppelte Aussprache — ins Gefängniß geworfen, und auch sonst hart behandelt. Dessen ungeachtet hielt er seinem Herrn die geschworne Treue, und rächte sich bloß dadurch, daß er — und dieß auf eine ziemlich dunkle Weise — mit Worten gegen das schlechte Regiment seines Gebieters protestirte. Eine neue Erklärung der Kua schien ihm hierzu vorzüglich geeignet. Diese Erklärung mußte demnach die wechselseitigen Pflichten und Rechte der Herrscher und Unterthanen erhalten; sie mußte sich von der religiösen und physischen Bedeutung, welche die Bilder ursprünglich gehabt haben, wie sie unter den ehemaligen Herrschern und Dynastien verstanden worden seyn mögen, abwenden, und ihnen einen moralisch-politischen Sinn unterschieben.

Wen wang ordnete nun die Bilder nach seinem ethischen Zwecke, ohne die Reihenfolge, wie sie Fo hi für sein religiös-politisches System vonnöthen hatte, zu beachten. Die Ausleger und Grammatiker folgender Zeiten haben deßhalb es vonnöthen gehalten, die beyden Reihenfolgen streng zu unterscheiden; die des Fo hi heißt die Abbildung des früheren, und die des Wen wang die des späteren Himmels. Wen wang gab auch den früher namenlosen Kua Namen und Bedeutung durch besondere Charaktere oder Worte, chinesisch Tse genannt, und fügte noch überdieß zu einem jeden Symbolum einige inhaltsreiche, vieldeutige Worte hinzu, seinem politisch-moralischen, mit der Natur der Dinge, den Wirkungen des Himmels und der Erde innig verbundenen Zwecke entsprechende. Der Sohn des Wen wang, Wu wang, ging einen bedeutenden Schritt weiter, er ließ es nicht bey den dunkeln Lehren, welche sein Vater dem nichtswürdigen Tscheou gab, bewenden; sondern empörte sich gegen den legitimen Herrn des Hauses Yn, schlug ihn in dem berühmten Treffen auf der Ebene Mu ye, und setzte sich selbst im J. 1122 vor unserer Zeitrechnung auf den Thron des Mittelreiches. Diese Empörung und die grausame Behandlung Tscheous, — Wu wang soll ihn mit eigener Hand getödtet, und das Haupt desselben auf eine Fahne gesteckt haben — erregten unter der Bevölkerung des Landes Mißfallen und Unzufriedenheit, und der Gründer der Dynastie Tscheou ward vielfach getadelt. Viele Stellen des vierten Theiles des Annalenbuches, das sogenannte Tscheou schu oder Buch der Tscheou, beziehen sich auf diese der neuen Dynastie ungünstige Stimmung, und suchen sie zu beschwichtigen. Die Tyranney des letzten Sprossen der Yn, heißt es, sey unerträglich gewesen; der Himmel habe deßhalb seine Vollmacht, das Mittelreich zu regieren, ihm entzogen, und sichtbar die Feudalherrn von Tscheou damit bekleidet. Es ist nämlich Grundprincip der chinesischen Staatsweisheit, daß der Himmel bloß zum Besten des Volkes Regenten einsetzt, daß jeder Regent durch schlechte Regierung sein Recht verwirkt, und der Himmel sich alsbald einen würdigen, trefflichen Vollzieher seines Auftrags ausersieht. Der ungünstigen Stimmung gegen seine Familie entgegen zu arbeiten, war auch der Zweck des Tscheou kong, des Bruders des neuen Regenten, bey der Verfertigung seines Commentars über die einzelnen Linien der Kua. Dieser Commentar ward Hiao genannt, ein Wort, welches Umänderung oder Wandel bedeutet, weil, wie Kong tse sagt, in diesem Werke alle Veränderungen im Weltgebäude, von denen die Kua ein Abbild sind, erläutert

werden [15]). Die Kua des Fo hi und die in vierhundert acht und vierzig Sätzen bestehenden Erklärungen des Tscheou kong und Wen wang bilden zusammengenommen dasjenige, was man im engern Sinne des Wortes Tscheou Y king nennt, und diesen allein hat Regis wörtlich übersetzt.

Obgleich jetzt die Linienbilder nicht mehr allein dastanden, obgleich sie durch die Erklärungen der beyden berühmtesten Fürsten aus dem Hause Tscheou ihre moralisch-politische Bedeutung erhalten hatten, wurden sie doch von dem gemeinen Volke und den abergläubischen Großen zu allerley magischen Verrichtungen, zu Weissagungen, zum Looswerfen, um Glück oder Unglück im Voraus bestimmen zu können, gebraucht. Diesem Aberglauben zu steuern, entschließt sich Kong tse, die etwas dunkeln Sätze und Worte der beyden Tscheou mit einem neuen Commentar zu versehen, damit endlich aller Zweifel, wie er sicherlich hoffte, über den wahren Sinn der Kua gehoben werden möchte [16]). Der erste Theil dieser Erläuterungen, worin Wen wang's Worte erklärt werden, heißt Tuan, weil er die Kua gleichsam zerschneide oder zersetze, — dieß heißt Tuan — und das ganze Wesen, die Seele ihres Inhalts darlege. Der andere Theil, worin vorzüglich Tscheou kong's ausführliche Erläuterungen nachträgliche Erklärungen erhalten, ward Siang betitelt, indem die Kua das Urbild sind aller Dinge, — Siang heißt Bild — und in diesem Commentar neben Anderem auch die äußerliche Zusammensetzung dieser Linienbilder erläutert wird. So z. B. daß die dreyzehnte Kua Tong schin, Eintracht, deßhalb aus dem Trigramm Himmel und Feuer gebildet sey, weil, wie die lodernde Flamme gen Himmel, so des Unterthanen Sinn zum Fürsten gerichtet seyn müsse, daß die vierzehnte Ta yeou, große Fülle, deßhalb aus Feuer und Himmel zusammengesetzt sey, weil das ganze Firmament, der erleuchtende Glanz des Feuers, füglich als Sinnbild des Ueberflusses genommen werden könne [17]).

---

[15]) Y VIII; 8 v. Hi tu Kang hi, Bd. XIII, Bl. 69, n. Morrison scheint, seinen Erklärungen der Ausdrücke nach zu urtheilen, die sich auf den Y beziehen (siehe Hiao im tonischen Wörterbuche) gar keinen richtigen Begriff von der Entstehung des Tscheou Y gehabt zu haben.

[16]) Die Behauptung des Visdelou (Chou king 410), Kong tse lehre selbst, wie man sich der Kua zum Looswerfen bedienen solle, ist durchaus ungegründet. Visdelou scheint einige Stellen des Hi tse mißverstanden zu haben, worin Kong tse, aber in dem Sinne der gangbaren, moralisch-politischen Auslegung berichtet, die Kua lehren Gutes und Böses, Glück und Unglück.

[17]) Tscheou Y II, 26, v. 29, n.

Neben diesem zwiefachen Commentar werden Kong tse noch allgemein mehrere auf den Y king bezügliche Werkchen zugeschrieben, welche den Erläuterungen Tuan und Sian angehängt, zusammengenommen die von den chinesischen Scholiasten sogenannten zehn Ye oder Flügel des Buches der Wandelungen bilden. Diese bestehen in den zwey Theilen des Commentars Tuan; in den zwey Theilen des Siang; den zwey Theilen des Hi tse oder Anhanges, — dieß heißen die chinesischen Worte; in dem Wen yen, die Worterklärung enthaltend; in dem Schu kua, oder der Erklärung der Kua im Allgemeinen; in dem Su kua, oder die Kua nach der Ordnung genommen, und endlich in dem Werkchen Tsa kua genannt, welches allerley vermischte Bemerkungen über die Symbola enthält. In dem dritten Theile der lateinischen Uebersetzung des Buches der Wandelungen, den wir hoffentlich nächstens erhalten werden, stellt Regis über alle diese, man weiß nicht mit welchem Rechte dem Kong tse zugeschriebenen Büchlein besondere kritische Untersuchungen an. Aus allem diesen geht hervor, daß der Y king, in der umfassenden Bedeutung, wie heutigen Tags gewöhnlich diese Benennung genommen wird, das Erzeugniß ist der vier größten oder heiligen Männer des Mittelreiches, das Fo hi, Wen wang, Tscheou kong und Kong tse [18]).

Weil nun jeder philosophische Forscher des Mittelreiches seine besondern oder neuen Ansichten über Gott, die Natur und die Menschheit für den wahren Sinn, für den eigentlichen Inhalt des Evangeliums der Leute der Mitte ausgeben möchte; so liest man nicht selten die Behauptung, daß nach Kong tse bis auf diese oder jene Zeit sich die wahre Bedeutung des Buches der Wandelungen verloren habe, und durch diesen oder jenen erst wiederum entdeckt worden sey. Die Philosophen des Ostens sind nicht weniger im Eigendünkel befangen, als die des Westens; sie allein, sagen mehrere von ihnen, hätten nach zweytausend Jahren endlich wiederum den Geist der Kua ergründet, der ohne sie verloren gegangen wäre, und den sie hiermit zum Heile der Menschheit bekannt machen wollen; so äußerte sich z. B. ein gewisser Lai schi te im sechzehnten Jahrhundert [19]). Aber dem ist durchaus nicht so: der eigentliche Sinn der Commentare des Kong tse ist nicht schwer zu fassen; der Y king war niemals verloren gegangen, und ist auch bey der allgemeinen Bücherverbrennung des Tschin schi Hoang ti verschont worden. Die Tradition, wie der Y auf die Nachwelt überliefert wurde, ist

[18]) Kong yng ta I, 6, n. Regis 41.

[19]) Regis 36.

vollkommen bekannt. Kong tse übergab dieses Sammelwerk seinem Schüler Tschang ku tse mu, aus dem Feudalreiche Lu. Dieser überlieferte den Y dem Kiao pi tse yong [20]), ebenfalls aus dem Feudalreiche Lu; Yong dem Han pi tse kong aus der Provinz Kiang tong, Kong dem Tscheou, tscheou [21]) tse kia aus dem Distrikte Yen; dieser dem Tsun u tse tsching aus Tong wu; dieser dem Tien ho tse tschoang aus Tsi. Tien ho tse tschoang lebte zur Zeit der Bücherverbrennung (213 vor Chr. G.), von der aber der Y, weil er dem Volke bloß zu magischen Künsten diente, und demnach den politischen Planen des Tsin schi hoang ti nicht störend entgegentrat, verschont wurde. Der Y ist demnach das einzige Buch der chinesischen Literatur, dessen Tradition ununterbrochen von Kong tse bis auf die neueste Zeit fortlauft. Bey dem Beginne der Han-Dynastie überlieferte Tien ho tse tschoang das Buch der Wandelungen dem Wang tong tse tschong aus Tong wu und mehreren anderen Gelehrten, deren Namen in der Vorrede des Kong yng ta zum Y und bey Matuanlin zu lesen sind [22]). Tien ho tse tschoang war zugleich der erste, der die große Reihe der Commentatoren zur Zeit der Han-Dynastie eröffnet, — er ist der Vater der chinesischen Grammatiker und Scholiasten. Man ist nicht einig über die Anzahl der Dissertationen, chinesisch Pien genannt, welche er über die Kua geschrieben, und seinen Schülern hinterlassen hat. Mehrere seiner Schüler entfernten sich aber in der Folgezeit von der orthodoxen moralisch-politischen Erklärung, huldigten astrologischen Spielereyen, und wurden deßhalb von der Gelehrtenzunft, während die Dissertationen des Meisters immerdar im hohen Ansehen blieben, verworfen. Die Schule des Tien ho tse tschoang trennte sich selbst in der Folgezeit in vier Unterabtheilungen, von welchen die eine mehr, die andere minder der orthodoxen Auslegung des Y huldigte.

Neben diesem gleichsam officiellen Exemplar, oder dieser authentischen Recension des Y, welches aus den Händen des Kong tse in ununterbrochener Reihenfolge auf die Nachwelt überliefert wurde, hatte zu Anfang der Han-Dynastie, man weiß nicht durch welche Ueberlieferung, ein gewisser Fei tschi eine andere,

---

20) Regis 37 schreibt fälschlich yang. Kiao ist der Familienname, der eigene Pi, der Ehrenname Tse yang. Matuanlin 175, 1, v.

21) Die zwey Wörter Tscheou werden mit verschiedenen Charakteren geschrieben.

22) Vorrede zum Y, Bl. 11, v. Matuanlin a. a. O.

von der authentischen im Einzelnen abweichende Recension des Y in alten Charakteren, welche deßhalb zur Unterscheidung von der ersten Ku wen Y, der Y mit alten Charakteren, genannt wurde. Fei tschi schrieb zu seinem Exemplare Erklärungen, und bildete eine Commentatoren-Schule, welche lange Zeit in großem Ansehen stand, und wovon Wang pi, Wang su und Tsching huen die vorzüglichsten Männer waren. Ein gewisser Tsiao tschin hatte überdieß eine dritte, von beyden vorhergehenden abweichende Recension, und ward, hierauf sich fußend, der Urheber einer dritten Commentatoren-Schule, welche die orthodoxe moralisch-politische Erklärungsweise der Gelehrtensekte verließ, physiologischen Träumereyen über das gegenseitige Verhältniß der beyden Urkräfte Yang und Ye nachhing, und deßhalb in der Folgezeit wenig oder gar nicht beachtet wurde. Die Anzahl der Dissertationen dieser drey Commentatoren-Schulen über einzelne schwierige Stellen des Buches der Wandelungen belief sich schon zur Zeit der westlichen Han auf zweyhundert vier und neunzig. Diese drey Schulen zerfielen aber wiederum, was hier bemerkt werden muß, damit man die wissenschaftliche Freyheit der Chinesen kennen und achten lerne, in zehn, nach ihren Ansichten über den Sinn der einzelnen Stellen des Y verschiedene Unterabtheilungen [23]). Zu den Zeiten der kurz regierenden, aber in literarischer Beziehung höchst bedeutenden Dynastie Suy waren die Scholien zum Y schon auf 94 Bände angewachsen, die zusammen in 894 Bücher zerfielen. Aus diesem mannigfachen Stoffe nahm die wissenschaftliche Commission unter Tag tsong, dem zweyten Herrscher der großen Dynastie Tang (reg. von 627—650 u. Z.), welcher ein Nachkomme des Kong tse, der schon mehrmalen angeführte Kong yng ta, vorstand, nachdem sie die verschiedenen Meinungen und Lesarten geprüft hatte, das, was ihr das Haltbarste und Trefflichste schien: oder stellte auch die verschiedenen Meinungen, wie das so häufig in den chinesischen Commentaren der Fall ist, neben einander, ohne über ihre relative Richtigkeit zu entscheiden; hie und da wurden auch eigene Forschungen dieser Gelehrten-Commission hinzugefügt. Der fortlaufende Commentar, das Resultat aller dieser Arbeiten, ward von Kong yng ta, Tsching y, d. h. wahre Bedeutung oder wahre Erklärung, benannt, und über alle dreyzehn klassische Bücher, wovon der Y das erste ist, ausgedehnt. Der Commentar Tsching y bildet, nach den Ansichten der orthodoxen Gelehrten China's, das Fundament einer jeden richtigen Erklärung der alten klassischen Monumente; die Grammatiker

---

[23]) Matuanlin a. a. O. 2, 3

der Tang behaupten in der chinesischen Literatur einen ähnlichen Rang, wie die alexandrinischen Grammatiker in der griechischen. So wenig aber die Gelehrten des Westens bey den Erklärungen oder Ansichten eines Aristarchos und eines Aristophanes von Byzanz geblieben sind; eben so wenig begnügten sich die Chinesen mit den Erläuterungen und Behauptungen des Kong yng ta und seiner Genossen. Die Anzahl der Schriften, welche seitdem über die King erschienen, der Variantensammlungen und Erklärungen der alten Charaktere, der Glossen und ausführlichen Abhandlungen über einzelne schwierige Stellen, der fortlaufenden Commentare und selbstständigen Systeme über den ganzen Inhalt und die eigentliche Lehre der King, die Anzahl dieser sämmtlichen Schriften gränzt ans Unglaubliche. In der kaiserlichen Bibliothek zu Peking sind, nach dem officiellen Staatshandbuche vom Jahre 1818, hundert neun und funfzig Bände Commentare über den Y allein, welche in 1748 Bücher abgetheilt sind; wozu noch überdieß acht Werke gehören, in zwölf Büchern, welche Charten, Abbildungen von Instrumenten und anderer auf den Y bezügliche Gegenstände enthalten [24]). In meiner chinesischen Büchersammlung befindet sich eine Compilation, welche die meisten der neuern und neuesten Commentare und Abhandlungen über die sogenannten dreyzehn King enthält, und gegen das Ende des Jahres 1829 zu Kuang tong erschienen ist, in vierzehnhundert Kiuen oder Abtheilungen, die mehr denn dreyhundert starke Bände anfüllen. Diese Compilation ward unter der Aufsicht des gelehrten Yuen, General-Gouverneurs der Provinzen Kuang tong und Kuang si, gedruckt, und erschien unter folgendem Titel: Hoang tsing king kiaï, d. h. Commentare über die King unter der regierenden Dynastie Tay tsing.

China ist das Rom, der Centralpunkt der Kultur im Osten Asiens. Von hier aus verbreitete sich die Kultur gegen Osten nach Japan, gegen Nord und Nordwesten zu den tatarischen Völkerschaften, und selbst das buddhistische, von Indien aus civilisirte Thibet blieb nicht ohne Einflüsse der eigenthümlichen chinesischen Civilisation. In den Ländern der Halbinsel jenseits des Ganges, in Tong king, Cochin-china, Cambodja Siam und Laos, ward chinesische Philosophie und Literatur, chinesische Gesetze und Sitte mehr oder weniger herrschend. Die klassischen Schriften des Mittelreiches wurden Gemeingut der meisten aufgezählten Nationen und Länder; besondere Ausgaben derselben wurden hier veranstaltet, und sie wurden theils vollstän-

[24]) Tay tsing hoei tien, Buch 80, Bl. 10, v.

dig, theils auszugsweise übersetzt. Der Y king, früher wahrscheinlich schon in die Sprache Thibets, der Kitan und Kin, übertragen, ward nebst mehreren anderen Werken der chinesischen Literatur gegen das Jahr 1312 in die Sprache der damals in China herrschenden Mongolen übersetzt [25]). Und kaum sahen die Mandschu ihre Herrschaft in diesem Lande befestigt, so schickten sie sich ebenfalls an, durch Uebersetzungen der vorzüglichsten Werke der chinesischen Literatur ihre Sprache zu bereichern, und wo möglich den Grund zu einer selbstständigeu Mandschu-Literatur zu legen. Von der Mandschu-Uebersetzung des Y gibt es mehrere Ausgaben, und sie war auch dem europäischen Uebersetzer des Y von großer Hülfe [26]). Bey der Uebertragung manches schwierigen Satzes, wie bey Tscheou kong's Erklärung der dritten Linie der neunten Kua, folgte Regis durchaus der officiellen Mandschu-Version [27]). Erst spät wagten sich die europäischen Missionäre daran, das so schwierige Buch der Wandelungen vollständig zu übersetzen. Man begnügte sich mit bloßen Notizen über dieses, so wie über die andern Hauptwerke der chinesischen Literatur, die natürlich am Anfange viel Unrichtiges enthielten. So erzählt uns z. B. Magaillans in seiner sonst sehr brauchbaren und lehrreichen neuen Beschreibung China's [28]), daß die schönen Sentenzen und moralischen Sprüche des Y von Fo hi selbst herrühren. Couplet's Beschreibung des Y, in der Vorrede zu dem bekannten Werke: »Confucius, der Philosoph China's,« überschrieben, ist bey weitem genügender; der Leser findet hier eine im Ganzen richtige Ansicht von dem Inhalte, der Geschichte und der Bedeutung des Y in Beziehung auf chinesische Civilisation und Literatur [29]). Noch ausführlicher und erschöpfender ist die Notiz über den Y, welche Visdelou, Missionär in China und Nominal-Bischof von Claudiopolis, auf Verlangen der Propaganda, welche damals mit der Untersuchung der bekannten Streitigkeiten über die chinesischen Ceremonien beschäftigt war, im Jahre 1728 nach Rom eingesendet hat. De Guignes hat sie bekanntlich hinter der Ausgabe der Uebersetzung

---

[25]) Mailla Histoire générale de la Chine IX. 507, wo zwar der Y nicht ausdrücklich erwähnt wird, aber doch höchst wahrscheinlich unter den ins Mongolische übersetzten Büchern begriffen war.

[26]) Regis 47. Cum authentica versione (Mandschu) accurate collata est versio latina haec nostra, quam velut genuinum textum proponimus et explicamus.

[27]) Regis 380.

[28]) Nouvelle Relation de la Chine. Paris 1688. S. 120.

[29]) Confucius Sinarum philosophus. Parisiis 1687. Vorr. S. 38.

des Annalenbuches von Gaubil abdrucken lassen. Auch Freret's Uebersichten über die chinesische Literatur im Allgemeinen und des Y im Besondern sind sehr lehrreich und brauchbar, weil Freret, was der ehrliche Akademiker selbst eingesteht, bloß die lateinischen Memoiren des P. Regis und anderer Missionäre ins Französische übersetzt und abgekürzt hat [30]).

Eine vollständige Uebersetzung des Buches der Wandelungen in lateinischer Sprache ward im Laufe des ersten Viertels des achtzehnten Jahrhunderts von dreyen gelehrten französischen Jesuiten unternommen und vollendet. Joseph de Mailla, der bekannte Bearbeiter des chinesischen Geschichtswerkes Tong kien kang mu, hat den chinesischen Text wörtlich ins Lateinische übertragen, und diese Uebersetzung sorgfältig mit der Mandschu-Version verglichen. Peter du Tartre suchte die Dunkelheiten des Textes und der wörtlichen Uebersetzung durch Anführung der historischen Begebenheiten, worauf sich der Y bezieht, aufzuhellen, brachte es aber in diesem Versuche eines Commentars nicht weiter als über die ersten Kua. Jean Baptiste Regis [31]), der,

---

[30]) Nach solchen und andern Vorarbeiten hätte Wachler in der dritten Auflage seines Handbuches der Geschichte der Literatur die Literatur China's entweder unberührt lassen, oder Besseres geben sollen. Seine wenigen Notizen I, 80, II, 106 sind voller Fehler. Die chinesische Schrift ist, um nur Einiges zu berühren, keine Sylbenschrift, manche Charaktere sind bloß aus Sylben- und Bilderschrift zusammengesetzt; die chinesische Geschichte ist weniger als irgend eine andere mit abenteuerlichen Sagen angefüllt, und hat nicht im Entferntesten einen religiös-mythischen Charakter; vom Drucke der Priesterschaft kann schon deßhalb in China nicht die Rede seyn, weil bis auf die Einführung des Buddhismus es gar keine besondern Priester gegeben hat. Der Beamte ist zugleich Priester. Von dem Religionsglauben (?) des Fo hi wissen wir nichts, und demnach auch nicht, daß er dem indischen oder baktrisch-medischen verwandt war. Der Y king enthält nicht die alte Lehre Fo hi's, der Schu king ist keine Sittenlehre in Beyspielen. Der Tschun tsieu kömmt zweymal vor; einmal I, 81 als Geschichte von Lu, dann auf der folgenden Seite als das sechste der heiligen Bücher. Schlosser wird wohl bey einer neuen Auflage seiner universalhistorischen Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Literatur den Abschnitt über die chinesische Literatur ganz umarbeiten, und nicht mehr dem seichtesten der Missionäre trauen, der unter chinesischem Namen die Antiquité des Chinois geschrieben hat.

[31]) Die wenigen Notizen, welche man über das Leben und die wissenschaftlichen Beschäftigungen dieses gelehrten Mannes besitzt, hat Remüsat zusammengestellt: Nouveaux mélanges asiatiques, II, 235.

wie wir aus einem von Mohl mitgetheilten, an Freret gerichteten Brief ersehen, noch im October des Jahres 1736 zu Peking lebte, prüfte die Arbeiten seiner Vorgänger, und setzte sie fort. Zu der wörtlichen Uebertragung der Worte und Sätze des Wen wang und Tscheou kong ward ein ausführlicher, mit Noten versehener Commentar gefügt, der nebst den Auszügen aus den Erläuterungen des Kong tse, Tsching tse, Tschu tse und anderer auch die eigenen Ansichten des trefflichen Regis über den wahren Sinn der einzelnen, oft dunkeln Aussprüche der beyden Fürsten der Tscheou enthält. Regis Commentar fußt auf einem durchaus historischen Grunde. Dieser gelehrte Mann erklärt sich gegen jeden Versuch einer phantastischen, mystischen Auslegung der alten Monumente des Mittelreiches; er tadelt an mehreren Stellen diejenigen Missionäre, welche den Y king symbolisch deuten, welche in den Linienbildern und den sie begleitenden Worten die Mysterien des Christenthums wiederfinden wollten. Diesen Abenteuerlichkeiten, welche auch jetzt wiederum aus den Irrgängen der Vergangenheit hervorgerufen, und in eigenen Schriften weitläufig ausgesponnen werden, huldigten damals viele, mehr durch ihre Frömmigkeit, als durch gesunden Verstand und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Missionäre. Sie glaubten der Religion im Allgemeinen und ihrer Verbreitung in China im Besonderen einen großen Vorschub zu leisten, wenn sie durch allerley Spitzfindigkeiten und Verdrehungen beweisen könnten, die Hauptlehren des Christenthums seyen schon in den ältesten Monumenten des Mittelreiches enthalten. »Ich hätte mich,« schreibt Regis an Freret, »in meinem Commentar viel kürzer fassen können [32]), wenn ich nicht darauf ausgegangen wäre, diejenigen zu widerlegen, welche in den King, und dieß vorzüglich in dem Y, die Mysterien der heiligen Religion und Aehnliches finden wollten, welches bloß die von Gott erleuchteten Patriarchen wissen konnten.« In den einleitenden Dissertationen zum Buche der Wandelungen nennt Regis die mystische und allegorische Auslegungsweise der Kua geradezu ersonnen und abgeschmackt, indem solch eine Erklärung den chinesischen Gelehrten durchaus fremd sey [33]).

Das Werk des P. Regis und seiner Genossen besteht in drey Abtheilungen. Die erste erhält eine kritische Geschichte des

---

32) Y king Praefatio 10, 11.

33) Regis 68. Absurda econtra est et intempestiva, si ad alios ab his principibus diversos et remotiora tempora, sive mystica sive allegorica ratione, Sinis litteratis omnibus ignota, traducatur. Siehe auch weiter unten.

Y und aller andern King, — eine vortreffliche Grundlage zu einer ausführlichen chinesischen Literaturgeschichte. Dieser literarischen Einleitung hat Freret vorzüglich seine Notizen über die chinesische Literatur zu verdanken [34]). Die zweyte Abtheilung enthält die Uebersetzung und den Commentar über die Worte und Sätze des Wen wang und Tscheou kong, und die dritte die oben angeführten, hinter dem Y befindlichen Werkchen, nebst den dazu gehörigen kritischen Erläuterungen. Dieses gelehrte und wichtige Werk ward gleich nach seiner Vollendung in mehreren Exemplaren nach Europa gesendet; Mailla verweist darauf in der Vorrede zu seiner Bearbeitung der chinesischen Chronik [35]), und der gründliche Gaubil rühmt die Arbeit des Regis, und sagt, daß Exemplare davon nach Paris und Rom gesendet worden seyen [36]). De Guignes, dessen Behauptung, daß die Erklärungen des Y willkürlich wären, nur eine oberflächliche Bekanntschaft mit diesem Fundamental-Werke des chinesischen Alterthums voraussetzt [37]), kannte die Arbeit des Regis, und glaubte, daß es sehr schwer halten würde, Mittel ausfindig zu machen, wodurch sie der wissenschaftlichen Welt mitgetheilt werden könnte. Durch die vereinte Thätigkeit des verstorbenen Remúsat und unseres gelehrten Landsmannes Mohl ward der Druck dieses so wichtigen Werkes der chinesischen Literatur möglich gemacht. Mohl's Vorrede ist vom Jahre 1829 datirt, und der erste vorliegende Band des ganzen Werkes, welcher die Beyträge zur chinesischen Literaturgeschichte, nebst der Uebersetzung und Erklärung der ersten sechzehn Kua enthält, erschien erst im Anfange des Jahres 1835. So wenig beeilen sich die Buchhändler mit Werken dieser Art! Möge der verdienstvolle Herausgeber durch die mannigfachen Hindernisse und Verdrießlichkeiten, auf die er bey dem Drucke dieses ersten Bandes gestoßen seyn mag, sich nicht entmuthigen lassen, und bald die Fortsetzung dieses ältesten Monuments der Weisheit des östlichen Asiens liefern.

Die Sammlung, welche den Namen Tscheou Y king führt, enthält, wie gesagt, das Fundament der Religion und Physik, der Staatsweisheit und des Aberglaubens des chinesischen Reiches. Der bekannte Streit der Dominikaner und Jesuiten, ob die sogenannten chinesischen Ceremonien religiöser oder politischer Natur sind, ob die Gelehrten des Mittelreiches eine bewußtlose oder eine sich bewußte, mit Weisheit alles regierende Kraft

---

34) Freret, Oeuvres complètes. Paris 1796. Vol. 11 u. 12.

35) Histoire générale de la Chine, Préface 69.

36) Gaubil Traité de la Chronologie 81. Nro. 7.

37) Chou king 401.

als die Urheberin des Daseyns anerkennen, kann bloß durch eine genaue Untersuchung des Y entschieden werden. Die gelehrtesten Missionäre, deren Redlichkeit in Zweifel zu ziehen wir auch gar keinen Grund haben, hegten, je nachdem sie zu dieser oder jener Partey gehörten, über den eigentlichen Inhalt des Y ganz entgegengesetzte Ansichten. Während Couplet behaupeet, die ältesten Weisen des Mittelreiches hätten den Herrn des Himmels und der Erde erkannt, und ihn, dieß namentlich im Y, Schang ti genannt; versichert Visdelou, daß im Y keine Spur von einer Gottheit im theologischen Sinne des Wortes vorkäme, daß die Worte Schang ti, nach den besten Commentatoren, entweder mit dem todten, letzten Principe, Tay ki genannt, gleichbedeutend wären, oder doch höchstens bloß den Genius des Himmels bezeichneten, weil nach der Grundansicht der Philosophen des Mittelreiches jedem Wesen und jedem Gegenstand sein besonderer Genius innewohne. Ja die ereiferten Gegner der Jesuiten beschuldigen diese geradezu, sie hätten absichtlich den Y so wenig als möglich erwähnt, weil dessen Inhalt zu sehr gegen sie spräche [38]). Obgleich Regis sowohl in seinen einleitenden Dissertationen, als in seinem Commentar, wo sich hierzu so häufig Gelegenheit geboten hätte, dieses ärgerlichen Streites, wahrscheinlich absichtlich auch nicht im Entferntesten erwähnt; so finden sich doch hie und da Aeußerungen, wodurch dieser große Sinologe zu verstehen gibt, was er im Ganzen von der Religion oder Metaphysik des Y king halte. »Es sey nicht zu verwundern,« sagt er an einer Stelle [39]), »daß die Chinesen aller Dinge Entstehen und Zierde bloß dem Zusammenwirken der beyden Kräfte oder Materien Yn und Yang zuschrieben, da doch Aehnliches in den Schriften der alten Griechen und Römer, und namentlich bey Cicero vorkäme.« Konnte nun aus solch einer religiösen oder metaphysischen Grundlage etwas anderes als eine Art Atheismus entstehen? Freylich, und dieß ist eine Hauptsache, trat dieser theoretische

---

[38]) Examen des faussetés sur les Cultes Chinois, avancées par le P. J. Jouvenci. Traduit d'un écrit latin, composé par le R. P. Minorelli, de l'ordre de S. Dominique 1714. 8. S. 89. Mais ce livre *Y king* n'est pas du goût des révérends Pères, parce que l'Athéisme de tous leurs prétendus Saints de la Chine et surtout du très saint Confucius, s'y montre trop à découvert, et y est établi trop méthodiquement et trop clairement.

[39]) Y king 298, 302. Nec mirum Sinas philosophos docere, omnia ex mutuo utriusque virtutis seu principii, seu materiae Yn et Yang concursu generari, et ad debitum cuilibet generi rerum decus roburque promoveri.

Atheismus im Praktischen, wenn es sich vom Staatsleben, von der öffentlichen und häuslichen Moral handelt, ganz in den Hintergrund zurück. Die Genien, welche sowohl in den leblosen als in den lebendigen Stoffen hausen, verlangen, daß man sie ehre, und der oberste Genius des Himmels so wie die Götter der Erde senden den Menschen Gutes und Böses nach ihren Verdiensten, — dieß sind die Grundsätze des praktischen religiösen Staatslebens der Chinesen, welche, von dem theoretischen Atheismus ganz unabhängig, auch häufig im Y erwähnt werden.

Die einzelnen Linienbilder des Fo hi haben ihre Benennung von dem Wesen, der Kraft der Gegenstände, welche sie nach der Meinung des Wen wang repräsentiren, erhalten [40]). Die erste Kua ist das Symbol des Himmels, heißt aber nicht Tien, Himmel, sondern Kien, das ist, die immerblühende, unaufhörlich thätige, feine Kraft des Himmels. Die zweyte Kua, das Symbol der Erde, heißt nicht Ti, Erde, sondern Kuen, oder die minder vollkommene, träge Qualität der Erde. Kien ist in diesem speciellen Sinne gleichbedeutend dem vollkommenen, geistigen Principe Yang, und Kuen dem unvollkommenen, materialistischen Principe Yn. Tien und Ti, der wirkliche Himmel und die wirkliche Erde, sind bloß, wie Kong tse sagt, die äußerliche Erscheinung, die Verkörperung der himmlischen und irdischen Kraft, des Kien und Kuen [41]). Eine Abbildung der Kua kann der Leser in vielen gangbaren Werken finden. Wir begnügen uns hier mit der Uebersetzung der Worte und Benennungen, mit welchen Wen wang die einzelnen Trigramme und die aus ihnen zusammengesetzten vier und sechzig Kua bezeichnete. Aus dieser Aufzählung der bloßen Namen allein wird schon der eigentliche Inhalt des Y zu erkennen seyn.

Die 1ste, so wie alle übrigen, aus sechs Linien zusammengesetzten Kua heißt Himmel, und besteht aus zweyen Trigrammen, wovon ein jedes für sich die unaufhörlich thätige, feine Kraft des Himmels repräsentirt; die 2te Erde, aus der zweymaligen minder vollkommenen, trägen Qualität der Erde; die 3te blitzschwangere Wolken, oder Winden, aus Wasser und Donner; die 4te Kindheit, aus Berg und Quelle; die 5te Wolken überzogener Himmel, aus Wolken und Himmel; die 6te Zwie-

[40]) Nach einer andern Ansicht hat schon Fo hi den Kua Namen gegeben nach den einzelnen Trigrammen, aus denen sie zusammengesetzt sind; Wen wang setzte an deren Stelle die jetzt gebräuchlichen. Y king 218

[41]) Tscheou Y VII, Bl. 1, v.

tracht, aus Himmel und Wolken [42]); die 7te Kriegsheer, aus Wasser und Erde; die 8te Friede, aus Erde und Wasser; die 9te Glanz, aus Wind und Himmel [43]); die 10te Handeln, aus Himmel und Wind; die 11te allgemeine Verbreitung der Ruhe und Eintracht aus Erde [44]) und Himmel; die 12te Widerstand, aus Himmel und Erde; die 13te Eintracht, aus Himmel und der Kraft des Feuers; die 14te Ueberfluß [45]), aus Feuer und Himmel; die 15te Demuth, aus Erde und Berg; die 16te Freude, aus Donner und Erde [46]); die 17te Nachfolger, oder Leben aus Wasser und Donner; die 18te Beschäftigung, aus Berg und Wind; die 19te Groß, aus Erde und Wasser; die 20ste Scharfsicht, aus Wind und Erde; die 21ste Essen und den Mund verschließen, aus Feuer und Donner; die 22ste Geschmückt, aus Berg und Feuer; die 23ste Zerstreuen, aus Berg und Erde; die 24ste Wiederholen, aus Erde und Donner; die 25ste Ordnung, aus Himmel und Donner; die 26ste Trefflichkeit, aus Berg und Himmel; die 27ste Nähren, aus Berg und Donner; die 28ste großes Vergehen, aus Bergwasser und Wind; die 29ste Ruhen, aus zweymal Wasser; die 30ste Glanz, aus zweymal Feuer; die 31ste Bewegung oder Reiz (vorzüglich zum Guten), aus Wasser und Berg; die 32ste Dauer, aus Donner und Wind; die 33ste Entziehen, aus Himmel und Berg; die 34ste Ueberfluß, aus Donner und Himmel; die 35ste Nachfolgen, aus Feuer und Erde; die 36ste Einsichtsvoll zu züchti-

---

[42]) Es gibt mehrere Kua, die nur dadurch verschieden sind, daß in der Einen das eine Trigramm oben, und in der andern es unten steht.

[43]) Mohl scheint den Text nicht verglichen zu haben, sonst würde nicht mehrmalen, wie hier, Y king 335, 355, 357, 370, 397, 416, Tien statt Kien stehen geblieben seyn. Diese Kua heißt auch nicht Siao tcho oder Siao yo, sondern Siao tcho oder Siao hio.

[44]) Erde, d. h. die Kraft der Erde, heißt Kuen, und so steht auch im Texte nicht Ti (370), welches in dem Manuscripte des P. Regis ein bloßer Schreibfehler ist. Häufig ist auch fälschlich Koen anstatt Kuen gedruckt. Y king 299, 318, 443, 456 u. s. w.

[45]) Die Kua heißt Ta yeou, nicht Ta jou oder Ta you, wie 431 und 432 zu lesen ist.

[46]) Mit dieser Kua endigt der vorliegende Band der Uebersetzung des Y king.

gen, aus Erde und Feuer; die 37ste Familie, aus Wind und Feuer; die 38ste Zerstreut umherblicken, aus Feuer und Wasser; die 39ste Mühseligkeit, aus Wasser und Berg; die 40ste Ordnen, aus Donner und Wasser; die 41ste Vermindern, aus Berg und Wasser; die 42ste Hinzufügen, aus Wind und Donner; die 43ste Festsetzen, aus Berg und Himmel; die 44ste Eifersüchtiges Weib, aus Himmel und Wind; die 45ste Aufhäufen, aus Wasser und Erde; die 46ste Hochsteigen, aus Erde und Wind; die 47ste Erschöpfung, aus Bergwasser[47]) und Wasser; die 48ste Brunnen, aus Wasser und Wind; die 49ste Aenderung, aus Bergwasser und Feuer; die 50ste Festigkeit, aus Feuer und Wind; die 51ste Bewegung, aus zweymal Donner; die 52ste Festansehen, aus zweymal Berg; die 53ste Eile, aus Wind und Berg; die 54ste Ein Mädchen verheiraten, aus Donner und Wasser; die 55ste Menge, aus Donner und Feuer; die 56ste Gast, aus Feuer und Berg; die 57ste Allenthalben, aus zweymal Wind; die 58ste Erklären, aus zweymal Bergwasser; die 59ste Auseinandertreiben, aus Wind und Wasser; die 60ste Gränze, aus Wasser und Bergwasser; die 61ste Herzliche Treue, aus Wind und Bergwasser; die 62ste Geringes Versehen, aus Donner und Berg; die 63ste Vollendet, aus Wasser und Feuer; die 64ste Noch nicht vollendet, aus Feuer und Wasser.

Man ersieht aus dieser Aufzählung und Benennung der Kia, die freylich bey der Vieldeutigkeit mancher Worte im Einzelnen auch anders aufgefaßt werden könnte, daß in den Symbolen des Fo hi, so wie sie wenigstens von Wen wang gedeutet wurden, von einem Absoluten, von einem Letzten, worin die beyden Kräfte Yang und Yn ruhen oder zusammenfallen, keine Rede ist[48]). Das ganze chinesische Alterthum weiß nichts von solch einem Principe; es huldigte den Ansichten des Heraklitus, und

[47]) In den acht Trigrammen ist Wasser zweymal bezeichnet; der eine Charakter Tuy deutet, wie die Ausleger bemerken, vorzüglich auf Berg- oder Quellwasser hin. Regis macht keinen Unterschied zwischen diesen beyden Benennungen, und wir folgten ihm hierin.

[48]) Man ersieht hieraus, daß die Behauptung Couplet's, Confucius Sin. Philosophus Proemialis Dissertatio 59 — quam clare, quam graviter de sapientia providentiaque unius supremi Numinis, de cultu et sacrificiis eidem et spiritibus exhibendi, von der die alten Monumente der chinesischen Literatur, und vorzüglich der Y king handeln, nicht gegründet ist.

glaubt, im Kosmus sey nichts Festes und Bleibendes, sondern Alles im ewigen Fließen und Werden begriffen. Die berühmte Philosophenschule, welche unter der großen Dynastie der Song blühte, deren Ansichten heutigen Tags noch das, was man chinesische Wissenschaft nennen könnte, beherrschen, suchte zuerst auf eine Stelle im Zusatze zum Y sich stützend [49]), über die zwey getrennten Kräfte des Alterthums hinauszugehen, und an die Spitze alles Daseyns und Werdens ein sie vereinigendes Absolute zu setzen, welches diese Philosophen Tay ki oder Wu ki, das große Ziel oder das Ziellose nennen; andere nehmen zwischen beyden, zwischen Tay ki und Wu ki einen Unterschied an, und lassen Ersteres aus dem Letzteren hervorgehen. Die Begründer dieses Systems sind Tscheou lien ki (starb gegen das Jahr 1075), Tschao kang tsie (starb gegen das Jahr 1077), Tsching tse und sein berühmter Schüler Tschu hi, Wen kong, der Fürst der Wissenschaft genannt, die beyde im zwölften Jahrhundert unserer Zeitrechnung geblüht haben. Nach der Ansicht dieser Philosophen, die aber sicherlich ungegründet ist, hätte sich das Verständniß der Schriften des Alterthums bald nach Ming tse verloren. »Ohne Kong tse,« sagt Tschu hi, »hätte Meng tse nicht aus der ächten Quelle der Wissenschaft schöpfen können. Nach Meng tse vergingen mehr als tausend Jahre in unfruchtbaren Bemühungen; Tsching tse und Tschang tsai haben zuerst wiederum durch ächte Wissenschaft die Vernunft erleuchtet. Kong, Meng, Tsching und Tschang sind die vier festen Säulen der wahren Erkenntniß« [50]). Den Anhängern des Lao tse und den Buddhisten wird vorzüglich die Verfälschung der wahren Lehre oder ächten einheimischen Tradition zugeschrieben.

Natur und Geist, Physik und Politik stehen nach ächt chinesischen, nach den Yao und Schun zugeschriebenen Ansichten in ewiger Wechselwirkung zu einander. Nach diesem Principe erklärt Kong tse in einem kleinen Büchlein, die Anordnung der Kua benannt, ihre Aufeinanderfolge. Der folgende Auszug enthält bloß die Erklärung und Reihenfolge der durch Zahlen angedeuteten ersten siebzehn Kua [51]).

---

[49]) Y VII, Bl. 28, v. »Die Wandelungen (Y) haben zum Grunde das große Ziel (Tay ki); dieses erzeugt die beyden Kräfte (Yang und Yn); die beyden Kräfte, die vier Bilder; die vier Bilder die acht Kua (eigentlich Trigramme), und die acht Kua bestimmen, aus ihnen ersieht man Gutes und Böses.«

[50]) Tschu hi; Tao tong I. oder das 42ste Buch seiner sämmtlichen Werke.

[51]) Y, Buch IX, Bl. 11 folg.

»Nachdem die Erde und der Himmel, welche in den beyden ersten Kua enthalten sind, vorhanden waren, wurden,« sagt Kong tse, »alle Dinge hervorgebracht; denn da Himmel und Erde von ihnen angefüllt waren, so mußten alle Dinge nothwendig daraus hervorgehen oder werden (3); Werden ist bloß Erscheinen des Daseyns, das Werden ist das erste Hervorkeimen der Dinge. Nachdem die Dinge geworden, sind sie in einem Zustande der Kindheit (4), einem Zustande, welchen eine aus einem Berg hervorströmende Quelle trefflich repräsentiren soll. Die kleinen, in der Kindheit befindlichen Gegenstände sind nicht geeignet, verzehrt zu werden; sie müssen durch den mit Wolken überzogenen Himmel (5) erst großgezogen werden, — ein Nahrungsproceß, der nicht ohne Kampf und Streit, ohne Zwietracht (6) der Elemente vor sich gehen kann; zu Kampf und Streit bedarf er einer Menge, eines Kriegsheeres (7), auf das die siebente Kua hindeutet. Nach dem Streite folgt Frieden (8), der alles Gute, Treffliche und Glänzende (9) in sich enthält. Das Treffliche besteht in den Gesetzen und Sitten, welche das Princip eines richtigen Handelns und Verfahrens (10) sind, das allgemein verbreitet (11) werden sollte, was aber ohne Widerstand (12), indem die Dinge sich entgegensetzen, nicht abgeht; ein Widerstand, der nur durch Eintracht (13) der Menschen besiegt werden kann. Aus diesem endlichen Siege entsteht Ueberfluß (14), bey dem aber immerdar Mäßigkeit und Demuth (15) vonnöthen ist. Demuth ist das Princip einer stätigen, allgemeinen Freude (16); die Menschen werden sich aber in ein Land begeben, wo diese Statt findet, und gerne daselbst leben (17).«

Zur Probe der moralisch-politischen Erklärungsweise des Wen wang und Tscheou kong wollen wir ihre Commentare der zwey ersten Linienbilder in einer wörtlich getreuen Uebersetzung hier mittheilen.

Zur Erläuterung der ersten Kua, welche die feinste Kraft der ganzen Natur, des Himmels und des irdischen Herrschers repräsentirt, schrieb Wen wang die folgenden Worte: »Umfassend, durchdringend, entsprechend, ausdauernd«[52]). Mehrere Missionäre, was oben schon berührt wurde, haben, wie im ganzen Y, so auch in diesen vier Worten des Anfanges die

[52]) Diese vier Worte werden auch an die Stelle der vier ersten Zahlen gebraucht. Mit dem ersten Worte Yuen ward auf Befehl Kubilai's die in China herrschende Mongolen-Dynastie genannt, weil den Herrschenden, so wie dem Himmel das Epitheton Allumfassend, nämlich allumfassende Güte, zukäme.

Mysterien des Christenthums finden wollen; wogegen sich Regis ausdrücklich erklärt. »Si quis autem,« sagt er in den Noten zu dieser Stelle, »Si quis autem e missionariis in his quatuor primae epigraphes characteribus, et in reliquo libro Y king, mysteria nostra saltem adumbrata aut reperire aut inserere conatur, hunc ego non moror. Id unum tantum monebo, inutilem futurum apud Sinas laborem; quibus constans suorum interpretum consensus hactenus persuasit, nihil in libri sententiis contineri, quod ad moralia seu politica dogmata regendo populo idonea referri non debeat; ire contra hunc scholae Confucianae et obvium textuum sensum (qui tunc torquendus necessario erit), nihil est, nisi operam oleumque perdere« [53]).

Zur weitern Erläuterung dieser ersten Kua und der vier Worte seines Vaters schrieb Tscheou kong, der Bruder des Wu wang, des ersten Regenten aus dem Hause Tscheou, folgenden Commentar, welcher, wie die Commentatoren einstimmig behaupten, zur Entschuldigung der Usurpation des Wu wang dienen sollte.

»Der verborgene Drache,« sagt Tscheou kong, »ist ohne Nutzen; wird der Drache sichtbar, tritt er heraus ins Freye (d. h. tritt der Tüchtige an das Staatsruder), dann ist es heilsam, auf den großen Mann zu schauen. Der Weise ist alle Tage sehr besorgt; er durchforscht sich des Abends, als wenn er etwas begangen hätte, ohne jedoch sich vergangen zu haben; er steigt hinab in des Wassers Abgrund, ohne Schuld seyend. Der fliegende Drache ist am Firmament; ersprießlich ists, den großen Mann zu sehen. Ist der Drache vorbey, so ist es schmerzlich. Siehst du der Drachen Menge hauptlos, heilsam ists.«

Zur Erläuterung der zweyten Kua, welche die feinste Kraft der Erde und den Unterthan repräsentirt, schrieb Wen wang die folgenden Worte:

»Umfassend, durchdringend, entsprechend der Tüchtigkeit der Stute. Wenn der Weise sich vom Platze bewegt; voraus führt zu Nichts; hinterher erreicht er das Ziel. Das Passende ist sein Leiter. Zwischen Westen und Süden hat er Freunde; zwischen Osten und Norden begräbt er Freunde, — er beharrt nur in der Tüchtigkeit, was heilsam ist.«

Tscheou kong fügte folgenden Commentar hinzu:

»Wenn Reif fällt und hart wird, so gibt es Eis; ein gerades, viereckiges und großes (Stück Holz), wenn es sich nicht handhaben läßt, dient Niemanden. Wenn Schönheit brauchbar

[53]) Y king 169.

seyn soll, so muß sie tugendhaft seyn. Wer des Königs Geschäfte führt, wird, wenn er sie auch nicht vollendet, den Endzweck erreichen. Mit einem verbundenen Sack (einherzugehen) ist kein Fehler, aber auch kein Ruhm; mit einem gelben Gürtel, ist vortrefflich oder sehr erfreulich. Die Drachen [54]) streiten sich in den Wüsteneyen; ihr Blut ist schwarz und gelb. Die unerschütterliche Festigkeit soll ewig dauern.«

Die Commentatoren, mit Kong tse an deren Spitze, bemühen sich nun, diese wunderlichen, räthselhaften Worte auszudeuten, und in ihnen einen physischen, politischen und moralischen Sinn zu finden; auch glauben sie in diesem, so wie in den übrigen Texten des Tscheou kong eine Masse historischer Anspielungen zu entdecken. Regis hat aus den Arbeiten dieser chinesischen Ausleger in seinem lehrreichen Commentar und den ihn begleitenden trefflichen Anmerkungen das Vorzüglichste mitgetheilt.

Da der Herausgeber des Buches der Wandelungen nicht selbst die Correktur besorgen konnte, so haben sich, was bey solch einem, auch den gelehrtesten Männern fremden Stoffe sehr nachtheilig ist, viele Druckfehler eingeschlichen. Die Corrigenda et Addenda des Herausgebers füllen vier Seiten, welchen wir noch folgende Verbesserungen, die uns im Lesen aufgestoßen sind, hinzufügen:

S. 42	Z. 4	für	Tse	lese	Su.
» 44	» 7	»	Chin kong	lese	Chin nong.
» 46	» 12	»	Sien chang	»	Lien chan.
» 45	» 14	»	Lien chang	»	Lién chan.
» 76	» 14	»	Chin kong	»	Chin nong.
» 128	» 1	»	Han tchi	»	Han chi.
» 129	» 2	»	Heou kan	»	Heou han.
» 299	» 5	»	Koen	»	Kouen, und so öfter, wie S. 318.
» 222	» 13	»	Tsi	»	Su.
» 335	» 2	»	Tien	»	Kien.
» 355	» 1	»	Tien	»	Kien.
» »	» 2	»	Toui tu	»	Toui.
» 370	» 2	»	Tien	»	Kien.
» 385	» 12	»	Ti-y.	»	Ti-y ohne Punkt.
» 397	» 1	»	Tien	»	Kien, so auch 416.
» 418	» 9	»	Tching tu	»	Tching tse.

[54]) Man erinnere sich, daß das fabelhafte Thier, Drache genannt, von den Chinesen für ein Glück und Heil verkündendes Geschöpf betrachtet wird.

Es ist auffallend, daß, vorzüglich gegen das Ende des vorliegenden Bandes, hie und da in der lateinischen Uebersetzung chinesische Wörter vorkommen, die nicht übersetzt sind, ohne welche doch die lateinische Uebersetzung ganz unverständlich ist. Was heißt z. B. S. 397: Pi non est homo? oder S. 443: Kien est penetrans, und S. 456: Yu, Oportet principem? Pi heißt hindern, verschließen, wegschicken; Kien demüthig, und Yu hat die Bedeutung vergnügt, freudig. Alle diese Wörter hätten übertragen werden müssen; da dieß nicht geschehen ist, hat die lateinische Uebersetzung keinen Sinn.

München. Carl Fr. Neumann.

Art. VI. Briefe über die natürliche Magie, an Sir Walter Scott, von David Brewster. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Friedr. Wolff, k. Prof. in Berlin. Mit 79 Abbildungen in Kupfer. Berlin 1833, bey Enslin.

Der nächste Zweck dieser Schrift ist, die Nichtigkeit aller sogenannten Zauberey, mit welcher sich unsere Vorfahren so plagten, darzuthun, und den Vorurtheilen entgegen zu wirken, welche jenen Glauben so lange unter uns aufrecht erhalten haben. Da die Unwissenheit der früheren Jahrhunderte den Trug vorzüglich begünstigte, der aller Zauberey zum Grunde lag, so wird wahre Aufklärung und innige Kenntniß der Natur und ihrer Kräfte das beste und sicherste Mittel seyn, sich vor der Wiederkehr jenes crassen, die Menschheit entehrenden Aberglaubens zu schützen, und dieß ist daher auch der Zweck, den der Verf. in seinem vor uns liegenden Werke zu erreichen sucht.

Dieses Werk ist in dreyzehn Briefe getheilt, die zusammen 414 Seiten in kl. Octav bilden. Wir werden den Inhalt dieser Briefe nach der Ordnung in gedrängter Kürze angeben, und dadurch dem Leser eine Uebersicht des Ganzen zu verschaffen suchen.

Der erste Brief zählt kurz die vorzüglichsten Täuschungsmittel der Alten auf, durch welche sie ungewöhnliche Erscheinungen hervorzubringen suchten. Hieher gehört die Nachahmung des Donners in den unterirdischen Gewölben ihrer Tempel; der sprechende Kopf in dem Orakel zu Lesbos; die klingende Statue des Memnon; die Quelle auf der Insel Andros, die abwechselnd sieben Tage Wein und sieben Tage Wasser gab; das gläserne, mit Oel gefüllte Grab des Belus; die ewigen Lampen; die wandelnden Bildsäulen von Antium und in dem Tempel von Hierapolis; die hölzerne Taube des Archytas u. dgl. m. Es wäre zu wünschen, daß ein der Sprachen des Alterthums und der verschiedenen

neuen physischen Wissenschaften kundiger Mann alles Hieherge= hörende, was uns in den Schriften der Alten gerettet worden ist, sammeln und beleuchten möchte. Einen Versuch dazu hat vor Kurzem Eusebius Salverte in seinem Werke: Essai sur la magie (Brüssel 1817), und noch ausführlicher in seiner Schrift: Des sciences occultes (Paris 1829. II Vol.), gemacht; allein dieser interessante Gegenstand ist dadurch noch keineswegs er= schöpft, oder auch nur in seinen wichtigsten Theilen gehörig auf= geklärt worden. Brewster sucht hier das noch Fehlende nach= zutragen, und das Ganze dieses Gegenstandes nach einen um= fassenden Plan zu behandeln. Sein Hauptzweck ist, auf diejeni= gen Sinnestäuschungen aufmerksam zu machen, die dann ent= stehen, wenn die Augen oder die Ohren aufhören, ihre Dienste zu leisten, oder wo sie dieselben auf eine krankhafte, ungewöhn= liche Weise leisten, und dafür die Operationen des Gemüths über die unmittelbaren Wahrnehmungen der Außenwelt vorherrschen, und Eindrücke hervorbringen, deren Ursache bloß in unserm In= nern liegt, ohne einem wahrhaften Gegenstande außer uns zu entsprechen.

Die fünf zunächst folgenden Briefe beschäftigen sich vorzüg= lich mit den Täuschungen, welchen unser Auge ausgesetzt ist. Der zweyte Brief spricht von dem Verschwinden sichtbarer Ge= genstände aus verschiedenen Ursachen. Den Anfang macht die schon von Mariotte gegebene Bemerkung, daß alle Menschen, wenn sie bloß auf einem Auge sehen, in Beziehung auf einen be= stimmten Punct vor ihnen immer vollkommen blind sind. Sieht man mit dem rechten Auge, so liegt dieser Punct stets nahe 15 Grade zur rechten des Gegenstandes, auf welchen man eben sieht, oder er liegt 15 Grade rechts von der Augenaxe. Sieht man bloß mit dem linken Auge, so liegt jener Punct 15 Grade links von der Augenaxe. Um sich davon zu überzeugen, lege man zwey gefärbte Oblaten auf ein weißes Blatt Papier, drey Zoll von einander entfernt, und sehe aus einer Entfernung von nahe 12 Zoll mit dem rechten Auge nach der links liegenden Oblate, so daß das rechte Auge genau über der linken Oblate steht, und daß die, beyde Augen verbindende Linie mit der die Oblaten ver= bindenden Linie parallel ist. Wenn man in dieser Stellung des Kopfes das linke Auge schließt, so sieht man, mit dem rechten Auge, die rechts liegende Oblate nicht mehr. Dieselbe Wirkung findet Statt, wenn das rechte Auge geschlossen, und mit dem linken nach der rechts liegenden Oblate gesehen wird *). Näher

*) Wenn das Experiment nicht sogleich gelingt, so drehe man nur, aber sehr langsam, den Kopf um die Linie, welche das offene Auge

darüber angestellte Versuche haben gezeigt, daß dieses Verschwinden der andern Oblate dann Statt hat, wenn die von ihr kommenden Lichtstrahlen auf denjenigen Ort des Hintergrundes des Auges (oder der Netzhaut) fallen, in welchem der eigentliche Sehnerve in diesen Hintergrund eintritt, so daß also dieser Nerve dort, wo er noch sehr dick und ohne feinere Aeste ist, für die Lichtstrahlen keine Reizbarkeit hat.

Eine andere optische Täuschung ist noch merkwürdiger. Wenn man einen Gegenstand mit den Augen länger fixirt, so sieht man die ihm zunächstliegenden nicht mehr, sie verschwinden gänzlich, obschon sie zuerst, obgleich nur durch ein indirectes Sehen außer der Augenaxe, sehr gut sichtbar waren. Am leichtesten bemerkt man dieß, wenn man dabey ein Auge schließt. Legt man z. B. eine weiße Oblate und ein schmales Streifchen weißes Papier auf eine grüne Unterlage, etwa 4 Zoll von einander, und betrachtet man in der Entfernung von 12 bis 18 Zoll die Oblate eine Weile unverwandten Blicks, so fängt das Papierstreifchen an, abwechselnd zu verschwinden und wieder zu erscheinen. — Das Auge sieht im Allgemeinen diejenigen Gegenstände am deutlichsten, die in der Axe desselben liegen, oder auf die es direct sieht, so daß alle zur Seite liegenden oder indirect gesehenen Gegenstände undeutlicher wahrgenommen werden. Demungeachtet, wenn wir einen sehr schwachen Gegenstand, z. B. einen sehr kleinen Stern, im Fernrohr am deutlichsten sehen wollen, müssen wir etwas von ihm wegblicken, ohne Zweifel, weil derjenige Theil des Hintergrundes des Auges, auf welchen die Strahlen der indirect gesehenen Gegenstände fallen, reizbarer oder weniger abgenützt ist, als der unmittelbar hinter der Linse stehende Theil der Netzhaut. Man kann dieß am besten in einem Zimmer bemerken, dessen Beleuchtung so schwach ist, daß es eben nur hinreicht, weiße Gegenstände sichtbar zu machen, oder das von der schwachen Glut eines fast erlöschenden Feuers beleuchtet ist. Aus diesen Erfahrungen lassen sich vielleicht die meisten sogenannten Geistererscheinungen erklären. Diese Gespenster sind stets weißlich, weil diese Farbe am besten im Dunkeln gesehen wird, und sie sind meist solche leblose Gegenstände, welche mehr Licht zurückwerfen, als andere sie umgebende. Hat der Gegenstand einzelne hellere Theile, so werden die dunklern von Zeit zu Zeit verschwinden und wieder erscheinen, wie in dem obigen Experimente, und der Gegenstand wird belebt und in Bewegung er-

---

mit der unter ihm stehenden Oblate verbindet, als um eine Drehungsaxe, wo man dann sofort diejenige Lage des Kopfes leicht findet, in welcher die andere Oblate gänzlich unsichtbar wird.

scheinen. An Täuschung des Auges will Niemand glauben, und doch betrügt es uns nur zu oft. »Ich glaube nichts, als was ich sehe,« hört man die Leute öfter sagen, und sie meinen Wunder wie sicher sie bey dieser Maxime gehen.

Dazu kömmt noch der merkwürdige Umstand, daß die feinen Nervenfasern der Sehhaut die Eigenschaft besitzen, daß sie durch einen äußern Druck phosphorisch werden. Drückt man den Augapfel durch den zwischen ihn und die Nase gelegten Finger, so sieht man einen Lichtkreis, der an Lebhaftigkeit der Farben öfter dem Pfauenschweife gleichkömmt. Diese Erscheinung läßt sich auch in einem ganz finstern Zimmer hervorbringen (m. s. Purkinje, Beyträge zur Kenntniß des Sehens, Prag 1823, und dessen neue Beyträge, Berlin 1825). So fahren bekanntlich bey einem plötzlichen Stoß des Auges förmliche Blitze aus demselben. Dasselbe bemerkt man öfters beym Niesen und Schneuzen, oder wenn man den Augapfel durch Wirkung seiner eigenen Muskeln stark seitwärts wendet u. s. Bey Krankheiten, vorzüglich des Magens, treten alle diese Phänomene noch stärker hervor, und solche Kranke sehen oft bey völliger Dunkelheit ein schwaches blaues Licht, ohne allen äußern Druck auf ihre Augen, wahrscheinlich weil die Blutgefäße einen solchen Druck auf die Netzhaut verursachen. Dieses blaue Licht nimmt öfter an Intensität zu, wird grün und selbst roth. Die lebhafte Einbildungskraft der Siechen schafft dann aus diesen Erscheinungen verschiedene Gestalten, die oft phantastisch genug sind, und wieder auf den Verstand selbst zurückwirken.

Hieher gehören auch die Phänomene der sogenannten complementären Farben. Wenn man eine aus rothem Papier ausgeschnittene Figur auf eine weiße Tafel legt, und sie eine Weile, doch unverwandten Blickes, ansieht, so wird man bald seitswärts von der Figur dieselbe, aber in grüner Farbe, erblicken, da roth und grün die complementären Farben sind, so wie violett und gelb, orange und blau, schwarz und weiß. Die Sonne, durch die Ritze eines rothen Fenstervorhangs scheinend, färbt die Gegenstände grün, und die Flamme einer Kerze unter einem blauen Weinglase hat eine gelbe Farbe. Kurz, so oft das Auge von einer Farbe stärker afficirt wird, erblickt es zugleich die compl. Farbe von jener. Wenn man die untergehende Sonne, wo ihr Licht schon sehr geschwächt ist, betrachtet, so sieht man bald darauf, oft durch mehrere Minuten, das Auge mag offen oder geschlossen seyn, ein Bild der Sonne, meistens zuerst braunroth oder grün mit rothem Rande. Newton's Versuche an seinen Augen sind an einem andern Orte dieser Blätter bereits mitgetheilt worden.

Wie viele Erscheinungen, die man früher zu dem Wunderbaren zählte, werden sich durch diese Erfahrungen erklären lassen. Unser Verf. führt eine solche von einem schwarzgekleideten Reiter auf einem weißen Pferde an. Man sah ihn, als eben die Sonne ihre Strahlen durch die kleine Oeffnung einer Wolke auf ihn warf. Darauf verschwand er auf einige Augenblicke hinter einem Busche, und als er auf der andern Seite des Busches wieder erschien, war der Reiter weiß und das Pferd schwarz.

Bekannt sind die Augenkrankheiten, wo man alle Gegenstände doppelt sieht, selbst mehrfach, z. B. den hellen Mond am dunkeln Himmel, wo man statt einem Monde oft drey und mehr sich schneidende Bilder dieses Gestirns erblickt. In andern Krankheiten sieht man nur die Hälfte der Gegenstände, auf die man sein Auge richtet, z. B. nur den obern oder nur den untern Theil der Menschen, denen man begegnet. Hieher gehört auch die Unempfänglichkeit sonst guter Augen für gewisse Farben. B. erzählt von einem Schuster in England, der nur weiß und schwarz, und sonst gar keine Farbe unterscheiden konnte, und an demselben Uebel litten auch seine beyden Brüder. Ein anderer erkannte die grüne Farbe nicht: roth und grün hielt er für einerley, so wie schwarz und scharlachroth, und auch dieses Mannes ganze Familie hatte denselben Gesichtsfehler. Ein Schneider zu Plymouth besserte ein schwarzseidenes Kleid mit carmoisinrothem Tuche aus. Andere konnten Blau von Nelkenbraun nicht unterscheiden, und für diese besteht das prismatische Farbenbild der Sonne nur aus zwey Farben, Gelb und Roth.

Brewster erzählt von sich selbst, daß er eines Abends eine vor ihm stehende brennende Kerze zum zweyten Male hart über seinem Kopfe, dicht an den Haaren desselben, erblickte. Er suchte lange vergebens die Ursache dieser Erscheinung in einer Krystallisation, die sich, wie er glaubte, in der Flüssigkeit seines Auges gebildet haben müsse. Endlich entdeckte ein gegenwärtiger Freund durch das Mikroscop ein feines, äußerst glattes, hell spiegelndes Stückchen Siegelwachs, das beym Erbrechen eines Briefes aufgesprungen, und in den Augenwimpern hängen geblieben war. Das Auffallendste war dabey, daß dieses Bild der Kerze ganz außerhalb der Sehweite, und gleichsam durch den Kopf gesehen wurde.

Der dritte Brief beschäftigt sich vorzüglich mit den sonderbaren Gesichtserscheinungen einer edlen Engländerin, Miß A.., die schon näher an sogenannte gespenstige Täuschungen gränzen. Diese aufgeklärte Dame wußte sehr wohl, daß diese Phänomene nur Täuschungen sind, und, obschon sie deßhalb um ihre Gesundheit nicht ohne Sorge seyn konnte, so unterhielt sie sich doch öfter

darüber mit unserm Verf. Sie erhielt von ihm ein Mittel, in allen Fällen zu unterscheiden, ob die ihr eben vorkommende Erscheinung reell oder imaginär sey. Zu diesem Zwecke durfte sie nur das eine oder auch beyde Augen mit den Fingern so drücken, daß ihr die Gegenstände, außer ihr doppelt vorkamen: war dieß mit der zu untersuchenden Erscheinung nicht auch der Fall, so wurde sie sofort als eine bloße Täuschung erklärt. Diese Dame sah zuweilen ihren Gatten ganz nahe vor ihr stehen zu einer Zeit, wo er verreiset war; das Phantom bewegte sich im Zimmer, schien ihr bald auszuweichen, bald sich ihr wieder zu nähern, und verschwand endlich an der Decke des Zimmers. Ein andermal sah sie eine Katze zu den Füßen ihres vor ihr sitzenden Mannes: sie wollte sie fangen, das Thier schien ihr entwischen zu wollen, und erst nach einiger Zeit wurde sie ihren Irrthum gewahr. Als sie eines Tages vor dem Schlafengehen ihre Haare vor dem Spiegel ordnete, erblickte sie in demselben das Bild einer nahen Verwandten in Grabtücher gehüllt, während diese Verwandte selbst, in einer andern Stadt Englands, sich in vollkommener Gesundheit befand. Zuweilen hörte sie, wenn sie allein im Garten auf- und abging, die Stimme ihres Mannes dicht neben ihr, ja sie vernahm ganze Gespräche über Oeconomie, von welcher sie beyde sonst oft zu sprechen pflegten u. dgl. Bemerken wir noch, daß die Dame von zartem Bau und schwacher Gesundheit war, und daß ihre häufigen Kränklichkeiten vorzüglich von Störungen der Verdauungswerkzeuge kamen. Sie hatte schon von Jugend auf eine sehr reizbare Einbildungskraft, und sprach ungewöhnlich oft und lange im Schlafe. Bonnet erzählt in seinem Essai sur les facultés de l'ame, daß Carl Lüllin, der in Genf die wichtigsten Staatsämter bekleidete, im wachenden Zustande häufig Erscheinungen von Menschen, Thieren, Wagen u. dgl. in seinem Zimmer gesehen habe. Diese Figuren bewegten sich vor ihm, wurden kleiner oder größer. Die Tapeten seines Zimmers verwandelten sich plötzlich in andere, reichere, oder bedeckten sich mit Gemälden. Alle diese Phantasmen erschienen ihm vollkommen deutlich, wie die wirklichen Gegenstände vor ihm, doch verwechselte er diese Visionen nie mit der Wirklichkeit. Auch genoß er eine beynahe ununterbrochene Gesundheit bis in sein zwey und neunzigstes Jahr.

B. sucht diese Erscheinungen zu erklären. Zuerst sagt er, daß selbst das gewöhnliche Sehen schon einer Art von Wunder gleicht, das wir noch nicht enträthseln können. Die äußern Gegenstände afficiren die Netzhaut: aber wie? — Hier stehen wir schon an einer Kluft, die wir nicht zu überspringen vermögen. Wahrscheinlich sind jene Erscheinungen nichts weiter, als lebhafte

Vorstellungen, die bey gewissen kränklichen Zuständen des Gesichtsorgans deutlicher hervortreten, und selbst stärker werden, als die wirklichen Sinneseindrücke. Die Gemälde im geistigen Auge werden lebhafter, als die im körperlichen Auge. Vielleicht ist auch das geistige Auge identisch mit dem körperlichen; vielleicht ist die Netzhaut nur die gemeinschaftliche Tafel, auf welcher sich beyde Klassen von Erscheinungen abbilden. Hat nicht vielleicht dasselbe bey allen von dem Gedächtnisse lebhaft hervorgerufenen oder von der Einbildungskraft geschaffenen Vorstellungen besonders im Schlafe Statt? Im normalen Zustande der Organisation stehen die relativen Intensitäten dieser beyden Klassen von Bildern auf der Netzhaut in einem richtigen Verhältniß. Die durch das Gemüth geschaffenen sind transitorisch und schwächer, als die andern permanenten, daher sie, im gewöhnlichen Zustande, hinter den directen Bildern der Gegenstände zurückstehen. Beyde Functionen zu gleicher Zeit und gleich stark zu verrichten, ist uns wohl unmöglich. Wie das eine Vermögen steigt, muß das andere sinken. In der Einsamkeit oder im Dunkeln treten die Schöpfungen des Innern hervor, und noch mehr geschieht dieß im schlafenden Zustande. Wenn sich der Geist im Nachdenken ganz auf seinen Gegenstand concentrirt, entschwinden ihm die Eindrücke der äußern Gegenstände, und der Mensch scheint blind und taub, während sein Inneres auf das Höchste aufgeregt ist.

Patonillet beschreibt den Zustand einer Familie, die zufällig durch Bilsenkraut (Hyoscyamus niger) vergiftet wurde. Der eine davon sprang in einen Teich; der andere rief, seines Nachbars Kuh sey gefallen; der dritte schrie, der Gulden würde nächstens auf einen Thaler steigen u. s. w.; zugleich sahen alle die Gegenstände um sich doppelt und in purpurrother Farbe.

Der vierte Brief behandelt die Mittel, optische Täuschungen hervorzubringen, und unter ihnen besonders die Spiegel und die Zauberlaterne. Das Ganze ist nicht wohl eines Auszugs fähig, ohne sich in Umständlichkeiten einzulassen. Der Verf. theilt mehrere Verbesserungen jener beyden Instrumente zu den genannten Zwecken mit, sucht dadurch früher Statt gehabte Erscheinungen zu erklären, lehrt selbst solche Erscheinungen hervorbringen u. dgl. Das Meiste davon ist interessant und unterrichtend, wie es denn von einem in diesen Gegenständen so bewanderten Manne, wie unser Verf. ist, nicht anders erwartet werden kann.

Im fünften Briefe wird erklärt, warum man so oft erhabene Gegenstände, wie z. B. geschnittene Steine, durch das Mikroskop als vertiefte erblickt, also Cameen als Intaglio's sieht.

Von diesen geht er zu der Beleuchtung der Körper mit homogenem Lichte über. Indem er das Licht der Sonne aus nur drey Farben zusammengesetzt annimmt: roth, gelb und blau, erklärt er jene Erscheinungen auf die bekannte Art. Wenn man ein rothes Tuch mit einem gelben Lichte erleuchtet, so erscheint es gelb, weil das Tuch nicht alle auf dasselbe fallenden gelben Strahlen absorbirt, sondern einen Theil derselben zurückwirft. Das blaue Tuch hingegen, durch gelbes Licht erleuchtet, scheint nahe schwarz, da es beynahe alle gelben Strahlen absorbirt, und daher fast kein Licht zurückwirft. Der Verf. gibt hier ein von ihm erfundenes Mittel, vollkommen gelbes Licht zu erzeugen, und beschreibt den Effect, den es auf eine bunt gekleidete Gesellschaft in einem mit Gemälden und Blumen besetzten Zimmer äußerte. Anfänglich, wo das Zimmer mit gewöhnlichem weißen Lichte erleuchtet ist, zeigen sich die schönen, muntern Farben dieser Gegenstände. Werden aber dann die weißes Licht gebenden Kerzen ausgelöscht, und die Lampen mit gelbem Lichte in das Zimmer gebracht, so entsteht eine erstaunenswürdige Veränderung. Die Mitglieder der Gesellschaft erkennen sich nicht mehr: alle Möbel, alle Gegenstände des Zimmers, selbst die bunten Blumen desselben haben nur eine Farbe. Die Gemälde, Tapeten und Zeichnungen haben das Ansehen, als wären sie mit Tusch gemacht. Die buntesten Kleider, der glänzendste Scharlach, das reinste Blau, das lebhafteste Grün — alles ist in ein eintöniges Gelb übergegangen. Selbst die Gesichter der Menschen sind mit dieser Farbe überzogen, und nur die bleichen werden noch bleicher erscheinen. Jeden Einzelnen belustigt das leichenähnliche Gesicht seiner Nachbarn, ohne zu bedenken, daß er ebenfalls die gespenstige Versammlung vermehren hilft. Wird dann ein weißes Licht in die eine Ecke des Zimmers gebracht, während der übrige Raum noch vom gelben Lichte voll ist, so leben die gegen das weiße Licht gewendeten Theile aller Gegenstände wieder auf, während die andern noch ihre Todtenfarbe beybehalten. Eine Wange des blühenden Mädchens erscheint in ihrer Rosenblüthe, während die andere von Todtenblässe bedeckt ist, und so wie die Personen ihre Stellungen ändern, zeigen sich die wunderlichsten Verwandlungen ihrer Farben.

Noch auffallender würden diese Erscheinungen seyn, wenn man, statt dem gelben, rothes oder blaues Licht in derselben Fülle und Intensität hervorbringen könnte. Allein dieß ist bisher noch nicht gelungen. B. sucht einige Anleitung dazu zu geben.

Wenn man eine silberne Münze gut polirt, dann die erhabenen Theile derselben durch Einwirkung einer Säure rauh macht, während die nicht erhabenen Theile ihre Politur beybehalten, und

wenn man endlich die so zubereitete Münze auf ein Stück rothglühendes Eisen legt, und sie dann, ohne das Eisen, in ein dunkles Zimmer bringt, so kann man jetzt die Inschrift der Münze im Finstern sehr deutlich lesen. Man hat dieß angewendet, um zwey verwischte und unleserliche Münzen noch zu entziffern. Auch das bloße Auflegen solcher Münzen auf glühendes Eisen, ohne Anwendung irgend einer Säure, bewirkt schon eine Oxydation, die für die erhabenen Theile der Münze eine andere, als für die tiefere, ist, und die daher die Züge der Münze lesbarer macht, wie die Münzkenner schon seit langer Zeit wissen.

Der sechste Brief handelt von der Fata Morgana und von den verschiedenen Wirkungen der horizontalen Strahlenbrechung. Haue beschreibt das sogenannte Brockengespenst, das er am 23. May 1797 auf dem Brocken oder Blocksberg im Harze sah, auf folgende Art. Bald nach Aufgang der Sonne trieb ein Wind dünne Wolken vor ihm her, auf denen er, beynahe in derselben horizontalen Richtung mit seinem eigenen Fußboden, eine, und bald darauf zwey ungeheure menschliche Gestalten erblickte, die alle seine Bewegungen der Hände und Füße genau nachmachten. Aehnliche Erscheinungen haben aufmerksame Beobachter schon öfter, auch an andern Orten, bemerkt. — Die Fata Morgana wird besonders häufig an der Meerenge von Messina, zwischen Sicilien und der italienischen Küste, gesehen. Wenn die Strahlen der Sonne einen Winkel von nahe 45 Graden mit dem Horizonte machen, so sieht der Bewohner der Stadt, wenn er sein Gesicht gegen die See kehrt, und die Sonne im Rücken hat, bey windstillem Wetter auf der Oberfläche des Wassers Palläste, Thürme, grasende Heerden, Armeen von Soldaten u. gl. Diese Gegenstände gleiten während der kurzen Zeit, die sie sichtbar sind, schnell über den Wasserspiegel hin. Man bemerkt leicht, daß diese Erscheinungen bloße Abspiegelungen von den Pallästen und Thürmen der Stadt oder von den Heerden sind, die in der Umgegend weiden. Wenn die Atmosphäre mit dichten Dünsten und Nebeln angefüllt ist, so sieht man diese Erscheinungen nicht bloß an, sondern auch über dem Wasser, oft in einer Höhe von 25 Fuß. Oefter haben diese Bilder rothe, blaue oder grüne Säume, mit welchen ihre Ränder eingefaßt sind. Auch in England sieht man häufig dergleichen Erscheinungen. Hastings z. B. ist von der französischen Küste 50 engl. Meilen (12½ deutsche) entfernt, und doch kann man diese Küste zuweilen, und zwar sehr deutlich sehen. Man kann bey vorzüglich günstigen Umständen die französische Küste von Calais bis Dieppe sehen, und zwar oft während eines Zeitraums von mehreren Stunden. Oft sieht man von der Meeresküste das verkehrte Bild eines entfernten Schiffes

oder auch zwey Bilder desselben, von welchen das obere aufrecht und das untere verkehrt ist, während doch das eigentliche Schiff, wegen der Rundung der Erde, noch ganz unsichtbar ist. Merkwürdig sind die Erscheinungen, die Capt. Scoresby in der Nähe von West-Grönland zu Ende des Junius 1820 beobachtete. Die Sonne hatte den ganzen langen Tag sehr rein und kräftig geschienen, so daß der Theer im Tauwerke seines Schiffs erweichte, und das geschmolzene Wasser von allen benachbarten Eisbergen in tausend kleinen Strömen herabfloß. Bären durchzogen in ganzen Heerden die Eisflötze, und Wallfische spielten munter in den Oeffnungen, die sich zwischen ihnen gebildet hatten. Gegen sechs Uhr Abends erhob sich ein langer Nebelstreif, der sich um den Horizont lagerte. Jetzt erblickte man in der Entfernung von drey deutschen Meilen eine Menge Schiffe mit ihren Segeln vor sich. Sie schienen sich lebhaft zu bewegen und verschiedene Lagen anzunehmen; einige hingen sehr schief zur Seite, andere waren ganz umgekehrt, oder auch in ihren Theilen sonderbar verdreht. Zugleich mit diesen Bildern der Schiffe zeigte sich auch ein Reflex der Eisberge in der Luft, der ganz die Vorstellung von einem halb zerstörten Saal mit Säulen von Alabaster gewährte. — Am 18. Junius, wo eine ähnliche Luftspieglung Statt hatte, schien Scoresby ein bezaubertes Schloß vor sich zu erblicken. Er wollte an diesem Tage, da er nahe an Grönland war, die Küste desselben aufnehmen, aber als er sie mit einem Fernrohre betrachtete, sah er die Gegenstände derselben sich immerwährend ändern. Ich glaubte, sagt er, eine alte Stadt von großem Umfange vor mir zu sehen, mit vielen Ruinen von Pallästen, Kirchen und andern Gebäuden, Säulen, Pyramiden u. dgl. Hinter ihnen erhoben sich große Felsmassen, oft ohne Basis, in der Luft über jenen Trümmern schwebend. Derselbe Gegenstand änderte seine Gestalt in jeder Minute. Jetzt sah er ein Schloß, dann auf derselben Stelle eine Kirche, einen Obelisk, dann eine Brücke, die sich horizontal immer länger zog, und dabey alles so deutlich, daß man sich des Gedankens kaum erwehren konnte, diese Dinge alle in der That vor sich zu sehen. — Andere ähnliche, nicht minder wundersame Erscheinungen wurden von Humboldt in Südamerika, von Turin und Soret am Genfersee; von Hughes am Aetna u. a. beobachtet.

Die sonst schon bekannte Erklärung dieser Phänomene gibt B. hier auf eine sehr einfache Weise. Wenn man zwischen das Auge und einen Gegenstand, z. B. eine Blume, eine gläserne, mit Wasser gefüllte Wanne stellt, und ein glühendes Eisen über der Oberfläche des Wassers halten läßt, so sieht man, über der wahren Blume, durch die Wanne zwey Bilder derselben, von

welchen das eine die Blume verkehrt, und das andere, obere Bild aufrecht vorstellt. Die Ursache ist in der Erwärmung des Wassers von dem glühenden Eisen, welche Erwärmung von der Oberfläche des Wassers bis zu seinem Boden immer zunimmt, so daß die Dichtigkeit des Wassers, durch diese Wärme vom Boden aufwärts immer geringer, und also auch die Strahlenbrechung durch das Wasser, in jedem Punkte desselben, eine andere ist. Derselbe Versuch gelingt besser noch, wenn Oel statt Wasser angewendet wird, und selbst ohne äußere Erwärmung anzuwenden, wird man diese Erscheinung hervorbringen können, wenn man die Glaswanne bis auf ihren dritten Theil mit klarem Syrup füllt, und dann den übrigen Raum mit Wasser ausgießt. Der Syrup verbindet sich nämlich nach und nach mit dem Wasser, und bildet eine stufenweise regelmäßig geänderte Dichte, die von der des Syrups bis zu der des reinen Wassers abnimmt. Die Anwendung auf mit Nebelmassen gefüllte Schichten unserer Atmosphäre bietet sich von selbst dar. Jene früher erwähnten Erscheinungen, wie das Brockengespenst u. dgl., sind aber offenbar Abspiegelungen der diese Phänomene sehenden Personen auf ihnen gegenüberstehendem Wolken, die zufällig sehr glatt sind, und entweder das Bild des Beschauers, oder seinen auf sie fallenden Schatten, gleich einem Spiegel, zurückwerfen. Man sieht sie daher nur bey Sonnenauf- oder Untergang, weil dann die Strahlen derselben mehr horizontal sind, und daher wieder in das Gesicht des Beschauers zurückgeworfen werden.

Der siebente Brief spricht von den Täuschungen des Gehörs. — Von den schon bey den Alten bekannten Mitteln, solche Täuschungen hervorzubringen, erwähnen wir hier nur des ägyptischen Labyrinths, von dem Plinius erzählt, daß es aus 1500 unterirdischen Zimmern mit 12 Pallästen bestanden habe, und daß bey den Oeffnungen einiger Thore derselben ein heftiger Donner aus dem Innern den Eintretenden entgegentönte. Ferner der im Alterthum berühmte sprechende Kopf des Orpheus auf Lesbos u. dgl. Viele dieser Orakel mögen sich in letzter Instanz auf ganz gemeine Betrügereyen reducirt haben. So fand der Bischof Theophilus, als er im vierten Jahrhundert die Statuen der heidnischen Gottheiten in Alexandrien zerstörte, mehrere derselben, die ausgehöhlt waren, und so gegen die ebenfalls durchlöcherte Wand standen, daß sich der Gaukelspieler hinter ihnen verbergen, und durch den Mund der Statue zu den unwissenden Zuschauern sprechen konnte. Die ähnliche Vorrichtung an dem sprechenden Kopfe am Hofe Carl's II. von England ist allgemein bekannt. — Wie viele auffallende und oft unerklärbare Erscheinungen in ganz gewöhnlichen Dingen ihren Grund haben,

hat man oft genug gefunden, wenn nüchterne und vorurtheilsfreye Menschen die Sache näher untersuchten — und noch viel öfter Wundern zugeschrieben, wenn Unwissenheit und Aberglaube mit ins Spiel traten. Unser Verf. erzählt mehrere Fälle dieser Art. Ein Mann hörte jede Nacht, nachdem er sich zu Bette gelegt hatte, einen auffallenden Ton, der einem aus der Ecke seines Zimmers kommenden Gewinsel glich, und nur etwa eine Minute anhielt. Er änderte seine Schlafstätte, selbst seine Schlafstube, und bettete sich in einem ganz entgegengesetzten Zimmer des Hauses — aber der wimmernde Ton verfolgte ihn auf allen seinen Wegen. Er gestand selbst, gebildet wie er war, daß er am Ende sich kaum einiger abergläubischer Ideen erwehren konnte. Erst nach vielen Monaten ergab sichs, daß der klägliche Ton von dem theilweisen Oeffnen der Thüre eines Nachttisches kam, der nur wenige Fuß von dem Kopfe des Schlafenden stand, und den er auch in alle seine Schlafzimmer mitgenommen hatte. Dieses Möbel pflegte er beym Zubettegehen fast ganz zu öffnen; da aber die Thüre desselben sich etwas klemmte, so öffnete es sich gleich darauf noch etwas mehr von selbst, und brachte dadurch jenen Ton hervor. Da dieses Selbstöffnen der Thüre kaum einen halben Zoll betrug, so blieb es so lange unbemerkt.

Stewart erzählt von einer Person, die alle Bewegungen eines Klavierspielers auf das Täuschendste nachahmte, während sie an einem gewöhnlichen Tische saß, und die Töne bloß mit ihrem Munde hervorbrachte. Die Augen aller Zuhörer waren auf das Instrument gerichtet, und, wenn man nur den Mund des Spielenden nicht betrachtete, so war die Täuschung vollkommen. Carey konnte das Pfeifen des Windes durch eine enge Oeffnung so gut mit seinem Munde nachahmen, daß er sich diesen Scherz öfter an öffentlichen Orten erlaubte, wo dann sofort z. B. im Kaffeehause fast immer einer aus der Gesellschaft aufstand, um zu sehen, ob alle Fenster geschlossen sind, während andere, mehr mit den Zeitungen beschäftigt, sich begnügten, ihre Hüte aufzusetzen, oder ihre Röcke zuzuknöpfen. — Daß bey solcher Gelegenheit die Bauchredner nicht übergangen werden, läßt sich voraussehen. B. erzählt einige der auffallendsten Fälle der berühmtesten Ventrilocutoren, Fitz James und Alexander. Bekanntlich fand Capt. Lyon auch sehr gewandte Bauchredner unter den Eskimaux, die auf ihre Kunst stolz und mißgünstig sind; daher jeder den andern zu übertreffen und seine Geheimnisse vor ihm zu bewahren sucht.

Der achte Brief handelt von der Erzeugung der Töne durch musikalische Instrumente, von den Schwingungspuncten der Saiten und Pfeifen, von den Schwingungen der festen Körper

und von verschiedenen acustischen Automaten. Alles schön dargestellt, und mit der Klarheit vorgetragen, die man an der Darstellung des Verf.'s schon gewohnt ist. Der eigentliche Entdecker dieser interessanten Erscheinungen, Chladni, wird sonderbarer Weise nicht genannt. Wir wollen nur bey der Interferenz des Schalles einige Augenblicke verweilen.

Bekanntlich entstehen die Töne durch die Luftwellen, welche durch die Erschütterungen elastischer Körper erregt werden. Wenn z. B. eine gespannte Saite mit dem Finger geschnellt oder eine Glocke mit dem Hammer geschlagen wird, so werden alle Theile der Saite oder der Glocke in zitternde, vibrirende Bewegungen versetzt, und diese theilen sich der umgebenden Luft in der Gestalt von Wellen mit, die unser Gehörorgan afficiren, und dadurch einen Ton erzeugen, ganz eben so, wie ein in das Wasser geworfener Stein auf der Oberfläche desselben Wellen erzeugt, die sich immer weiter verbreiten, und zugleich immer schwächer werden, je mehr sie sich von dem Orte, wo der Stein das Wasser traf, entfernen. Die Anzahl dieser Wellen oder dieser Schwingungen der Luft in einer bestimmten Zeit gibt die Höhe des Tons, so daß derselbe desto höher wird, je mehr Schwingungen der Ton z. B. in einer Secunde macht.

Monochord nennt man ein Instrument, das aus einem Kasten von dünnem elastischen Holz besteht, auf welchem eine gleichförmig dicke und dichte Saite aufgespannt ist, die man mittels eines beweglichen Steges mannigfaltig verkürzen kann. Nehmen wir an, daß diese Saite zwischen ihren beyden Endpuncten so gespannt sey, daß sie, ohne den Steg zu gebrauchen, den Ton der bekannten A-Saite der Violine gebe. Setzt man dann den Steg in der Mitte dieser Saite auf, wodurch sie daher in zwey Theile getheilt wird, deren jeder nur halb so lang ist, als die ganze Saite, und streicht man die eine oder die andere Hälfte dieser Saite mit einem Bogen, so hört man die nächst höhere Octave des vorigen Grundtons der ganzen Saite, d. h. man hört denjenigen Ton, den man bey der Violine auf der E-Saite mit dem dritten Finger zu greifen pflegt. Stellt man aber den Steg so, daß ein Theil der Saite genau $^1/_3$, also der andere $^2/_3$ der Länge der ganzen Saite hat, und streicht man dann mit dem Bogen den letzten oder längeren Theil der Saite, so hört man die nächst höhere Quinte des vorigen Grundtons A, oder man hört den Ton E. Stellt man den Steg so, daß die beyden Theile der Saite $^1/_4$ und $^3/_4$ der ganzen Länge derselben betragen, so gibt der letzte oder längere Theil die Quarte oder den Ton D. Eben so gibt der Theil $^4/_5$ die große Terz, $^3/_5$ die Sext, $^8/_9$ die Secunde und $^8/_{15}$ die Septime des Grundtons. Dasselbe einfache

Instrument lehrt uns auch die Anzahl der Schwingungen kennen, die jedem dieser Töne eigenthümlich zugehören. Der erwähnte Grundton A der Violine z. B. gibt nahe 430 Schwingungen in jeder Secunde, und die nächst höhere Octave gibt zweymal, die folgende Octave viermal, die dritte Octave achtmal so viele Schwingungen, während die nächstniedere Octave dieses Grundtons nur $^1/_2$, die ihr vorhergehende $^1/_4$, die dieser vorhergehende Octave nur $^1/_8$ Schwingungen gibt u. s. w. Um nun auch die Zwischentöne zu untersuchen, die in jeder Octave enthalten sind, so hat man, wenn die Schwingungen des Grundtons während einer Secunde durch die Einheit ausgedrückt werden, und wenn man von ihr allmälich durch jene Zwischentöne aufsteigt, für die Secunde $^9/_8$, für die Terz $^5/_4$, Quart $^4/_3$, Quint $^3/_4$, Sext $^5/_3$, Septime $^{15}/_8$ und für die nächst höhern Octaven selbst zwey Schwingungen in einer Secunde. Wenn daher die A-Saite der Violine während jeder Secunde 430 Schwingungen gibt, so gehören zu ihrer Terz oder zu dem nächst höheren Ton C schon 537, zur Quart oder zum Ton D aber 573 und zur Quint oder zu dem Tone E endlich 645 Schwingungen in jeder Secunde. Ueberdieß beträgt der Umfang der dem menschlichen Ohre noch vernehmbaren Töne kaum 9 Octaven. Dem tiefsten Männertone entsprechen 192, dem höchsten 633; dem tiefsten Frauentone aber 576 und dem höchsten 1720 Schwingungen in einer Secunde. Wenn die Schwingungen in einer Secunde die Zahl 16,380 übersteigen, so hören wir keinen eigentlichen Ton mehr, sondern nur eine Art von Zischen.

Wenn nun von zwey gespannten Saiten jede genau denselben Ton, also auch dieselbe Zahl von Schwingungen hat, so wird, wenn sie zugleich klingen, die Stärke des Tons verdoppelt werden. Wenn aber beyde Saiten nur sehr nahe im Einklange sind, wenn z. B. die erste 100 und die andere 101 Schwingungen in einer Secunde macht, so werden wohl noch bey der ersten Schwingung beyde Töne zusammenfallen, und daher, wie zuvor, doppelt stark gehört werden. Allein bey den folgenden Schwingungen wird die andere Saite immer mehr voraus eilen, und sie wird endlich bey der funfzigsten Schwingung eine halbe Schwingung vor der ersten Saite voraus haben. Auch wird der Anfangs auf das Doppelte verstärkte Ton beyder Saiten immer schwächer werden, bis er endlich, bey dieser funfzigsten Schwingung, ganz verschwindet, wo daher ein Moment erfolgt, in welchem beyde Töne einander aufheben, und eine augenblickliche vollkommene Stille eintritt. Von dieser Epoche an wird dee gemeinschaftliche Schall beyder Saiten wieder stärker werden, bis er bey der hundertsten Schwingung wieder, wie im Anfang, am stärksten ist; eine zweyte, dritte Stille tritt dann wieder bey

der 150sten, 250sten, 350sten Schwingung ein, so wie die größte Stärke des Tons in die 100ste, 200ste, 300ste Schwingung fallen wird.

Man kennt die ganz analogen Erscheinungen bey den verschiedenen Farben des Lichtstrahls, die hier übergangen werden können, da sie schon früher, bey der Anzeige des Herschel'schen Werkes über das Licht, in diesen Blättern, wenigstens nach ihren wesentlichsten Momenten, mitgetheilt worden sind (Jahrb. d. Lit. Bd. LXVIII. S. 169). Die Erklärung beyder Phänomene gibt unser Verf. (S. 233) auf eine sehr einfache und deutliche Weise durch die Wellen, welche zwey Steine, die in einiger Entfernung von einander in das Wasser geworfen werden, auf der Oberfläche desselben hervorbringen. Treffen die Erhöhungen der Welle des einen Steins mit der Erhöhung der andern Welle zusammen, so wird dadurch ihre Wirkung auf die Oberfläche des Wassers vereinigt, und die gemeinschaftliche, doppelte Welle ist auch doppelt so hoch, als jede einzelne vor der Vereinigung war. Sind aber die beyden Wellen genau so weit von einander entfernt, daß die Erhöhung der einen in die Vertiefung der andern fällt, so zerstören sich diese zwey Wellen gegenseitig, und das Wasser wird, an dieser Stelle, weder erhöht, noch erniedrigt. Betrachtet man mehrere solche auf einander folgende Wellen, wie sie von zwey Steinen auf dem Wasserspiegel gebildet werden, so sieht man gewisse Linien von hyperbolischer Gestalt auf der Oberfläche des Wassers, in welchem gar keine Wellen bemerkt werden, und ganz eben so ist es auch mit den Wellen, welche die Töne in der Luft und die Lichtstrahlen in dem Aether erregen.

Den Beschluß dieses Briefes macht die Anführung der vorzüglichsten akustischen Kunstwerke und Automaten. Der Mechaniker Le Droz in der Schweiz verfertigte für den König von Spanien die Figur eines Schafes, welches das Blöcken dieses Thieres auf das vollkommenste nachmachte. Maillardet in Edinburgh machte einen Vogel von der Größe eines Colibris, der, wenn die kleine Büchse, in welcher er enthalten war, auf den Tisch gestellt wurde, den Deckel derselben aufstieß, und, nachdem er eine Weile mit seinen Flügeln geschlagen hatte, vier Melodien mit reizendem Tone vortrug. — Berühmter noch sind die Vaucanson'schen Automaten, besonders sein Flötenspieler, den er i. J. 1736 beendigte, und dessen innere Einrichtung von der k. Acad. der Wiss. in Paris als ganz frey von allen trügerischen Vorkehrungen bezeugt wurde. V. beschrieb i. J. 1738 diese Einrichtung selbst in einem eigenen Werke. Die Ente desselben Künstlers, die er 1741 verfertigte, machte nicht nur alle Bewegungen dieses Thieres auf das täuschendste nach, und konnte das

ihr hingeworfene Futter nicht nur zu sich nehmen, sondern auch verdauen. Auch sein Pfeifer und Tamburin-Spieler, deren Verfertigung ihm viele Schwierigkeiten machte, erregte die Bewunderung aller Zuschauer, selbst der geschicktesten Mechaniker. Bey der Construction dieser Maschinen überzeugte er sich, daß das Flageolet ein die menschliche Lunge sehr angreifendes Instrument sey, indem die Brustmuskeln eine Kraft von 56 Pfund ausüben müssen, um die höchsten Töne desselben zu erzeugen, während für die tiefsten Töne schon eine Kraft von zwey Loth genügt. Wichtiger noch sollte das Automat werden, durch das V. den Blutumlauf im menschlichen Körper vorstellen wollte. Das Gefäßsystem dazu sollte aus Caoutschuk gemacht werden, und Ludwig XVI., der sich sehr für diesen Gegenstand interessirte, wollte unsern Künstler sammt einem geschickten Anatomen nach Guyana reisen lassen, wo der Baum, der diese Substanz liefert, einheimisch ist. Schwierigkeiten, welche sich später gegen diese Reise erhoben, entmuthigten den Künstler, und machten ihn endlich seinen Plan ganz aufgeben. Die vorzüglichsten dieser Automate von Vaucanson hat der bekannte Beireis an sich gekauft, von wo sie, nach dessen Tode, in den Besitz des preuß. geh. Raths Harlem kamen.

Gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts wurden mehrere Versuche gemacht, Sprechmaschinen auszuführen. Die k. Academie der Wiss. zu St. Petersburg gab 1779 eine Preisfrage darüber, die Kratzenstein gewann. Kempelen in Wien trieb die Sache noch viel weiter, obschon er, mit seinen eigenen Leistungen nicht ganz zufrieden, sie nicht öffentlich, sondern nur seinen nächsten Freunden zeigte. Immerhin konnte er es nur dahin bringen, seine Maschine einzeln vorgegebene Sylben und Worte, oft täuschend genug, aussprechen zu machen. Willis in Cambridge ist seitdem auf dem Wege seiner beyden Vorgänger weiter geschritten, so wie auch Savart (in dem Edinb. Journ. of Science, Nro. 8) bedeutende Beyträge zur Vervollkommnung dieses Gegenstandes lieferte.

Der neunte Brief handelt von den Modificationen, die der Schall bloß durch natürliche Veranlassung, ohne Beyhülfe der Kunst, erleidet. Es ist merkwürdig, daß man lang entfernte Freunde nicht mehr an Gestalt und Gesichtszügen, aber oft sogleich an der Stimme derselben wieder erkennt. Diese Eigenheit benützte Lord Byron sehr glücklich, dessen Manfred in dem hectischen Phantom der Astarte die Züge seiner Geliebten nicht erkennt, aber bey dem ersten Worte derselben ausruft:

— — Sprich, o sprich!
Ja deine Stimme ist's — ich leb' in diesem Schall.

Bekanntlich verliert der Schall in verdünnter Luft sehr von seiner Stärke. Auf dem Montblanc ist der Schall einer abgefeuerten Pistole nur mehr dem Geräusche eines Schwärmers zu vergleichen. Und doch detoniren die Meteore in einer Höhe von mehr als zehn Meilen über uns noch immer mit einem heftigen, einem starken Donnerschlage ähnlichen Getöse. Welche Kraft muß das seyn, die in einer so verdünnten Luft noch solche Explosionen hervorbringt. Wir mögen immerhin zufrieden seyn, daß diese Erscheinungen nur in so großer Höhe über uns vorgehen. In der Nähe würden sie wahrscheinlich unserm Leben und unsern Wohnungen große Gefahr bringen, und dem Erdbeben ähnliche Wirkungen erzeugen.

Von den vorzüglichsten Echo-Arten erwähnt unser Verf. dasjenige, welches die Villa des Marchese Simonetti bey Mailand gibt, und welches ein rein ausgesprochenes Wort 40, und den Knall einer Pistole 56 bis 60 Mal wiederholen soll. Im Park zu Woodstock soll ein Echo bey Tage 17 und bey Nacht 20 schnell nach einander ausgesprochene Sylben wiederholen. Birch erzählt von einem außerordentlichen Echo zu Roseneath in Argyleshire, das 8 bis 10 Trompetentöne, aber um ein Drittheil des Tons tiefer, und nach einer Pause neuerdings, wieder um ein Drittheil tiefer als zuerst, wiederholte.

Manche sonst ganz gesunde Ohren hören sehr hohe, andere wieder sehr tiefe Töne gar nicht mehr. Savart hat kürzlich gezeigt, daß das menschliche Ohr, bey einer vortheilhaften Organisation desselben, noch so hohe Töne unterscheiden kann, die 24,000 Schwingungen in einer Secunde machen. Auch halb taube Personen hören oft die feinere Stimme der Frauen oder der Kinder viel besser, als die starke, aber tiefe männliche Stimme. Bey sehr dichter Luft werden die tiefern Töne allmälich ganz unhörbar, weil ihre Schwingungen in dem dichten Medium immer langsamer werden. Die Taucher unter ihren Glocken haben oft Gelegenheit, diese Erfahrung zu machen.

Ueber die im Alterthume berühmte Statue des Memnon und über tönende Felsen hat der Verf. das Vorzüglichste von S. 278 — 290, die der deutsche Uebersetzer mit einer interessanten Note über El Nakuhs am Berge Sinai begleitet.

Der zehnte Brief handelt von der körperlichen Stärke und der Muskelkraft der Menschen und Thiere. — Daß ein Mensch, auf dem Rücken liegend, Füße und Schultern auf einer Unterlage ruhend, auf seiner Brust einen Amboß tragen, und darauf Eisen schmieden lassen kann, ist jetzt eine allgemein bekannte Sache. Allein noch vor dem sechzehnten Jahrhundert gehörten diese Productionen zu den außerordentlichsten, obschon Vopiscus von

einem gewissen Firmus, der im dritten Jahrhundert n. Chr. lebte, dasselbe erzählt. Gegen das Jahr 1700 legte Joyce zu London ganz ungewöhnliche Proben seiner Körperkraft ab. Er hatte entdeckt, daß der menschliche Körper, bloß durch Hülfe gewisser Stellungen und Lagen, sehr große Kraft ausüben kann. Er stemmte sich daher gegen einen Zug von Pferden, und hob ungeheure Lasten. Da man seine Kunstgriffe bald entdeckte, so fand er schon in wenig Jahren viele Nachahmer, die, ohne eben viele körperliche Stärke zu besitzen, die überraschendsten Productionen auszuführen wußten. Auf eine ähnliche Weise wußte sich der bekannte Eckeberg aus Anhalt-Bärnburg zu helfen, der in ganz Europa unter dem Namen Simson bekannt wurde. Unser Verf. führt mehrere der auffallendsten Kunststücke Eckeberg's S. 294 ff. mit umständlichen Zeichnungen an, und sucht sie, im Allgemeinen wenigstens, zu erklären. Nicht weniger ausgezeichnet war Thomas Topham, der sich gegen d. J. 1730 in London sehen ließ, und allgemeine Bewunderung erregte.

Der eilfte Brief spricht von den mechanischen Automaten. Schon die Alten verfertigten bewegliche Dreyfüße, die sich von selbst dem Tische näherten, und von ihm wieder entfernten, wie Aristoteles und Philostratus in dem Leben des Apollonius erzählt. Derselbe Aristoteles spricht von den wandelnden Statuen des Dädalus, die man binden mußte, damit sie nicht davon liefen (?). Nach Aulus Gellius besaß Archytas von Tarent (der 400 Jahre v. Chr. lebte) eine hölzerne Taube, die fliegen konnte. — Hieher kann man auch die Wasseruhr zählen, die Harun al Raschid (i. J. 800) dem K. Karl dem Großen zum Geschenk machte. Darauf wurden die Stunden durch das Oeffnen und Schließen von zwölf kleinen Fenstern auf dem Zifferblatte angedeutet, aus welchen kleine Kugeln auf ein messingenes Becken rollten, und dadurch auch dem Gehöre die Stunden anzeigten (m. s. Annales Loiseliani. Ann. 807). Auch der berühmte Astronom Regiomontan soll mehrere solche Automaten mit großer Geschicklichkeit verfertigt haben, einen hölzernen Adler, der dem Kaiser Maximilian bey seinem Einzug in Nürnberg (7. Juny 1470) entgegenflog; eine eiserne Fliege, die von Hand zu Hand flog u. dgl. Kaiser Karl V. beschäftigte sich in der klösterlichen Zurückgezogenheit seiner letzten Jahre ebenfalls sehr viel mit solchen Gegenständen, wobey ihm der berühmte Mechaniker Janellus Turrianus aus Cremona vorzüglich behülflich war. Nach geendeter Tafel ließ er den Tisch mit Automaten aller Art, Soldaten, Kämpfer, Flötenspieler u. s. f. besetzen. Bekannt ist auch der Wagen, den Camus zur Unterhaltung Ludwig's XIV. verfertigte. In einer

von zwey Pferden gezogenen Kutsche saß eine Dame, ein Bedienter und ein Page, welche beyde hinten auf standen. Der Wagen fuhr auf dem Tische hin und wieder, und wenn er der Stelle, wo der König saß, nahe kam, stieg der Page ab, öffnete den Kutschenschlag, und schob die Dame heraus, die dem König eine Bittschrift übergab, sich dann wieder in den Wagen setzte, und weiter fuhr, während der Bediente, der vorher abgestiegen war, hinter dem Wagen herlief, und dann auf seinen vorigen Platz sprang.— Alle diese und ähnliche Automaten übertraf, nach Brewster's Ansicht, der künstliche Schachspieler, den Kempelen i. J. 1769 in Preßburg vorzeigte. Unser Verf. gibt hier S. 314 u. f. davon eine sehr umständliche Beschreibung mit mehreren Zeichnungen. Er ist der Meinung, daß der Künstler zu seiner Production sich weder einer fremden, in dem Kasten versteckten Person, noch auch seiner eigenen Einwirkung auf die Maschine, z. B. durch geheime Fußtritte, Magnete u. s. bedient habe. Doch gestand K. selbst, daß die Leistungen seines Automaten mit einer Täuschung verbunden seyen, und daß die Maschine ihre Partien nur gegen diejenigen Personen gewinne, gegen die er selbst sie gewinnen würde. Ueber diese Maschine ist zur Zeit ihrer Erscheinung viel geschrieben worden, das jetzt mit Unrecht vielleicht vergessen ist. Unser Verf. erwähnt noch vieler anderer Automaten von Droz, Maillardet u. a. Wichtiger möchte die Bemerkung seyn, daß die Liebhaberey an solchen Spielen, die vorzüglich das achtzehnte Jahrhundert auszeichnet, den Grund zu Entdeckungen höherer, nützlicher Art legte. Die Räder und Getriebe, die sich in jenen Automaten, durch ihre Kleinheit, fast dem Auge entzogen, kamen in dem staunenerregenden Mechanismus unserer Spinn- und Dampfmaschinen wieder hervor. Die Elemente des sogenannten Purzelmännchens wurden in dem Chronometer benützt, durch den wir jetzt unsere Schiffe über den bahnlosen Ocean leiten. Dieselben Maschinen, die sonst nur zum Zeitvertreibe der Zuschauer oder zur Bereicherung des Künstlers dienten, sind jetzt dazu bestimmt, den Nationalreichthum zu befördern.

Noch gibt der Verf. in diesem Briefe nähere Nachricht von der Stickmaschine Duncan's, die viele tausend Hände in Schottland, besonders in Glasgow, für andere Arbeiten frey gemacht hat; von Watt's Maschine, die Statuen drechselt, oder eigentlich sie copirt und verkleinert darstellt, und endlich von Babbage's Rechenmaschine, die sich durch Scharfsinn und Vollendung in so hohem Grade auszeichnet, die astronomische und nautische Tafeln selbst berechnet, ihren Fehler, wenn sie einen begeht, sogleich selbst verbessert, und die vollendeten, richtigen

Tafeln endlich auch selbst, ohne weitere fremde Hülfe abdruckt. Bloß die umständlichen Zeichnungen zu dieser Rechenmaschine bedecken eine Fläche von 400 Quadratfuß.

Der zwölfte und dreyzehnte Brief endlich handelt von den künstlichen Productionen der Chemie. Diese Wissenschaft, obschon sie den Namen einer solchen erst in unsern Zeiten verdiente, war von jeher die reichhaltigste Quelle der sogenannten Wunder. In ihren Laboratorien schweiften Alchymisten und Magiker und Betrüger aller Art uneingeschränkt herum, um durch Blendwerke den menschlichen Geist zu täuschen. Der Verf. erläutert hier das Verfahren, Feuer aus dem Munde auszuhauchen, das unsere Taschenspieler schon so gut kennen, das aber auch schon im zweyten Jahrhundert n. Chr. der Syrier Eunus gebrauchte, sich an die Spitze des Sclavenaufstandes in Sicilien zu stellen, und der Rabbi Barchochebas, die Juden in ihrem letzten Aufstande gegen Hadrian glauben zu machen, daß er der von dem Himmel gesandte Messias sey. — Die Kunst, auf glühendem Eisen oder Kohlen zu gehen, übten schon die Priesterinnen der Diana in Cappadocien, wie Strabo erzählt. Der Engländer Richardson, der gegen 1690 lebte, kaute glühende Kohlen, verschlang geschmolzenes Glas und Bley u. s. Unser Verf. sucht diese und ähnliche Dinge seinen Lesern auf eine einfache Art zu erklären, von dem aber, wie es scheint, Vieles nur auf Hörensagen, nicht auf eigenen Erfahrungen beruht. Hieher gehören die Versuche mit Asbest, die Aldini aus Mailand ausführte, um bey Feuersgefahren Leben und Eigenthum zu retten; ferner die Sicherheitslampe von Davy u. s. w.

Es ist bekannt, daß der Mensch längere Zeit in einer sehr hohen Temperatur sich aufhalten kann, ohne dadurch Schaden zu nehmen. Banks und Solander hielten zehn Minuten in einem Zimmer aus, das auf 80° Réaum. geheitzt war. Blagden verweilte acht Minuten in einem auf 91° R. geheitzten Zimmer, ohne besondere schmerzhafte Empfindungen zu fühlen. Ihre Körper behielten dabey den Grad natürlicher Wärme, und wenn sie auf ein Thermometer hauchten, so sank dasselbe um viele Grade. Blagden nahm Eyer und Beef-Steaks mit in seine Heitzstube, und legte sie daselbst auf eine zinnerne Unterlage in der Entfernung vom Ofen, in welcher er selbst sich aufhielt. Die Eyer waren in 20 Minuten vollkommen hart gesotten, und das Beef-Steak war in 47 Minuten nicht nur gahr, sondern beynahe trocken geworden. Noch weiter trieb diese Versuche Chantry in England. Der Ofen, den er zum Trocknen seiner Formen braucht, gibt dem Zimmer, in dem er steht, eine Temperatur von 140° R., wobey der eiserne Boden der Stube nahe roth-

glühend wird. Und doch gehen die Arbeiter in demselben mehrere Minuten herum, wobey ihre hölzernen Schuhe von dem glühenden Boden verkohlt werden.

Das Vorhergehende wird genügen, die Erwartungen des Lesers zu berichtigen, und dem Ganzen seinen richtigen Standpunkt anzuweisen. Der gelehrte und belesene Verf. hat in seiner Schrift sehr viel Interessantes und Nützliches zusammengetragen, und überall, wo er es vermochte, die Erklärung sonst unerklärbarer Erscheinungen beygegeben, wobey er nicht selten viel Scharfsinn entwickelt, überall aber seine umfassende Kenntniß des Gegenstandes bewährt, besonders wenn er die optischen Erscheinungen bespricht, die so recht eigentlich in sein Fach gehören. Eigentliche Kunststückchen oder Anleitung, sie zu machen, findet man hier nur wenige, da es die vorzüglichste Absicht des Verfassers ist, solche Erscheinungen, deren Grund man früher nicht angeben konnte, zu erklären, sie mögen dann ihren Ursprung in der Natur, in der Kunst oder selbst in absichtlichen Täuschungen haben. Noch weniger Aehnlichkeit wird man zwischen diesem Werke und Halle's oder gar Eckartshausen's Aufschlüssen zur Magie finden, und dieß offenbar zum Vortheile der hier vorliegenden Schrift, die sich eben so sehr vom Mysticismus zu entfernen sucht, als Eckartshausen darauf hinarbeitet. Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und Bekämpfung des Aberglaubens und aller Vorurtheile war der Hauptzweck des Verf.'s, und er scheint ihn, wenigstens größtentheils, erreicht zu haben. Desto mehr muß es aber dem unbefangenen Leser des Werkes auffallen, so viele Dinge von dem Verf. als reell angeführt zu finden, die doch offenbar in die Reihe der Mythen gehören. Was soll man z. B. von den Luftbildern in Cumberland denken, die uns Brewster S. 160 zum Besten zu geben sich nicht entblödet. Oder von der Kornmühle, die Turrianus für Kaiser Karl V. verfertigte, und die so klein war, daß sie in einem Handschuh Raum hatte, und doch in einem einzigen Tage so viel Korn mahlte, als zur Nahrung von acht Menschen erforderlich war. Selbst die S. 374 angeführten Selbstverbrennungen, die so abenteuerlich klingen, scheint der Verf. in Schutz zu nehmen, obschon er sich eines leisen Zweifels an ihrer Wahrheit nicht ganz enthalten kann.

Der Uebersetzer hat mit Sorgfalt gearbeitet, doch sind ihm einige Nachläßigkeiten oder Undeutlichkeiten entschlüpft, wie sich deren z. B. S. 20, 35, 168, 235 u. f. finden. Gewichte und Meilen sollten in den bey uns gewöhnlichen Ausdrücken angegeben seyn, damit der deutsche Leser nicht so oft nachsehen muß, was eine englische Meile oder ein Loth im Avoirdupois-Gewicht be-

deute. Endlich hätten wir noch am Schlusse des Werks eine alphabetische Inhaltsanzeige gewünscht, um die vielen im Werke zerstreuten Nachrichten ganz verschiedener Art leicht wieder aufzufinden zu können. Brewster hat zwar selbst keines gegeben, aber dieß kann kein Grund seyn, daß auch der Uebersetzer eine in der That nothwendige Zugabe des Werkes ebenfalls von sich weise, eine um so nothwendigere Zugabe, da der im Anfange des Werkes gegebene Inhalt der einzelnen Briefe zu jenem Zwecke nicht hinreicht, und da überhaupt die Vertheilung der Materialien durch die ganze Schrift etwas sonderbar, und der Vortrag mehr cursorisch, als nach den Gegenständen geregelt erscheint.

Littrow.

Art. VII. Andeutungen über Mathematik und Philosophie, und ihr Verhältniß zu einander. Von Georg Mally. Grätz 1834, bey Damian und Sorge.

Als der berühmte Reisende, Dr. Seetzen, auf seinem Zuge nach dem Orient in Constantinopel ankam, besuchte er, der selbst für einen Reisenden sehr ungewöhnliche astronomische Kenntnisse besaß, vor allem den türkischen Hofastronomen, in der Absicht, von ihm nähere Nachrichten über den Zustand der Sternkunde im Orient zu erhalten. Er fand den guten Alten in der Mitte seines Zimmers auf seinen Füßen sitzen, und von einer Menge alter Karten, Globen und abgenützter Instrumente umgeben, meistens von der Art, wie man diese Dinge nur noch bey unseren Trödlern zu finden pflegt, die sich in ihrer Bescheidenheit Antiquare zu nennen belieben. Er bemerkte nur zu bald, daß die eigentlich astronomischen Kenntnisse des Besitzers dieser Herrlichkeiten in dieselbe Klasse mit seinem gelehrten Hausrathe gehören, und daß er an dieser Quelle seinen wissenschaftlichen Durst wohl nicht befriedigen werde. Halb aus Mitleid, halb aus Lust zur Mittheilung, die diesen jungen Reisenden so sehr auszeichnete, und die auch seinen sehr zu beklagenden schnellen Untergang an der Ostküste Afrika's herbeyführte, wollte er nun die Rollen wechseln, und den grauen Lehrer, von dem er nichts zu lernen hatte, mit den großen Fortschritten bekannt machen, welche die Wissenschaft seit dem letzten Jahrhundert in dem Abendlande gemacht hatte. Er sprach von den neueren Instrumenten, welche die älteren so weit hinter sich zurücklassen, von der verfeinerten Beobachtungskunst, von der an das Wunderbare gränzenden Erweiterung der mathematischen Analyse, von den zahllosen Entdeckungen, durch welche unsere Kenntnisse des Himmels bereichert wurden — aber er bemerkte bald, daß sein bärtiger Schüler,

der ihn auch wohl nicht völlig verstand, nur mit Gleichgültigkeit und mit jener theilnahmlosen Kälte zuhörte, die den Menschen jenes Landes so gewöhnlich ist, so lange ihre Leidenschaften nicht besonders aufgeregt werden. Seetzen hielt es daher für besser, dem Flusse seiner Rede Einhalt zu thun, und, ehe er weiter ginge, vorerst zu fragen, was der gelehrte Herr wohl zu dem bisher Gesagten meinen möge. — »Ich habe schon davon gehört,« sagte der Alte stolz lächelnd; »Ihr seyd also noch, wo Ihr vor langem waret, bey dem bloßen Körper der Wissenschaft: wir aber,« setzte er, seinen Bart selbstgefällig streichelnd, hinzu, »wir aber haben den Geist derselben erfaßt.« — Er meinte damit die Astrologie, die er die Blüthe der Astronomie nannte, und der er im ächt orientalischen Styl eine Lobrede hielt. Seetzen, in allen seinen Erwartungen getäuscht, überließ den Sterndeuter seinem Braße, und verfolgte seine Reise.

Nicht viel besser, als ihm, ging es dem Referenten, als er dem vorliegenden Werke seinen Besuch abstattete. Er gesteht aufrichtig, daß ihn ein Buch, das sich auf seinem Aushängeschilde als reine Philosophie ankündigt, seit längerer Zeit schon nur wenig anzulocken pflegt, weil er unter dieser Firma schon gar zu oft getäuscht worden ist, und, so oft er auch in diesen Häusern eingesprochen hat, meistens unbefriedigt und mit leeren Händen wieder herausgehen mußte. Aber das neue Schild hatte auch einen neuen Reiz. »Philosophie und Mathematik, und ihr Verhältniß zu einander.« — Das läßt sich hören, dachte er, da kann es was zu lernen geben, für das eine oder fürs andere, oder vielleicht gar für alle beyde.

Mit diesen Gesinnungen trat ich ein in das geheimnißvolle Haus — und mit welchen trete ich wieder heraus? Es ist schwer zu sagen. Ich bin noch ganz geblendet, nicht eben von dem vielen Lichte, das in dem Hause herrscht: im Gegentheil, ich fand's sehr dumpf und finster; aber seit ich wieder außen bin, scheint mich das klare, helle Tageslicht zu blenden. Doch das wird sich, hoffe ich, legen, und so sehr mich auch die Augen schmerzen, hier ist's, ich fühle es selbst durch diesen Schmerz, hier ist es besser, und ich gehe nicht zurück, und will mit Dr. Seetzen weiter wandeln.

Man wird Wunder glauben, was ich durch diesen Eingang vorbereite. Nun auch dieser Eingang ist nur ein Schild, und warum sollte denn nicht auch mein Schild, wie so viele andere, etwas mehr oder auch etwas weniger sagen, als der Leser desselben hineinzulegen für gut finden mag. Er trete nur ein und sehe selbst zu: das Uebrige wird sich finden.

Zuerst will ich also, der Wahrheit zur Steuer, gestehen,

daß ich, was ich am meisten fürchtete, nicht gefunden habe: das Thier mit dem struppigen Haar, mit dem stieren Blick und mit dem unverständlichen Gebelle, das man, gemeinweg, einen Naturphilosophen zu nennen pflegt. Der Verfasser dieses Werkes macht davon eine ehrenvolle Ausnahme. Er ist bemüht, seinem Vortrage eine gewisse Solidität, selbst Eleganz zu geben, und sich überall von den Fehlern und Barbareyen frey zu halten, durch welche so viele unserer neuen sogenannten Philosophen ihr Mißachten des Publicums, der Wissenschaft und ihrer selbst kund gegeben haben. Die Schrift liest sich gut, und kann, von dieser Seite betrachtet, nur Lob verdienen.

Allein dieß ist auch nur die Außenseite, die äußere Schale, nicht der Kern, den jene nur umschließt, und auf den es hier doch eigentlich ankommen muß. Dieser Kern aber — wo ist er, und worin besteht er?

Ich mußte lange suchen, bis ich es fand, und weiß im Grunde noch nicht recht, ob ich es auch in der That gefunden habe. Der Vortrag des Verf.'s ist, der vorhergehenden Anerkennung seiner Eleganz unbeschadet, etwas diffus, bald discursorisch, bald im Predigerton, nahe wie einst Herder seine Philosophemata abzuhandeln pflegte, und dieser Manier ist schwer den Puls zu fühlen. Auch fehlt ein Inhaltsverzeichniß, denn das kleine, vorgesetzte ist so gut wie keines, und Aufschriften und Unterabtheilungen, etwa leere Paragraphe ausgenommen, findet man im ganzen Buche nicht. So viel sieht man indeß, daß der Hauptzweck des Verf.'s ist, der Philosophie und der Mathematik ihre Quellen und ihre beyderseitigen Gränzen und Unterschiede anzuweisen.

Da wir besorgen, die Ansichten des Verf.'s gegen unsern besten Willen zu entstellen, wenn wir sie mit unsern eigenen Worten wieder geben, so wollen wir ihn in den Hauptstellen, welche den erwähnten Zweck der Schrift betreffen, selbst reden lassen.

»Die ganze Mathematik,« heißt es S. 111 u. f., »geht aus dem Zero hervor, und alle Zahlen und Figuren dieser Wissenschaft sind nur das Zero in endlicher Form. Eben so gehen alle Sternensysteme des Universums und alle auf denselben lebenden Wesen aus der Weltseele hervor, und sind nur das Abbild derselben in endlicher Form.« Damit ist die Quelle, oder, wenn man lieber will, das Princip der beyden Wissenschaften bestimmt.

»Was das Zero für die Mathematik, das ist die Weltseele für die Lebenswissenschaft, d. h. für die Philosophie.« Damit ist der Gegenstand der beyden Wissenschaften bestimmt.

»Philosophie und Mathematik gehen beyde aus dem Leben hervor, und so wie in der letzten jede Größe in der Idee die Darstellung des unendlichen Formellen in einer endlichen oder bestimmten Form ist, eben so ist in der ersten Wissenschaft jedes Individuum die endliche Darstellung eines an sich unendlichen Lebens. Beyde Wissenschaften haben demnach (?) das Gesetz mit einander gemein, daß alles, was in die Erscheinung tritt, unter einer bestimmten Form erscheinen muß. Diese Form ist bey organischen Wesen (den Gegenständen der Philosophie) Leben und Form zugleich, bey mathematischen Größen aber ist sie bloße, durch menschliche Abstraction gewonnene Form.« Und damit soll das Gesetz der beyden Wissenschaften bestimmt seyn. »Außer diesem Gesetze,« heißt es weiter, »haben beyde Wissenschaften nichts mit einander gemein. In diesem Puncte treffen sie zusammen, und von hier aus scheiden sie sich.«

Wir wünschen, daß dem Leser nun alles recht klar und deutlich erscheinen, und daß er, durch das Ebengesagte, den Kreis seiner Erkenntniß der beyden Wissenschaften gehörig erweitert finden möge. Da wir dieß nur wünschen, ohne ihm seine Erklärung darüber abzufordern, so wird er auch uns alle weitere Erklärung, wie uns die Sache vorkömmt, freundlich erlassen. Hanc veniam damusque petimusque vicissim, und wie mich dünkt, zu unserer beyder Vortheil.

Da diese Schrift über Mathematik und Philosophie volle 325 Seiten füllt, so kann es nicht fehlen, daß beyde Wissenschaften an mehreren Stellen des Werkes umständlicher besprochen werden. Der Mathematik widerfährt diese Ehre vorzüglich in dem Abschnitte von S. 16 bis 35, und sonst noch passim bey Gelegenheit; den meisten übrigen Raum aber hat, wie sich ohnehin versteht, die Philosophie für sich in Beschlag genommen.

Verweilen wir einige Augenblicke bey der ersten dieser Wissenschaften. — Hier heißt es nun gleich im Eingange S. 16, daß die Mathematik nur die Form, die Schale aller Dinge betrachtet, während die Philosophie den in dieser Schale verschlossenen Kern, das eigentliche Wesen und Leben aller Dinge, zu ihrem Gegenstande hat. Die Arme mag sich trösten, wie sie kann, ihrer so viel reicheren Schwester gegenüber. Wir aber, die wir zu keiner der beyden Fahnen geschworen haben, wollen diesen Ausspruch des mahomedanischen Astrologen auf sich beruhen lassen, und uns mit Dr. Seetzen schweigend zurückziehen. — Sehen wir indessen zu, was wir in unserem pythagorischen Schweigen von unserem Philosophen in Beziehung auf Mathematik lernen können.

Sonst hieß es, diese Wissenschaft habe die Dimensionen des Raums und die Verhältnisse derselben zum Gegenstande. Unser Verf., der hier, wie an so vielen Orten, die Sprache der neueren Stoa spricht, setzt dafür S. 16: »den unendlichen Zeitenraum und die unendliche Raumzeit.« Welche Composition! Vanae finguntur species. Der Raum bezieht sich auf das Nebeneinanderseyn und die Zeit auf das Aufeinanderfolgen. Was soll nun Raumzeit und Zeitraum seyn? Welche Paarung ganz unverträglicher Dinge! Serpentes avibus geminantur, tigribus agni. Und dieses monströse Amalgama soll der Stoff seyn, aus welchem die Mathematik ihre Wahrheiten zieht. — Auf der folgenden Seite wird dieses Unding, die Raumzeit, durch ein anderes erklärt, mit dem es vollkommen identisch seyn soll, nämlich mit dem Zero, das auf folgende Art definirt wird: »Das Zero oder die Raumzeit ist an sich Einheit, aber nicht das Einzelne selbst; es ist die Einheit aller Zahlen und Figuren, aber selbst weder Zahl noch Figur; ein Zahlloses, das aber alle Zahlen in sich enthält; es ist kein Punct und keine Figur, aber der ideale Inhalt aller Puncte und Figuren« u. s. w. Aut delirat auctor aut versus facit. Wie um aller Götter willen kann man so unverdautes und unverdauliches Zeug in die Welt hineinschreiben, und dabey noch so eine ernste Miene beybehalten. Und durch dieses alberne Gewäsche will man uns die Wissenschaft, den wahren Geist der Wissenschaft kennen lehren. Wie entblößt von Geist und Wissenschaft muß der seyn, der sich so etwas auf diese Weise auszuführen nicht entblödet. Wir meinen dabey nicht unsern Verf. selbst, der an dieser und noch so mancher andern Sünde seines Werks im Grunde ganz schuldlos ist, da er hier, wie an andern Orten, nur die Cruditäten der Herren treufleißig abgeschrieben hat, die er auf der letzten Seite seines Werks alle auf einmal auftreten läßt, »um ihnen seinen tiefsten Dank abzutragen.« Wo er selbst und aus sich selbst spricht, geht alles ziemlich nüchtern und verständig her; aber desto auffallender stechen gegen diesen einfärbigen Hintergrund die purpurei panni ab, mit welchen er sein Werk zu verschönern bemüht ist.

Im Verfolge dieser gelehrten mathematischen Dissertation erhalten wir nun auch eine Definition der Einheit, die bekanntlich immer für sehr schwer gehalten wurde. Euclid verfährt dabey auf eine eigene Art. Er sagt: Einheit ist das, nach welchem man jedes Ding eins nennt, das man eben so nennt.

Das will heißen: »Ihr Thoren wißt es ohnehin, drum brauch ich es Euch nicht erst zu sagen, was Eins ist.« — Nicht so unser Verfasser. Nach ihm »ist das wirkliche Eins oder die

Idee des Eins nichts anderes, als das Zero, indem es durch den Gedanken des Menschen als aus sich heraustretend gesetzt wird, und dieß (das Heraustreten) geschieht, wenn es in seiner Totalität als Zero bejaht oder verneint wird. Das Zero ist daher von der Einheit dem Wesen nach nicht verschieden, und das Eins ist nur ein in die Erscheinung getretenes, ein zeitliches, ein endlich gewordenes Zero.« — Man weiß wohl, welcher der S. 325 angeführten grund- oder stockgelehrten Philosophen dieß gesagt hat. Aber soll ein sonst nüchterner Mann sofort nachthun, was so eben ein Maniacus vor ihm gethan hat? Was kann jener für sich anführen, das diesen allenfalls entschuldigt? Und wir, die Leser dieser Herren, sollen wir daraus Mathematik oder doch das eigentliche Wesen dieser Wissenschaft erkennen lernen? Man glaube aber nicht, daß dieß nur einzelne, abgebrochene Stellen sind, denn derselbe Galimathias geht durch ein ganzes Kapitel durch. Nachdem S. 19 der Gemeinplatz über das verrufene »Sich selbst setzen« der Menschen, Thiere und selbst der Himmelskörper, in Form einer Note, weitläufig genug hingesetzt worden ist, fängt S. 21 das alte Delirium wieder an, indem es daselbst heißt: »Das Zero zeigt sich erstens als ein durch das Setzen aus sich herausgetretenes, aber im Setzen wieder in sich zurückgehendes, daher unerschöpfliches Unendliches, und zweytens auch als ein aus sich heraustretendes, erschienenes, und eben deßwegen endliches Zeitliches.— Das Zero aber dauert immer, und das Eins ist vergänglich. Das Zero ist eine endlose Zeit, und das Eins ist nur ein Moment. Das Zero ist in seiner Einheit das, was die unendlich vielen Eins, wenn sie für die Erscheinung möglich wären, in der Vielheit sind. Was die Erscheinung in der Vielheit ist, das ist das Wesen in der Einheit. — Da nun das Eins wohl seinem Wesen, aber nicht der Erscheinung nach gleich dem Zero ist, so ist auch das unendlich Kleine wohl dem Wesen, aber nicht der Erscheinung nach gleich dem unendlich Großen.« — Und dieß soll Philosophie seyn! Oder wird es als Mathematik Preis gegeben? Mir ist nur klar, daß es von beyden eben so weit, als von allem gesunden Menschenverstande entfernt ist. Es ist wahr, die Stellen, wie sie hier mitgetheilt wurden, sind zwar genau und nach dem Worte wieder gegeben, aber sie folgen sich in dem Buche nicht so unmittelbar auf einander, woraus jedoch nicht geschlossen werden darf, daß der Zusammenhang unterbrochen worden ist, denn von diesem ist überhaupt in dem ganzen mathematischen Capitel keine Rede. Wer wird auch, wo der Sinn so gänzlich fehlt, Zusammenhang suchen wollen. Uebrigens erinnert mich dieses Zero mit allen seinen wunderbaren Attributen lebhaft an die vielerley Nichtse, mit welchem wir einmal in der Schule von

unserem guten, aber höchst pedantischen Lehrer geplagt worden sind. Da gab es ein Nihilum positivum, negativum, affirmativum, comparativum, ein nihilum reale, formale, substantiale, und was dergleichen nichtswerthe Nichtse alle seyn mochten, deren jedes durch eine ellenlange, schulgerechte Definition auf das Genaueste bestimmt, und von den andern unterschieden werden mußte. Wenn es doch unserm Verf. gefallen hätte, uns aus seinem Zero, das doch wohl am Ende auch nur wieder ein Nichts seyn wird, ich will nicht sagen, die ganze Mathematik, die nach seiner Behauptung daraus als aus einer Quelle entsprungen ist, sondern nur einen einzigen der bisher bekannten Sätze dieser Wissenschaft abzuleiten. Aber so weit versteigen sich unsere Philosophen nicht gerne, die in der Ordnung, selbst die meisten Koryphäen ihrer Schule nicht ausgenommen, von der ganzen Mathematik Nichts, d. h. mit andern Worten, bloß das Zero kennen, daher sie denn auch nur über dieses so viel zu sagen wissen. Aus dieser ganzen Schule, obschon sie bereits über ein halbes Jahrhundert besteht, und sich über ganz Deutschland verbreitet hat, ist bisher auch nicht eine mathematische Entdeckung hervorgegangen, so viel auch darüber geschwätzt worden ist. Wie sollte es auch! Erkennt nicht jeder, der diese Wissenschaft nur eben von der Schwelle begrüßt hat, gleich an den ersten Worten, die einer dieser Philosophen darüber uns zum Besten gibt, daß er nicht einmal mit den Elementen derselben bekannt ist, daß er nicht einmal irgend ein Compendium dieser Wissenschaft gelesen oder verstanden hat? So oft sie sich von ihrem hochtrabenden, unverständlichen Geschwätze herablassen, um sich selbst auch nur durch ein Gleichniß oder durch ein Beyspiel zu erläutern, erblickt man sogleich die Klauen des Idioten, und durch die Löcher des philosophischen Mantels die grause Nacktheit, die sich in ihrer Ohnmacht so gerne brüsten möchte. Auch davon liefert unsere Schrift mehr als einen Beweis, obschon sie meistens nicht auf Rechnung des Verfassers, sondern auf die seiner Vorgänger zu setzen sind, deren Worte und Einfälle hier nur wiederhallen. Wenn es S. 31 heißt: »Die Idee der geraden Linie ist schon in der Sphäre enthalten;« oder wenn S. 33 gesagt wird: »Die Figuren der Geometrie kann man in höhere und niedrigere theilen: jene sind Modificationen der Sphäre, als Ellipsen, Ellipsoide, parabolisch und hyperbolisch begränzte Figuren; diese aber, die unvollkommenen, sind Verkümmerungen der Sphäre, als Würfel, Dodecaeder, Quadrate, Dreyecke u. s.; so mögen diese Diatriben immerhin zu jenen philosophischen Rodomontaden gezählt werden, von denen wir keine strenge Rechenschaft zu fordern gewohnt sind. Aber auch sie verrathen schon

den Meister in der Kunst, und oft ist schon ein mißbrauchtes Wort genug für den, der Augen hat, zu sehen, daß der Herr Professor seine Sache nicht versteht. »Ach die Mathematik ist eine schöne Wissenschaft,« sagte mir letzthin ein sonst in andern Dingen sehr vielseitig gebildeter Mann, »aber auch eine schwere. Ich habe mich oft angesetzt, aber ich konnte nicht über den Graben kommen, und alles, was ich erreichte, das waren die Kegelschnitzeln.« Das zufriedene Lächeln, mit dem er das letzte Wort aussprach, ließ mich in seinem Gesichte lesen, daß er eigentlich das Gegentheil von sich dachte, und daß er immerhin weit genug, wenigstens viel weiter, als die meisten andern, gekommen sey, weil er noch von den Kegelschnitten, wie er glaubte, mitsprechen konnte, obschon er, durch seine Schnitzeln, die ihm noch von dem gestrigen Tische her geläufig seyn mochten, zeigte, daß er nicht nur die Sache, sondern auch den Namen derselben bereits lange gänzlich vergessen hatte. Eben so hier. Es stößt gegen die ersten mathematischen Conceptionen an, zu sagen, »daß die gerade Linie schon in der Sphäre enthalten sey.« Es müßte wenigstens der Kreis gemeint seyn, obschon auch der nicht hergehört. Wer aber vollends sagt: »Die Parabel und die Hyperbel sind bloße Modificationen der Sphäre,« der kann auch Kegelschnitzeln sagen, ohne daß er einer weitern Rüge werth gefunden werden darf. Hat doch jedes Handwerk seine eigene Sprache, und wer darüber reden will, als Meister reden will, muß diese Sprache kennen. Und die Mathematik soll nicht dasselbe Recht ansprechen? Es ist aber gegen allen mathematischen Sprachgebrauch, das Ellipsoid oder den Cubus oder das Dodecaeder eine Figur zu nennen. Wer das thut, kann auch das Dreyeck einen Körper, die Linie einen Punct nennen, und überhaupt alle Begriffe sammt ihren bisherigen Benennungen mißbrauchen oder wild durch einander werfen.

Aber, wie gesagt, diese und ähnliche Stellen sind es nicht, die hier eigentlich gemeint sind. Beyspiele und besondere Fälle sind es, durch welche diese Herren ihre eigene Unwissenheit verrathen, so oft sie sich, von ihren Wolken steigend, bis zu ihnen hernieder lassen. In unserer Schrift finden sich, wie überhaupt in allen Schriften dieser Art, nur wenige, aber so viel ihrer sind, so viele Beweise liefern sie auch von dem aufgestellten Satze. »So wird,« heißt es S. 23, »das Unendlichkleine, wenn es unendlich oft gesetzt wird, dem Unendlichgroßen gleich.« Mit diesen wenigen Worten zeigt der Verf. klar und deutlich, daß ihm nicht bloß der Geist, sondern selbst der erste Begriff der sogenannten höhern Analysis fehlt. Doch das ist auch wohl von einem Philosophen der neueren Schule schon zu viel gefordert.

Nur sollte er dann auch nicht über eine Sache sprechen, von der er so ganz und gar nichts weiß. Aber die sogenannte Elementar-Mathematik wird ihm doch bekannt seyn? — Wir wollen sehen.

»Wenn das Eins durch zwey, drey, vier u. f. getheilt wird, so kann diese Theilung ins Unendliche fortgehen, und obschon jeder Quotient immer kleiner wird, so wird doch die Summe aller Quotienten dem Eins niemals gleich werden« (S. 22). O Herr Philosoph, was werden Ihre Jungen zu Hause sagen, wenn sie Ihnen nachrechnen. Also die Summe der Brüche $^1/_2$, $^1/_3$, $^1/_4$, $^1/_5$ ... auch ins Unendliche fortgesetzt, soll nie gleich eins werden. Zählen Sie doch, ich bitte, nur die ersten drey dieser Brüche zusammen, und Sie werden, wenn sie anders Brüche addiren können, die Summe derselben bereits größer als eins finden. Und nun sollen doch, wenn wir Ihnen glauben dürfen, alle diese unendlich vielen Brüche zusammengenommen noch nicht einmal gleich eins seyn! Und doch wollen Sie die Wissenschaft reformiren, und die Gränzen bestimmen, bis zu welchen sie vorschreiten darf, und weiter nicht. Ohe jam satis est.

Die Mathematiker also werden, wie es scheint, aus dem Buche wenig lernen. Aber die Philosophen dafür wohl desto mehr? — Mag seyn. Es ist schwer, über diese Dinge so bestimmt zu sprechen, wie über die vorhergehenden. Wir können hier nicht mehr wägen und messen und rechnen, und wo dieses fehlt, fehlt nur gleich das Beste. Mir schien es oft, um nicht zu sagen immer, daß diese Herren, wenn sie sich an ihre Spieltische setzen, oft selbst nicht recht die gute, gangbare Münze von den bloßen Spielpfennigen unterscheiden können, und daß sie sich gegenseitig mit Dingen zahlen, deren Werth, um den mildesten Ausdruck zu gebrauchen, sehr problematisch ist. Mehr als volle zwey Jahrtausende sind verflossen, seit die Griechen die Philosophie zu cultiviren angefangen haben. Nun wohlan, welche Hauptfrage dieser Wissenschaft ist seit dieser langen Zeit so ins Reine gebracht worden, daß gegen die Beantwortung derselben nichts weiter zu erinnern wäre. Man nenne uns nur eine, eine einzige, und wir wollen zugeben, daß diese zwey Jahrtausende gut zugebracht worden sind. Wenn dieß aber nicht der Fall seyn sollte, wenn wir, nach so langer Zeit, nach den angestrengten Bemühungen so vieler der scharfsinnigsten Menschen aus allen Jahrhunderten und aus allen Ländern, noch immer auf dem Puncte stehen sollten, auf welchem wir anfangs standen — was sollen wir dann von diesen Bemühungen und von dem Gegenstande selbst, dem sie zum Opfer gebracht wurden, was sollen wir dann davon denken?

Unser Verfasser geht die meisten dieser Hauptfragen nach der Reihe durch. Er sucht sie auch zu beantworten. Das haben alle seine Vorgänger auch gethan. Aber wie weit sind wir mit allen diesen Antworten gekommen? Wissen oder nicht wissen, etwas oder nichts wissen — das ist die Frage.

Was dieselben Griechen vor zweytausend Jahren in der Mathematik als wahr erkannten, das wird auch heute noch als wahr befunden. Das System, welches sie in ihrer Zeit aufstellten, steht auch in unsern Tagen noch fest. Was soll man aber von einer Wissenschaft denken, die bloß in den letzten Jahrzehnden mehr als zehn neue, einander widersprechende Systeme aufgestellt hat, und die, nicht bloß ihre Farbe, wie das Chamäleon, sondern die, ein nie zu fesselnder Proteus, mit jedem neuen Tage ihre Gestalt, ja ihr ganzes Wesen ändert. Welche Veränderungen, welche Umwälzungen haben nur wir selbst, seit unsern eigenen Tagen; erlebt; welch Geschrey, welche Barbarey, welche unwürdige Befehdungen, und noch immer ist des Drängens und Treibens kein Ende. Armes Menschengeschlecht, dir ist ein traurig Loos gefallen.

Die Rede ist aber hier von der Philosophie, von der höchsten, von der Königin aller Wissenschaften, wie sie sich in ihrer Bescheidenheit selbst zu nennen pflegt. Und wer ist sie denn, daß sie sich so nennt? Was ist ihr eigentliches Geschäft, ihr Zweck, ihr letzter Grund? — »Die Philosophie ist,« sagt unser Verf. S. 112, »der Zweck und die Bestimmung alles irdischen Daseyns; ihre Sache ist es, auf den Werth oder Unwerth jedes menschlichen Strebens aufmerksam zu machen (also auch z. B. die Mathematik am Gängelbande zu führen), und kurz, sie ist das leitende Princip für alle Wissenschaften.« — Das leitende Princip? Ut si coecus iter monstrare vellet. Wenn nun aber dieser Leiter die Wege nicht kennt, und sich selbst nicht leiten kann. Demungeachtet, denn »sie ist die klare Sonne, die alle Wissenschaften erleuchtet« (etwa wie eine Laterne, die andern leuchtet und selbst nicht sieht), »und ihr wohlthätiges Feuer ist es, das alle Geister innerlich erwärmt.« — Ach Gott, mich friert, wenn ich nur an das Feuer denke.

Jedoch alle Hoffnung brauchen wir deßhalb nicht aufzugeben. Noch ist nicht aller Tage Abend geworden, und was eine auch noch so lange Vorzeit nicht gebracht, kann die Zukunft, kann vielleicht das nächste Jahr schon bringen. Auch versichert uns der Hr. Verf. S. 116, daß diese glücklichen Tage nicht mehr fern von uns, oder vielmehr, daß sie schon angebrochen seyen. Bisher hätten sich, heißt es, die Philosophen nur gezankt und sich gegenseitig bestritten, ohne zu irgend einem der gewünschten

Ziele gelangen zu können. Aber nun sey endlich die wahre Philosophie, nachdem sie alle ihre Gährungsprocesse durchgegangen, gar geworden, und »die reine Auffassung und Einführung derselben gehört unserer Zeit an, unserer Zeit, in welcher die Weltweisheit wieder zur Natur zurückzukehren anfing, von welcher sie sich seit Sokrates entfernt hatte.« — Glückliche Tage, in denen wir leben! Wenn es nur auch gläubige Tage wären. Jedoch der Glaube, wie alles Gute, soll von oben kommen, und so wollen wir denn auch hier das Beste hoffen.

Uebrigens wird es, zur Verhütung von Mißverständniß, kaum nöthig seyn, ausdrücklich zu bemerken, welche Art der Philosophie, denn es gibt leider gar viele derselben, hier eigentlich gemeint sey. Gewiß nicht die, die ihre Benennung mit Recht von dem heiligen, dem Menschen inwohnenden Streben nach Aufklärung und nach Wahrheit überhaupt erhalten hat, so lange diese Wahrheit nur überhaupt dem menschlichen Geiste als absolut unerreichbar erscheint. Wer gegen diese Philosophie auftreten wollte, müßte zugleich dem Verstande und der Natur selbst Hohn sprechen, und die Bestimmung des Menschen zu jener des Thiers erniedrigen wollen. Was kann es, selbst für höhere Wesen, Größeres und Edleres geben, als Wahrheit, und wo diese selbst nicht völlig erreicht werden kann, als immerwährendes, unermüdliches Ringen nach derselben, um ihr wenigstens so nahe als möglich zu kommen, ein nüchternes, parteyloses, bescheidenes Ringen um den schönsten Kranz, um den edelsten Preis, der dem menschlichen Geiste hienieden gesetzt worden ist. Was hat aber dieses alles mit dem anmaßenden und empörenden Treiben und Stoßen unserer neuesten philosophischen Secten gemein? Selbst die Anführer dieser Secten, mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen, sprechen von ihrem Dreyfuße herab von Dingen, deren Kenntniß dem Menschen vielleicht für immer versagt ist, gleich Inspirirten, mit einer Gewißheit, die an Impudenz gränzt, mit einer Verachtung aller anders Denkenden, die auch den Billigsten zu ähnlichen Empfindungen gegen sie auffordert, und mit einer Sprache endlich, die wahrhaft entsetzlich, und so recht eigentlich dazu bestimmt zu seyn scheint, die Barbarey der finstersten Jahrhunderte wieder über uns heraufzuführen. Diese sogenannten Philosophen sind es, die nun schon ein halbes Jahrhundert unter uns ihr Wesen treiben; die bereits eine große Anzahl der besten, talentvollsten Jünglinge in ihren Abgrund hinabgezogen haben; die uns verführten, unsere Zeit und Kraft mit den unnützesten aller Dinge zu vergeuden, und dafür in allem Guten und Nützlichen hinter andern Nationen zurückzubleiben; die unsere Literatur in einem Maße verderben, daß kein Ausländer mehr mit ihr zu thun

haben will; die unsere Sprache auf eine Weise mißhandeln, daß wir selbst sie nicht mehr verstehen, und die eben dadurch endlich auch unsern Verstand zu Grunde richten, und uns zum Gegenstande des allgemeinen Erbarmens, wo nicht des Abscheus, machen werden, wenn der Fluth des Unheils, die von allen Seiten auf uns einbricht, nicht gesteuert wird. Und dazu wünschte ich alle aufzufordern, die Kraft dazu in sich fühlen, und denen die Ehre ihrer Literatur und ihrer Sprache, denen ihr Vaterland und die wahre Philosophie selbst noch werth und theuer geblieben ist.

Es wurde bereits oben bemerkt, daß Ref. weit entfernt ist, in dem Verf. dieser Schrift einen unserer Philosophen der letztgedachten Art gefunden zu haben. Wo er immer selbst spricht, hört man den in Sprache und Ausdruck gebildeten Mann, der seinen Gegenstand, der sich selbst und sein Publicum zu achten weiß. Aber nicht immer spricht er selbst, und nur zu oft läßt er jene, und in ihrer Sprache für sich reden. Die Leser mögen selbst aus den bereits im Vorhergehenden mitgetheilten Stellen dieser Art ihr Urtheil fällen. Uns kann es nur schmerzen, einen sonst so braven Mann nach dieser Seite hinhängen zu sehen. Wie kann er nur glauben, daß diese Leute, denen er so treufleißig nachschreibt, und deren Worte er, wie kostbare Perlen, die sie fallen ließen, demüthig aufliest, daß sie auch nur das Geringste von den Dingen wissen, von welchen sie so dreist und anmaßend schwätzen. Wir wollen hier, der Kürze wegen, nur einige derselben näher anführen. Zuerst einige Proben der neuesten Astronomie dieser Herren.

S. 106 wird gezeigt, warum die Himmelskörper so bedeutend groß sind. »Weil sie nämlich als Träger und Entwicklungsorte des organischen Lebens erscheinen« — und S. 107, warum sie so regelmäßig und so weit von einander abstehen: »Weil sie nämlich so viel Stoff aus dem endlosen Aethermeere an sich ziehen müssen.« — S. 109 wird die Bewegung der Planeten um die Sonne dadurch erklärt, daß durch ein höheres Gesetz das Auseinanderseyn der Sonne bedingt ist. — S. 110 heißt es: Sonne und Planeten sind lauter lebende Wesen, und auch der zwischen ihnen schwebende Aether ist nichts anderes, als Leben, oder vielmehr bloß die Verlängerung (der Rüssel) dieser Weltkörper, wodurch sie unter einander sich berühren. Bald darauf wird bewiesen, daß dieser Aether und das Licht eins und dasselbe sind, daß nämlich das Licht nur der himmlische, aber schon unter einer irdischen Form erscheinende Aether ist u. dgl. m.

Allein noch ganz andere Sprünge sieht man diese philosophischen Tanzkünstler machen, wenn sie einmal auf dem ihnen eigen-

thümlichen Boden, auf dem Moorgrunde der Metaphysik, angelangt sind. Hier sind sie ganz zu Hause, und nichts ist so hoch oder so tief, was sie nicht erreichen, was sie nicht in ihr kleinstes Detail herab erklären und über alle Zweifel erheben könnten. So wird S. 41 gezeigt, ob auch der Schöpfer selbst, wie die von ihm geschaffene Welt, sich nur nach und nach, oder ob er sich auf einmal entwickelt hat. S. 44 wird die Zeit, Jahr und Tag der Weltschöpfung, genau bestimmt. S. 46 wird die Art, wie die Welt geschaffen worden ist, so beschrieben, als ob der Erzähler dabey gewesen, und am Ende wohl gar selbst mitgeholfen hätte. S. 45 wird dargethan, daß Gott durch den Act der Schöpfung nicht schwächer geworden ist, und nichts von seiner ursprünglichen Kraft verloren hat. S. 262 wird die Vergleichung zwischen dem Geiste des Schöpfers und dem des Menschen aufgestellt, und beyde werden gegenseitig auf das umständlichste abgewogen, und nach allen Dimensionen ausgemessen. S. 51 wird gezeigt, auf welche Weise der Schöpfer denkt, und S. 268 wird gefragt, ob er auch Sinne habe, und welche? — Aber ich nehme Bedenken, solche Cruditäten noch weiter abzuschreiben. Welche Vermessenheit, daß ein Mensch sich erdreistet, über Gegenstände dieser Art, nicht bloß zu sprechen, sondern ohne weiteres Bedenken a b z u s p r e c h e n, als wären sie in seinem Bereiche, und nicht unendlich weit außer der engen Sphäre gelegen, die ihm für eine Spanne Zeit zu seiner Wirksamkeit angewiesen ist. Als wenn eine Auster, die nie von dem Felsenriffe gekommen ist, auf dem sie geboren wurde, und auf dem sie wieder verwesen wird, ihres Gleichen erklären wollte, wie es damals in C o l u m b u s oder N e w t o n's Kopfe zuging, als jener die neue Welt und dieser das Gesetz der allgemeinen Gravitation entdeckte. Und selbst dieses Gleichniß, so wie jedes andere, das Menschen noch ferner aussinnen mögen, bleibt unendlich hinter dem zurück, was es in der That bezeichnen soll. Wir wollen uns vermessen, zu bestimmen, wie Gott denkt und was er ist! Erbarmenswerthe, aberwitzige Thoren, die mit den Händen eines Kindes die Unendlichkeit umspannen, und mit den Augen eines Maulwurfs das Wesen aller Wesen ergründen wollen. So hoch ist er über uns, daß wir ihm selbst unsere Verehrung nur durch Anerkennung unserer Nichtigkeit, durch Unterwerfung zu bezeugen im Stande sind, und so ganz und gar ist uns sein Wesen unbekannt und unerkennbar, daß wir, wenn wir uns ihn vorstellen wollen, nur zu negativen Begriffen, zu bloßen Verneinungen unsere Zuflucht nehmen müssen. Wir sprechen von seiner A l l m a c h t, von seiner A l l w i s s e n h e i t, von seiner E w i g k e i t — aber wer von uns versteht, wer faßt diese Worte

in ihrem ganzen, gränzenlosen Umfange. Er ist allmächtig! dieß kann, in eines Menschen Munde, nur heißen: er ist nicht beschränkt, nicht ohnmächtig, wie wir; er ist allwissend, d. h. er ist nicht wie wir, die, wenn sie sich auch noch so weise dünken, doch so viel wie gar nichts wissen; er ist ewig, d. h. nicht wie wir, von gestern her und morgen schon nicht mehr. So und nicht anders stehts um unsere Kenntniß von Dem, den noch kein Auge gesehen und kein Ohr gehört und kein menschlicher Verstand ergründet hat — und auch nicht ergründen wird. Denn nicht unsere Erkenntniß, sondern unser Glaube und unsere Ergebenheit in seinen Willen, dieß ist das Band, das einzige, das uns mit ihm verbindet.

Unser Verf. oder sein Vorgänger wenigstens, der hier durch ihn spricht, scheint über diesen, so wie über so viele andere Gegenstände, einer ganz entgegengesetzten Meinung zu seyn. Er unternimmt es, uns die Eigenschaften des ewigen Wesens deutlich zu machen, zu beweisen. Welcher Art aber diese Beweise seyn mögen, läßt sich leicht ermessen. So wird der Begriff der Allgegenwart und Allwissenheit auf folgende Art erläutert. »Das Gefühl ist über den ganzen Organismus des Menschen verbreitet, also ein allgemeiner Sinn. Die übrigen Sinne aber sind an einzelne Organe gebunden. Das Sehen z. B. ist nur ein geistiges Tasten. Was im Gegentheil auf den ganzen Umfang des Leibes Eindruck macht, nimmt die Seele alles gleichzeitig wahr, und sie ist daher in diesem Umfange allgegenwärtig und allfühlend. So beschränkt übrigens dieser Begriff auch ist, so ist er doch der wahre Anhaltspunct für den Begriff der Allgegenwart und Allwissenheit. In Gott ist nämlich jeder seiner Sinne (sic) ein allgemeiner, wo aber alle Sinne allgemein sind, da ist, richtiger gesagt, nur Ein Sinn, der Allsinn. Und alles dieß weiß der Mensch nur deßwegen, weil er nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen ist. Sonach ist die Allgegenwart und Allwissenheit Gottes eben so wenig ein der menschlichen Vernunft unzugängliches Dunkel, als das gleichzeitige Ueberallseyn der Seele in unserm Körper ein Wunder ist.« — Sonach ist also alles aufs Beste erklärt und bewiesen, indem man nämlich, statt des geforderten Beweises, ein schielendes Bild und ein hinkendes Gleichniß dargestellt hat. Dieß mag vielleicht Poesie seyn, aber Philosophie ist es nimmermehr.

Uebrigens ist dieses Zusammentragen von Gleichnissen, dieses Jagen nach Aehnlichkeiten, dieses Paaren von oft sehr heterogenen Dingen, dem oft ein bloßer Einfall, eine wahre Kleinigkeit, ein leerer Wortklang zum Grunde liegt, ein characteristischer Zug der neueren Naturphilosophie, der sich wie ein rother

Faden durch das ganze Gewebe derselben zieht, und unsere Schrift gibt auch davon mehr als zu viele Belege. Bey Gelegenheit der Vergleichung der Mathematik mit der Philosophie sagt unser Autor S. 119, daß die erste alle Ideen aus dem Zero und der Sphäre schöpft, woraus denn von selbst der Begriff des Kreises und des Radius desselben, als der geraden Linie, entsteht. »Das Zero aber,« fährt er dann fort, »ist in der Philosophie die Weltseele, die Sphäre ist der alles Leben inhaltschwer in sich tragende Raum, und die Vorstellung des Geometers von Centrum und Peripherie wird in der Philosophie reell durch Sonne und Planet, der Radius aber stellt sich dar im Lichte, und wenn in der Mathematik alle Zahlen nur eine einzige Progression darstellen, so erscheint in der Philosophie die ganze irdische Schöpfung auch nur als eine Progression lebendiger Bildungen.« — In einer andern Stelle S. 123 wird die Auflösung der algebraischen Gleichungen mit der thierischen Zeugung verglichen. Dort, heißt es, ist die unbekannte Größe anfangs noch verborgen und im Unendlichen involvirt; sobald aber die Formel nach einem gewissen Gesetze gemischt und evolvirt wird, springt die unbekannte Größe aus ihrer Verhüllung hervor, und erscheint, obschon sie auch vorher schon da war. Ganz eben so mischen sich auch bey der thierischen Zeugung die Wesen nach bestimmten Gesetzen, und ein neues, das aber vorher ebenfalls schon da war, springt aus jenen beyden hervor. — Nicht minder treffend wird S. 131 der Act der Weltschöpfung mit den Operationen der Mathematik verglichen. »So wie mit dem Zero keine bestimmte Größe, wohl aber alle Größen der Möglichkeit nach gesetzt sind, so waren auch mit der Weltseele alle erscheinenden Wesen gesetzt. So wie jedoch das Zero für die Erscheinung ein Nichts ist, so war auch die Weltseele für die irdische Erscheinung ein Nichts. Gleichwie aber das Zero als unendliche Sphäre aus einander tretend gedacht werden muß im Centrum und in der Peripherie, eben so — entstehen in unserm Sonnensysteme alle Organismen aus sich entwickelnden Himmelskörpern dadurch, daß das ihnen zu Grunde liegende Leben sich irdisch individuell als Sonne und Planet gestaltet.« — Und so geht diese *ποιησις μαινομενη* fort durch das ganze Buch, da beynahe jede Seite desselben einen neuen Beleg dazu liefert. Ref. hat sich bey der ersten Lectüre desselben eine große Menge aufgezeichnet, und seine Absicht war, sie alle seinen Lesern zur Gemüthsergötzung vorzuführen. Aber der Stoff wuchs ihm unter den Händen, und er fürchtet bereits, daß er der guten Sache mehr zu viel als zu wenig gethan habe. Darum genug von diesen Possen, denn mehr sind sie nicht, wenn man sie uns gleich unter dem Siegel der Philosophie verkaufen will. **H. W.**

Art. VIII. *Bhartriharis* Sententiae et Carmen, quod *Chauri* nomine circumfertur, eroticum; ad Codicum Mstt. fidem edidit, latine vertit et commentariis instruxit *Petrus a Bohlen.* Berolini; impensis Ferdinandi Duemmleri, 1823. Typis academicis. (4) XXXII. 250.

Der Hr. Verf., allen Freunden des indischen Alterthums schon lange durch sein höchst verdienstliches größeres Werk über diesen Gegenstand bekannt, erwirbt sich durch die hier anzuzeigende Schrift einen neuen Anspruch auf unsere Dankbarkeit, und wir, für unser Theil, wollen, troß der mancherley Ausstellungen, welche wir im Fortgange der Anzeige an derselben zu machen haben werden, doch sogleich an der Schwelle derselben unsern Dank herzlich und unverhohlen hiemit ausgesprochen haben.

Beyde indische Werke, mit deren einem uns Hr. v. B. zuerst, mit dem andern wenigstens genauer bekannt macht, genießen in Indien eines hohen Ruhms, und obgleich sie keineswegs in allen Stücken die Forderungen erfüllen, welche wir gemäß unserer Art zu denken und zu fühlen, an poetische Erzeugnisse ihrer Gattung machen, so sind sie doch nichts weniger als arm an wahrhaft schönen Gedanken und Gefühlen, und wohl fähig, durch die vielen höchst gelungenen Partien uns mit demjenigen zu versöhnen, was unserm Geschmacke weniger zusagt.

Das erste dieser Gedichte führt den einfachen Titel: K'aurapank'âçikâ, 'die 50 Strophen des Chauras. Ueber die Zeit, in welche die Verfertigung dieses Gedichtes fällt, wissen wir nichts. Nur aus dem allgemeinen Gange der Entwicklung der Sanskrit-Poesie läßt sich Einiges in dieser Rücksicht schließen, welches aber natürlich die Unsicherheit aller Combinationen der Art im höchsten Grade an sich trägt, und daher eher zu einer subjectiven Privatmeinung, als einer öffentlichen Darlegung tauglich ist. Fast eben so wenig wissen wir vom Verfasser des Gedichtes; den Namen desselben nennt der Titel; allein dieses ist auch, bis jetzt wenigstens, das Alpha und das Omega unserer Kunde von demselben, und selbst dieser ist keineswegs so ganz als Namen des Verf.'s gesichert, da ihn die Traditionen auch zum Namen des Helden in diesem Gedichte machen, wogegen der Titel keineswegs sprechen würde. Dieselben Traditionen identificiren nun zwar den Helden und den Dichter dieser Strophen; daß dazu aber nur eine indische Phantasie und Unkritik fähig war, wird eine kurze Darlegung des Inhalts zeigen, welche wir dem Scholiasten selbst entnehmen. Dieser erzählt in der Einleitung zum Gedicht: ein gewisser Jüngling aus der Kaste der Brahmanen, Chauras mit Namen, habe eine Liebschaft mit einer Königstochter gehabt. Andere Traditionen nennen Chauras den Sohn

des Königs Sundaras und seine Geliebte Widja. Die Tochter sey von ihrem Geliebten schwanger geworden, und dieses von bösen Menschen dem Könige verrathen. Letzterer habe nun Chauras zum Tode verurtheilt. Auf dem Wege zum Richtplatz habe dieser die funfzig Strophen zur Erinnerung an seinen früheren Genuß gesungen.

Daß dieses die Situation dieses Gedichtes sey, geht in der That aus mehreren Stellen hervor. So spricht der Dichter in der 27sten Strophe von seinem in kurzer Zeit bevorstehenden Tode; an mehreren Stellen rühmt er die Seligkeit seines verstohlenen Genusses; in der 28sten Str. spricht er von dem Schmerze seiner Geliebten über den Verrath ihres Liebesverständnisses; in der 31sten erwähnt er die Todesboten gleichen königlichen Trabanten, welche ihn aus dem Pallast führten; in der 32sten beklagt er sich, daß er das Gesicht der Geliebten nie wieder sehen werde; in der 49sten endlich erklärt er, keinen Augenblick mehr leben zu können, und fordert darum den Henker auf, ihm sogleich den Tod zu geben. — Die Situation ist also in der That richtig vom Scholiasten aufgefaßt; sorglos und unkritisch verfuhr er nur darin, daß er dieselbe sogleich historisch zu fixiren suchte. Daß ihm keine absonderliche Quellen zu Gebote standen, welche ihn berechtigten, den Helden dieser Situation zu einem Brahmanen zu machen, geht daraus hervor, daß andere Traditionen ihn zu einen Königssohn erhoben. Wie sorglos die Inder in Erfindung von Namen waren, geht für unser Gedicht aus dem Namen, welchen sie der Geliebten geben, hervor. Die Erinnerung an sie wird Str. 1 mit einer sorglos vergessenen Wissenschaft (vidjà) verglichen; trotz dem daselbst stehenden iva (wie) glaubten Scholiasten in vidjà den Namen der Prinzessin zu finden.

Dieses Gedicht gehört zu derselben Gattung indischer Gedichte, zu welcher auch das Ghat'akarparam und Kalidasas Meghaduta (Wolkenbote) zu rechnen sind; alle enthalten Schilderungen von Situationen Liebender. Wie Ghat'akarparam die Klage einer sich nach ihrem auf einer Reise zubringenden Mann sehnenden Frau enthält, so Meghadùta die Klagen eines Yaksha (Diener von Kuvera), welcher durch einen Fluch seines Herrn von seinem Weibe getrennt, und auf die Erde verbannt ist. Er übergibt seine Klagen einer vorüberziehenden Wolke, um sie seinem Weibe zu überbringen. Die Inder haben für diese Situationsschilderung in der Erotik eine solche Vorliebe, daß sie erotische Gegenstände auf diese Weise ganz systematisch behandelten. Vgl. Colebrooke in Asiat. Research. X. 420. Wir sehen also in unserm Gedichte nichts, als die Schilderung der Situation, wo ein Liebhaber höchst wahrscheinlich von niedrigerem

Stande seine Liebe zu einer Königstochter mit dem Tode büßt, welchem er, in Erinnerung seines genossenen Glücks und mit dem Gefühle, daß er ohne die ihm jetzt entrissene Geliebte doch nicht leben könne, freudig entgegengeht. Die Behandlung des Gegenstandes ist zwar steif, aber keineswegs ganz ohne Wärme des Gefühls; die Beschreibung der Geliebten ist im Charakter indischer Phraseologie, und nur selten klingen einige eigene Töne durch. Ein mühevolles Studium ist zwar bemerkbar, doch beschränkt es sich mehr auf die Zusammenziehung des Inhalts, als auf das rein artificielle der Form, wie im Nalodaja und Ghatakarparam; im Verhältniß zu diesen ist es ganz einfach. Dieses möchte auch vielleicht ein Grund seyn, das Alter des Gedichtes etwas höher hinauf zu rücken. Jede Strophe beginnt mit den Worten: Adjâpi (selbst heute, was der Scholiast richtig an meinem Todestage auslegt); dann folgt etwas, dessen er sich erinnert, woran er denkt. Die Sprache ist sehr schön gewählt, und die Zusammenstellungen machen, wie fast in allen nur irgend besseren indischen Compositionen einen sanften, einschmeichelnden, elegischen Eindruck. Ungemein viel trägt zur Hervorrufung dieses Eindrucks das Metrum bey, welches ohne fest bestimmte Cäsur, durch die immer wechselnden Pausen, welche scharf gehalten werden müssen, eine Menge eigenthümlich geordneter Absätze hervorbringt. Ohne nur im mindesten die Unbescheidenheit zu hegen, den Ton des Originals getroffen zu haben, werde ich doch im Folgenden durch Uebersetzung der zweyten bis fünften Strophe versuchen, dem Leser ein ungefähres Bild des Originals zu erregen. Das Metrum des Originals, welches ich im Deutschen nachzubilden versucht habe, führt den Namen Vasantatilaka, besteht aus 14 Sylben, und hat folgendes Schema, wo wir, wie die indischen Grammatiker, stets drey Sylben vereint haben:

— — ◡ | — ◡ ◡ | ◡ — ◡ | ◡ — ◡ | — —

Dieses Maß wird viermal wiederholt. Die Pausen oder Cäsuren sind in diesem Maße an keinen bestimmten Ort gebunden, doch erscheint fast in jedem Verse eine, welche, da die ganze indische Scansion auf der Beobachtung der Cäsuren beruht, genau eingehalten werden muß. In der Uebersetzung habe ich dieses nicht gehörig berücksichtigt.

2. Selbst heute, wenn ich sie von Neuem erblicke gleich dem
Mond strahlend, glühend vom Geschosse des Liebesgottes,
Hochbusig, blühend in der holdesten Jugend Reizen,
Dann schüttelt freudiges Erbeben mir alle Glieder.

3. Selbst heute, wenn ich sie von Neuem erblickt' dem Lotus
Gleichäugig, nieder von der schwellenden Brust gebeuget,

Umschlingend drückt' ich sie dann tausendmal, tränke Küsse
Wahnsinnig dann, so wie die Biene vom Lotusblatte.

4. Selbst heute denk ich sie vom Liebesgenuß ermattet, —
Goldlocken senken sich umschattend die bleichen Wangen,
Gleichsam als trüge sie im Herzen verstohlne Sünde,
Umschlingt ihr Haupt sie mit dem zarten Gezweig der Arme.

5. Selbst heute denk ich sie — die herrlichen Augen rollten
Sehnsüchtig — strahlend wie Gestirne — durchwacht in Liebe; —
Gleich wie Flamingo, der enttauchet dem Liebesweiher,
Senkt morgens nieder das Gesicht sie zur Erde schamhaft.

Genug an dieser Probe! Daß sie dem Leser wenig Lust machen wird, das Ganze kennen zu lernen, glaube ich gern; doch trägt davon weniger das Original als meine Uebersetzung die Schuld. Ich kann nicht umhin, noch einmal zu wiederholen, daß das Original sowohl durch den sanften Klang der Sprache, als insbesondere durch das Zusammenwirken einer Menge Einzelheiten in den Compositis zu Totaleindrücken einen so zauberhaften Eindruck auf den Leser macht, daß es erst einer weitschichtigen Auflösung und Zersetzung bedarf, bevor man zu der niederschlagenden Ueberzeugung gelangt, daß der größte Theil denn doch weiter nichts als Wortgeklingel sey, und hier keineswegs die Töne angeschlagen sind, welche zu einer erschöpfenden Darstellung dieser Situation hätten erklingen müssen. Daß es aber selbst so der genauesten Beachtung werth sey, wird jeder zugeben, welcher eine Ahnung von der Stellung hat, welche das uns kaum erschlossene Volk der Hindus in der allgemeinen Geschichte einst einnehmen wird. Bey einem Volke, welches eine so allseitige, und indirect selbst auf den Westen der Welt so einflußreiche Bildung aus rein nationalem und selbstständigem Keim entwickelt hat, ist fast jede Blüthe des Geistes für den Forscher bedeutungsvoll, und mehr als andere diejenige, welche die Bewunderung des Volkes selbst erregt.

Wenden wir uns jetzt zu der Würdigung der Bemühungen des Hrn. Herausgebers! — Das Gedicht war bis jetzt nur in einer einzigen Colebrookeschen Handschrift zugänglich. Aus dieser schrieb es sich der geistreiche und tiefsinnige Lassen mit sammt dem Commentar von Ganapas ab, und theilte es schon vor acht Jahren dem Hrn. Herausgeber mit. Da es diesem jedoch zu klein und zu uninteressant für eine Separatherausgabe schien, so hob er es auf, bis sich ihm bey Herausgabe der Bhartriharischen Sprüche die Gelegenheit darbot, es als Zugabe derselben zu publiciren; diesen ist es demnach vorangestellt mit sammt seinen Scholien, und begleitet von einer lateinischen Uebersetzung und einem Commentar. Der Text ist theils durch Benützung der von

Lassen an den Rand geschriebenen Bemerkungen, theils durch die eigenen Zugaben des Hrn. Herausgebers im Ganzen sehr lesbar gemacht, die Uebersetzung nur selten nachläßig, im Allgemeinen brauchbar, und zum bessern Verständniß für Anfänger recht dienlich, der Commentar zwar leider unnützer Weise weitläuftig, und also nur geradezu das Buch vertheuernd, fast völlig entblößt von Bemerkungen, welche die Kunde des Indischen weiter fördern, bisweilen jedoch nicht ganz leer. Dem Hrn. Herausgeber gefiel es, durch eine Masse sehr wohlfeil zu habender Citate, vorzüglich aus der griechischen Anthologie und andern Classikern eine Belesenheit zu zeigen, welche allenthalben besser an ihrem Platze wäre, als bey der Herausgabe eines indischen Anekdoton; so erhält der Commentar einen Schein von Gelehrsamkeit, welcher aber jetzt niemand mehr täuscht. Man kann ohne Uebertreibung geradezu sagen, daß 5/6 desselben geradhin nur zur Vertheuerung des Buches dienen. Wir enthalten uns der Anführung einzelner Stellen, da wir überzeugt sind, daß jeder bey nur flüchtiger Durchblätterung der Anmerkungen uns beystimmen wird, und wenden uns zur kurzen Betrachtung einiger Stellen, welche wir von Hrn. v. B. etwas anders oder genauer behandelt zu sehen gewünscht hätten.

In der ersten Strophe übersetzt Hr. v. B. dâma durch fibra; der Scholiast erklärt es in seiner gewöhnlichen Bedeutung durch mâta, und es ist kein Grund da zu einer völlig unbelegten seine Zuflucht zu nehmen; es ist also nur G e w i n d e. In den Scholien wird tanvî durch mûnd'abhâ erklärt; eher möchte mund'abhâ zu schreiben seyn, welches wenigstens ein Primitiv hat, obgleich es eben so wenig als mûnd'abhâ in Wilsons Dictionary aufgeführt wird. Der Schluß des Schol., wo Hr. v. B. nichts weiter bemerkt, als daß er paullulum de accurata verborum interpretatione haerebat, scheint auch mir noch ziemlich dunkel; doch sehe ich wenigstens so viel, daß der Schol. sagt, daß das Vergessen der Wissenschaft von einem ungehörigen Gruß der Frau des Lehrers herkomme, wozu man Manus Gesetze II. 219 vergleiche, und ferner die Frage, welche Art Ehe diejenige sey, in welche der Held dieses Gedichtes mit der Heldin getreten, dahin entscheidet, daß es die sogenannte Ghandarvenehe sey, welche Manus Gesetzbuch dahin definirt (III. 32), daß es diejenige sey, welche in Folge wechselseitiger Liebe geschlossen ist. Diesen Bemerkungen gemäß, welche Hr. v. B. entweder der Anführung nicht werth fand, oder vielleicht gar nicht machte, scheint uns auch das gegen das Ende des Scholion vorkommende corrumpirte paramparâjâki, welches der Hr. Herausgeber in ein völlig un-

indisches Wort paramparâki verwandelt hat, in paramparâjattis zu emendiren zu seyn: wechselseitige Liebe.

Da wir uns bey diesem Gedichte nicht längere Zeit aufhalten wollen, übergehen wir einige Kleinigkeiten, und wenden uns sogleich zu

Der sehr schwierigen eilften Strophe, welche Hr. v. B. auf das allerseltsamste folgendermaßen übersetzt: hodie menti meae obversatur illa valedictio, quam quidem illa nocte, qua prae ira discessi regis filiae pulchricomae in aurem susurravi annuli aurei loco: vivas bene! faustum precatus. Die Uebersetzung, welche ich mittheilen werde, scheint mir selbst zwar noch an manchen Schwierigkeiten zu leiden; allein jene ist entschieden falsch. Der Text lautet:

> adjâpi tan manasi samparivartate me
> sâtrau maji g'nutavati kshitipâlaputrjâ
> g'îveti mangolavak'a: paridûtja kopât
>
> karn'e kritang kanakapatram arâlakeçjâ.

Im zweyten Verse ist g'nutavati, welches kein indisches Wort ist, von B. in g'jutavati emendirt, welches er in den Text nahm. Im Commentar schlägt er das entschieden richtige kshutavati vor, welches einerseits schon durch das stete Irren zwischen g'n und ksh, wie Hr. v. B. selbst bemerkt, empfohlen wird, andrerseits aber auch durch den Scholiasten, welcher es einmal durch g'nikâm kurvati interpretirt, wo wahrscheinlich kshipâm zu schreiben, ein andermal durch kasamandapânîja bhumau kshiptam; in letzterem glaube ich ohne den mindesten Anstand kâsamandapânîjam bhumau kshiptam schreiben zu dürfen, da kasa gar kein hier passendes Wort, und ein Anusvara (hier m) selbst nach der bekannten indischen Regel *) geradezu eingeschoben werden darf; kâsa wird bey Colebrooke zum Amara Kosha durch cough, Husten, erklärt; es steht aber neben den Worten, welche Nießen bedeuten, und scheint mit diesen fast synonym; demnach sagt der Scholiast: ein wenig Wasser vom Husten oder Nießen wurde auf die Erde geworfen; dieses muß uns wiederum dazu dienen, in kshipâ, welches in Amara-Kosha nur die Bedeutung das Werfen hat, eine specielle Bedeutung Nießen zu erkennen, wie denn kshutavat, was wir diesemnach geradezu in den Text nehmen, bekanntlich heißt: einer der genießt hat. Dieses Husten- oder Nießwasser ist auf die Erde geworfen nach dem Schol. samudbhutakelikalahapag'âtakrodhavaçena, ungefähr durch die Herrschaft eines aus Liebe ent-

*) Abgedruckt in der Vorrede zu Wilsons Sanscrit Dictionary.

sprungenen Zorns. Ob ein Nießen den indischen Zorn begleite, weiß ich nicht; man könnte vielleicht kshu hier vom Schnaufen eines Zornigen erklären; dieß geht jedoch wegen des Glückwunsches nicht, welcher sich augenscheinlich auf ein vorhergegangenes Nießen bezieht. Dieses vorausgeschickt, wollen wir jetzt die ganze Stelle mit Hülfe des Scholiasten übersetzen. Dieser ordnet adjâpi tat kanakapatram (dieses legt er aus durch âbharan'aviçesham, herrlicher Schmuck) kritam (welches er durch ropitam erklärt) karn'e (çrutau) kshitipâlaputrjà arâlakeçjâ paridûtja (tjaktvâ) mangalavak'a: g'iveti, maji kshutavati kopât — samparivartate manasi me. — Uebersetzt lautet dieß: Vel hodie pulcherrimum illud ornamentum auri (meae) afformatum a regis filia pulchricomâ precatâ faustâ oratione: vivas, quum prae ira sternutassem menti meae obversatur.

Str. 18 durfte Hr. v. B. unserer Ueberzeugung nach für majûsha geradezu majûkha in den Text nehmen; für averso mußte in der Uebersetzung adverso stehen; — 21; um bey dieser Gelegenheit noch einer Kleinigkeit zu erwähnen, übersetzt Hr. v. B. anukampanîjâm durch benevolae; die Scholl. erklären es durch anugrâhjâ in tutelam recipienda, im Gegensatze dessen, daß sie früher anâtha, schutzlos, genannt war; so wird auch anukap selbst durch misereri erklärt (Rosen Radd. Sanscr.).

Schwierig ist wiederum der dritte Vers der 22. Str. Im Codex lautet er: hanho 'g'a vijogavahni u. s. w. Hr. v. B. versuchte mehrere Emendationen, da diese Lesart dem Metrum widerspricht; er sieht aber deren Unzulänglichkeit selbst ein, und nachdem er eine diplomatisch ziemlich unbegründete in den Text genommen, schließt er ab acutioribus ceterum criticis meliora expectantes, eine Formel, welche er häufig anwendet. Versuchen wir, ob es uns gelingt, etwas sicheres zu geben. Mit Hülfe der Scholl. scheint dieß keineswegs so schwierig.

Fest steht durch die Handschrift hanho; der Schol. hat zwar haho, da dieses Wort aber in Wilson's Sanscrit Dictionary fehlt, so zweifeln wir sehr, ob es überhaupt sanskrit ist, und der Ausfall des das Anuswara (hier n̄) bezeichnenden Punktes ist in indischen Codd., wie schon bemerkt, sehr häufig; ferner steht 'g'a (für ag'a) eben so fest. Dann folgt in den Scholl. sukumâragâtrjâ: und vijogavahni:. Da das Metrum des Verses diese Gestalt hat:

— — ◡ | — ◡ ◡ | ◡ — ◡ | ◡ — ◡ | — —

jene beyden Wörter sich aber in Spondeen schließen, Spondeen aber nur am Schluß und zu Anfang des Verses vorkommen kön-

nen, so kann nur der Schluß von einem dieser Wörter in diesem Verse Platz finden, entweder gâtrjâ: oder vahni:; daß gâtrja: das herauszuwerfende sey, zeigt die kürzeste Ueberlegung; sukumâra heißt zart; hierzu trat das Glossem gâtrjâ: um den Sinn zart, nämlich an den Gliedern, herauszubringen. Wir schreiben also sukumâravijogavahni: Der letzte Theil des Verses ist demnach ganz hergestellt, und zur Füllung desselben fehlt uns nur noch entweder ein Trochäus zwischen 'g'a und sukum u. s. w., oder ein Jambus zwischen hanho und 'g'a. Der Scholiast wird uns auch dieses zeigen. Dieser sagt bey Erklärung des Compositums: snehaikapâtraghat'itâm; ghat'itam = nirmitam (geschaffen), und fährt dann fort: kena (durch wen? geschaffen) tvajâ (durch dich) vidhâtrâ (den Schöpfer). Wer die Art der indischen Scholiasten kennt, weiß sogleich, daß tvajâ aus dem Text ist, und diesem zurückgegeben werden muß; als Jambus nimmt es die schon bezeichnete Stelle ein, und der Vers lautet demnach:

hanho tvajâg'a sukumâravijogavahni:

Die Uebersetzung wird jeder leicht darnach verbessern können.

Str. 25 macht Hr. v. B. ganz unnütze Schwierigkeiten. Der zweyte Vers lautet:

çastangajashtigalitânçukakeçapâçâm.

Hr. v. B. übersetzt: in cujus pulchras tenerasque cervices calantica una cum cincinnis ceciderat; und bemerkt im Commentar: *çasta* necessario ad vocabulum proxime sequens referendum est; Sch. ad *ançukakeçapâçâm* construxit. Diese necessitas ist gar nicht da, und ein feiner und richtiger Tact leitete den Schol., wie gewöhnlich, daß er çasta (herrlich) nicht zu dem schon mit epitheton ornans versehenen angá zog. Dann fährt Hr. v. B. fort: Rem ipsam non bene capio, nisi *ançuka* de capitis velamento intelligis, quod unâ cum capillis noctu decidere fingunt poetae. Da nun *ançuka* nicht eine Nachtmütze ist, sondern sowohl von Amarasinha im Allgemeinen, als hier in specie von unserm Schol. mit *vastra*, Kleid, identificirt wird, so versteht Hr. v. B. den Satz non bene. Hierauf folgt aber bey Hrn. v. B. ein Satz, welchen ich gern ungelesen gelassen hätte, bloß um es mit einiger Ruhe ertragen zu können, wenn Hr. v. B. die Arbeiten des um das Sanskrit so sehr verdienten Hrn. v. Chezy exercitia juvenilia nennt. Er fährt nämlich fort: Dualis in Scholl. (*vastraçiroruhasamuhau*) ad cirrum fortasse geminum *περιστρεμμένον καὶ τετημελημένον* pertinet, quum unus tantum nodus mulierem lugentem indicaret. Sollte wirklich Hr. v. B. nicht gewußt haben, daß das hier in

Frage stehende Compositum ein Dvandva sey, und nichts weiter als Kleid und Locken bedeute? (Bopp Grammatik 655). Ich kann es kaum glauben. — Der Hauptfehler, dessen sich Hr. v. B. schuldig macht, ist, daß er nicht beachtet hat, daß der Schol. *angajashtigalita* durch çariraçreshtjât patita erklärt, also durch den Ablativ vom schönen Körper sinkend, nicht wie er es übersetzt, auf den Nacken sinkend. Das Ganze lautet, nach des Schol. richtiger Erklärung: Ich erinnere mich ihrer — deren schönes Gewand und Locken vom herrlichen Körper herabsanken. — In derselben Strophe ist durch Nachläßigkeit *ganmântare* durch in vitae termino übersetzt, statt im andern Leben und *variruhakânana* durch lotorum *lacus* statt *sylva*. Eine Kleinigkeit ähnlicher Art findet sich Str. 26, wo Hr. v. B. übersetzt: Nunc quoque in diei fine, quando illam denuo adspicio, so daß in diei fine nur Exegese des nunc quoque scheint; es gehört aber zu adspicere, so daß es heißen mußte: Vel hodie, si diei fine (am Abend, wo die Geliebte zu ihm zu kommen pflegte) denuo eam, adspicere possem (Imperf. Conjunct.), da dieser Wunsch ein unerfüllbarer, in sofern dem Helden ein augenblicklicher Tod bevorstehend gedacht wird.

Str. 27 ist von Hrn. v. B. sehr verworren übersetzt, wiederum, weil er dem das Richtige sehenden Schol. nicht gefolgt ist. Er überträgt: Jam vero mens mea, Deos postponens, admirabili puellae vi quasi adhaeret; quid ego faciam? quamvis scio mortem omni momento hic mihi imminere, tamen o sapientes, mea amata est et mea pulcherrima. Der Text lautet:

adjâpi vismajakarîn tridaçanvehâja
buddhir balâd valati me kim abang karomi
g'ânann api pratimuhûrtam ihâ 'ntakâle
kânte 'ti vallabhare 'ti mame 'ti dhîra:

Es würde zu vielen Raum einnehmen, wenn ich einzeln das Unrichtige der Verbindung und Erklärung nachweisen wollte, und ich begnüge mich daher, die Verbindung und, wo nöthig, Erklärung des Scholiasten mitzutheilen, deren Richtigkeit eine Uebersetzung noch deutlicher machen wird. Der Schol. verbindet: he dhira: (O sapientes) iti (amuna prakâven'a *ideo)* me buddhir (mens mea) balâd (vi) iha (hic) antakâle (mortis tempore) pratimuhûrtam (vâram vâram, quovis momento, über die distributive Bedeutung des prati vgl. man Lassen zu Isvarakrishna Sankhjakarika 18) valati (prakâçajati illustrat) tam vismajakarim (admirabilem); tridaçân vihâja (Diis relictis); dann fährt der Schol. in der indischen Manier fort: aus welchem Grunde preist er: mama kântâ (mea amata est) iti (ita loquens)

mama vallabharatarâ (mea pulcherrima), und nun erst nimmt er den parenthetisch eingeschobenen Satz g'ânannapi king karomi (quid faciam quamvis scius). Dieses g'ânan api kömmt so auch Devimah. I. 33 und 42 und sonst vor, und drückt aus, daß jemand durch das Gefühl zu einer Handlung fortgerissen sey, welche sein Verstand mißbilligt. Die ganze Strophe lautet demnach wörtlich: Vel hodie admirabilem illam, Diis relictis, mens mea vi celebrat — quid enim faciam (nach einer andern Lesart: varâmi: eligam) quamvis ratione praeditus? — quovis momento hic mortis tempore; nam mea amata est mea pulcherrima, o sapientes.

In der 28. Strophe, welche, da sie der Codex nicht hatte, Lassen aus den Scholl. hergestellt hat, ist der zweyte Vers von Hrn. v. B. übersetzt (cogita amicam, quum) auditâ illa per populum prolata fama, *ad me veniret*. Der Text lautet:

> tâm me gatim prati g'anair uditâm vâk'am çrutva.

Hier kann me gatim prati nicht heißen cum ad me veniret. Der Schol. hat madîjang gamanam prati amuna prakâren'a; hiernach muß also übersetzt werden: auditâ illa — famâ ob meam itionem, nämlich zu ihr, wegen meines Umganges mit ihr; prati ist hier rücksichtlich.

Str. 33, V. d. ist auf eine seltsame Weise falsch übersetzt: licet etiam in alteram vitam mihi sit eundum. Der Text heißt: ich denke noch heute an sie:

> g'anmântare 'pi mama saiva gatir jathâ sjât

ut vel in futura vita mea salus sit, nach der indischen Ansicht, welche der Schol. mit Anführung von VIII, b aus der Bhagavadgità genauer aus einander setzt.

Str. 34 übersetzt Hr. v. B.: hodieque illud genarum par, quod oberrans apium examen in oris ceu Nymphaeae fragrantiam cupidum osculatur et strepitus armillarum, brachiorum surculis cum gracilitate motis valde conturbat animum meum. Der Text der drey ersten Verse lautet:

> adjâpi tad vadanapankag'agandhalubdha-
> bhrâmjadvirephak'ajak'umbitagan'd'ajugmam
> lolâvidhûtakarapallavakankan'ânâm.

Der vierte Vers bey Bohlen:

> ghurn'e 'pi mûrk'kh'itamana: sutarân madîjam;

allein der Schol. liest statt ghurn'e entschieden den Nominativ ghurn'o, was sein suppleatur: karoti zeigt, und so lesen auch wir. Hr. v. B. schiebt vor strepitus geradezu ein et ein, um eine Verbindung in seine Uebersetzung zu bringen, welche der

des Textes nicht im entferntesten entspricht. Der Scholiast, welchen ich jedoch, wie ich gern gestehe, nicht ganz deutlich finde, liest *jad*vadana statt *tad*vadana, und dieses scheint mir in den Text aufzunehmen zu seyn. Er supplirt als Verbum zum Ganzen karoti, und darnach scheint mir die Stelle so zu verstehen zu seyn: Selbst heute verwirrt meinen Geist nicht bloß ihr Wangenpaar — nein, schon der Ton ihrer Armbänder. Fast völlig dieselbe Verbindung — nur daß im Nachsatz eine Frage steht, findet sich Bhartrihar Sent. I. 15. Der Scholiast faßt das Compositum, wie mir scheint, als avjajìbhâva (Adverbial-Compositum), doch, wie schon bemerkt, verstehe ich ihn nicht ganz, und diese Auffassung würde mir auf jeden Fall unpassend scheinen. Einfacher noch kann man jadvadana erklären: deren Wangenpaar von Bienenschwärmen geküßt wird; fast scheint mir diese Erklärung die des Schol. und einiges bey ihm zu emendiren.

Zu 43, wo sich V. 2 k'ânjonja findet, bemerkt der Schol., daß k'a zur Füllung des Metrums eingeschoben sey. Hr. v. B. bestreitet dieß, und glaubt, es diene zur Verstärkung. Dann dürfte es aber nicht voranstehen. Der Schol. hat, wie gewöhnlich, nach unserer Meinung auch hier Recht.

Str. 44 übersetzt Hr. v. B.: ad mentem meam Nymphaeae in separationis vado fluctuanti, similem, paullatim revenit amabilis illa Phoenicoptera u. s. w. Die beyden hier übersetzten Verse lauten im Original (c. d):

matsvântasârasak'aladvirahok'k'apankât
kink'id gamam prathajati prijarâg'ahansî.

Hier hat Hr. v. B. den Ablativ pankât übersehen, er mußte übersetzen: Aus dem Trennungssumpfe, wogend vom Lotus meines Herzens, steigt sie langsam wie ein Phönikopteros hervor; d. h. einfach: aus meinem von ihr getrennten Herzen steigt ihr Bild hervor; trotz der Trennung denk' ich an sie. Dieser Phönikopteros erhält als epitheton ornans das Compositum românk'avik'i vilasak'k'apalângajashti: welches Hr. v. B. kraft einer etwas zu starken Phantasie übersetzt: quae tenera corporis forma delicatam ac tremulam gaudii undam depingit. Woher Hr. v. B. zu depingit kam, verstehe ich gar nicht; k'apata und vilasat können nicht beyde zu vik'a gezogen werden. Der Scholiast löst das Compositum, welches im Ganzen ein Compos. Bahuvrihi ist in zwey Composita Tatpurusha auf *jasja k'apalângajashti:* cujus pulcherrimum tremulum corpus *românkavìki-vilasanti* in amoris undis jocatur; also einen in den Wogen der Liebe scherzenden, sehr schönen, beweg-

lichen Körper habend. Die Wogen der Liebe bedürfen wohl keiner weitern Erklärung. vilas bezeichnet die Bewegungen der Liebenden bey Ankunft ihres Geliebten, wie Bohlen selbst zu Bhartrih. I. b nach Colebrooke zum Amarakosha richtig bemerkt.

Str. 46 ᵇ erklärt Hr. v. B. sambhrita sudhâstana, Nectartragende Brüste, indem er sambhrita durch ferens auslegt, wie es Bhartrih. 44 vorkömmt. Der Schol. erklärt es aber hier durch anjonjâmilita, gegeneinander geneigt; eine Deutung, welche uns hier passender scheint. Sehr volle Brüste sind bekanntlich eine Schönheit bey den Indern; hier werden sie so stark gedacht, daß sie sich an einander drücken.

47 ᵇ ist vrid'ostûkam in der Uebersetzung vergessen: pudore pavidam. Das Compositum angângasangak'umbanag'âtamohâm ist sehr ungenau übersetzt durch: quae per osculationem confusa ad corporum complexum rapiebatur. Der Schol. erklärt die Substantive des Compositums durch den Instrumentalis (âlinganaviçeshena jat k'umbanam tena tang'âto moho), also confusa per osculationem membris inter se complicatis.

Bey der Uebersetzung von 48 ᵇ, wo uns der Schol. übrigens fast ganz verläßt, hat Hr. v. B. seine Phantasie ziemlich frey walten lassen. Er übersetzt: Ich denke des Kampfes — ubi palmae manus, quemadmodum lotus cum loto conjunctae, inserebantur et duplicabantur; hiervon liegt nun im Text so gut wie gar nichts; dieser lautet:

bandhopabandhapatanotthitaçûnjahastam.

Der Schol. erklärt hier utthita durch utthâna, nach Colebr. *manly exertion* virilis aggressus. Davon bildet patana wohl den Gegensatz, bandha bleibt so ziemlich unerklärt; des Schol. Deutung pankag'âsanâdi ist zu dunkel: des Lotus Sitz und so weiter könnte vielleicht auf den Sitz der Liebe bezogen werden; upabhanda erklärt er durch tasja prabheda, deren Trennung; ob vielleicht für pankag'âsanâdi ein Wort zu setzen, welches Verbindung bedeutet, mir das Ganze zu erklären: des Kampfes, bey welchem die Hände waffenlos beym Binden und Auflösen, beym Fallen und beym Erheben. Verständlich würde dieß seyn, doch wage ich es nicht für gewiß zu geben, und überlasse die Stelle einer genaueren Diskussion.

Ungenau ist endlich 49 ᶜᵈ übersetzt: quoniam igitur mors mea jam instat celeriter ad dolores finiendos ut abscindas precor; es ist etwas hier hineingetragen, was gar nicht im Texte liegt. Dieser lautet:

tak'h'âtra me maran'am eva hi du: khaçântjai
vig'nâpajâmi lhavatas tvaritâ lunîhi;

welches bloß heißt — ideoque — nam meo lenimini est mors — posco eam a te; celeriter scinde. Wir folgten der Verbindung des Schol. hier nicht ganz genau, denn augenscheinlich übersah er das *hi* (enim), und verband deßhalb den von uns parenthetisch gefaßten Satz mit dem Ganzen.

Diese wenigen Bemerkungen werden den Leser überzeugen, daß unser Urtheil keineswegs zu hart sey, schärfer noch müßte es über den Haupttheil des Werkes, die Behandlung der Bhartriharischen Centurien ausfallen, zu deren Betrachtung wir uns jetzt wenden; allein gern sehen wir bey einer so sehr im Entstehen begriffenen Wissenschaft, wie die Kunde des Sanskrits ist, etwas nach, nur fordern wir, daß diese Nachsicht von dem, welchen wir beurtheilen, auch gegen seine Commilitonen geübt werde, eine Forderung, welche Hr. v. Bohlen keineswegs ganz erfüllt.

Die Sentenzen sind entschieden zum großen Theil schon sehr alt, da einige sogar schon in Kalidasas Sakuntala vorkommen. Als Verfasser derselben wird Bhartriharis genannt, welchen die Inder mit demjenigen identificiren, welcher in den Geschichten von Wikramâditjas als Bruder desselben erscheint. In diesem Falle würde er ein Zeitgenosse des Kalidasa, und ungefähr 56 vor Christo anzusetzen seyn. Unter andern wird er in der Einleitungsgeschichte zu den fünf und zwanzig Erzählungen des bösen Geistes erwähnt (Vetâlapank'avinçati), und da das dort Erzählte mit der Abfassung dieser Sprüche in Verbindung gesetzt wird, so sey uns erlaubt, es kurz nach Asiatic Journ. II. S. 32 hier zu wiederholen. Hier wird nämlich erzählt: Als König Wikrama Herr von ganz G'ambudvîpa (Indien) geworden war, und einige Zeit sein Reich glücklich regiert hatte, habe er einen unbesiegbaren Trieb gefühlt, sein Reich, dessen entferntere Provinzen er kaum den Namen nach kannte, genauer kennen zu lernen. Er machte daher seinen Bruder Bhartrihari zu seinem Stellvertreter, und begab sich selbst auf Reisen. Während dieser nun an seiner Statt regierte, geschah es, daß ein armer Brahmane eine Frucht fand, deren Genuß Unsterblichkeit verlieh. Voller Freude eilte er nach Hause, um sie in Gesellschaft mit seiner Frau zu verzehren. Diese aber, als sie die Kraft der Frucht und den Entschluß ihres Mannes erfahren hatte, fing an, bitterlich zu weinen. Welcher unselige Dämon, begann sie, legte dir diesen Rath in den Sinn, durch welchen wir unsere Noth und unsern Kummer, schwer genug für ein gewöhnliches Leben, ewig zu tragen gezwungen werden. Weit entfernt, daß der Tod für uns etwas bitteres sey, ist er unser einziger Trost; denn er allein

kann uns von den Uebeln erlösen, unter deren Last wir fast erliegen. Ihre Klagen und Gründe überzeugten den Mann von der Richtigkeit ihrer Rede, und sie theilte ihm darauf den Rath mit, die Frucht dem Könige zu überreichen. Dieser, im Genusse des höchsten Glückes, würde nichts sehnlicher wünschen, als eine stete Fortdauer desselben; und sie durch eine große Belohnung in den Stand setzen, ihr übriges Leben angenehm zu führen. Der Brahmane folgte ihrem Rathe, und so kam die Frucht in Bhartriharis Hände; Bhartrihari, nachdem er eine große Belohnung gegeben hatte, eilte mit der Frucht sogleich zu seiner Geliebten, um auch sie durch den Genuß derselben unsterblich zu machen. Diese aber hat heimlich einen Geliebten, und sendet diesem die Frucht. Dieser wiederum buhlt um die Gunst einer Hetäre, und schickt dieser die Frucht. Die Hetäre, welche dadurch die Gunst des Königs zu gewinnen hofft, eilt damit in den Pallast, und übergibt sie Bhartrihari wiederum. Dieser, welcher sogleich den Zusammenhang ahnt, unterdrückt seinen Zorn, um ihr erst eine Belohnung auszahlen zu lassen. Dann eilt er zu seiner Geliebten, um sie zu bestrafen. Diese, so wie sie die Frucht in des Königs Händen erblickt, sinkt besinnungslos zu Boden. Bhartriharis, die Eitelkeit aller irdischen Dinge erkennend, zieht sich in die Einsamkeit zurück, um sich den indischen Büßungen zu unterziehen. Er genießt die Unsterblichkeitsfrucht selbst, und lebt nach indischer Ansicht noch jetzt fort.« Auf diese Geschichte geht nun augenscheinlich die Strophe, welche die zweyte der zweyten Centurie (wahrscheinlich ursprünglich der ersten) bildet:

An die ich immer denke, die ist mir nicht hold,
Und wünschet einen andern, eine andre der
Um meinetwillen freuet eine andre sich; —
Weh ihr und ihm und jener, ach! und mir!

Die eigenthümliche Stellung dieser Strophe, da sie den Anfang des ganzen Werkes bildet — denn die erste Strophe ist eine Art Gebet — ihr besonderes und vom Charakter des übrigen — welches fast nur Sprüche enthält, oder wenigstens in die Form eines Spruches gegossen ist, wo der Dichter fast nie von sich spricht — ganz abweichendes Genre spricht in der That für eine derartige Entstehung des Ganzen, welche auch dem indischen Charakter keineswegs widerspräche. Allein andrerseits leiden diese Centurien an den größten Interpolationen, und es wäre eben so gut möglich, daß diese Strophe geradezu eingeschoben wäre, vielleicht anderswoher genommen. Bey dem völligen Mangel von Spuren einer Literärgeschichte des Sanskrits wird sich dieß wohl nie zu einer Gewißheit bringen lassen. Er wird außer diesem königlichen Bhartrihari noch ein Poet und Gramma-

tiker desselben Namens erwähnt (Colebrooke Asiat. Research. X. 436); möglich daß dieser der Verfasser wäre. Das Alter von einigen Sprüchen stünde einer solchen Ansicht nicht entgegen, da sie höchst wahrscheinlich, wie alle Gnomenwerke der Art, nicht von einem Verfasser herrühren, sondern gesammelt sind; eine Ansicht, welche schon ein indischer Gelehrter Padmanabhas dem Roger, welcher eine Uebersetzung von einigen dieser Sprüche schon in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gab, mittheilte. Daß sie Sammlungen sind, geht aus der fast vollständigen Uebereinstimmung von mehreren hinter einander folgenden Sentenzen hervor, wie, um nur ein Beyspiel anzuführen, I. 13, 14; manche werden ohnedieß weiter unten vorkommen [1]). Zu einer Gewißheit wird man übrigens weder über Verfasser, noch Zeit, noch sonst etwas, die Geschichte des Werkes betreffendes, kommen können.

Das Werk zerfällt in drey Centurien (Çatakâni, Abtheilungen von je hundert Strophen); allein durch die vielfache Interpolation, welcher Sammlungen der Art unterworfen sind, überschreiten insbesondere die zweyte und dritte Centurie die ihrem Namen nach ihnen zukommende Zahl um ein beträchtliches. Hr. v. B. hat eine jede Centurie auf diese Zahl von Strophen zurückgeführt, indem er die übrigen, aus verschiedenen Gründen bald diplomatischen, bald ästhetischen ausschied, und theils in einem Supplement besonders hinzufügte, theils ohne erheblichen Schaden, wie auch uns scheint, ganz wegließ.

Die eine dieser Centurien führt die Ueberschrift (çringâraçatakam, Liebescenturie), die andere nîtiçatakam, Aufführungscenturie; die dritte, vairâgjaçataka, Devotions-, Frömmigkeitscenturie; diese Dreytheilung kehrt in den Sprüchen selbst als die einzelnen Menschen unterscheidend an; so heißt es I. 99:

[2]) Einer wandelt in Wairâgja, in Nîti irrt ein anderer;
Mancher freut sich an Çringâra; verschieden ist der Menschen Thun.

und III. 77:

Ob wir entsagend wohnen an dem Götterfluß,
Ob wir uns schöner, guter Frauen Dienste weihn,
Ob schlürfen aus dem nectargleichen Lehrenquell —?
Wir wissen nicht was im blitzschnellen Leben thun! —

Diese Dreytheilung hängt auch, wie es scheint, mit der

---

1) Vielleicht spricht auch der so häufige Wechsel der Metra dafür, da das zu häufige Vertauschen der Metra bey den bessern indischen Dichtern weniger der Fall ist. Vgl. Colebrooke As. Res. X. 412.

2) Metrum; gewöhnlicher Çlokas ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ | ⏑ — — ⏑ | ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ | ⏑ — ⏑ — ; an den (⏑) bezeichneten Sylben kann ⏓ stehen.

indischen Eintheilung in drey Eigenschaften (sattvam, Wesenheit, rag'as, Irdischheit, und tamas, Finsterniß) zusammen.

Die Autoritäten stimmen in der Ordnung, in welcher sie die drey Centurien auf einander folgen lassen, nicht überein. Doch spricht manches dafür, daß die Niticenturie ursprünglich die erste in der Sammlung war. An der Spitze derselben finden sich nach Bohlens Angabe die allgemeinen Notizen der Scholl. über den Dichter und das Gedicht, und am Schlusse heißt sie bey demselben die erste; dagegen hat Cod. A. B. die Vairâgja-Centurie als erste, die Niti als zweyte, die Çringâra als dritte, und dieses stimmt mit der Ordnung, welche in den schon oben angeführten Stellen des Werkes selbst beobachtet wird. Vielleicht daß diese Gründe die Autorität des Schol. überwiegen. Auf jeden Fall würden wir eher eine von diesen Ordnungen gewählt haben, als mit Bohlen die der Editio Serampurensis, welche sich auf nichts, so weit wir sehen können, stützt. Sie stellt die Çringara an die Spitze, läßt die Niti folgen, und schließt mit der Vairagja.

Zuerst herausgegeben wurden diese Centurien in Verbindung mit Hitopadeça und Daçakumârak'arita zu Serampur von Carey 1804. Drey Handschriften wurden benutzt, und der Vairâgja-Centurie Scholien beygegeben. Die Ausgabe ist, wie fast alle in Indien besorgte, etwas nachläßig behandelt; darüber bricht Hr. v. Bohlen in Klagen und Vorwürfe aus, wie sie jetzt einmal Sitte geworden. Ich bin der Ueberzeugung, daß wir diesen Herausgebern, welche weder durch gute Drucker noch fleißige Correctoren unterstützt sind, die Sache mehr aus Liebhaberey als wie als eigentliche Gelehrte betreiben, trotz allen Mängeln ihrer Arbeiten, zum größten Dank verpflichtet sind, und halte diese zum großen Theil übertriebenen Vorwürfe für äußerst unbillig. — Hr. v. B. benutzte außer ihr noch vier Codd. genauer und einen fünften hie und da. Von diesen Hdss. schenkt er das meiste Zutrauen dem Cod. A, welcher in der Çringara und Vairâgja-Centurie rücksichtlich der Ordnung und Lesearten fast ganz mit der Seranpurer Ausgabe übereinstimmt, was bey der Niti rücksichtlich der Ordnung gar nicht der Fall ist. Wenn Hr. v. Bohlen die wichtigeren Varianten sorgsam angegeben hat, woran wir bis jetzt wenig Grund haben zu zweifeln, so ist die Verschiedenheit keineswegs so bedeutend, als man bey einem so interpolirten Werke erwarten sollte. Die Centurien selbst sind in einzelne kleinere Abtheilungen getheilt, welche besondere Ueberschriften haben, und durch etwas willkürliches Zusetzen oder Ausscheiden in der Niti und Vairâgja von Hrn. v. B. stets auf die Zahl von 10 Strophen

gebracht sind (mit Ausnahme der ersten und letzten Abtheilung, von denen jene 11, diese 9 Strophen hat); allein diese Ueberschriften passen gewöhnlich zum Inhalt, wie eine Faust auf das Auge, und ich glaube kaum, daß sie des Abdrucks werth waren, geschweige, daß sie zu einer Richtschnur für die Kritik und Anordnung hätten dienen können, wie bey Hrn. v. B.; mir wenigstens scheinen sie späterer Zusatz, wie sie denn auch der Niti in der Ser. Ausgabe fehlen. Von der Ordnung des Cod. A, welche Hr. v. B. im Ganzen zu Grunde legt, weicht B. und T. fast vollständig ab; welche Ordnung vorzuziehen sey, wage ich noch nicht zu entscheiden, da uns höchst wahrscheinlich bald noch mehr Autoritäten zugänglich seyn werden. Uebrigens sind die einzelnen Sprüche so unabhängig von einander, daß ihre Anordnung nur höchst selten von einiger Bedeutung ist.

Da die Sprüche in sehr vielfachen Metris gedichtet sind, so war es eine recht verdienstliche Zugabe des Hrn. Verf., daß er die einzelnen Metra in der Vorrede von S. XVI ff. an etwas genauer entwickelte. Er benutzte dazu zugleich eine Abschrift der bis jetzt unedirten Metrik von Kalidasa (Çrutabodha) und Mallinathas Commentare zum Kiratarg'unija und Sisupalavadha. Wir müssen nur bedauern, daß einiges falsch oder minder genau dargestellt ist. So zählt er sogleich den gewöhnlichen epischen Slokas zu der Classe ganak'kh'anda, d. h. zu den Metris, welche nach Füßen gezählt werden. Colebrooke, gewiß nach Vorgang der indischen Grammatiker, zählt ihn nicht dazu, und zwar mit vollem Recht; denn er kann nicht, wie das Aryâ-Metrum, das einzige dieser Art, in Füße getheilt werden, welche g l e i c h v i e l morae (mâtra), metrische Momente, enthalten. Eben so wenig gehört er zu den matravritta (Verse, welche bloß nach der Zahl ihrer metrischen Momente bestimmt werden, da die Zahl seiner Momente völlig unbestimmt ist, indem von den 16 Sylben, welche ein Halbslokas enthält, nur 6 bestimmte Messungen haben, und selbst von diesen 6 noch 3 variiren. Aus diesem Grunde nimmt der Slokas in der indischen Metrik eine ganz besondere Stelle ein, und wird weder zu den zwey schon erwähnten Arten noch zu der dritten (aksharavritta, Metra, deren Sylben, Zahl und Maß bestimmt ist) gerechnet. Der Slokas ist das einfachste Metrum, das man sich nur denken kann. Eine prosaisch beginnende Reihe mit metrischem Schluß wird viermal wiederholt; nach dem zuerst hervortretenden Gesetze des Parallelismus wird die dritte Reihe der ersten, die vierte der zweyten gleich geformt. Genauer den Slokas zu entwickeln ist hier nicht der Ort. — In demselben Satze erwähnt Hr. v. B. nur zwey Arten von indischen Metris, indem er die dritte, die Mâtravritta, ausläßt; doch

darauf werden wir sogleich zurückkommen müssen; zuvor müssen wir einige Worte über das unter Nr. 2 von ihm behandelte Arja-Metrum fallen lassen. Bey Aufzählung der im Arja gedichteten Strophen hat Hr. v. B. diejenigen, welche seiner Meinung nach einen Fehler gegen das Metrum enthalten, mit einem Sternchen bezeichnet. Mit Unrecht steht aber unter diesen I. 37, von welchem Hr. v B. im Commentar bemerkt, daß es im zweyten Halbslokas zwey Sylben zu viel habe. Letzteres ist falsch; es hat in diesem nur eine und zwar lange Sylbe mehr als im gewöhnlichen Arja. Es ist dieß aber eine besondere Form des Arja-Metrum, und heißt Vragîti (bey Colebrooke on the Sanscrit and Pracrit Poesy in As. Res. X. Nro 8 unter den Gan'akh'anda).

Mit eben so viel Unrecht ist I. 41 mit einem Sternchen bezeichnet. Dieses Distichon ist in der bekannten Abart des Arja gedichtet, welche Arjagiti heißt, und aus zwey gleichen Versen besteht, deren jeder 32 metrische Momente in 8 Füße vertheilt hat, mit der Pause nach dem dritten Fuße oder zwölften Moment (bey Colebrooke Nr. 5 der Gana K'handa).

Mit Recht dagegen würde I. 57 so bezeichnet seyn, wenn wir uns bey der von Hrn. v. B. aufgenommenen Lesart beruhigen müßten. Er liest nämlich:

sraparapratârako 'sau nindati jo 'lîkam pand'ito juvati:
jasmât tapaso 'pi phala svarga: svargasja tathâpsarasa:

Hierdurch entsteht folgendes Metrum:

1) ◡ ◡ — | ◡ — ◡ | — — || — ◡ ◡ | — — | — — | ◡ — ◡ | ◡ —
2) — — | ◡ ◡ — | ◡ ◡ — || — — | — — | ◡ | ◡ — ◡ | ◡ —

in der That ein metrisches Unding, einerseits wegen des Jambus im achten Fuß, und andrerseits wegen des an dieser Stelle unerlaubten Amphibrachys im siebenten. Allein der zweyte Vers dankt diese seine Gestalt erst den Bemühungen des Hrn. v. B.; die Autoritäten lesen ihn zwar auch nicht richtig, aber doch ganz anders; die Editio Seramp. hat nämlich in der zweyten Abtheilung desselben svargas jâpi phalan tathâ sarasa: für dessen unrichtigen Schluß die Hdss. das richtige tathâpsarasa: bieten. Hiernach emendiren wir ihn, wie ich hoffe, ganz leicht, durch Auslassung des phalam im ersten Theil, welches nur einmal nöthig, und im zweyten Theil besser steht, und ferner durch Auslassung des überflüssigen api; so erhalten wir denn:

jasmât tapasa: sriarga: svargasja phalan tathâpsarasa:

mit ganz richtigem Metrum:

— — | ◡ ◡ — | — — || — — | ◡ ◡ — | ◡ | — ◡ ◡ | —

Haben wir durch eine leichte Emendation die Unform des

zweyten Verses in einen regelmäßigen Arja-Vers verwandelt, so dürfen wir keinen Anstand nehmen, dasselbe auch im ersten Vers zu versuchen. Hier brauchen wir nur eine Umsetzung anzuwenden, und für alikam das ihm synonyme und zu seiner Erklärung von Amarasinha gebrauchte anrtam *) setzen, und auch dieser Vers ist richtig; wir lesen ihn:

svaparapratârakô 'sau nindati jo pand'ito 'nrtâs juvatî:

sein Schema ist:

◡ ◡ — | ◡ — ◡ | — — || — ◡ ◡ | — — | ◡ — ◡ | — ◡ ◡ | —

Mit Unrecht ist ferner 100 als fehlerhaft bezeichnet. B.'s eigene Emendation hat das Metrum daselbst restituirt. Ganz fehlerfrey ist die mit einem Sternchen bezeichnete dreyßigste Strophe der Niti. Hr. v. B. muß hier falsch scandirt haben; dasselbe muß bey Supplem. 11 geschehen seyn; denn auch hier ist kein Fehler. Niti 31 hat einen Proceleusmaticus (◡ ◡ ◡ ◡) in dem dritten Fuße, welchen Hr. v. B. nach Lassen an dieser Stelle für falsch hält. Meiner Meinung nach ist er nur selten, aber nicht falsch. Auch Supplem. 21 b ist so geformt. So ist denn kein einziger Vers im Arja-Metrum fehlerhaft.

Bey dem Arja-Metrum erwähnt Hr. v. B. noch des 27sten Distichons in der Sringara-Centurie, als einer besondern Abart der Arja; mit Unrecht aber nennt er das Metrum, in welchem dasselbe componirt ist, Arjagiti. Es heißt bloß Giti (Nr. 4 bey Colebrooke), es besteht aus zweymal wiederholtem ersten Verse des Arja. Im zweyten Verse ist übrigens ein Fehler. Hr. v. B. liest nämlich als Schlußwort nivarhan'am, wodurch der Vers

7 ◡ — ◡ | 8 — schließt mit einem Amphibrachys im siebenten Fuß. Wenn der Amphibrachys an dieser Stelle vorkömmt, so heißt der Vers Gurvini (Colebrooke a. a. O. S. 400); allein dieses ist höchst selten der Fall, und an unserer Stelle muß für dieses ganz unindische Wort nirvahanam geschrieben werden, also — ◡ ◡ | — mit Dactylus im siebenten Fuß.

Sonderbar nehmen sich die Worte zu Anfang des dritten, vom Vaitalija handelnden Abschnittes aus, wo Hr. v. B. sagt: »Ad metra quantitate syllabarum vel temporibus constituta illud quoque pertinet, quod *vaitalija* nuncupatur.« — Quantitate syllabarum vel temporibus constituta sind alle Metra mit Ausnahme, aber nur theilweiser, des epischen Slokas;

*) Alikam war wahrscheinlich die Erklärung irgend eines Schol., und kam nachher in den Text.

Hr. v. B. wollte aber sagen, das Vaitalija-Metrum gehöre zu einer und derselben Gattung mit der Arja, von welcher er früher gehandelt. Das ist aber ganz falsch. Das Arja-Metrum bildet eine besondere Classe, dadurch charakterisirt, daß der Vers in gleichzeitige Füße (gan'a) zerfällt werden kann. Bey den meisten Formen des Vaitalija ist dieß nicht ohne tiefere Erkenntniß des Wesens des Taktes möglich. Daher beschränken sich die indischen Grammatiker darauf, dieses Metrum nur nach der Zahl seiner Moren zu bezeichnen, und Regeln darüber zu geben, welche Moren zusammengezogen werden können und welche nicht. So hätte sogleich die einfache Form des Vaitalija, welche im Bhartrihari erscheint:

1 2 3 4 5 6 7 8

∪ ∪ — | ∪ ∪ — | ∪ — ∪ | — || ∪ ∪ — | — ∪ ∪ | — ∪ — | ∪ —

wollte man die durch Striche eingeschlossenen metrischen Momente Füße nennen, 5 Füße von 4 metrischen Momenten, einen von fünf dagegen (den siebenten), einen von zweyen (den vierten) und einen von dreyen (den achten). Noch weniger lassen sich andere Variationen dieses Metrums, z. B. das Pravrittica auf gleichzeitige Füße reduciren. Will man dieses Metrum richtig verstehen, so muß man auch hier von der Idee ausgehen, daß vier ursprünglich prosaische Reihen, wie bey dem epischen Slokas, zum Grunde liegen mit bestimmtem metrischen Schluß; dieser wird hier durch einen Cretikus und Jambus — ∪ — ∪ — in allen vier Reihen gebildet. Die diesem vorhergehende Reihe ist aber schon auf eine bestimmte Anzahl metrischer Momente beschränkt, in der ersten und dritten auf sechs, in der zweyten und vierten auf acht *). Durch Zusammenziehung verschiedener Moren in diesem freygegebenen Theil können alsdann mehrere Variationen entstehen, von denen wir jedoch hier nicht genauer handeln können. — Uebrigens, um dieß noch zum Schluß zu bemerken, ist dieses Metrum bey Hrn. v. B. falsch schematisirt. Er bezeichnet es:

∪ ∪ — | ∪ ∪ — | ∪ — ∪ | — || ∪ ∪ — | — ∪ ∪ | — ∪ — | ∪ — —

mit einer langen Sylbe zu viel am Schluß. Da die Inder nur bey den Sylbenmetren (aksharavritti) die Sitte haben, stets den Vers in je drey Sylben zu theilen, so glaube ich, thun wir besser, dieses Metrum seinem Wesen getreuer so zu schematisiren:

∪ ∪ — ∪ ∪ | — ∪ — ∪ — || ∪ ∪ — — ∪ ∪ | — ∪ — ∪ —

in Noten.

3/8

*) Gerade wie beym epischen Slokas auf eine bestimmte Zahl Sylben.

wo ||, um dieß ein für allemal zu bemerken, die nothwendige Cäsur bezeichnet, und der fest bestimmte Theil von dem freygegebenen durch (|) geschieden.

Höchst ungenau drückt sich Hr. v. B. zu Anfang des Abschnittes aus, in welchem er von den Sylbenmetris handelt. Er sagt, sie seyen die metra, quae non syllabarum valore sed numero metimur. Wer dieses liest, muß nothwendig glauben, daß diese Verse den neueren französischen, englischen oder italienischen gleich seyn, welche nur durch Verbindung einer gewissen Anzahl von Sylben gebildet werden, ohne Rücksicht auf Länge oder Kürze derselben. Bey den indischen Versen ist nicht die Anzahl der Sylben allein, sondern auch das Maß einer jeden einzelnen auf das genaueste und unabweichlichste bestimmt, so daß sie nicht non valore sed numero gemessen werden, sondern non solum valore sed etiam numero syllabarum. Während im Slokas nur ein Theil metrisch bestimmt ist, der andere Theil nur syllabisch, im mâtrak'kh'anda nur die Zahl dessen metrischer Momente, im gan'ak'kh'anda nur die Zahl der Füße und ihrer metrischen Momente, ist in den Sylbenmetris, der vierten Art indischer Metra, die Zahl der Moren und ihre Zusammenziehung, somit alles Aeußerliche des Metrums aufs allergenaueste bestimmt. Sie sind die Blüthe oder vielmehr die Krone der indischen Metrik. Leider findet sich auch in dieser Abtheilung manches Falsche oder Ungenaue bey Hrn. v. Bohlen.

Sogleich bey dem zuerst erwähnten Metrum dieser Art (Salini) hat Hr. v. B. die Stelle aus Kalidasas Srulabodha ganz mißverstanden. Dieser lehrt: viçrâma: sjât tanvi vedais turangais: die Pause ist durch die Veden (welche die Zahl 4) und die Sonnenpferde (welche die Zahl 7 bezeichnen), Hr. v. B. übersetzt dieß hypotmesis fit in quarta et septima syllaba, und bezeichnet die vierte und die siebente Sylbe vom Anfang des Verses, um dieß dem Leser ja einzuprägen, mit einem Ictus. Kalidasas lehrt aber, die Pause ist nach der vierten Sylbe, und dann wieder sieben Sylben weiter, also nach der zwölften, wie dieses dem Hrn. v. B. auch schon aus Colebrooke on the Sanscrit and Pracrit Poesy, und aus der Lectüre selbst hätte bekannt seyn müssen. Da das richtige Lesen der indischen Metra fast ganz von den Pausen abhängt, so glaubten wir dieses nicht unbemerkt lassen zu dürfen.

Mit Unrecht sind einige Strophen unter das Nr. 2 behandelte, Indravag'ra genannte Metrum gesetzt. So gehört I. 18, welches hieher gesetzt ist, unter Nr. 4, wo der Hr. Verf. die aus Indravag'ra und Upendravag'ra zusammengesetzten Metra behandelt, welchen der eigentlich jedem zusammengesetzten Metrum zu-

kommende Namen Upag'âti in specie eigenthümlich ist. Die erwähnte Strophe besteht aus drey Indravag'ra-Versen und einem Upendravag'ra. Eben so wenig gehörte I. 22 hieher; auch diese Strophe ist ein Upag'âti, da nur der erste und vierte Vers Indravag'ra, der zweyte und dritte dagegen Upendravag'ra sind. Völlig dasselbe Verhältniß tritt bey der hier erwähnten drey und dreyßigsten Strophe der Niti ein. Eben so wenig gehörte II. 50 hieher, wo 1, 2 Indravadschra, 3 Upendravadschra und 4 Indravag'ra. Dasselbe Verhältniß findet sich auch Supplemente 2. Auch III. 8 ist mit Unrecht hieher gezogen. Auch dieses ist Upag'âti, und besteht aus 1 Indravadschra, 2 Upendrav. und 3. 4 Indravadschra. Supplemente 3 gehört eben so wenig hieher; es besteht aus 1. 2. 3 Indravadschra und 4 Upendravadschra. Durch Nachlässigkeit oder Irrthum ist auch Supplem. 8 hieher gesetzt, welches im Vasantatilakâ-Metrum componirt ist, und unter Nr. 9 bey Bohlen hätte erwähnt werden müssen.

Unter Nr. 3 Upendravag'ra ist eben so mit Unrecht I. 23 angeführt; diese Strophe ist ebenfalls Upagâti, bestehend aus einem Upendravadschra und drey Indravadschra. Vielleicht ist dieses das sogenannte Viparîtâkharaki-Metrum (Colebrooke S. 474). Der Mischungen von Indravag'ra und Upendrav. gibt es nach Colebrooke vierzehn; doch führt er wenig specielle Namen für die einzelnen Varianten an.

Einen Fehler, wie wir ihn schon beym Vaitalijâ rügen mußten, läßt sich Hr. v. B. auch bey dem unter 5 behandelten Rathoddhata zu Schulden kommen. Er bemerkt hier nämlich zum Schluß: **Varietas hujus metri illa est, qua Bhartriharis utitur Sringâra 55 cui nomen non habeo:**

— ◡̆ — | ◡ ◡̆ ◡ | — ◡̆ ◡ | ◡ — || — ◡ — | ◡ ◡ ◡ | — ◡ — | ◡ — 2mal.

In der That wäre dieses eine solche Varietät dieses Metrums, daß es ein ganz anderes wäre, und nicht bloß Hr. v. Bohlen, sondern auch die ganze indische Metrik hätte keinen Namen dafür. Allein an der angeführten Stelle findet es sich gar nicht, sondern ganz richtig:

— ◡̆ — | ◡ ◡̆ ◡ | — ◡̆ — | ◡ — || — ◡ — | ◡ ◡ ◡ | — ◡ — | ◡ — 2mal.

Noch seltsamer ist aber Hrn. v. B.'s Note zu dieser Stelle im Commentar, wo er sagt: **sed in metro haereo; positionem enim facit** *ksh*; **igitur Amphimacer** (an der dritten Stelle) **extat loco Dactyli in mensura certis pedibus definita!!!** Was soll man zu einer solchen Nachläßigkeit sagen?

Beym siebenten Metrum **Drutavilambitam** ist Niti 42 an-

geführt, ohne daß Hr. v. B. bemerkt, daß der zweyte Vers gegen das Metrum fehlt. Er lautet:

paradhane k'a sprihâ parajoshiti

dessen Schema:

◡ ◡ ◡ | — — ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ —

ist, während es:

◡ ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡

seyn müßte mit Dactylus an der zweyten Stelle. Allein diesen Fehler hat Hr. v. B. erst hineingetragen. Die Lesart der Seramp. Ausgabe ist:

paradhanâja rati: parajoshiti,

welche dem Metrum vollständig entspricht. Hr. v. B. glaubte dagegen eine Lesart auswählen zu müssen, welche in den Casibus übereinstimmte, wo also nicht, wie hier, das eine der von rati: abhängigen Nomina im Dativ, das andere im Locativ stände. Der Cod. B. hatte paradhanasja hriti parajoshitâm, Cod. A. fährt er fort: Locativus utriusque nominis, quem adoptavimus, praesertim quia *k'a* abesse non poterat. Woher er das Wort sprihâ habe, wird gar nicht angegeben; war dieß die Lesart eines Codex, und wollte man sie erhalten, so hätte man schreiben müssen: paradhane parajoshiti k'a sprihâ, wodurch auch k'a an seine richtige Stelle käme; denn in der jetzigen Lesart steht es falsch, da sein Platz nur hinter dem verbundenen Worte seyn darf. Allein rati ist diplomatisch festgestellt einerseits durch die Editio Seramp., andrerseits durch die daraus corrumpirte Lesart des Cod. B.: *hriti*. Ferner ist die Nichtübereinstimmung der Nomina in den Casibus auf jeden Fall die doctior lectio, und findet ihre grammatische Erklärung vollständig, während sich die Lesarten mit übereinstimmenden Casibus schon dadurch als später erweisen, daß sie von einander abweichen. Das *k'a* endlich ist gar nicht nothwendig, da parajoshiti in einem steigenden Verhältniß zu paradhanâja steht, in welchem Falle fast jede gebildete Sprache ermattende Conjunctionen wie *k'a* (welches mit dem lateinischen que, dem griechischen τε in Laut und Bedeutung identisch ist) verschmäht. Wir kehren demnach zu der schon angeführten Lesart der Editio Sriramap. zurück.

Das unter Nr. 8 behandelte Metrum Wansaschta kömmt nicht bloß, wie Hr. v. B. erwähnt, zweymal in diesen Centurien

vor, sondern auch III. 24 allein mit einem Fehler im dritten Verse, indem die lange Schlußsylbe fehlt. Wir dürfen aber ohne großen Scrupel eines der sechs bekannten Expletive anwenden, und hier, wie uns däucht, am ersten *vai*, so ist das Metrum hergestellt.

Bey dem unter Nr. 10 behandelten Metrum malinî hat Hr. v. B. auf dieselbe Weise, wie bey der Salini (Nr. 1) Kalidasas Regeln über die Pausen mißverstanden. Es heißt bey Kalidasa:

giribhir atha turangair jatra kânte virâma.

Dieß paraphrasirt Hr. v. B. ita ut hypotmesis cadat in septimam et nova arsis incipiat in octava; darnach setzt er einen Ictus sowohl auf die siebente als achte Sylbe, indem er als Schema gibt:

◡ ◡ ◡ | ◡ ◡ ◡ | — — —́ | ◡́ — — | ◡ ◡ — — ||

Hier, wie bey der Salini, heißt es, eine Pause entsteht durch die (acht mythischen) Berge (d. h. nach der achten Sylbe), und ferner durch die (7) Sonnenpferde (d. h. nach der siebenten Sylbe von da an, oder der funfzehnten des ganzen Verses, welche Angabe sich schon richtig in Colebrooke findet. Das Schema des Verses ist demnach:

◡ ◡ ◡ | ◡ ◡ ◡ | — — || — | ◡ — — | ◡ — — ||

in Noten:

6/8

Bey Anführung der in diesem Metrum gedichteten 26sten Strophe der Sringara hätte erwähnt werden müssen, daß sich im dritten Verse entweder ein Fehler findet, oder, was mir wahrscheinlicher scheint, die Gruppe sv hier keine Position macht.

Unter Nr. 11 findet sich wieder eine Nachläßigkeit, wie wir sie schon einigemal rügen mußten. Indem B. nämlich von dem Metrum Prithvî spricht, zählt er es zur Classe Ashti (welche aus vier sechzehnsylbigen Versen besteht), und gibt ihm folgendes falsche Schema:

◡ —́ ◡ | ◡ ◡ — | ◡ —́ ◡ | ◡ ◡ — | ◡ ◡ — | —

allein dieses Maß gehört zur Classe Átjashti, hat 17 Sylben, und sein Schema ist:

◡ — ◡ | ◡ ◡ — | ◡ — || ◡ | ◡ ◡ — | ◡ ◡ — | ◡ —

mit nothwendiger Pause nach der achten Sylbe, und was wir für unnöthig halten, erwähnt zu werden, nach der neunten (oder

siebzehnten des Ganzen). Während aber sonst die Cäsuren in unserer Centurie ganz genau beobachtet sind, sind sie gerade in diesem Metrum einigemal übertreten, nämlich II. 4 [d] und II. 5 [a. b. d.] Hr. v. B. hat seinen Ictus zum zweyten Male richtig gesetzt, was aber der erste bedeuten soll, weiß ich kaum. Uebrigens ist der Ictus wohl das denkbar schlechteste Zeichen für Pausen.

Bey Nr. 13 (Harinî) setzt Hr. v. B., wie er sagt, Kalidasan folgend, die Cäsuren nach der sechsten und zwölften Sylbe. Da er den Text nicht beygefügt hat, so können wir nicht erklären, worauf das Mißverständniß beruht; allein daß Colebrooke's Angabe, wornach die Cäsuren nach der sechsten und zehnten Sylbe fallen, richtig ist, beweist jeder Vers dieser Art in unserer Centurie. Das Schema ist demnach:

⏑ ⏑ ⏑ | ⏑ ⏑ — || — — — | — || ⏑ — | ⏑ ⏑ —

in Noten:

6/8

Hätte sich Hr. v. B. genauer mit den Pausen dieses Verses bekannt gemacht, so würde er Supplem. 17 [d] nicht abgetheilt haben:

kulaçikharin'a: kshudrâ *naitena* vâ g'alarâçaja:

sondern: k. ksh. *naite na* vâ, und demgemäß richtiger übersetzt und erklärt haben. — Bey Erwähnung von I. 30 läßt Hr. v. B. unbemerkt, daß diese Strophe voll von metrischen Fehlern ist; doch findet sich darüber eine lange Anmerkung im Commentar, in welcher Hr. v. B. zwey dieser Fehler hebt, worin wir ihm fürs Erste beystimmen, wenn gleich die Emendationen keineswegs diplomatisch feststehen. Um den dritten Fehler, welchen Hr. v. B. für indelebilis hält, zu emendiren, schlage ich vor, für pramada geradezu sammada zu lesen; denn pramada verfälscht entschieden das ganze Metrum, und die Erklärung von pra in den Scholl., welche Hrn. v. B. bestimmte, diesen Fehler für indelebilis zu halten, kann eben so gut auf das pra in prakâçita gehen; allein selbst wenn der Schol. wirklich pramada vor Augen hatte, bindet uns dieses doch nicht. Denn die Schol. haben keineswegs stets die besten Lesarten. Der vierte Fehler liegt im vierten Verse, wo statt mṛgadṛçâm ⏑ ⏑ ⏑ — ein Wort gefordert wird, welches ⏑ — ⏑ — zum Maß hätte. Sollte vielleicht das a in mṛga nach Analogie des a in asmâdṛç, von asma, uns (uns ähnlich), zu dehnen seyn (vgl. Bopp Gramm. 287), und also mṛgâdṛçâm zu schreiben, und einer Hindin ähn-

lich zu übersetzen seyn? Der Fehler wäre alsdann gehoben. — Ganz unbemerkt ließ Hr. v. B. einen Fehler in I. 33ᵃ, dessen letzter Theil bey ihm lautet:

kat'akshavicikhânatat,

mit dem Schema ◡ — | ◡ ◡ ◡ | — ◡ — statt des nothwendigen ◡ — | ◡ ◡ — | ◡ —. Die Emendation ist leicht; wir schreiben kat'akshaçikhânalât, und übersetzen statt: der Liebesblickepfeilgluth, der Liebesblickegluthfeuer.

Bey dem zu derselben Classe gehörigen Sikharinî gibt Hr. v. B. in Folge des schon mehrmal gerügten Mißverständnisses von Kalidasâs Art sich auszudrücken, zwey Pausen an, eine nach der sechsten und eine nach der eilften Sylbe. Diese eilfte Sylbe ist aber nicht, wie Hr. v. B. stets annimmt, die eilfte vom Anfange des Verses, sondern die eilfte nach der angegebenen Pause, folglich die siebzehnte oder der Schluß des Verses. Wir würden diese Cäsur, da sie sich von selbst versteht, unangegeben lassen, und mit Colebrooke nur die nach der sechsten erwähnen, welche auch von unserm Dichter durchweg beobachtet ist.

In dem funfzehnten Metrum Sardâlavikrâd'itam setzt Hr. v. B., ohne sich über die Pausen genauer auszusprechen, seine Ictus — welche, wie schon bemerkt, die Pausen bey ihm bezeichnen sollen — auf die siebente und zwölfte Sylbe. Colebrooke kennt nur die Cäsur nach der zwölften Sylbe, welche auch durchweg von unserem Dichter beobachtet ist. Weniger wundert mich übrigens die falsche Cäsur bey Hrn. v. B., als die richtige. Die Angabe von jener beruht auf einem Mißverständniß. Der Scholiast zu Sisupalavadha (Mallinathas) sagt nämlich, die Pause ist durch die Sonnenpferde (d. h. durch sieben Sylben); rechnet aber hier, wie bey dem Metrum Sikharini (zu Sisup. 5, 69 Kiratarg'. 10, 63) von hinten, so daß die Cäsur nach der zwölften vom Anfang trifft. Für die Angabe der richtigen Cäsur muß H. v. B. noch eine andere Autorität gehabt haben, welche er nicht anführt.

Diese wenigen Bemerkungen werden genügen, des Hrn. v. B. Behandlung der in unseren Centurien vorkommenden Metra brauchbarer zu machen, aber auch zugleich den Beweis geben, daß dessen Kunde der indischen Metrik keineswegs hinlänglich war, um ihn zu befähigen, über diesen Gegenstand zu schreiben.

Andere Künstlichkeiten der Form, wie Reim, Alliteration und dem Aehnliches, welches sehr sparsam, aber doch in unsern Centurien vorkömmt, läßt Hr. v. B. unberücksichtigt, und so wollen auch wir es der eigenen Beobachtung des Lesers überlassen; es wird uns sich bald eine andere Gelegenheit darbieten, alles dieses im Zusammenhange zu besprechen.

Der Werth dieser drey Centurien, sowohl dem Inhalte als der Form nach, ist, wie dieß in Sammlungen von Sprüchen stets der Fall seyn muß, keineswegs sich gleich. Bald überraschen uns — und dieses ist vorzüglich im zweyten Buche der Fall — wahrhaft schöne, unter allen Zonen und in allen Jahrhunderten gleich wahre Gedanken, bald stößt uns Trivialität, vorurtheilsvolle Bornirtheit, zu sinnliches Gelüste wiederum vollständig zurück. Doch es sey uns erlaubt, den Inhalt des Buches mit der Beurtheilung der Behandlung des verehrten Hrn. Verf.'s zu verbinden.

Das erste Buch, bey Hrn. v. B., überschrieben Liebescenturie, theilt, nach Abzug des ersten, eine Art Gebet an den Liebesgott enthaltenden Strophe, 99 Sprüche über die Liebe mit. Diese sind unter acht, oder wenn man die einzelnen Jahreszeiten als besondere Ueberschriften fassen will, unter vierzehn Titel, welche größtentheils, wie schon bemerkt, wenig passen, vertheilt.

Der erste Abschnitt (2—21), überschrieben: Schilderung der Frauen, preist ihre Schönheit, erzählt die Art, wie sie das Herz der Männer gewinnen, wie schwer es sey, sich der Liebe zu erwehren u. s. w.

In der ersten (oder vielmehr zweyten) Strophe übersetzt Hr. v. B. îrshjâkalaha durch impatiente rixâ; aber irshjâ, bey Colebrooke (Amarakosha) invy, ist Eifersucht; demnach war zu übersetzen: rixâ ex zelotypia ortâ.

Die dritte Strophe gibt folgenden Sinn:

Liebesblick' aus Augen blitzend unter schöngekrümmten Brau'n,
Milde Reden, schamvoll Lächeln; leichter Scherz und stolzer Gang;
Stolze Haltung; dieses ist der Weiber Schmuck und ihr Geschoß.

Der dritte Vers lautet bey Hrn. v. B.:

lîlâmandam prasthitań sthitan'k'a.

und ist übersetzt: incedendi paullulum et standi gracilitas, was ich wenigstens nicht verstehe; das als Compositum gefaßte lîlâmandam könnte nur, als Tatpuruscha gefaßt, einigen Sinn geben; ich glaube, wir thun besser, es in zwey Worte zu trennen, und lîlâ mandam zu schreiben, letzteres wäre Adjectiv von prasth. und sth; es ist eigentlich langsam, dann stolz. Die Inder liebten nicht, wie wir, die leichte Bewegung der Frauen, sondern eine langsame, schwankende, daher sie denn den Gang derselben am schönsten finden, wenn er sich dem des Vogels *hansa* nähert, welcher, wenn auch nicht naturhistorisch, doch wenigstens etymologisch mit unserer Gans identisch ist.

Die vierte Strophe ist eine auf etwas ungenaue, den Unkundigen leicht mißleitende Weise übersetzt, worauf wir nur auf-

merksam machen wollen. Der vierte Vers aber ist ganz mißverstanden. Er lautet:

sphurallilâlînam prakaraparipûrn'â iva driça:

Hr. v. B. übersetzt: modo pulchra supercilia contrahentibus, modo — modo — modo ludentibus novarum nuptarum faciei lotis — *omnino quasi opplentur adspectus apum amore circumvolitantium.* Da prakara nicht omnino seyn kann, und iva (quasi) kein tertium comparationis hat, so fällt die Uebersetzung des Hrn. v. B. von selbst, und es bedarf keines weitläufigen Beweises ihrer Falschheit. Es war zu übersetzen: durch die Zusammenziehung der Augenbrauen (u. a. weiter aufgezählte Bewegungen der Augen) — durch diese Augenbewegungen des Lotusgesichtes von Neuverlobten, sind ihre Augen gleichsam angefüllt von einer Menge hervorfliegender Liebesbienen. Ich hoffe, daß bey dieser Uebersetzung weder der Vergleich noch sonst etwas eine weitere Erörterung nothwendig macht. So ist wohl auch K'aurap. 34 zu fassen.

In der fünften Strophe müßten wir einige Kleinigkeiten bemerken; doch überlassen wir dieß dem aufmerksamen Leser; unter andern stimmt der Commentar gar nicht zu der Uebersetzung des dritten Verses; auch kann ich mich nicht überzeugen, daß der Schol. *karau* geradezu durch kat'inau sollte glossirt haben; er schloß wohl nur die Brüste sind also kat'inau. Den vierten Vers schreibt Hr. v. B.:

vâk'ân hâri k'a mardavam u. s. w.

und übersetzt: sermonisque sertum tenerum; hier sind zwey Fehler, sertum heißt *hâra*, und mardava ist kein Wort; dafür war mârdava zu schreiben und zu übersetzen: sermonisque jucunda suavitas; Str. 6ᵃ ist vibhava possessio übersetzt; es muß heißen: substantia. Str. 8 würde die Uebersetzung nicht unlateinischer geworden seyn, wenn Hr. v. B. statt: quae multo sonantium compedum et zonae vacillantiumque armillarum strepitu superant regios cygnos, der Wortfolge getreuer etwa so geschrieben hätte: quae se moventium armillarum concussu, zonae strepitu et compedum sono superant u. s. w.

10ᵃ ist vilolataratârakadrishtipatai: übers. durch furtivis nutibus ex lascivo oculo emissis, es ist bloß durch die sehr beweglichen Blicke der sterngleichen Augen. Die Strophe lautet:

Wahrlich ganz verkehrten Sinnes sind die besten Dichter selbst,
Welche stets vom Weibe sprechen als vom schwächeren Geschlecht;
Sie, die mit dem wirren Blicke des Gestirngleichstrahlenaugs
Brahm' und aller Götter herrschen, welcher Weise sind die schwach?

Zu 11 bemerkt Hr. v. B. versus vix eget explicatione, und in der That finden wir die von ihm in der Anmerkung beygebrachten Stellen aus Libanius Meleager u. s. w. höchst überflüssig, während wir einen genaueren Beleg seiner Uebersetzung mit vielem Dank angenommen hätten. Er übersetzt: Sane vel Amor illius — servus est, *quia in ejus oculi impetu instruendo versatus*. Diese hervorgehobenen Worte sollen dem Texte: jata tannetra sank'ârasûk'iteshu pravartate entsprechen. Ich kenne von sûk'ita keine andere Bedeutung, als die von Wilson angegebenen old communicated, made known von *sank'âra*: porta, difficult progress, und muß darnach übersetzen, da er in den Augen genannten Thoren sich befindet, gleichsam Portier ist, eine Uebersetzung, welche durch die eigene Zusammensetzung, wo ich suk'ità wie âkhja faßte, noch einige Schwierigkeit hat.

Nr. 13[b] liest Hr. v. B. im Text jathâ baddhansi, was ein wenig ärger ist, als alle juvenilia exercitia des Hrn. v. Chezy. In den Noten will es Hr. v. B. in jathâ bandhasi emendiren; allein wer bindet mit Pfeilen? Hr. v. B. hat aber nur falsch gelesen; nämlich ein b für ein v. Die Ed. Srirâmap. hat ganz deutlich jathavaddhansi, was jeder des Sanskrits Kundige in jathavad dhansi (für hansi) trennen wird: da du verwundest.

Eine der schönsten Strophen ist die vierzehnte im gewöhnlichen Slokenmaß:

> Mögen Fackeln und mag Feuer glänzen, Stern' und Sonn' und Mond,
> Fehlest du mir, gazelläug'ge, ist mir finster die ganze Welt.

In dem zweyten Verse der neunzehnten Strophe fehlt eine Sylbe. Der zweyte Theil des Verses ◡ ◡ ◡ | ◡ ◡ ◡ | — besteht nur aus dem Worte pulakitadhijâm; wir schreiben supulakitadhijâm; übrigens ist no k'et nicht, wie Hr. v. B. übersetzt, vel etiam, sondern *εἰ μή*, sin minus III. 67.

21[c] ist ebenfalls *ἄμετρον*, wohl nur durch einen Druckfehler. Der Vers sollte ein Vasantatilaka seyn, welcher — — ◡ beginnt. Bey Hrn. v. B. ist das erste Wort nibhartsajanti; die Ed. Ser. liest nirbhatsajanti; man corrigire nirbhartsajanti, welches hier so viel als avabharts. bedeutet: drohn, zurückschrecken *). Der vierte Vers:

kin nâma vâmanajanâ na samâk'arantî

übersetzt Hr. v. B.: cur quaeso pulchris oculis non accedunt

---

*) Ich bemerke bey dieser Gelegenheit, daß auf ähnliche Weise nirbhartsana für nibhartsana in Draupadîpram. 6, 20 herzustellen sey.

ipsae? es soll heißen: quid scilicet pulch. oc. orn. non aggrediuntur? Nachdem mehrere Arten aufgezählt sind, wie die Frauen die Männer behandeln, sie verwirren, erfreuen u. s. w., schließt der Dichter auf diese Weise das Ganze ab: was setzen die Frauen nicht alle in Bewegung?

Jetzt beginnt ein neuer Abschnitt mit der Ueberschrift: Beschreibung des Genusses, wobey die lascive Phantasie des Hindu sich einen ziemlich freyen Spielraum nimmt. Sowohl in der ersten als zweyten Strophe (22 und 23) geht Hr. v. B. über den einfachen Sinn ziemlich weit hinaus (im Commentar). In jener ist von keiner Verlassenen die Rede, sondern nur von einer einsam im Waldesschatten mit ihrem Busen coquettirenden; in der zweyten ist kein Tadel der den Genuß zu sehr beschleunigenden Frauen, sondern nur eine Schilderung der Steigerung des Genusses bis zum vigrahajor abhedam. Die etwas ungenaue Uebersetzung des Hrn. Verf.'s wird sich leicht ein jeder hiernach verbessern können. Da Hr. v. B. eine größere Licenz für dieselbe in Anspruch nimmt (Praef. XXVII), so dürfen wir es nicht so genau damit nehmen.

24[b] ist svarga esha pariçishta âgata von Hrn. v. B. übersetzt: Talis est paradisus, ubi commoratur adiens; woher dieses ubi commoratur, verstehe ich nicht; überhaupt begreife ich nicht, wie Hr. v. B. pariçishta genommen hat. Es kann entweder von çish kommen, und pariçishta muß dann wohl = viçishta gesetzt werden, wozu sich die Bedeutung von pari sehr gut fügt, oder es könnte von çâs abgeleitet werden, was jedoch keinen Sinn gibt.

25[a] ist manag amanita gun'am übersetzt: indole superba, während es gerade umgekehrt heißen sollte: paullulum imminuta superbia. Der dritte Vers lautet bey Hrn. v. B.:

premârdrasprihanîjanirbhararaha: krîd'apragalbhâ tato,

und übersetzt: *jam vero* clandestinum magnumque gaudium tenerrimum cupiens; postea in ludo amatorio proterva; diese Uebersetzung ist auf jeden Fall ungenau; ich bedaure, daß Hr. v. B. nicht eine genauere Erklärung derselben, oder wenigstens die Scholien beygefügt hat. Mir scheint das Compositum nicht mit raha: schließen zu können, sondern erst mit pragalbhâ, und zwar außerdem, daß es mir so unerklärlich ist — was vielleicht nur für mich seyn mag — insbesondere deßwegen, weil bey den in diesem Satz vorkommenden Aufzählungen stets Conjunctiven angewendet sind: prak' (zuerst) tata: (darauf) tadanu (hinterher), in unserm Satze aber ein Glied ohne Conjunction ange-

knüpft wäre, während das folgende wiederum eine solche hat (tato); denn Hrn. v. B.'s jam vero findet sich nicht im Text; es wäre also post proterva in mollem desiderandum multum clandestinum ludum amoris; übrigens trage ich endlich kaum Bedenken, pragalbhâ geradezu in pragalbham zu verwandeln, damit es, wie alle übrigen Adjective, auf kulastrîratam gehen kann.

Gar seltsam hat Hr. v. B. die 27ste Strophe mißverstanden; er übersetzt sie: illae mulierum, oculis suaviter nictantium, lacrimae, quas prae voluptate effundunt dum gaudium parant a conjugibus certe invicem agnoscuntur, tanquam desiderium extinguentes. Im Commentar bemerkt Hr. v. B.: er sey etwas von der Wortordnung abgewichen, ut sensus melius emergeret!! Der Text lautet:

âmilitanajanânân ja: surataraso 'nusanvidang kurute
mithunair mitho 'vadhâritam avitatham eva kâmanirvaban'am;

das letzte Wort ist von uns oben schon hergestellt. Der zweyte Vers ist im Ganzen richtig übersetzt, und da er den demonstrativen Theil des Satzes enthält, wollen wir ihn nur genauer wiederholen: Hic asseritur finis amoris certus; nun folgt der relative Theil, zu welchem wir noch die beyden Worte des zweyten Verses ziehen, welche Bohlen dem demonstrativen zuwendet; hier ist surataraso: die Feuchtigkeit (succus) der Liebe, welche wohl niemand durch Thränen interpretiren wird; amîletanajana: ist oculos conniventes habens, wie wir sagen würden brechende Augen; anusanvid ist Wiederbesinnung entweder oder Besinnungslosigkeit; es kömmt nicht in Wilsons Lexikon vor, allein sanvid wird dort durch intellect erklärt, und die Bedeutung der Präp. anu erklärt beyde oben gegebene Auslegungen; dem Sinne nach paßt die zweyte besser. Die Uebersetzung würde nun lauten: Ubi semen effusum mentis impotentiam facit conjugibus invicem, oculis fractis (languidis), is asseritur certus amoris finis.

Die 28ste Strophe hat in der Uebersetzung des Hrn. v. B. fast gerade das Entgegengesetzte ihres eigentlichen Sinnes erhalten. Diese lautet: Idem, quod viris contingit, ut quando senili aetate amores commutantur inexperti et segnes fiant, sic et mulieribus accidit; quid enim vita valet ac gaudium, ubi ubera dependent? Der Text heißt:

idam anuk'itam akramaçk'a punsâm
jad iha g'arasv api mânmathâ vikârâ:

tadapi k'a na kritam nitambinînâm
stanapatanâvadhi g'ivitanratanvâ.

anuk'itam im ersten Vers heißt indignum ineptum; *akrama* erklärt Wilson im Sanscrit-Dictionary durch want of order irregularity also irregularitas; *vikâra* ist affectio; *mânmatha*, ein durch Vridhi gebildetes Adj., heißt; quod ex Amore proficiscitur, oritur; *api* vel; der Satz heißt also: Hoc ineptum et haec irregularitas virorum quod vel senectute hic amoris affectiones; d. h. daß sie selbst im Alter Liebe fühlen, wo sie doch eigentlich unfähig sind; das folgende ist zu leicht, als daß es einer genaueren Entwicklung bedürfte, es heißt: nonne hoc etiam feminis contingit, vita et amor mammis jam dependentibus, letzteres ist Bezeichnung des Alters bey den Frauen.

32[b] sind die Wörte madhunirmala zufällig unübersetzt gelassen:

> So lange hält des Mädchens Stolz dem Liebesblick,
> Als nicht Malayas süßer Zephyr duftend weht.

Dieses Distichon schließt diesen Abschnitt, und bildet zugleich den Uebergang zum folgenden: Schilderung der Jahreszeiten, überschriebenen, in welchem die Freuden der Liebe in den verschiedenen Jahreszeiten ausgemalt werden. Zuerst wird der Frühling beschrieben.

33[c] hat einen Fehler gegen das Metrum udgamâ: — ◡ —, wo — — — stehen müßte. Eine Emendation ist nothwendig; ich schlage, ohne jedoch für die Richtigkeit zu haften, udgâdhâ: in der Bedeutung submersus vor (s. Rosen Radicc. Sanscr. s. v. gâh, wo dessen Composition mit ut zwar fehlt, aber hinlänglich durch udgâdha *multus* bewährt ist). Delicati amoris sudore submersae.

34 ist im Metrum Drutuvilambitam:

◡ ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ —

wo wir in der Uebersetzung statt ◡ ◡ ◡ den leichten Daktylus anwenden müssen:

> Aber derselbige Lenz mit der Nachtigall
> Süßem Gegirr, mit dem Hauche Malaïas
> Quält der Verlassenen Herz; denn im Mißgeschick
> Wandelt ja Nectar sogar sich in Schlangengift.

35 übersetzt Hr. v. B. den letzten Vers:

keshânk'it sukhajanti netrahridaje k'aitre vik'itrâ: kshapâ:

durch: quibuscunque haec omnia oculos animumque exhilarant, iis quoque in mense Chaitra noctes jucundae transiguntur. Durch diese Umschreibung ist eine ganz falsche Wendung hineingetragen; es heißt nur: (Die früher erwähnten Dinge und zum Abschluß des Ganzen) pulchrae noctes in mense Chaitra exhilarant quorundam oculos animumque.

Dieses nonnulli führt uns darauf, daß die früher erwähnten Frühlingsfreuden immer auf andere gehen, und der Sinn des Ganzen sey: Einige ergötzt die Ruhe an der Seite ihrer Geliebten nach der Liebe Genuß (dieses ist der Sinn des ersten, von Hrn. v. B. unverständlich übersetzten Verses), den andern der Gesang der Vögel u. s. w. Klarer würde dieser Sinn seyn, wenn wir im ersten Verse kink'it in kançkit emendiren wollten, was wohl erlaubt, aber doch nicht ganz nöthig ist.

Eine äußerst schwierige Strophe ist die 36ste; die beyden ersten Verse behandelt Hr. v. B. gegen das Ende der langen Note recht gut; allein in den beyden folgenden bleiben noch Schwierigkeiten, welche er nur übertüncht. Im dritten Verse wird gesagt: die malayischen Winde kommen von Duft geschwellt pragbhâra-pât'ak'k'arâ: hierzu bemerkt Hr. v. B.: patak'k'ara *vestem tritam* significat, unde derivatum pâtak'k'ara pro Adjectivo habeo: *vestimenta detrita habens;* diese Bedeutung kann schon ein Adjectiv der Art nicht haben (vgl. Bopp 646, S. 266), aber welcher Sinn entsteht nun? nach Hrn. v. B.: *ventum odores ubique ex sinu lacero dispergere* vel etiam: *ob longum iter trito quasi pallio incedere* (schöne Bilder!) quae tamen interpretationes a *prâgbhâra* pendent quod non minus divinandum est; *prâk* de tempore fere est *ante*, sed de loco dictum comparet in prâgvança *προπυλαῖον* et in ipsa vocabuli notione *ad orientem versus*, *prâgbhâra* igitur potest esse: *qui onus prae se fert* vel *orientis onere* sive odoribus (!!) *onustus*. Prius praeferendum videtur, ita ut totum sit *per onus quod ante se ferunt*, *tunica lacera incedentes*, *venti*. Seltsames Bild! Gerüche so schwer, daß sie den Winden die Kleider zerreißen! Das Falsche der Interpretation im Einzelnen zu zeigen, wäre Papierverschwendung; können wir keine andere an ihre Stelle setzen, so müssen wir an diesem Verse verzweifeln. Wir wollen eine andere versuchen; daß sie aber vollständig genügen wird, wage ich nicht zu versichern. — In der That hängt, wie Hr. v. B. bemerkt, die Erklärung von prâgbhâra ab; dieses Wort ist aber nicht so sehr der Divination überlassen, wie er annimmt. Dasselbe Wort erscheint III. 1 c prâgbhâram, uk'k'ât'ajan, wo es ganz deutlich heißt prius onus removens, was der Scholiast durch ignorantia paraphrasirt; es heißt daselbst, Siva entferne die frühere Last der Finsterniß, welche aus der gränzenlosen moha (dem Zustande, wo man den Leidenschaften unterworfen ist) entspringt. Ich muß gestehen, ich war darauf und daran, unsere Stelle fast ganz hiernach zu emendiren; denn mit pat'ak'k'ara, einem alten Kleid, kann man hier nichts anfangen, wie wohl ein jeder sieht. Die Emendation (ich wollte

prâgbhâram uk'k'at'ino schreiben) schien mir jedoch etwas zu kühn; sollte vielleicht pat'a von pat', verwunden, Wunde, und k'k'âra in k'k'hurâ zu verwandeln seyn; des früheren Schmerzes Wunde spaltend, d. h. vernichtend, gerade wie kh'id I.46; so daß der Sinn wäre, die Anmuth des Malaya-Windes hebt alle Erinnerung an frühere Unannehmlichkeiten auf? Ganz dasselbe sagt I.37, 46 und viele andere Stellen. Im vierten Verse klantivitânatânavakritâ: ist im Commentar richtig erklärt doloris expansionem non curantes, nur hätte der eigentliche Sinn hinzugefügt werden sollen; es soll heißen: sie vertreiben die Schmerzen ohne Rücksicht auf die Ausdehnung derselben, heißt, wenn sie auch noch so groß sind. Hr. v. B. scheint es, der Uebersetzung nach, nicht so verstanden zu haben; denn da überträgt er es: lassitudinis gravitatem non curantes, was einen ganz andern Sinn gibt.

Es folgt nun die Beschreibung des Sommers.

In der ersten Strophe derselben (38 c) glaubt Hr. v. B. sumanas für casâ frondea nehmen zu müssen; er übersetzt: modice spirans ventus, tabernaculum, et domus candida; der Text lautet:

mando marut sumanasa: çuk'i harmjaprishtam.

allein für diese Bedeutung von sumanas gibt es keine Autorität, und sie ist höchst unwahrscheinlich; außerdem ist alsdann tabernaculum und domus hier fast tautologisch. Ich sehe keinen Grund, von der eigentlichen Bedeutung des Wortes (Jasmin) abzugehen. Es gehört augenscheinlich mit Marut zusammen: Ein sanfter Wind Jasmins, d. h. von Jasminduft geschwellt. Die Verbindung des Windes mit Blumenduft ist im Indischen stehend, so der Sandelduft der malayischen Winde.

Der dritte Abschnitt beschreibt die Regenzeit. St. 42 b soll nach Hrn. v. B. kut'ag'a Baum überhaupt bedeuten; eine Autorität für diese Ansicht wird nicht vorgebracht. Bey Colebrooke zum Amarakitha wird kut'ag'a durch Coraiya übersetzt (Echinus antidysenterica).

Str. 43 zeigt Hr. v. B. recht deutlich, wie weit man im Allereinfachsten vom Richtigen abirren kann, sobald man nur etwas Falsches hineingetragen hat. Der Text lautet bey ihm:

uparighanang ghanapat'atan tirjag girajo 'pi nartitamajûrâ: vasudhâ u. s. w.

Hr. v. B. übersetzt: *nubes superior ad nubium gregem* inclinat, montes etiam saltantibus pavonibus sunt ornati; terra arundinibus est candida; quomodo quiete fruatur

viator. Ueber uparighanam bemerkt Hr. v. B. im Commentar: Sch. *nivid'am clamans* explicat, sensum potius indicans, quam vocis originem; est nubes superior, quae amicam nubem adit, tonitru inclamans. Dieß hierin zu finden, dazu gehört eine gewaltige Phantasie. Das Richtige liegt hier so nahe, daß mir ein Räthsel, wie man es nicht finden kann. upari ist von ghanam zu trennen, und heißt oben; es entspricht dem tirjak', welches nicht de avibus oblique volantibus, wie Hr. v. B. in den Noten erklärt, hier zu verstehen ist, sondern einfach zur Seite heißt; oben (ist der allgemeine Sinn) sind Wolken, zur Seite Berge, unten die Erde; jedes dieser drey ist mit Epithetis versehen. Zuerst ghanaag ghanapat'alam; dieses läßt eine doppelte Auslegung zu; man kann erstens das zweyte Wort für Substantiv und das erste für Adjectiv erklären; dann hieß es: ein dichtes Wolkennetz; oder zweytens kann man umgekehrt ghanam für das Substantiv und ghanapat'alam für Adjectiv (Compositum Bahuvrihi) halten; ghana heißt dann (nach Am. K.) cymbel, bell, Trommel, Glocke: kurz jedes donnerähnliche Instrument; das Compositum hieße: ein Wolkennetz habend, aus einem Wolkennetze hervorgehend, also ein Donner in dichten Wolken. Für die zweyte Annahme entscheidet erstens der Scholiast, welcher, wie schon bemerkt, ghanam durch nivid'am erklärt, und zweytens der Umstand, daß auch bey den folgenden Gegenständen das Substantiv allein steht, und die Composita das Adjectiv bilden. Der Sinn ist also: Supra tonitrua ex nubium turba prorumpentia a latere montes saltantibus pavonibus ornati etc. — Im Vorbeygehen bemerke ich, daß quies im Schluß nicht das passende Wort ist für tushti. Letzteres ist Sättigung eher: wo kann sich der Wanderer an diesen Schönheiten sättigen?

45 ist asuk'isansare von Hrn. v. B. übersetzt: Quando obmutuit universum; eine solche Uebersetzung hätte bewiesen werden müssen; es ist nur in mundo non laudando; dieses könnte man nun speciell als ein von der Regenzeit hergenommenes Epitheton fassen; allein diese wird in Indien nie als etwas unangenehmes gedacht; daher faß' ich es eher als ascetisches Epitheton nicht = ornans der Welt überhaupt, wie sonst vielfach asâre (insipidus) gebraucht wird, z. B. schon I. 19, 66 und vielfach in II, III.

Der Herbst wird hierauf mit einer, aber sehr schwierigen Strophe absolvirt (47), wo Hr. v. B. uns wohl die Scholl. vollständig hätte mittheilen müssen. Seine Anmerkung wage ich kaum zu verstehen. Einmal sagt er: Caeterum separari potest

sarabhasasurata, si locativum statuas, a vocabulo sequente; wo ist dieser Locativ? ich hoffe doch nicht, daß Hr. v. B. ihn in sarabhasasa sieht; — ferner kömmt vor, der Schol. erkläre targ'itam durch nisheditam; letzteres ist gar kein Sanskrit; ich kann, ohne die Schol. in Zusammenhang zu sehen, nicht entscheiden, was hier richtig ist, vielleicht nishâdita; allein Hr. v. B. hätte eine Bemerkung oder Andeutung der Art geben müssen. Zum Schluß bemerkt Hr. v. B., karkarânta sey der Ablativ, gebildet durch die Endung tas. Es gäbe also demnach ein thema *karkarân* im Sanskrit! Solche Anmerkungen, müssen wir gestehen, hätten wir von Hrn. v. B. nicht erwartet. Ohne Scholien wage ich übrigens nicht, auf eine genauere Erklärung der Stelle einzugehen; nur bemerke ich im Vorbeygehen, daß procl-bhûtâsahjatrishnâmadhumadanirato in ein Wort zu lesen sey, nicht mit Bohlen in zwey zu trennen, deren erstes vor madhu schließt; daß ich ferner karkara nicht in der Bedeutung urceus kenne, wie Hr. v. B. übersetzt, sondern in dieser nur karkarî. Jenes heißt Spiegel; im letzten Verse ist ein Druckfehler, für âça muß ânça stehen.

Die folgende Strophe ist dem Winter gewidmet. Str. 49 hat die Ed. Sriram., deren Worte in Hrn. v. B.'s Exemplar hier ausradirt waren: vakshasjutkank'ukeshu.

50 übersetzt Hr. v. B. vâram vâram durch mox; es heißt: jeder Augenblick; vgl. Schol. ad K'aurap. 27. udaraçitkritakrito dantak'kh'adân ist falsch übersetzt; das schließende krito ist nicht Nominat. particip. perf. pass., sondern Accusativ. von krit. Hr. v. B. übersetzt: mox permagnum torporem adducens, labia laedens; es muß heißen: quovis momento labia valde trementia laedens.

Im folgenden überschriftlosen Abschnitt wird noch einmal die Macht der Sinnlichkeit erwähnt.

Str. 51 liest Hr. v. B. santvete virati, übersetzt aber letzteres Wort durch continuo, als stünde 'virati (für avirâti). Wir glauben, daß dieser Apostroph unbedenklich in den Text aufgenommen werden muß, zumal da die Lesart der Ed. Ser. eto mi virati auf etwas vor virati ausgefallenes hinweist. *jathâpj* im dritten Verse ist wohl nur Druckfehler, da *tathâpj* nothwendig ist, und von der Ed. Ser. geboten wird. Wie mahimâ dem Hrn. v. P. so viele Schwierigkeiten machen konnte, daß er ganz von dessen eigentlicher Bedeutung abweichen zu müssen glaubte, und es durch inclinatio übersetzt, verstehe ich nicht.

tadijo mahimâ ist eorum magnitudo, nämlich der sinnlichen Dinge.

I. 52 ist von Hrn. v. B. nur die erste Hälfte verstanden, deren Sinn ist:

Ihr folgt als Lehrern den Vedantakundigen,
Und wir auch sind der süßen Dichter Schüler stets.

Die folgenden beyden Verse übersetzt Hr. v. B.: nihil enim in terra magis conducit neque in hoc mundo jucundius quidquam muliere lotiocula. Der Text lautet:

tathâpjetadbhumau na hi parahitâtpunjamadhikam

na k'âminsansâre kuvaladriço ramjam aparam,

und heißt wörtlich übersetzt: so auch gibt es auf dieser Erde nichts Frömmeres, als Andern wohlthun, und in dieser Welt nichts Angenehmeres, als ein lotusäugiges Mädchen; der erste Theil ist dem Sinne nach parallel dem ersten Vers, der zweyte Theil dem zweyten.

Den Schluß dieses Abschnittes bildet die 54ste Strophe:

Wahr ist, Freunde, was ich sage, und bey allen ausgemacht,
Weiber einzig sind der Freude, Weiber nur des Schmerzes Grund.

Zugleich bildet sie den Uebergang zum folgenden Abschnitt: wie schwer es sey, der Liebe zu widerstehen. Hier werden die Büßungen der indischen Gymnosophisten scherzhafter Weise als Strafen, welche der Gott der Liebe über sie verhängt habe, angesehen.

Str. 58 ist dem Sinne nach richtig übertragen; doch hätte Hr. v. B. auch der Wendung treuer bleiben können, und *kintu* durch cur tandem übersetzen sollen, nicht durch autem.

Str. 63° hat Hr. v. v. mit guter Critik die diplomatisch richtigste Lesart ausgewählt, allein die Uebersetzung hätte einer Erläuterung bedurft; sie lautet für das Compositum: *pith'ara-kapolârpitagala* (canis) exta in turpitudinis vas conjecta devorans; genau sollte es heißen: canis qui collum in lasani genas (für in lasanum) conjecit, dessen Gesicht ganz mit Excrementen beschmiert ist.

Der folgende Abschnitt (66—68): »Vom Verlassen der Frauen,« behauptet, der Mensch unterziehe sich allem um der Weiber willen, ihretwegen werde er sogar nur Büßer im indischen Sinn.

Str. 67 halte ich das im Text behaltene *âdhauta* schwerlich für ein indisches Wort; eben so scheint mir der dadurch entstehende Sinn der Himalaja vom Ganges erschüttert, falsch. Die Erwähnung des Ganges dagegen als heiligen Flusses und Büßer-

ortes scheint mir nothwendig; darum möchte ich Hrn. v. B.'s Conjectur geradezu in den Text setzen.

69—71 enthält Sentenzen über die Jugend: Aufforderung sie zu benützen, Tadel derselben, wieder Lob u. s. w.

71 hat Hr. v. B. ein Wort aus Cod. A aufgenommen, welches gar nicht Sanskrit ist, nämlich prak'urata. Die Ed. Ser. hat bahutara sehr viel, wofür prak'ura wahrscheinlich Glosse war, und von da in Cod. C, D gerieth. Die Lesart der Ed. ist die richtige.

72—91 ist Tadel der Frauen überschrieben.

73 ist hier mißverstanden: sâ nâma dajitâ katham, übersetzt Hr. v. B.: quomodo quaeso *misericors* dici potest; *dajitâ* heißt hier, wie gewöhnlich, geliebt; das Ganze ist im gewöhnlichen Slokenmaß.

Welche gehört — nur Schmerz schaffet, gesehen — nur die Wuth vermehrt
Berührt — den Geist nur ganz wirret — wie kann die geliebet seyn?

Man bemerke, daß die Strophe aus dem Capitel: Tadel der Frauen, ist.

75. Weder Nectar noch Gift gibt es weiter, als einzig nur das Weib;
Sie ist ein Nectarzweig liebend, hassend ist sie ein Giftgewächs.

In dem ersten dieser Verse haben wir ekam muktvâ, die Lesart aller Autoritäten, herzustellen, welche von B. durch eine seltsame Caprice in ekâm uktvâ verwandelt ist, bloß damit Bhartriharis Sentenz mit einer des Karkinos bey Athenäus übereinstimme. Wir hoffen, daß Hr. v. B. auf ähnliche Weise auch griechische Autoren aus dem Sanskrit emendiren wird; denn was dem einen recht ist, ist dem andern billig.

76 ist kshetram apratjajânam nicht ager vitiorum, sondern specieller: perjuriorum. Der ganze Satz hätte übrigens in eine Frage verwandelt werden müssen: Quis creavit? B. hat kena so übersetzt, als ob jena stünde. strijantram endlich ist mulierum compages, nicht mul. dolus (ungefähr Frauenzimmer).

77[b. c] ist falsch übersetzt; das Ganze lautet bey ihm: non re vera luna est facies illa — quamvis sic a poetis mentes obscurentur. Verum etsi dignoscit stultum hominum genus, corpus tamen hinnulei oculis praeditarum colit ex cute carne et ossibus constans. Die Worte vor quamvis sollen folgendem Text entsprechen:

kin tvevang kavibhi: pratâritamanâs tatvan vig'nannapî
tvangmânsâsthimajan vapur mrigadriçam mando g'ana: sevate,

wörtlich übersetzt: cur tandem igitur stulti homines per poetas mente capti, quamvis veritatis gnari colunt corpus hinn. ocull. praeditarum ex cut. u. s. w.?

81 ᵇ ist prîja: ko nâma joshitâm falsch übersetzt: quis quaeso mulieres amet; es soll heißen: quis quaeso carus est feminis; wen liebt ein Weib? In des einen Armen, coquettiren sie treulos schon mit dem andern; wahre Liebe kennen sie nicht, wie das Folgende besagt.

Schön ist die folgende Strophe (im Vaitalija-Metrum; s. S. 37), oder in Noten:

3/8

Ob die Zunge des Weibs ist Honigseim.
Doch das Herz über und über giftgefüllt.
Und indessen noch dort die Lippe schwelgt,
Ist das Herz traun dir von Nägeln ganz zerfleischt.

84. Ein weibgenanntes Netz hat Fischer Cupido
hier in des Daseyns Meere ausgespannt; darin
Fängt Menschenfischer, die mit Gier des Weibermunds
Lockspeis' erschnappen, — brennt sie dann in Liebesgluth.

85 im epischen Slokas:

In des Mädchens Gestalt-Waldung, von des Busens Gebirg beschützt,
Laß, o Wandrer, den Geist nimmer wandern, hier wohnt der Liebesdieb.

86 hat Hr. v. B. zur Hälfte mißverstanden, was um so mehr zu verwundern, da er andere Strophen mit derselben Construction (varam — na, lieber — als) richtig übersetzt hat; er überträgt hier: Euge quod non effascinatus sum veluti a serpente ab illius oculo mobili u. s. w., und zeigt sein Mißverständniß noch deutlicher durch eine lange, ganz unnütze Note; es muß heißen: Lieber bin ich anzusehn, d. h. lieber will ich mich ansehn lassen von einer Schlange, als von ihrem (des Mädchens) Auge. Für den Schlangenblick gibt es Heilung, für ihren keine.

Dieselbe Construction erscheint auch II. 11:

Besser geirrt in Bergschluchten mit den Thieren der Waldungen,
Als mit Thoren gemeinschaftlich wohnen im Götterkönigshaus.

Ferner II. 29, 77; III. 24 und sonst. Vgl. Lassen ad Hitop. p. 33 A. 44. Calidas. Meghadut. 6. Ganz eben so, wie hier varam, ist von unserm Dichter II. 100 sukham gebraucht. — mugdhâkshi, um dieß im Vorbeygehen zu bemerken, ist verliebter Blick, Auge, nicht oculi infatuantes, wie B. übersetzt.

91 ᵃ ist veçjà 'sau mit indischem Apostroph geschrieben, wäh-

rend die Ser. Ausg. richtig vecjâsau schreibt. Die Uebersetzung des Distichons ist etwas ungenau.

92—98 enthält Sentenzen des Inhalts, wie gut es sey, sich der Liebe zu enthalten. Die 92ste Str. ist ungenau übersetzt, in der 95sten scheint Hr. v. B. sogar falsch construirt zu haben; doch da man dieses auf Rechnung der Freyheit setzen kann, welche er für seine Uebersetzung in Anspruch nimmt, so wollen wir uns begnügen, seine Uebersetzung der 95sten Str. hieher zu setzen, und eine genauere der letzten Hälfte hinzuzufügen. Hr. v. B. überträgt: pulchra domus, delicatae puellae, candida umbella, fortuna secunda; his omnibus certe fruitur qui bono operi continuo est dedicatus; *at ubi hoc desideratur, ibi semper abruptam videbitis lineam illam, quae voluptatem ex Amoris rixa capiendam tenuerat, quemadmodum margaritarum sertum cito in omnes regiones dissolvitur*; in der ersten Hälfte hätte statt certe fruitur stehen müssen: *firmiter quasi fruitur*; statt der zweyten, hervorgehobenen Hälfte übersetzen wir: interrupto (bono opere) videbitis profecto (fortunam in omnes regiones momento se dissipantem); sicut margaritarum sertum, filo in amatoria rixa vel lusu soluto, subito fractum in omnes regiones it. — Ungenau endlich ist, um darauf aufmerksam zu machen, die letzte Strophe des ersten Buches übersetzt.

Wie wir uns schon gegen das Ende der ersten Centurie auf Anführung von bedeutenderen Mängeln beschränkten, so werden wir in den beyden folgenden Centurien, um weniger Raum in Anspruch nehmen zu müssen, durchgehends verfahren.

Der Inhalt der zweyten Centurie im Allgemeinen ist schon erwähnt. Die Anführung der Ueberschriften, welche, wenn sie gleich nicht dem Inhalte aller ihnen untergebenen Verse entsprechen, doch den von einem oder mehreren gewöhnlich ausdrücken, wird dem Leser einen specielleren Ueberblick zu geben vermögen.

Die erste Strophe — dem höchsten Gotte gewidmet — übersetzt Hr. v. B.: laus sit numini illi (Hr. v. B. hat illo) benigno ac lucido per coeli plagas et tempora indiviso cogitatione tamen infinitis formis praedito in ipsius manifestatione unâ gaudenti substantia. Der Text heißt:

dikkâlânavak'hh'innâja k'inmâtrânantamûrtaje
svânubhûtjaikasârâja nama: çântâja teg'ase.

Genauer übersetzt: (Adoratio) Salus potentiae requiescenti non divisae per spatium tempusve, mentis solius infinitis formis praeditae in suis manifestationibus uni; dieß sind lauter bekannte Epitheten Brahmas.

2—11 bietet Sentenzen über die Thorheit, Unwissenheit, Schlechtigkeit, welche nach orientalischen Begriffen identisch sind, weil sie gewöhnlich identisch werden.

4[d] übersetzt Hr. v. B. pratinivishta durch praeoccupatus; diese Bedeutung möchte schwer zu beweisen seyn; niviç ist admovere; so möchte pratiniviç wohl am ersten widerstrebend, repugnans, zu übertragen scheinen, was auch hier am besten paßt.

5. Mit schwachen Lotusfibern sucht der Schlangen festzubinden,
Mit Tulpenblumenstengeln will der Diamanten spalten,
Mit einem Tropfen Honig glaubt das Meer der zu versüßen,
Der Sünder zu der Tugend Pfad durch gute Worte ziehn will.

7[b] ag'nâtâjâ: für ag'natâjâ: ist wohl nur Druckfehler; letzteres fordert Metrum und Wortbildung. — 10[c] adhodo würde ich adho 'dho mit indischem Apostroph geschrieben haben.

Der zweyte Abschnitt (12—20) bildet den Gegensatz des früheren: Preis des Weisen.

12 begeht Hr. v. B. zwey Fehler, welche den Sinn ganz entstellen; er übersetzt poetae — in *cujuscunque* principis terra habitant opibus destituti, hoc ex stultitia principis fit. Es muß heißen: in *cujus* principis terra poetae hab. op. destit. u. s. w. Im vierten Verse ist ein bedeutenderer Fehler. Er übersetzt: lapides pretiosi parum aestumantur ab iis tantum, a quibus valorem ignorantibus, parvo pretio veneunt. Der Vers lautet im Original:

kutsjâ*) sju: kuparîkshakair hi man'ajo jair arghjata: patitâ:

Hier ist die gewöhnliche indische Relativconstruction; aufzulösen: kutsjâ: sjur (kuparîkshakâ:) jair kuparîkshakair man'aj u. s. w. Vituperandi sint (mali aestimatores) a quibus malis aestimatoribus gemmae sub pretio aestumatae sunt.

13 ist von Hrn. v. B. ebenfalls mißverstanden. Er übersetzt: Doctrina suppellex in furis conspectum non venit quin imo u. s. w. Die Verbindung nripâ: uk'kh'ata mânam prati tân (Hr. v. B. schreibt fälschlich tân pratimânam, letzteres Wort hätte getrennt werden müssen tân prati mânam) jeshâm antardhanam vidjâkhjam jat na jati gok'aram etc. Regis relinquite superbiam erga hos, quibus scientia quae furis in potestatem non venit quin imo u. s. w., wo jedoch auch noch einige Ungenauigkeiten.

*) kutsâ: ist nur ein Druckfehler in der Ed. Seramp., und hätte von Hrn. v. B. nicht wiederholt werden müssen.

16. Armbänder nicht, nicht Ketten, hell wie Mondesstrahl,
Nicht Bäder, Salben, Blumen, nicht der Locken Putz,
Nur schöne Rede zieret den thatkräft'gen Mann;
Denn jeder Schmuck vergeht, nur schöne Rede bleibt.

18. Gibt es Duldung —
Wozu des Panzers?
Wozu der Feinde,
Wo Zorn es gibt?
Gibt's Verwandte —
Wozu des Feuers?
Wozu Heilkräuter
Wo Freunde sind?
Gibt es Böse —
Wozu der Schlangen?
Wozu der Schätze
Wo Wissenschaft?
Gibt es Unschuld —
Wozu des Schmuckes?
Wozu der Herrschaft
Wo Poesie?

19 werden mehrere Dinge erwähnt und hinzugefügt, wenn sie zu erweisen sind, z. B. Gerechtigkeit den Verwandten, Liebe den Dienern u. s. w.; das Ganze schließt:

je k'aivam purushâ: kalâsukuçulâs teshveva lokasthiti,

indem Hr. v. B. kalâsu kuçulâs trennt, übersetzt er: qui hoc modo omni tempore agunt homines beati, illis etiam vita terrestris jucunda est. Diese paraphrastische Uebersetzung hätte jedenfalls einer genaueren Erklärung bedurft; kalâ ferner heißt gar nicht tempus, sondern pars, portio; ich glaube, man muß kalâsukuçulâ: als ein Compositum fassen; sukuçula ist bene gnarus und kalâ bedeutet den einem jeden zukommenden Theil der im Früheren erwähnten Gegenstände; lokasthiti ist die Fortdauer der Welt; so daß der Sinn des Ganzen wäre: die Fortdauer der Welt beruht auf den Männern, welche wissen, was einem jeden gebührt. Lexicalisch wäre diese Erklärung schwerlich bestreitbar; eben so wenig grammatisch; doch bleibt sie nichts destoweniger noch ungewiß, so lange nicht andere Stellen der Sanscritliteratur die Allgemeinheit eines solchen Gedankens bewiesen haben.

21 übersetzt Hr. v. B.: die Dichter siegen (d. h. erringen ewiges Heil), quibus nulla pro gloriae corpore ex senectute et morte enata formido est. Der Text ist: jeshan nâsti jaça: kâje g'arâmaran'ag'am bhajam, was wir eher übertragen: quorum in glorioso corpore nulla u. s. w.; welche sich um irdische Leiden nicht kümmern.

Der folgende Abschnitt (22—31) preist Ehre, Muth und dem Aehnliches. II. 28[a]:

tamapi kurute krod'âdhînam pajodhir anâdarât,

übersetzt Hr. v. B.: hunc denuo (testudinis principem) *subjectum apro* oceanus non curat. Die unterstrichenen Worte müssen dem Compositum krod'âdhîna entsprechen; allein krod'a heißt, so viel ich weiß, gremium (G. Am. K. Bram. Vaiv. Pur. II, 20 St.), und adhîna pendens (Am. K. Râmâj. II. 65, 44 Schl.); also hunc oceanus gremio pendentem u. s. w. Die lange Note über den aper gehörte demnach gar nicht hieher. Der letzte Vers ist etwas ungenau übersetzt. Str. 29[d] ist patjaruk'ita wohl nur durch Zufall domino gratus für ingratus übersetzt; 30[b] ist in haec est natura das est überflüssig, und bringt eine falsche Wendung in den Satz.

32—41 enthält Sentenzen über Reichthum; in einigen derselben ist viel Ironie.

32 ist abhig'ana familia nicht domicilium.

33. Wer Reichthum hat, der Mann hat Adel;
Der ist gelehrt, der Reden kundig,
Der ist beredt, ist hoch zu achten.
Dem Gold nur folget alles Gute.

36[b] ist çaradi sarita çjâmapulinâ: übersetzt: flumina per imbres insulis instructa viridibus. — In dieser Strophe werden lauter Dinge erwähnt, welche an und für sich schön sind, und durch einen vorübergehenden Umstand zwar afficirt werden können, aber doch im Ganzen schön bleiben, z. B. ein Sieger, wenn auch verwundet; ein Elephant in der Brunstzeit u. s. w. Etwas Aehnliches muß in den fraglichen Worten liegen, nach der v. B. Uebersetzung liegt es aber nicht darin; denn durch die grünen Inseln werden die Flüsse noch schöner; pulina ist aber insula per allusiones facta; das fragliche ist demnach eher zu übersetzen: flumina per autumnum nigras alluviones passa, und diese entstellen in der That einen schönen Fluß.

38. König willst die Erdkuh melken,
Nähr' die Menschen dann wie Kälbchen;
Denn sind diese brav genähret,
Trägt sie Früchte wie der Weltbaum.

39[a] würde ich trotz den Autoritäten der Hdschrr. des Bhartrihari die Lesart veçjânganâ aus den Hdschrr. des Hitopadeça aufgenommen haben. Wer die Strophe durchliest, wird finden, daß dieß das eigentlich schlagende Wort sey.

(Der Schluß folgt.)

Art. IX. Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg. Beyträge zur Geschichte des dreyßigjährigen Krieges, nach Originalquellen des königlichen Archives zu Hannover; von Friedrich Grafen von der Decken, königl. hannover'schen General-Feldzeugmeister; Mitglied der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Dritter und vierter Theil. Hannover 1834, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung.

Der LXIII. Band dieser Jahrbücher (229—239) und der LXVIste (172—192) haben die beyden ersten Theile dieses nunmehr vollendeten, verdienstreichen Werkes zu würdigen sich bestrebt. Der dritte zeigt den Herzog Georg selbstständig als regierenden Fürsten von Calenberg, die Bedingungen des Prager Friedens ungern, bedenkensvoll und mit Zögern annehmend, und das schwedische Generalat niederlegend. Daß ein so beträchtlicher Theil welfischer Gebiete an kaiserliche Generale verschenkt worden, daß trotz des Prager Friedens und mit manchmal auffallend geringer Schonung selbst des die Reichsexecutionsarmee befehligenden Churfürsten von Sachsen immer wieder auf das Restitutionsedikt und auf die Mediatisirungsentwürfe von 1627—1630 zurückgekommen werden wollte, erregte in Herzog Georg das Verlangen, auf keinen Fall zu entwaffnen. Er wollte sich zwar von den Schweden trennen, jedoch nur auf Bedingungen für die Integrität, ja für die Aufnahme des welfischen Hauses sich mit den Sachsen vereinigen. — Es ist traurig, daß man, nachdem doch die namenlosen Kriegeswehen bereits siebzehn Jahre gedauert, noch immer zu keiner aufrichtigen Vergessenheit und Vereinigung gelangen konnte, daß Racheplane gegen das braunschweigisch-lüneburgische Haus immer noch von Wien her wetterleuchteten, und Georgen die Furcht aufdrangen, eines vorschnellen Zutrauens Opfer zu seyn. — Herzog Georg an der Spitze des Reichsheeres statt des (in jesuitischen Spottliedern so benannten) Biergörgeleins und Rehbockjürgens, des Churfürsten von Sachsen und Banner wäre zuversichtlich nach Mecklenburg und über die Ostsee heimgejagt, dreyzehn fernere Kriegsjahre wären erspart worden, mitunter die entsetzlichsten aus allen?? — In dem sehr gemischten Sachsenheere entstand schon auf die erste Kunde hievon allgemeines Frohlocken, aber das Kritteln und Markten um die Bedingungen gab Bannern rasch nach einander die Siege bey Dömitz, bey Elsterwerda und endlich bey Wittstock über Baudis, Salis, Hatzfeld und Marzin.

Die Zusammenkunft zu Gartow überzeugte Georg, des Churfürsten von Sachsen einzige Triebfeder sey Ländergier. Eben hatte er beyde Lausitzen erobert, und war bereit zum Se-

paratfrieden mit den Schweden; wenn sie ihm nur Magdeburg ließen. Mit den schwedischen Kriegshäuptern unterhandelten die Fürsten um die Räumung fester Plätze für schweres Geld. Speerreuters schwedisch-deutsche Regimenter, einst von Georg abtrünnig, unterhandelten wieder zu ihm überzutreten, bis zum Abschlusse des Vertrages neutral, endlich reihten sie sich neuerdings zu den Schweden. Der Major von Plettenberg überlieferte das wichtige Minden durch Verrätherey an den schwedischen General von Leslie. Der Rezeß von Peina vereinte endlich die Streitkräfte des welfischen Hauses. — Merkwürdige Kriegsartikel, Sold, Unterhalt, effectiver Stand. — Oesterreichische Corps unter Caretto (einem der verworfensten aus den Angebern und Mördern Wallensteins und habsüchtigen Miterben seines Nachlasses), Gleen und Götz bedrohten Georg mehrmals, um ihn aus seiner bewaffneten Neutralität heraus, und zur Vereinigung mit ihnen zu nöthigen. Dieß gelang jedoch den Kaiserlichen eben so wenig, als des Generals King geheime Einverständnisse mit Georg, als Banners Warnungen und Verheißungen und selbst sein Einfall ins Lüneburgische ein Anschließen an die Schweden durchzusetzen vermochten. So sehr sah sich Georg einen Augenblick im Gedränge, daß er sich sogar erbot, die wichtigste und theuerste Erwerbung seiner ganzen Laufbahn als Feldherr und als Fürst, das Hildesheimische nämlich, mit Verzicht nur auf einige altbraunschweigische Gebietstheile an das bayerische Cöln heraus zu geben. — Ferdinand III. war dem Herzog Georg freundlicher als sein Vater; einen besondern Verehrer hatte Herzog Georg an dem ligistischen Feldmarschall Götz, der immer predigte, ein Fürst von Georgs Erfahrung und Kriegstalenten sey es, was des Kaisers Heeren mangle, er möge ja der Einladung Ferdinands nach Prag augenblickliche Folge leisten. — Den Herzog Georg ergriff ein heimlicher Schauder vor einer Stelle, auf welcher Tilly und Wallenstein (wiewohl auf sehr verschiedene Weise) den Ruhm und das Leben verloren hatten. Daß das Schicksal der Protestanten ganz in der Hand des Kaisers und der Ligue liege, schien ihm zu furchtbar. Er hoffte abermal zu entschlüpfen, und seinen Landen die bisherige Ruhe zu sichern. Er ließ den Kern seiner Reiterey zu Gallas stoßen, doch unter der Versicherung, sie ihm ehemöglichst rückzusenden, wenn die Vertreibung der Schweden aus Pommern vollbracht sey. — Von der Reichsexecutionsarmee hatten Offiziere und Soldaten sowohl dem Kaiser als ihrem Landesherrn gehuldigt, und benützten dieß seltsame Verhältniß, gar keinen Herrn zu haben, und sich von beyden bezahlen zu lassen. — So bekümmerten sich die Sachsen keinen Augenblick um die durch Herzog Georg er-

wirkten kaiserlichen Befehle, das Lüneburgische zu räumen. Als 1640 der große Churfürst seinem schwachen, wankelmüthigen Vater folgte, weigerten sich die Garnisonen von Berlin und Spandau, ihm als ihrem Herrn zu huldigen, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Kaisers. Eben so unterhandelten die von Schweden besetzten und gedrückten Städte ohne die mindeste Rücksprache mit ihrem Landesherrn um brandenburgische oder sächsische Garnison. — Georg setzte sich wieder in den Besitz von Lüneburg, so wie der Schlösser auf dem Kalkberg und zu Winsen an der Luhe. Der schwedische General aus dem Winkel hatte durch Augsburgs Vertheidigung einen wichtigen Namen. — Der Landgraf Wilhelm V. von Hessen, eifriger Freund der Schweden, Verbündeter der Franzosen, und darum in die Reichsacht erklärt, war verstorben, seine Witwe, Amalie Elisabeth, eine der hochgesinntesten deutschen Fürstinnen. — Noch einmal einigte das braunschweigische Haus sich enger zur Nothwehr. Es war beharrlich genug, die Vereinigung mit den Kaiserlichen oder zu jedem andern Zweck, als die allgemeine Pacification und das Aufhören der unendlichen Kriegesleiden, in Gunst und Ungunst der Geschicke von der Hand zu weisen. Das hessische und welfische Haus einigten sich nun zu Schutz und Trutz, und nochmal gelang es, Banner in seinem reißenden Lauf aufzuhalten.

Merkwürdig ist, was dieser so schlaue als ungestüme und glückliche Heeresfürst unterm 7. April 1639 aus Chemnitz schrieb, im Begriffe, mit einer großen Anzahl böhmischer Exulanten auf Prag loszugehen, und nachdem der, den Uebergang über die Elbe verwehrende General Hoffirchen zersprengt war, nach Umständen bis an die Wiener Brückenköpfe der Donau vorzudringen, und wie vor zwanzig Jahren Thurn mit seinen Böhmen, feindliche Kugeln in die Kaiserburg zu senden.

Dieß gelang jedoch erst sechs Jahre später dem kühnen Linnart Torstenson nach dem großen Jankauer Siege über Hatzfeld, Jean de Werth und den dabey umgekommenen Götz.

»E. F. G. (schreibt der schwedische Feldherr) soll ich bey dieser Gelegenheit mit meinem dienstlichen Schreiben auffwarten. Undt weil es andeme, daß nicht allein auß vielen undt vertraulichen correspondentis relationibus, sondern auch der apparentz undt militärischer wesen, insonderthëit aber intercipirten undt explorirten adventanten aus Cöln klärlich zu ersehen undt abzunehmen, was für eine große offense E. F. G. undt Herrn Bruder undt Vettern aus fürstl. sorgfalt vor dero landt und leuthe, undt Erhaltung dero Staats wollfahrt ersonnene neutralität mit J. Königl. Maj. undt Crone Schweden, und dero Armee beym Kayser erreget, dergestalt, daß der

Feld M. Hatzfeldt albereit order hat, in E. F. G. undt dero Hrn. Bruder und Vetter Lande mit seinen bey sich habenden corpore zu invadiren, undt sie daher zu straffen, solches auch keineswegs nachzulassen, wenn schon die K. Schw. Armee dadurch mit hineingezogen werden sollte? Inmaaßen die formalia alß lauten, daß es vielleicht von Gott also versehen, daß von solchen Fürstenthümber, die rache undt poen also von beiden kriegenden theilen genommen werden müsse, ja es bestärken die beyden bißher glücklichen successen undt bevorab am 4ten dieses der Hauptvictoria eroberte vornehme gefangene es einhellig, daß der Kayser von E. F. G. nicht höher beleidigt seyn könnte, wenn dieselbe ihm auch eine ansehnliche quote von der Arme mit öffentlichen Waffen-persecution ruinirt undt abgeschlagen hätten.«

»Weil es denn nun also beschaffen, daß wegen solcher gefahr, die mir in dem rücken zuwachsen konnte, ich meine victoria nicht also in des Kaysers Erblanden, wie ich sonst bey gegenwärtigen Zustande, ohne vermutlich solche resistenz, darauf ein respect zu richten wehre, thun könte, verfolgen darf, undt E. F. G. Ihr erinerung zu was für Tractaten zur neutralität vor weniger Zeit anlaß gegeben, welche man auch an diesem Ortte gern prosequiret gesehen hatte, dennoch aber es das Ansehen gewinnen will, alß ob an E. F. G. seite man zu verfolg derselben nicht mehr so geneigt wehre, wie es im Anfange einen wirklichen schein von sich geben.«

»Also gereichet an E. F. G. mein dienstliches bitten, Sie wollen das Werk und den jetzigen statum rerum dero hohen Fürstl. prudenz nach, consideriren, undt demnach eine Fürstl. undt Christl. resolution fassen, zu der Evangelischen religions-Freiheit beschützung hinwieder wirklich schreiten undt cooperiren, dero waffen nach voriger löblichen erweisung mit den K. Schwedischen hinwieder conjungiren undt zu dem allgemeinen Zweck eines sichern, beständigen und aufrichtigen Universal-Friedens employiren, dero fürstl. Anververwandte mit diensamen persuasionen auch darzu invitiren undt dero ohne des tragenden fürstl. Ruhm undt Lob dadurch so viel größer machen, gestalt denn J. Königl. Maj. undt Crone Schweden solche E. F. G. hochrühmliche resolution in allerley Handelungen, sie betreffen Krieg oder Frieden, königlich secondiren undt in keinerley weise dieselben hülflos lassen werden.«

»Da aber E. F. G. meine treuherzige wohlmeinende dienstliche warnung undt erinnerung zu attendiren nicht heilsam befinden sollten, so bitte ich dienstlich, Sie wolten keine beschwehr tragen, dero gemüthsmeinung undt ob von E. F. G. die beliebte

neutralität zu prosequiren, oder auf andere consilia zu incliniren rahtsamb befunden werden, zu meiner nachricht hochgünstig zu entdecken, damit ich auß Zweifel gebracht meines rückens halber gewißheit undt in meinem thun undt laßen mich darnach zu regulieren haben möge.«

»Welches aus treuherziger guter meinung undt tragenden begierde zu des allgemeinen Evangelischen wesens wolfahrt undt tranquellirung derselben, dienstlich Hinderbringen wollen. Thue auch E. F. G. angenehme schleunige resolution undt dienstlichen respect abwarten, damit ich der gelegenheit, wozu mir die Thür offen steht, den Krieg an den Ortten, da er der gemeinen Sache den größten Vortheil erwerben kann, nicht priviret werden möge.«

Der Kanzler Drebber hatte gleichwohl Mühe, in den schwedischen Hauptquartieren zu Freyberg, Dippoldswalde und Leitmeritz Audienz zu erhalten. Auf Drebbers Vorstellungen der eingeklemmten und gefahrvollen Lage des braunschweigisch-lüneburgischen Hauses erwiederte Banner höchst trocken: »Gerade durch dergleichen miserable Considerationen sey Deutschland in seinen jetzigen Nothstand gekommen, die Neutralitäts-Geschichten taugten nichts. Löblicher für das evangelische Wesen, ersprießlicher für Georg und seine Posterität sey es, daß man sich in eine rechtliche männliche Conjunction vereinige, und durch gemeinschaftliche Anstrengung einen guten Frieden erringe.« Was die Rachepläne des Kaisers gegen das herzogliche Haus betreffe, darüber offenbarten die aufgefangenen Briefe und Couriere, besonders der gefangene kaiserliche General von Salis, gar wundersame Dinge. — Torstenson bekräftigte solches. — Banner fügte hinzu: »Er habe keine Autorität, zu sagen: die Krone Schweden wolle dem braunschweigisch-lüneburgischen Hause die verlangte Neutralität nicht zugestehen, nach seiner Meinung müsse aber eine active Coalition Statt finden. Die braunschweigisch-lüneburgischen Fürsten könnten mit Recht nicht erwarten, daß Schweden etwas für sie thun solle. Das Glück, vorzüglich im Kriege, sey kugelrund. Sollte ihm (Banner) ein Unglück widerfahren, so würden die braunschweigisch-lüneburgischen Lande dafür büßen müssen. Nie könne er zugeben, daß sich die Kaiserlichen in selbigen festsetzten. Wohin sollte er sonst seine Retråte nehmen? Wie könne er dem niedersächsischen Kreis die Neutralität zugestehen? Der König von Dänemark handle nur für sein eigenes Interesse. Der Erzbischof von Bremen habe seine besondern Concessionen, durch welche seine Handlungen bestimmt würden. In Mecklenburg allein hätten die Schweden festen Sitz, dort

hätten sie feste Plätze. Magdeburg und Halberstadt hätten sie mit ihrem Blute erobert. Ueberdieß wäre das Halberstädtische ein offenes Land; das Erzstift Magdeburg sey die Hauptveranlassung zu dem unglücklichen Prager Friedensschlusse, und also an allem Unheile Schuld. Er und Torstenson hätten viel wichtigere Geschäfte, als sich mit unnützen Negociationen abzugeben. Doch habe er nichts dawider, wenn Drebber sein Geschreibsel eingeben wolle. Er habe ihm aufrichtig seine Meinung gesagt, und könne ihm keine andere Resolution ertheilen.«

Dennoch gelang es dem Herzog Georg, seine Neutralität gegen Schweden und Kaiserliche zu behaupten, durch Unterhandlungen mit Hatzfeld und Piccolomini, die bald wieder aus Niedersachsen zurückeilten, und denen er nicht unbedeutende Streitkräfte bey Nordheim entgegenstellte, mit Banner und Königsmark, mit dem stets übelgelaunten und höchst egoistischen Churfürsten von Sachsen und mit dem Hauptfreunde des Herzogs von Friedland, dem sächsischen Feldmarschall Arnim, der in dem mehrjährigen Gefängnisse zu Stockholm wahrhaftig kein zärtlicherer Freund der Schweden geworden war. — Horn und Torstenson hatten in der bayerischen Kriegsgefangenschaft im Thurm zu Burghausen (wo einst der bayerische Lear, Ludwig von Ingolstadt, endigte) und auf der Trausnitz (wo Friedrich der Schöne Pfeile schnitzte und mit seinem Freunde Hektor von Trautmannsdorf dem Zuge der Wolken und der Gewässer sehnsuchtsvoll nachblickte) wenigstens keine andere Plage, als daß der Churfürst Maximilian ihnen, um sie zu bekehren, die Legenden der Heiligen und jesuitische Besuche auf den Hals schickte.

Herzog Georg hatte beym Herannahen der sechziger Jahre einen Lieutenant von seinen Brüdern verlangt, und dazu den Generallieutenant von Klitzing erkoren. — Dieser war in alle Erfahrungen des unheilvollen Krieges von seinem ersten Beginne getränkt. — Aufgefordert, über den ganzen Zustand des braunschweigisch-lüneburgischen Kriegswesens gewissenhaft zu berichten, gab er unter andern das (mit den Ergebnissen des Befreyungskrieges und des Unterganges der bonapartischen Prätorianer gewaltig contrastirende) Gutachten: — »Nach seinem, in den Armeen des böhmischen Wahlkönigs Friedrich von der Pfalz, der protestantischen Union und des Churfürsten von Sachsen gemachten Erfahrungen, müsse er darauf beharren, daß Milizen und Landwehren den freywillig geworbenen und lebenslang ausharrenden Truppen keinen erklecklichen Widerstand zu leisten vermöchten. Die großen Unfälle, welche die chursächsischen Truppen

in dem letzten Feldzuge erlitten hätten, müsse er lediglich dem zuschreiben, daß der chursächsische Soldat nicht freywillig die Waffen ergriffen, sondern mit Gewalt zum Militärdienst ausgehoben werde. Er sehe wohl ein, daß dem Herzog Georg die Mittel fehlten, zu allen Zeiten eine hinlängliche Anzahl von geworbenen Soldaten zu unterhalten. Es scheine ihm aber am zweckmäßigsten zu seyn, daß der Herzog, im Fall seine geworbenen Regimenter ins Feld rücken sollten, jeder Compagnie derselben eine ausgesuchte Anzahl aus den zum Ausschuß beschriebenen Mannschaften zutheile, die zwischen und unter den geworbenen Soldaten dienten. Der Geist der Letztern würde sich dann bald den vom Lande Gelieferten mittheilen. Die übrig bleibenden Ausschüsse könnten in Compagnien eingetheilt, und zu Besatzungen in den festen Plätzen gebraucht werden. Die Bürger in den Städten vernachläßigten, wie er bey seiner Inspection wahrzunehmen vielfältige Gelegenheit gehabt habe, ihre Mauern und Wälle, wollten nur Garnisondienste thun, wenn der Feind wirklich vor dem Thore stände. Eine veränderte Städteordnung, die beyden von ihm gerügten Mängeln abhelfe, sey dringendes Erforderniß. Wolle der Herzog seine Vorschläge annehmen, so könne er, ohne seine Infanterie-Regimenter mit neu angeworbener Mannschaft zu verstärken, mit 10,000 Mann brauchbarer Infanterie zu jeder Zeit ins Feld rücken, und behielte doch Infanterie genug über, seine festen Städte hinlänglich zu garnisoniren.

Die kaum begreifliche Beschränktheit hinderte die Annahme dieser Artikel in Celle und in Braunschweig. — Sämmtliche Regimenter refusirten die neuen Kriegsartikel als unmilitärisch und unpractisch. Regiment für Regiment wollte in allem streng abgeschlossen seyn, und jeder Oberst stellte selbes seinem Landesherrn nicht selten wie ein verbündeter Fürst, mit welchem man Gleich zu Gleichem unterhandelt, einen Staat im Staate entgegen.

IV. So kaufte Richelieu die Armee und die Eroberungen Bernards von Weimar, der wohl daran gedacht hatte, sich der hochgesinnten Landgräfin Witwe von Cassel zu vermählen, dafür aber (18. July 1639) dem Tod in die Arme gefallen war, mit den noch frischen Lorbeern von Tann auf dem Ochsenfelde, von Rheinfelden, von Witwenweyer und von Breysach bekränzt. Bernard war erst im fünf und dreyßigsten Jahre, Gustav Adolph hatte, als er (6. November 1632) bey Lützen sank, das acht und dreyßigste noch nicht vollendet. Banner (20. May 1641) noch nicht das vier und vierzigste, Torstenson übernahm das Commando im sieben und dreyßigsten. Eine Schule von Heldenjünglingen, wie

sie nach dem großen Schwedenkönig nur Napoleon in seinem ersten und schönsten Feldzuge, in jenem von 1796, um sich versammelt hat. Herzog Georg stand, ein Veteran unter diesen. Auch er erreichte nicht das sechzigste Jahr, als er einige Tage vor Banner lebensmüde verschied. — Der Abenteurer Holzapfel, als hessischer Generallieutenant Melander, ging mehrmals mit dem Gedanken um, das hessische Corps den Kaiserlichen in die Hände zu spielen, wie er denn endlich selbst übertrat, und in einem der letzten Treffen des furchtbaren Krieges, in jenem bey Zusmarshausen, aufs Haupt geschlagen und getödtet wurde. — General Klizing wird hier gegen den, selbst von Spittler erhobenen Vorwurf vertheidigt, den Herzog an die Schweden verrathen zu haben. Interessante Bemerkungen über die damalige durchgängige Ueblichkeit der Geschenke oder Bestechungen in jedem wichtigen Geschäfte. — Herzog Georg als Vermittler des Aufstandes der hinterlassenen weimarischen Soldateska gegen ihre französischen Führer, namentlich gegen den Herzog von Longueville. Der als Publicist und als Friedensgesandter zu Münster und Osnabrück berühmte Dr. Lampadius, Sohn des Kothsassen Peter Lampe zu Heinsen bey Hannover, zuletzt Geheimerrath und Vicekanzler. — Banner, dessen Vater, schwedischer Reichsrath, auf dem Blutgerüste geendet, hatte in einem Vorgefühle des nahen Todes seine Kinder aus Schweden kommen lassen, und eine gute Strecke wieder heimbegleitet. Nur ein Sohn erreichte das Mannesalter, und fiel im Duell von der Hand eines Vetters seiner Geliebten, der berühmten Hortense Mazarin, des Prinzen Philipp von Savoyen. Banners Gemahlin Johanna war eine Tochter Friedrichs V. von Badendurlach, und vermählte sich nach Banners Tode dem Grafen Heinrich Thurn. Er brachte sie zu der verhängnißvollen Zusammenkunft in Hildesheim Ende October 1640. Von jenen Gastereyen an kränkelten Herzog Georg und Banner bis an ihren wenige Monate darauf erfolgten Tod. Der General Graf Otto von Schaunberg, der Prinz Christian von Hessen und mehrere schwedische Obersten starben gleichfalls, aber kein einziger Franzose, Grundes genug, daß die Zeitgenossen um so mehr französisches Gift anklagten, als Allen auffiel, daß Banner und Herzog Georg viele geheime Berathungen pflogen, zu welchen weder der Marschall Guebriant, noch irgend ein französischer Stabsoffizier zugelassen worden war. — Georgs Thätigkeit blieb bis an sein Ende ungeschwächt. Meisterhaft war die Darstellung der Lage seines Hauses, staatsklug seine Annäherung an Brandenburg, wo so eben der große Churfürst die Zügel der Regierung ergriffen hatte, unbegreiflich aber, und wohl nur ein Werk von Familien-Intriguen, die der Kanzler Stuke gefördert, daß

der letzte Wille Georgs, der den Vorsatz, Hannover ins Churfürstencollegium zu bringen, was erst seinem Sohne Georg Ludwig, nach nochmaligem Fehlschlagen beym Nimweger Frieden endlich 1692 gelang, so geheim als kräftig betrieb, die Zerstücklung seiner Lande verewigte, nachdem so viele Warnungsbeyspiele dagegen vor Augen standen (12. April 1641). Die Landgräfin von Hessen klagte: — sie, das ganze Hessenland, das ganze evangelische Wesen habe seinen großen Patron verloren, Georg sey ein Pfeiler der deutschen Freyheit, ein liebevoller Trost seiner Freunde und der Schrecken seiner Feinde gewesen. — Banner, mit dem der Herzog so oft, so heftig und bitter, vorzüglich noch über den Operationsplan von 1640 gestritten, klagte: — im Herzog habe das Grab den ersten Feldherrn seiner Zeit und einen Schatz von Kriegskenntnissen und Erfahrungen verschlungen. — Auf Feindesseite dagegen vernahm man frohe Hoffnungen. Schon zehn Tage darauf drang der Churfürst von Sachsen in Piccolomini, »schnell vorzurücken, Herzog Georg sey todt, Banner sey im Sterben, die Generale schwierig, weil er den Oberbefehl an Phuel abgegeben, im Heere selbst keime Meuterey, die Schweden, die Weimarischen, die Franzosen seyen in der größten Uneinigkeit, und seit Georgs Tod nimmer zu denken an eine Vereinigung der braunschweigisch-lüneburgischen mit den hessischen und schwedischen Streitkräften.«

Die Herzoge suchten nun Unterwerfung, reducirten einen Theil ihrer Truppen, und ließen den andern ohne Sold und Proviant. — Als gleichwohl Klizing sich mit Phuel und Guebriant vereinigte, und am 19. Juny 1641 bey Wolfenbüttel den Erzherzog Leopold Wilhelm und Piccolomini schlug (wobey Georgs alte Reiterey sich mit Ruhm bedeckte), bat Herzog August der Jüngere den besiegten Erzherzog gar demüthig um Verzeihung: — »er habe nicht verhindern können, nachdem die Kaiserlichen einmal ins Braunschweigische gedrungen seyen, daß seine Truppen mit den Alliirten durch einander gekommen wären, ohne daß eine eigentliche Conjunction Statt gefunden habe. Er hoffe, der Erzherzog werde ihm das, was vorgefallen, nicht beymessen.«

S. 140 schlechter Ausgang des Friedenswerkes für das Haus Braunschweig-Lüneburg eben durch die Abdankung der Truppen und die Uebereilung des Separatfriedens mit dem Kaiser, zumal gegenüber von Brandenburg, Sachsen, Würtemberg und Hessen. — Georg war der Ahnherr der englischen George, sein vierter Sohn, Ernst August, erwarb Lauenburg, vereinigte durch seine Schwiegertochter Celle mit Hannover, wurde Churfürst. Seine Gemahlin Sophie, die Tochter des böhmischen Winterkönigs Friedrich von der Pfalz und der englischen Prinzessin Elisabeth

Stuart (s. diese Jahrbücher, LXIII. Band, S. 224—225), brachte dem Welfenhause den Zepter der brittischen Eilande, der Meere und ferner Welttheile. Dem geächteten und von Land und Leuten vertriebenen Vater, im Exil kurz nach Gustav Adolphs Landung geboren, zehn Jahre nach dem westphälischen Frieden und ihres Hauses Wiedereinsetzung vermählt, erlebte Sophie noch das Ende des spanischen Erbfolgekrieges, und starb vier und achtzigjährig, doch zwey Monate zu früh, um den Tod der Königin Anna und die Thronbesteigung ihres Sohnes als Georg I. zu erleben.

Seit dem Tode Gustav Adolphs machte kein Ereigniß auf die schwedischen und auf die ihnen verbündeten Heere größeren Eindruck, als der Tod Banners, eines der größten Entsagung und der größten Ausschweifungen, der wildesten Härte und der zärtlichsten Freundschaft fähigen Mannes, eines Meisters im Rückzug wie im Angriff, in der Kunst, sein Heer zu erhalten und die Feindesheere zu Grunde zu richten.

Sämmtliche Generale und Obersten vereinigten sich zu einem Bunde, daß, wen immer die Krone Schweden zum Oberfeldherrn ernenne, selber ihre Rechte aufrecht erhalten und ihre Auslagen bezahlen müsse, — sie versicherten die Häuser Braunschweig und Hessen ihres Beystandes, und benachrichtigten den Herzog Friedrich von Celle durch nachstehende characteristische Zeilen von dem erlittenen schweren Verluste d. d. Halberstadt den 12. May 1641.

»E. F. G. wollten wir zwar gern mit einer erfreulichen avisation unterthänig aufwarten, können aber nicht umhin, vor diesesmahl E. F. G. unterthänig zu klagen, daß der Göttlichen Allmacht gefallen, den weil. Hrn. Johan Baner ꝛc. ꝛc., unsern Generaln undt Haubt bey der Armee, nach ausgestandener siebenwöchentlichen schweren Leibesschwachheit undt jämmerlichen siechlager, am 10ten dieses frühe umb 4 Uhr durch einen seeligen Tod aus diesem Jammerthal abzufordern. Wie sehr und tief uns allerseits, nebst allen aufrichtigen und treuen Cavallieren und Soldaten bey der Armee, dieser hochbetrübte Fall des so tapfern undt valianten Helden zu Herzen schneidet, können wir sowohl mit worten undt feder nicht begreiffen, als E. F. G. dasselbe, dero hocherleuchten esprit nach, zu erachten haben, zweifeln auch nicht, dieselbe mit uns ein gnädiges mitleiden haben. Undt weil die ganze gemeine gerechte sache, wovon E. F. G. ein hoher Interessent sein, an dieser fürtrefflichen Person undt seiner hochprudenten Conduite nicht wenig verloren hat, sich gleichergestalt darüber betrüben undt bekümmern werden. Alß es demnach der göttlichen weisen Regierung also beliebet, haben wir undt alle Cavalliere bey

der Armee uns resolviret, vor die gerechte Sache dergestalt bey einander zu stehen undt umbzutretten, wie unser verstorbener seel. General undt Heldt uns dessen ein hochveritables undt unsterbliches exempel hinterlassen, wollen auch dabey nach unserm besten verstande und vermögen continuiren, bis von der Königl. Maj. und Crone Schweden uns ein ander Corps wird fürgestellt werden. Gegen E. F. G. auch uns anbietend bey der gerechten sach treu undt standhaft bey einander zu verharren undt die Wirkung des Königl. Kriegsheer und der Alliirten Armee insonderheit dahin anzuwenden, damit E. F. G. und deren Lande davon ihren erspriesslichen nutzen undt conservation zu participiren haben mögen. Bitten allein, E. F. G. wollen auch an ihrem hohen ort mit Dero Waffen valor uns also secondiren, damit wir nicht genötigt werden, sedem belli weiter zurück undt gar in E. F. G. Lande zu transportiren.«

Ein merkwürdiges Actenstück ist insonderheit das wenige Wochen vor Georgs Tode von Kanzler und Räthen ausgestellte Gutachten über die damalige politische und militärische Lage des herzoglichen Gesammthauses Nr. 379, dann Nr. 378 und 396, Stand und Gehalt der herzoglichen Truppen und Beyträge zur Geschichte der hannöverschen Armee aller Waffengattungen, der ältesten und lange Zeit der schönsten des nördlichen Deutschlands, nach dem dreyßigjährigen Kriege hat sie neben den Franzosen Feuillades bey S. Gotthard unter Montecuculi und im candiotischen Krieg abermal mit Franzosen unter dem großen Proveditor Morosini gegen die großen Veziere vom Hause Kiuprili die alten Lorbeern neu aufgefrischt, nicht minder im Sturm von Ofen mit und neben den Bayern, Sachsen und Brandenburgern.

Die geistvollen und inhaltschweren Schlußbemerkungen characterisiren den Herzog Georg als Kriegsmann, seine auswärtige Politik als Staatsmann und seine innere Verwaltung.

Die Wesenheit stehender Heere als solche hat wohl kein Deutscher früher und vollständiger aufgefaßt als Georg. Die Wohlfahrt seiner Unterthanen hat er dadurch wahrlich nicht gemehrt. Drey und dreyßig Feldzüge hat Georg mitgemacht, unter Moritz von Oranien und Spinola, unter Tilly und Wallenstein, unter Gustav Adolph, mit Bernard von Weimar und mit Banner. In der Aufstellung, im Feuern, in Deployiren verbesserte er wesentlich die Einrichtungen Gustav Adolphs. Er that alles für die Reiterey, machte sie aber dadurch sehr unzufrieden, daß er ihr das so beliebte, Gepäck und Fourage tragende Handpferd (Bidet) wegnahm, und den Kavalleristen auf das einzige Dienstpferd, das er ritt, beschränkte. Lanze und Feuergewehr dünkten

ihm unnütz bey der Reiterey. Sie sollte im vollen Ungestüm mit blanker Waffe in den Feind stürzen — Infanterie in den Zwischenräumen der Kavallerie aufzustellen, hielt er für nachtheilig. So wie seine Reiterey war auch seine Artillerie und seine Pontons die trefflichsten. Darum legten die kriegführenden Parteyen so großen, so dringenden Werth auf die Vereinigung mit ihm, weil das Material jeder Art nirgend so vollkommen, nirgend reichlich ausgestattet war. Sein Magazinirungssystem vollendete diesen innern Nachdruck in einer Zeit, wo man häufig den Krieg ohne Plan und Ordnung, ohne höhern politischen oder strategischen Zweck große Bewegungen nur darum machte, um Lebensmittel in guten Quartieren zu bekommen, die man wieder verließ, sobald alles aufgezehrt war. Aus seinen Magazinen bey Hildesheim, Göttingen und Hameln steuerte er 1640 nicht nur dem Bedürfnisse des eigenen Heeres, sondern auch des französisch-weimarischen, der Schweden und Hessen. — Freylich war dabey das Wohl des Unterthans so gut wie gar nicht in Anschlag, der Kriegsstand zehrte Alles auf, ihm war Alles untergeordnet. Der Besitz vieler befestigten Städte stärkte Georgs Vertheidigungsmittel. Wider die althergebrachten Rechte dieser Communen dehnten die Fürsten ihre Hoheit wahrlich nicht zum Glücke des Ganzen aus. Er hatte reguläre geworbene Soldtruppen, die ihm über alles gingen, — Landwehr (Milizen) zu Pferd und zu Fuß und einen Landsturm. — Georgs Plane beruhten auf der genauesten Lokalorientirung, und gaben seinen Operationen Ziel und Maß nach der Entfernung von der Subsistenzlinie, also mehr defensiv als offensiv. — Fast furchtsam im Entwerfen der Pläne, war er löwenkühn in der Ausführung, scharfblickend auf den Boden des Gefechts und auf den wahren Augenblick des Losschlagens und der Entwicklung seiner Kräfte. Bey Calmar in Schoonen rettete die Dänen nur allein Georgs persönlicher Heldenmuth, dreymal stürzte er sich an der Spitze seiner Reiter in den angeschwollenen Fluß, durch das Unerwartete die Schlacht entscheidend. Den großen Oldendorfer Sieg errang er, weil auf dem Wege, wo er kam, Niemand einen Reiterangriff für möglich hielt. — Georg ist niemals geschlagen worden. — Das gab Offizieren und Soldaten eine Art abergläubischer Sicherheit unter ihm.

Georgs Militärsystem und seine auswärtige Politik verhielten sich zusammen wie Ursache und Wirkung. — Ein für seine Kräfte offenbar zu hoher Kriegsstand schien ihm nothwendig zur Vergrößerung des politischen Gewichtes seines Hauses und zur Wiedergewinnung der durch Heinrichs des Löwen Sturz in geistliche Hände gerathenen Bestandtheile des Herzog-

thums Niedersachsen, insonderheit des Eichsfeldes, Hildesheims, Mindens.

Wie kein anderer Fürst begriff Georg, die Erhaltung des Pfalzgrafen Friedrich auf dem böhmischen Throne sey zugleich ein Gebot der Selbsterhaltung und Sicherung des gesammten protestantischen Reichstheiles.— Ihrer egoistischen, kleinlichen Politik zürnend, die den einzigen Augenblick verlor und die unwiderbringliche Gelegenheit versäumte (am meisten dem Könige von Dänemark, der hintennach allein auftrat), lieh Georg seinen Degen dem Kaiser, und hinderte dadurch die schon beschlossene, zum Theil schon begonnene völlige Zersplitterung der alten Welfenlande.

Als Gustav Adolph in Deutschland auftrat, als Oxenstjerna des umgekommenen Heldenkönigs Plane verfolgte, strebte Georg dem gleichen Ziele nach.— Unheimliche Abneigung gegen Frankreich durchzieht fast sein ganzes politisches Leben.— Der Prager Frieden schien ihm ein Rückschritt für die Reformation, für die Glaubens- und Gewissensfreyheit des protestantischen Körpers, für die Territorialhoheit der Stände.— Da führte Georg mit bewunderungswerther Beharrlichkeit und Erfolg (mit Hessen verbunden) die Idee einer bewaffneten Neutralität aus.— Wie Bernard von Weimar den Krieg auf eigene Rechnung, als Condottiere, an der Spitze eines Heeres führend, das nur von Requisitionen und vom namenlosen Elend der deutschen Lande lebte, dieß lag nicht in Georgs Sinn.— Noch in seinem Todesjahre erklärte Banner, »ganz Deutschland sey eine Wüste, nur allein die braunschweigisch-lüneburgischen Lande böten noch Mittel des Unterhalts dar, ihre Dörfer seyen noch nicht verlassen, ihre Städte seyen die einzigen, die noch Fruchtmärkte hielten!« — Aber weder in Wien, noch in Regensburg wollte man Georgen wegen der alten Ansprüche auf das Hildesheimische und wegen ungeschmälerter Erhaltung der zum Theil bereits an kaiserliche Generale verliehenen Erblande seines Hauses vollkommen beruhigen.— So glaubte Georg eines Gegengewichtes, er glaubte der Schweden zu bedürfen, und hielt sich mit ihnen in einer Art stillschweigenden Vertrages gegenseitiger Schonung.— Es war ein Augenblick, wo Ferdinand III. durch Banners Siege gedrängt, in Georg einen Retter und den rechten Generalissimus seiner Heere zu finden glaubte.— Er rettete Hessen, und umschloß seine Länder wie mit einem Zauberbann, trieb bald die Schweden, bald die Kaiserlichen von seiner Gränze zurück, dictirte sterbend noch die Disposition zur Befreyung des einzigen vom Feinde besetzten Punktes, Wolfenbüttel, und mit seinem Tode, mit Unterwerfung und Separatfrieden ist jener magische

Zirkel gesprengt, und auch über seine, über der Brüder und über der Vettern Lande jede Drangsal des Krieges ausgegossen. — Von Machiavellism und Hinterlist ist übrigens Georgs Politik nicht frey zu sprechen, aber welcher aus seinen Zeitgenossen wäre es?

Anziehend ist, die Feldzüge eines verwandten Helden, Ferdinands von Braunschweig, im siebenjährigen Kriege auf demselben Kriegstheater Herzogs Georg im dreyßigjährigen zu verfolgen. — Da zeigt sich, daß die Strategie durch Lokal- und Terrainverhältnisse festbestimmte Grundsätze hat, die zu allen Zeiten Anwendung finden, trotz einer vervollkommten Kriegsverfassung und Tactik und eines weit größeren Aufwandes materieller Streitkräfte. — »Georgs Kriegstheater war durch den Lauf der Elbe und Weser auf beyden Flanken beschränkt. Im Mittelpunkte bestimmte er die Stadt Hannover, die er stark befestigen ließ, zu seiner Residenz; Celle, Gifhorn und später Lüneburg waren seine festen Plätze gegen die Elbe; Hameln, Minden (das er frühzeitig verlor) und Neustadt am Rübenberge gegen die Weser; Münden, Göttingen und Eimbeck deckten die directe Communicationslinie mit Hessen. Von Hildesheim aus, wo er sein Hauptquartier hatte, beobachtete er die kaiserliche Besatzung in Wolfenbüttel. Ueber die Stadt Braunschweig konnte er zwar nicht verfügen, doch war ihm diese gut befestigte und reiche Stadt in militärischer Hinsicht von wesentlichem Nutzen. Seinen Rücken von der Seeseite zu decken, trug er Sorge, mit dem König von Dänemark und dem Erzbischof von Bremen in gutem Vernehmen zu stehen. Mit dem Landgrafen von Hessen, den er als seine Vormauer gegen den Main und Rhein ansah, war er ununterbrochen in freundschaftlichen Verhältnissen.«

Der Salzburger Erzbischof, Paris Lodron, der nie die Jesuiten, nie die Ligue in sein Land gelassen, und sein Erzstift (durch des Churfürsten Maximilian unentschlossene Politik) aus Bayerns Hand und von Bayerns Abhängigkeit wieder völlig frey gemacht, er, der den ganzen dreyßigjährigen Krieg überlebt, war so glücklich, sein Land vor allem Kriegsübel zu bewahren!! Aber dieß ganze Land war eine wohlgeschonte Domaine, deren Kirchenfürsten die Mittel nie ausgingen, das im engen Anschluß an das kriegerische Tyrol eine Kubikwurzel der eigenen Stärke fand, das weit außer der Operationslinie lag, das die Schweden und Franzosen nur zu ihrem Verderben angegriffen haben würden, und anzugreifen sich wohl hüteten? Jenes Hochgebirg mit seinen Abgründen, Schluchten und Engpässen bietet ganz andere Schwierigkeiten dar, als der Uebergang über die

Aller und Leine, Weser oder Elbe, und der Erzbischof hatte keine Brüder oder Vettern, die überall mitsprachen, seine besten Pläne verwirkten und durchkreuzten.

In der innern Verwaltung war die äußerste Anspannung aller Kräfte für seine strategisch-politischen Zwecke Georgs Ziel, einerseits den Gränzpfahl einer durchaus weder auf geschichtlicher noch auf staatsrechtlicher Unterlage ruhenden, altgermanischen Begriffen gänzlich fremden Souveränität, einerseits über die Kaisermacht, andrerseits über die Rechte der Stände immer weiter vorrückend, das vorherrschende Streben der deutschen Fürsten aus den Tagen Ludwigs XIV. und seines hartbestraften »l'Etat c'est moi.«

Georg war kein Gelehrter, aber er hielt die Gelehrten hoch, und war mit vielen in genauer Verbindung. — Er war ein streng orthodoxer Protestant. — Noch erzählt das Volk, wie er die in Hildesheim ohne Urtheil und Recht und ohne Vertheidigung Statt gehabte Hinrichtung des evangelischen Predigers Bissendorf an den Urhebern desselben, den Jesuiten, rächte, die seine Leiche entblößten Hauptes von Steuerwald nach Gödringen hätten tragen müssen, wie Georg und sein Gefolge in Trauerkleidern auf schwarzbehangenen Rossen vor der Leiche hergeritten seyen, und welchen schönen Leichenstein der tapfere Herzog Jürge dem Unglücklichen habe setzen lassen.

Jahrbücher der Literatur.

Zwey und siebzigster Band.

1835.

October. November. Dezember.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des zwey und siebzigsten Bandes.

Inhalt des zwey und siebzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. LXXII.

Jahrbücher der Literatur.

October, November, Dezember 1835.

Art. I. 1) Mohammedi filii Chondschahi vulgo Mirchondi historia Gasnevidarum persice, ex codicibus Berolinensibus aliisque nunc primum edidit lectionis varietate instruxit, latine vertit, annotationibusque historicis illustravit *Fridericus Wilken*. Berolini 1832. Großquart. 280 S.

2) The Shah Námeh of the persian poet Firdausi translated and abridged in prose and verse with notes and illustrations, by *James Atkinson*, Esq. of the honourable East India company's Bengal medical service. London 1832. Octav. 608 Seiten.

3) History of the early kings of Persia from Kaiomars, the first of the Peshdádian Dynasty, to the conquest of Irán by Alexander the Great; translated from the original persian of Mirkhond, entitled the Rauzat-us-safa, with notes and illustrations, by *David Shea*, of the oriental departement of the Hon. Eeast India company's college. Octav. 441 S.

4) The dynasty of the Kajars, translated from the original persian manuscript presented by his Majesty Faty Aly Shah to *Sir Harford Jones Brydges* Bart. K. C. LL. D. late envoy extraordinary and minister plenipotentiary from his Britannic Majesty to the court of Teheran, to which is prefixed, a succinct account of the history of Persia previous to that period, illustrated with plates, and a map of western Persia from actual survey, by colonel James Sutherland, engineer to the mission. London 1833. Octav. 448 S.

5) An account of the transactions of his Majesty's mission of the court of Persia in the years 1807—11, by Sir *Harford Jones Brydges*, Bart. K. C. LL. D. late envoy extraordinary and minister plenipotentiary to the court of Tacheran, to which is appended a brief history of the Wahauby. London 1834. I. Theil 472 S., II. Theil 238 S. Octav.

6) ИСТОРІЯ МОНГОЛОВЪ ОТЪ ДРЕВНѢЙШИХЪ ВРЕМЕНЪ ДО ТАМЕРЛАНА ПЕРЕВОДЪ СЪ ПЕРСИДСКАГО. Petersburg 1834. Octav. 158 Seiten. (Von Grigorieff.)

7) Travels into Bokhara; being the account of a journey from India to Cabool, Tartary and Persia, also, narrative of a voyage on the Indus, from the sea to Lahore, with presents from the King of great Britain; performed under the orders of the supreme government of India, in the years 1831, 1832 and 1833, by *Lieut. Alex. Burnes*, F. R. S. of the East India company's service; assistent political resident in Cutch, and

late on a mission to the court of Lahore, with an entirely new map, constructed by M. R. John Arrowsmith, from the surveys of Lieut. Burnes, combined with the latest and best information from other sources. London 1834. Octav. In drey Theilen. I. Thl. 356 S., II. Thl. 473 S., III. Thl. 332 S.

8) Journey to the North of India overland from England through Russia, Persia and Affghaunistaun, bey Lieut. *Arthur Conolly*. London 1834. Zwey Theile. I. Thl. 417 S., II. Thl. 440 S. Octav.

Persien ist ein so merkwürdiges Land, daß dessen Geographie und Geschichte, sowohl die alte als die neue, immer von größtem Interesse, auch abgesehen von dem politischen, welches dieses Land, besonders seit dem Tode Feth Ali Schah's, durch die Eifersucht erweckt, womit Rußland und England dort ihren gegenseitigen Einfluß überwachen. Kaum sind zwey Jahre verflossen, daß wir in diesen Jahrbüchern [1]) über ein Dutzend, binnen einem Jahrzehend über Persien erschienene Werke Bericht erstattet, und schon liegen uns abermal die acht obigen vor, von denen die sechs ersten die alte und neue Geschichte betreffen, das achte, eine gewöhnliche Reisebeschreibung, wenig Neues und Interessantes enthält, das siebente aber, durch die Neuheit und Gewichtigkeit seines Inhalts, die andern sieben bey weitem übertrifft. Ueber das eigentliche Persien sind in dem Laufe dieses Jahrhunderts fast eben so viele Werke, als über Griechenland und Aegypten erschienen; von sechs und dreyßig [2]) derselben erstatten diese Jahrbücher Bericht, so daß im Durchschnitte auf jedes Jahr wenigstens Eines zu rechnen ist. Es ließe sich nicht ohne Nutzen erörtern, ob die Geschichte oder die Geographie eines für beyde merkwürdigen Landes, wie Griechenland, Aegypten oder Persien, größeres Interesse darbeut. Sicher ist es, daß der wissenswertheste Stoff eher dem Ethnographen und Geschichtsforscher, als dem Naturforscher und dem Geographen ausgehen wird. Die alte Geschichte muß einmal nach erschöpften Quellen im Trockenen liegen, aber dafür wächst für den Geschichtliebhaber die neue zu; die Beschreibung der Ruinen alter Städte und Denkmale muß auch einmal ihr Ende erreichen, und die Ausbeute der Hypogäen und Katakomben erschöpft seyn; nicht sobald die Wunder der Natur für den wissenschaftlichen Reisenden, für den Zoologen Botaniker und Geologen; dieser harrt also eine weit reichere Ausbeute für eine noch weit längere Anzahl von Jahren, als die für den bloßen

[1]) LXII. Band.

[2]) Ueber sechzehn im VIIten und VIII. Bande, über zwölf im LXII. Bande, und die obigen acht.

Reisebeschreiber in Aegypten, Griechenland und Persien bald erschöpfte. Glücklich der Reisebeschreiber, der, wie Burnes in seinem vorliegenden Werke durch Indien, Kabul, Bochara und Persien, am Indus und am Oxus, auf ein Land stößt, das bisher so gut als unbekannt, der mit Beobachtungsgabe und den einem wissenschaftlichen Reisenden nöthigen Kenntnissen ausgestattet; mit denselben das Talent lebendiger Darstellung und anziehender Erzählung vereint. In dieser Hinsicht ist diese Reisebeschreibung wirklich eine vor vielen andern höchst ausgezeichnete, sie leistet für die am Indus und Oxus gelegenen Länder, was Frasers Reise für Chorasan geleistet hat, sie überwiegt eine gute Anzahl gewöhnlicher Reisebeschreibungen, und allein in die eine Wagschale gelegt, möchte sie wohl verdienterweise bey den meisten Lesern an Interesse schwerer wiegen, als die in die andere Wagschale gelegten sieben historischen, wovon jedoch eines, nämlich der Gesandtschaftsbericht von Sir Harford Jones (Nr. 5), gemischten Inhalts, indem derselbe auch nebenbey ethnographische und geographische Notizen gibt. Wir beginnen daher zuerst unsere Uebersicht des Neuesten, was über die Geographie und Geschichte Persiens erschienen, mit dem Reisewerke von Burnes, und nehmen dann Conolly und die geschichtlichen vor.

Lieutenant Alexander Burnes, jüngst politischer Resident in Ketsch, und vom General-Statthalter Indiens, Lord William Bentinck, zu einer Sendung an den Hof von Lahor verwendet, benützte seine Reise zur genauen Kenntniß der Länder am Indus, welcher vor ihm nur zwischen Tatta und Haiderabad (so ist Hydrabad auszusprechen) aufgenommen worden war, und setzte dann seine Reise über Kabul nach Bochara, nach den Ufern des kaspischen Meeres und Persien fort, so daß dieselbe die Länder zwischen dem indischen und kaspischen Meere begreift. Diese Reise nach Bochara würde, wie der Verfasser zum Beschlusse des Vorworts bemerkt, für den Leser so gut als unverständlich seyn, ohne die treffliche Karte des mittleren Asiens und des Indus von Arrowsmith; das von B. der Genauigkeit derselben ertheilte Zeugniß bürgt dafür, daß A. in seinen älteren Jahren genauer als in seinen jüngeren durch diese Arbeit den Roman seiner vor zwanzig Jahren erschienenen Karte Asiens gut zu machen sich bemüht hat. Das größte Interesse für den der alten Geographie Beflissenen erhält die Reise am Indus dadurch, daß der Verfasser, genau die Straße des Rückwegs Alexanders und seiner Schiffahrt am Indus verfolgend, überall die genaue Uebereinstimmung der heutigen Küsten, Mündungen, Flüsse und Städte mit den alten nachweist. Wiewohl dieser Theil der Reisebeschreibung heute Persien nicht angeht, so können

wir doch nicht umhin, derselben schon aus dem Grunde zu erwähnen, weil Persiens Gränze in der ältesten Zeit der Indus war. Bekanntlich heißen die fünf Ströme, deren Zusammenfluß den Indus bildet, bey den morgenländischen Geographen Pentschab, d. i. das Fünfwasser, und wir nennen ihre Namen hier bloß der richtigen deutschen Aussprache der englisch geschriebenen Namen willen, die noch immer häufig gefehlt geschrieben werden, und selbst in Wahl's Indostan und Dekan nicht richtig ausgesprochen sind; dieselben sind der Setlidsch oder Setledsch (Hyphasis), er vereint sich mit dem Tschinab (Acesines), welcher aus dem Zusammenflusse des Rawi (Hydraotes), des Dscheilem oder Dschilem (Jylum oder Jélum) und seines eigenen Stromes gebildet wird; die Wassermasse dieser vier vereinten Ströme fällt dann in den Sind oder Indus, dessen Name allein von der ältesten Zeit her sich unverändert erhalten hat. Dieses ist die archontische Pentas oder richterliche Pentschait, d. i. die Herrscher fünf der großen Flußmächte, welche das Gebiet des westlichsten Indiens herrschend durchziehen und begränzen. Rennel suchte die Stelle der Altäre Alexanders zwischen dem Setlidsch und Tschinab (deren vereinter Strom heute Garra oder Gerre heißt), Burnes unterhalb des Zusammenflusses dieser beyden Ströme, wo noch heute die von Alexander erwähnte Wüste. Das Gebiet zwischen dem Tschinab und Rawi heißt Duab, d. i. das Zweywasser *). B. übergeht die beyden großen, am Indus gelegenen Hauptstädte von Tatta und Haiderabad, welche schon von andern beschrieben worden, mit Stillschweigen, beschreibt aber dafür Lahor, die am Rawi gelegene Hauptstadt und Residenz des Maharadscha, d. i. des Großfürsten Rendschit Sing (Runjeet Sing), des Beherrschers der Seiken. B. marschirte mit dem Maharadscha; der Marsch war malerisch und sein Gefolge das eines Soldatenkönigs, seine Pferde wurden in Reihen vor ihm geführt, die Reise aber auf Elephanten gemacht; zwey derselben trugen goldene Haudas, d. i. Senften, in deren einem der Maharadscha saß, sechs oder sieben folgten mit seinen Höflingen und Günstlingen; die Zelte, in welchen B. und sein Begleiter bewirthet wurden, waren von kaschmirschen Shawlen vierzehn Fuß im Gevierten, in jedem ein Feldbett mit Vorhängen von Shawlen aus Kaschmir, so daß das Ganze mehr einem Aufenthalte im Feenlande, als in dem Buschdickicht (Jungles, sprich Dschengels) von Pentschab glich. Eine Jagd Rendschit Sings und das Frühlingsfest Besent (Busunt), welches am sechsten Februar gefeyert wurde,

*) Du (duo) Ab (das deutsche Aw oder Au).

werden beschrieben. Das ganze Heer war in gelber Montur, indem Gelb die Gallafarbe dieses Carnevals; die königlichen Zelte waren mit gelber Seide gefüttert, und eines derselben auf einen Lek [1]) (Lac) Rupien geschätzt, mit Perlen bedeckt und mit Juwelen befranst; Rendschit hörte der Lesung des Grinths, d. i. der heiligen Schrift der Seiken, zu, welche in zehnfachen Einschlag eingewickelt war, deren äußerster zu Ehre des Tages von gelbem Sammt; Blumen und Früchte wurden aufgesetzt, keine gelbe Blume und Blüthe war ungepflückt geblieben; in einem zum Abschiede gegebenen Gartenfeste war der Garten mit Wachskerzen beleuchtet; Flaschen, mit mannigfarbigem Wasser gefüllt, und an der Seite der Lichter aufgehängt, vermehrten die Wirkung derselben; die große Festhalle, der alte Sitz der mongolischen Kaiser, siebzig Fuß lang und von vorne mit Marmorsäulen geschmückt, gab einen herrlichen Anblick, der Plafond und die Wände waren ganz vergoldet oder mit Spiegeln eingelegt; in dem Schlafgemache des Maharadscha stand sein Feldbett, dessen Gestelle Gold, dessen Oberdach eine Masse gediegenen Goldes; die Vorhänge waren von Kaschmirshawlen; zunächst stand ein runder Sitz von Gold. Das Seitenstück zu diesem Schlafgemache war ein Kabinett im Obertheile des Gebäudes, wo alle Leuchter von Gold; die Vorderseite war durch Vorhänge von gelber Seide geschlossen. Dieses goldene Zelt und Bett, diese goldenen Sitze und Leuchter entsprechen ganz der Beschreibung, welche der byzantinische Gesandte Zemarchos von der Pracht des türkischen Chakans Disabulos am Ektek [2]) oder Goldberg, d. i. am Altai, macht.

Des mongolischen Kaisers Dschihangir (Juhangeer) Mausoleum besteht am Ufer des Rawi; zu Ramniger (Rammuggur) erreichten die Reisenden die Ufer des Tschinab oder Acesines. Das Duab, d. i. das Land zwischen dem Rawi und Tschinab, ist um nichts fruchtbarer und besser angebaut, als das bisher durchzogene; am häufigsten wird Zuckerrohr gebaut, und die Art, dasselbe zu pressen, wird hier beschrieben. Zu Ramniger erhielten die Reisenden den Besuch eines ehrwürdi-

[1]) Lek ist die wahre Aussprache des Wortes لك, welches eine Zahl von Hunderttausend bedeutet; Lak, لاك, hingegen ist der bekannte rothe Firniß und Lack; beyde Wörter genau unterschieden in dem zu Konstantinopel gedruckten persischen Wörterbuche Ferheng Schuuri II. Bl. 232.

[2]) Menander bey Stritter III B. S. 50, 52, 62.

gen Alten (im Arabischen Scheich) der Seiken; er war ganz weiß gekleidet, was im Duab ein eben so sicheres Merkmal der alten Schule, als in England Spencer und Zopf; er behauptete, daß die Zahl der zu der Sekte der Seiken sich Bekehrenden jährlich fünftausend betrage; der wahre Seik, Sing oder Chalßa kennt keine Beschäftigung als Krieg oder Ackerbau; vor vier Jahrhunderten waren die Seiken als ein besonderer Stamm noch unbekannt, und heute sind sie durch eine äußerst regelmäßige Physiognomie und längliche Gesichtszüge von ihren Nachbarn, den Indern und Chinesen, auf das deutlichste unterschieden. Es ist seltsam, daß sich in vier Jahrhunderten solch eine gänzliche Verschiedenheit des Aeußeren durch die der Sitten und Lebensweise herangebildet. Von den Ufern des Tschinab zu denen des Dschilem legten die Reisenden eine Strecke von fünf und vierzig englischen Meilen zurück. Der Dschilem oder Hydaspes der Griechen ist noch heute so trüb und reißend, als denselben schon Arrian beschreibt; vom Tschinab herwärts hatten die Reisenden das Gebiet durchschnitten, womit nach der Schlacht am Hydaspes das Königreich des Porus vergrößert ward. Die Häuser zu Pend Daden Chan (Pind Dadun Khan), einer kleinen, nur von sechstausend Seelen bewohnten Stadt, sind alle von Cedernholz gebaut, das vom Gebirge Himalaja niedergeschwemmt wird; am Ufer des Hydaspes lag ein Cedernstamm von dreyzehn Fuß im Durchmesser; auf dem Hydaspes baute Alexander seine Flotte, und es ist merkwürdig, daß kein anderer Fluß des Pentschab solche Bäume niederschwemmt und so viele Mittel zur Erbauung einer Flotte darbeut. In der Nähe von Pend Daden Chan sind die merkwürdigen Salzgruben, in welchen das Salz in schönen, röthlichen Krystallen gegraben wird; die Lage der Salzberge, die Art und Weise, wie das Salz gewonnen wird, die Beschaffenheit und Menge desselben wird beschrieben. Die Reihe der Salzberge läuft mit dem Hydaspes parallel, und gibt durch die Unfruchtbarkeit derselben den auffallendsten Contrast vom fruchtbaren Flußthal; doch erheben sich zahlreiche Dörfer an den äußeren Hügeln, welche malerisch hinter einander aufsteigen. B. meint, daß der Ort, wo Alexander den Porus besiegt, nicht zu Dschelalpur (Julalpoor), sondern höher hinauf am Flusse in der Nähe des Dorfes Dschilem zu suchen sey, wo das felsige Ufer den versunkenen Felsenmassen entspricht, deren Quintus Curtius erwähnt. Die Ruinen von Udineger (Oodeenuggur) hält B. für den Ort des alten Nike, und die Schutthügel am westlichen Ufer mögen die Lage des alten Bucephalia bezeichnen. Eine interessante Parallele ist die der Streitkräfte des Porus mit denen Rendschit Sing's,

des heutigen Porus, indem es sich findet, daß sie an Zahl ganz gleich; 30,000 Fußvolk, 4000 Kavallerie und 200 Elephanten." Von den Ufern des Dschilem sich in nordwestlicher Richtung entfernend, durchzogen die Reisenden den District Potewar, welchen der Stamm der Gekers (Gukers) radschputischen Ursprungs bewohnt; hier erzählten die Einwohner von dem indischen Wallfahrtssee zu Rewaiser in der Nähe des Setlidsch, wo schwimmende Eilande den Pilger aufnehmen, und zum Heiligthume führen sollen; vielleicht (bemerkt B.), daß die schwimmenden Melonen-Inseln der Seen von Kaschmir die Veranlassung dieser Sage; dort werden dicke Matten auf dem Wasser ausgebreitet, mit Erdreich bedeckt, mit Gurken und Melonen besäet; das nächste Jahr wird die Ernte von Booten aus geschnitten.

Die berühmte Festung von Rotas, eines der großen Bollwerke zwischen Indien und der Tatarey, springt auf einmal mit ihren thürmenden Felsenmassen ins Auge. Die afghanischen Staatsbeamten, welche im Jahre 1531 den Kaiser Humajun absetzten, befestigten sich zu Rotas, dessen Gründer Schirschah (Shere Shah), d. i. der Löwenkönig; der Bau soll zwölf Jahre gedauert und einige Millionen gekostet haben; vergebens versuchte Humajun bey seiner Rückkehr die Mauern der Festung zu zerstören, seine Emire*) stellten ihm vor, daß dieses eben so viele Mühe kosten würde, als die Wiedereroberung des Throns. Humajun begnügte sich, einen Pallast und ein Thor niederreißen zu lassen; von einem der Thürme beherrscht der Blick weit hinaus die Gegend, wo ein großes Karawanserai vom großmüthigen und toleranten Ekber, dem Sohne Humajuns, erbaut. Beym Dorfe Manikkiala ist der Grabhügel, welchen schon Elphistone beschrieben, und über dessen von Ventura vorgenommene Eröffnung eine Abhandlung in den asiatic researches. B. zweifelt nicht, daß Manikiala das Tarilla Arrians sey. Ein anderer gemauerter Grabhügel zu Belur wird beschrieben, und im Durchschnitt aufgezeichnet; er hat die Gestalt einer Aschenurne mit gewölbtem Deckel. Das Wort Tope, womit B. diese Grabhügel benennt, ist das von der Ebene von Troja wohlbekannte türkische Depe, eines und dasselbe mit dem griechischen Ταφος. B. hält diese Grabhügel für die Gräber der baktrianischen Könige oder ihrer indo-scythischen Nachfolger, deren der Periplus des zweyten Arrian erwähnt.

Zu Attok, welche Festung auf einem schwarzen Schiefer-

*) His Ameers and Oomrahs (S. 62) ist eine reine Tautologie, denn Umera ist der Plural von Emir, so daß die Emire Umera eines und dasselbe.

felsen steht, ward über den Indus gesetzt; wo sich der Indus mit dem Flusse von Kabul vereint, sind allnächtlich mehrere Irrlichter zu sehen, und bey Tag waschen die Fischer Gold aus dem Sand; jenseits des Indus beginnt das Land der Afghanen, zwischen denen und den Seiken große Erbitterung herrscht, und es wird Puschtu gesprochen. Die Ebene von Pischawer war mit Veilchen bedeckt, welche hier Güli Peighamber, d. i. die Rosen des Propheten *), genannt werden. In Betreff der Beschreibung Pischawers bezieht sich B. auf die von Elphinstone gegebene; die acht Vortrefflichkeiten Pischawers sind (wie sie dort den Knaben von den Schulmeistern gelehrt werden): 1) Die Gesundheit des Klima, 2) die Schmackhaftigkeit der Früchte, 3) die Schönheit des Menschenschlags, 4) die Zierlichkeit des Basars, 5) die Citadelle der Stadt, 6) die Gerechtigkeit des Herrschers, 7) die Granatäpfel ohne Kerne, 8) die unvergleichliche Rhebarbara. Die vier schlimmen Eigenschaften hingegen: 1) Daß die Lebensmittel theuer; 2) daß der Schnee von den Dächern der Häuser beständig weggeschafft werden muß, wenn dieselben nicht einbrechen sollen; 3) daß die Fluthen des Flusses die Gassen kothig machen; 4) die Unsittsamkeit des schönen Geschlechts. Die Citadelle liegt heute in Schutt, das einzige Denkmal des Alterthums, ein Grabhügel gleich denen von Manikiala und Belur. Der Weg von Pischawer nach Kabul führt über das Gebirge; eine der schönsten Aussichten öffnet sich von dem Gipfel eines Bergpasses, ehe man in das Thal von Kabul hinabsteigt; man sieht in der Entfernung von vierzig engl. Meilen die Stadt Dschelalabad und den Fluß von Kabul, der, wie eine Schlange sich durch das Thal windend, dasselbe in unzählige Inseln und Halbinseln zertheilt. Der Sefidkuh (Sufeed Koh), d. i. der weiße Berg, erhebt sich auf der einen, und der thürmende Hügel Nurgil auf der andern Seite. Die Afghanen glauben, daß auf seinem immer mit Schnee bedeckten Gipfel sich die Arche niedergelassen; nicht weit davon erhebt sich ein vereinzelter Fels Naogi, welcher nach B.'s Meinung dem Aornos Arrians entspricht; schade daß B. diesen Hügel nicht selbst gesehen. Die steinige Steppe Descht (Dusht) von Bettcot ist durch den pestartigen Glühwind Samum übel berüchtigt. Wasser, mit großer Heftigkeit in den Mund gegossen, heilt manchmal den Patienten, und ein neben ihm angezündetes Feuer thut gute

*) Das Veilchen war die Lieblingsblume Mohammeds, und heißt auch die Blume der Märtyrer:

Schön ist der Martyrertod, o Veilchen, doch welcher am schönsten?
Deß, der liebet und schweigt, und rein sich opfernd erlieget.
(Kleeblatt.)

Wirkung; auch werden Zucker und getrocknete Pflaumen von Bochara mit gutem Erfolg gegeben. Thiere unterliegen dem Samum wie die Menschen, und das Fleisch der von demselben Erstickten vermorscht sogleich. In der Nähe von Dschelalabad sind sieben runde Thürme, deren Bauart aber von der der gewöhnlichen Grabhügel verschieden; zwischen Dschelalabad und dem Gebirge wird das Grab Lamechs, des Vaters Noes, gezeigt. Dschelalabad, eine kleine Stadt mit zweytausend Einwohnern, hat von allen Seiten die Aussicht von Schneebergen; südlich die Gletscher von Sefidkuh, nördlich der vereinzelte Pic von Nurgil, nordwestlich die luftigen von Hindukusch. Am Gendamek (Gundamuk) ist die Gränze der warmen und kalten Gegend, man sagt, daß es auf der einen Seite dieses Baches regne, wenn es auf der andern schneyt; das ganze Pflanzenleben ist hier weit zurück, der Weizen, der zu Dschelalabad schon geschnitten worden, war hier kaum drey Zoll über der Erde. Die zehn englische Meilen entfernten Berge waren mit Fichtenwäldern bedeckt, welche etwa tausend Fuß unter der Schneegränze begannen; drey engl. Meilen von Gendamek ist der Garten von Nimla, das berühmte Schlachtfeld, auf welchem i. J. 1809 Schudschaol-Mulk seine Krone verlor.

»Nichts fällt einem Fremden in diesem Lande mehr auf, als die Art, womit sie ihre Pferde behandeln, welche so verschieden von der in Indien Sie nehmen dem Pferde bey Tag nimmer den Sattel ab, welches, wie sie glauben, demselben so bessere Rast Nachts verschafft; sie führen ein Pferd nie auf und ab, sondern reiten dasselbe oder führen es im Kreise herum, bis dasselbe abgekühlt; sie geben demselben im Sommer keinen Weizen, sondern grüne, noch nicht in Aehren geschossene Gerste; sie binden acht oder zehn Pferde mittels zweyer Stricke an Pfählen an, welche in Parallellinien eingeschlagen; der Schweif wird immer in einen Knoten gebunden; sie bedecken den hintern Theil des Pferdes mit einer netten, seidenbefransten Filzdecke, welche vom Schwanzriemen gehalten wird; sie gebrauchen den usbegischen Sattel, welcher unserem Husarensattel ähnlich, und den ich angenehm genug und überall gebraucht fand; die Reiter binden ihre Peitsche an das Handgelenke *); die Afghanen pflegen ihre Pferde sorgfältig, überfüllen dieselben nicht, wie in Indien, mit Gewürzen, und halten sie immer in vortrefflichem Zustande« (I. S. 126).

An der Straße lagen von fünf zu fünf Meilen die Ruinen alter Posthäuser, welche die mongolischen Kaiser gebaut hatten, die Verbindung zwischen Dehli und Kabul aufrecht zu erhalten, denn die beyden Kaiser Humajun und Orengsib waren in ihrer Jugend Statthalter dieses Landes gewesen.

*) Whrist, im Deutschen als Rist des Fußes üblich.

»Welch einen Begriff gibt uns dieses nicht von der Größe des mongolischen Reiches; wir haben hier ein Verbindungssystem von Mittheilung zwischen den entferntesten Provinzen, das so vollkommen als die Posten der Cäsaren.«

Unmittelbar vor Kabul liegt Letabend (Luta-bund), d. i. der Fetzen- oder Lumpenpaß, so genannt, weil Reisende gewöhnlich einen Fetzen ihrer Kleidung an dem Gebüsche, wodurch sie sich drängen müssen, zurücklassen; dann die Repphuhnsquelle [1]). In dem Dorfe Butchak (Bootkhak), d. i. Götzenstaub, soll Mahmud der Ghasnewide das reiche Götzenbild, das er von Sumenat weggeführt, vergraben haben; dieß ist wohl nur eine spätere Sage, die dem Namen des Ortes angepaßt worden, denn nach dem einstimmigen Zeugnisse der Geschichte machte Mahmud dieses Götzenbild zur Stufe seiner zu Ghasna erbauten Moschee; es müßte denn später dort weggenommen, und hier vergraben worden seyn. Eine engl. Meile von der Stadt und auf der schönsten Stelle erhebt sich das Grab Bebrs, des genialischen Gründers der mongolischen Herrschaft in Indien, dessen Commentare [2]) ein geistreicheres, lehrreicheres und unterhaltenderes Buch sind, als alle bekannten Selbstbiographien und Commentare großer Herrscher, von denen Cäsars und Mark Aurels angefangen, bis zu denen Friedrichs II. und Napoleons. Kabul war ihm die liebste Stadt seines weit ausgedehnten Reiches, und er befahl, nach Kabul begraben zu werden, das er in seinen Commentaren in den folgenden Versen lobt:

Trink Wein in Kabuls Schloß, gib's Glas nicht aus der Hand;
Denn hier ist Berg und See, und Stadt und wüstes Land.

Die Inschrift des Grabmals, das aus zwey marmornen Stelen besteht, gibt im Zahlreim das Todesjahr 1530; ein klarer Bach bewässert die duftenden Blumen des Gräbergartens; vor dem Grabe erhebt sich eine kleine marmorne Moschee, im J. 1640 auf Befehl Kaiser Dschihanschahs nach seinem wider den Usbegen Mohammed Nesirchan [3]) erfochtenen Sieg erbaut. Hier sey nur bemerkt, daß diese Jahreszahl irrig zu seyn scheint, da Nesirchan erst zwey Jahre später den Thron bestieg.

---

[1]) Kebuktscheschme, nicht Koke Chushma, denn Kik, Repphuhn, heißt auf Persisch Kebuk, und Kok heißt blau.

[2]) Memoirs of Zehir-ed-din Muhammed Baber by W. Erskine in den Jahrbüchern der Literatur, Band LIII.

[3]) Weder Nuzr, wie B. schreibt, noch Nedir, wie Senkowsky im Supplément à l'histoire générale des Huns, des Turcs et des Mogols etc. S. 7 schreibt, ist die richtige Schreibweise, sondern Nesir; auch ist bey Senkowsky der Beginn seiner Regierung 1644 statt 1642 angegeben. Gesch. d. osm. Reichs, V. Bd. S. 489.

»Kabul ist eine volkreiche und lärmende Stadt; Nachmittags ist der Lärm so groß, daß man sich in den Straßen kaum verständlich machen kann; der große Basar Tschautschet (Chouchut) ist ein zierlicher Säulengang, 600 Schuh lang und 30 breit, in vier gleiche Theile getheilt; das Dach ist gemalt, und über den Buden sind die Häuser einiger Bürger; der Plan ist verständig angelegt, aber unausgeführt, und die Fontainen und Cisternen, welche einen Theil derselben ausmachten, liegen vernachläßigt; dennoch gibt es wenige solche Basare im Osten, und die Seidenstoffe, Tücher und andern ausgelegten Waaren erregen Verwunderung; Abends gewährt derselbe eine interessante Ansicht; jede Bude ist durch eine vor der Säule aufgehangene Lampe erleuchtet, was der Stadt das Ansehen von Beleuchtung gibt; die Zahl der Buden, wo getrocknetes Obst verkauft wird, ist merkwürdig, und ihre Anordnung geschmackvoll; im May kann man hier Trauben, Aepfel, Birnen, Quitten und selbst Melonen des verflossenen Sommers, die zehn Monate alt, kaufen; in den Buden der Federviehverkäufer finden sich Schnepfen, Enten, Repphühner, Kibitze und anderes Wildpret; die Buden der Schuster und Geschirrverkäufer sind mit besonderer Nettigkeit geordnet; jedes Handwerk hat seinen besondern Basar, und alle sind vollauf beschäftigt; da gibt es Buchhändler und Verkäufer von Papier, deren meistes russisch und blau. Der Monat May ist die Zeit für das Palude (Falodeh), eine Art von weißer, aus Weizen geseihter Sulz, mit Scherbet und Eis getrunken; das Volk liebt dieses Getränk ungemein, und die Budenbesitzer sind in allen Theilen der Stadt beständig mit ihren Kunden beschäftigt; die Bäckerläden sind mit Haufen Volks umringt, das auf Brot wartet; ich beobachtete, daß sie, um es zu backen, dasselbe an die Wände des Backofens kleben. Kabul ist berühmt durch seine Kebab (Kabobs), d. i. Braten, nach welchen große Nachfrage; wenige kochen zu Hause; Rewasch! war der Leckerbissen des Mays in Kabul, dieß ist gebleichte Rhebarbara, welche vor der Sonne sorgfältig geborgen unter den Hügeln der Nachbarschaft wild wächst; sie hat köstlichen Geruch. Schawasch*) (soll heißen Schadbasch) Schadbasch Rewasch! d. i. Bravo Rhebarbara! ist der allgemeine Ruf durch die Stadt, und Jedermann kauft davon. In den bevölkertsten Theilen der Stadt sind Mährchenerzähler, welche die Müßigen unterhalten, oder Derwische, welche den Ruhm und die Thaten der Propheten verkünden; wenn ein Bäcker vor diesen Ehrenwerthen vorbeygeht, so begehren sie einen Kuchen im Namen eines der Propheten; nach der Zahl derer zu urtheilen, welche diesem Berufe folgen, ist es ein einträglicher. Es gibt keine Räderfuhrwerke zu Kabul; die Straßen sind nicht sehr enge; sie werden während trockenen Wetters in guter Ordnung gehalten, und sind durch kleine bedeckte Wasserleitungen durchschnitten, was eine große Bequemlichkeit für das Volk; wir gingen unbemerkt und zwar ohne Begleiter hindurch. Für mich hatte der Anblick des Volkes mehr Neues als die Basare; sie streiften herum in Mänteln aus Schafsfellen gehüllt, und schienen durch die Menge der Kleider, die sie trugen, groß und stattlich; alle Kinder haben dicke, rothe Wangen, die ich Anfangs für angestrichen hielt, bis ich fand, daß es die natürliche

*) Unglaublich ist's, daß Conolly (I. Bd. S. 249) die Rhebarbara gar nicht kennt, sondern als eine neue unbekannte zuckerhältige Pflanze aufführt.

Blüthe der Jugend, welche sich bey den älteren verliert. Kabul ist eine gedrängt gebaute Stadt, aber die Häuser machen auf Zierlichkeit keinen Anspruch; sie sind aus sonnengetrockneten Ziegeln und Holz gebaut, und wenige sind höher als zwey Stockwerke. Kabul hat eine Bevölkerung von 60,000 Seelen; der Fluß fließt mitten durch die Stadt, und die Ueberlieferung sagt, daß sie durch denselben dreymal weggeschwemmt worden sey; wenn es regnet, gibt es keinen schmutzigeren Platz als Kabul.«

Die Sage über Kabuls hohes Alterthum verdient die Berücksichtigung der Geschichtschreiber; Kabul ist nur eine breitere Form von Kabil, welches, wie bekannt, der Name Kains; von dem Grabe Kains jedoch, welches nach einigen Schriftstellern sich zu Kabul befinden soll, konnte B. nichts erfragen. Die Sage, daß als Adam mit dem Satan aus dem Paradiese vertrieben ward, er zu Kabul niederfiel, ist eine allgemein beglaubigte; die erste Stadt, welche nach der Bibel auf der Erde gebaut ward, war die von Kain im Osten gebaute, und nach seinem Sohne Henoch genannte (Genesis IV. 17). Kabul und Ghasna waren in der ältesten Zeit steuerpflichtige Städte Bamian's; später ward Ghasna durch Sultan Mahmud zur Hauptstadt erhoben, und heute ist Kabul die Hauptstadt von beyden. Die Gärten von Kabul sind reich an europäischem Obste und europäischen Singvögeln aller Art; der schönste ist der von Timur angelegte; Kabul ist durch seine Trauben berühmt, deren es zehnerley Arten gibt; die Rhebarbara wächst wild, und ist weit und breit berühmt; die Wurzel wird hier nicht als Arzney, sondern bloß als heilsames Nahrungsmittel gebraucht; Kabul hat keine Datteln, wiewohl östlich und westlich zu Kandahar und Pischawer deren wachsen. Pischawer ist berühmt durch seine Birnen, Ghasna durch seine Pflaumen, welche in ganz Asien unter dem Namen der Pflaumen Bochara's ein gäng und gäber Handelsartikel, Kandahar durch seine Feigen. Die Citadelle heißt Balahißar, d. i. das obere Schloß, und ein Pallast in derselben Kulahi Frengi, d. i. die fränkische Mütze oder der Hut. Timurschahs Grab ist außer der Stadt, ein Achteck aus Ziegeln von funfzig Fuß Höhe; dieses Grabmal ist etwa nicht zu vermengen mit dem Timurlengs, welches, wie bekannt, zu Samarkand. Die Afghanen halten fest auf ihre Abkunft von den Kindern Israels, betrachten aber nichts desto weniger den Namen Jude als einen Schimpfnamen; sie sagen, Nabuchodonosor habe sie nach Bamian verpflanzt, und ihren Namen leiten sie von Afghan, dem Sohne Aßaf's, des Wesirs Salomons, her. B. hält dafür, daß ihre Angabe jüdischen Ursprungs historisch wahr seyn dürfe, indem die Afghanen ganz das Aussehen von Juden, auch

mehrere jüdische Gebräuche haben, wie z. B. daß der jüngere Bruder die Witwe des älteren heiratet; eben so mögen die Kiafirs, dieses sonderbare Volk, welches nördlich in dem Gebirge von Kabul und Pischawer lebt, wovon Elphinstone die erste Kunde gegeben, wirkliche Abkömmlinge der von Alexanders Zügen zurückgebliebenen Griechen seyn; ihre Gesichtsbildung ist ganz europäisch, und sie haben blaue Augen; ein Stamm derselben heißt Nimtsche Musulman, d. i. halbe Musulmanen, was fast wie Nemtsche *) Musulmanen, d. i. deutsche Musulmanen, lautet. Der ganze Handel vom Central-Asien ist in den Händen der indischen Schikarpuri Kaufleute, welche sich in nichts als in ihre Geschäfte mischen, und den Schutz der Regierungen sich durch Gelddarlehen versichern; sie sind aus Ober-Sind, und gehen hin und her, ohne ihre Familien mitzunehmen; zu Kabul haben sie acht große Wechselhäuser. Die Reisenden brachen von Kabul unmittelbar nach dem Mittagsgebete auf, was dort für eine glückliche Stunde gilt (umgekehrt ist bey den Türken nur der Vormittag und nicht der Nachmittag eine günstige Stunde zum Aufbruche, indem alles, was Nachmittag unternommen, für zu spät, und nur das in der Frühe Begonnene für zeitgemäß gilt). Sie zogen nun durch das Gebirgland (Kuhistan) über das Schneegebirge des Hindukusch, indem sie Ghasna, das nur sechzig engl. Meilen von Kabul entfernt liegt, südlich ließen; dort ist das Grabmal Sultan Mahmuds des Ghasnewiden. In einer der letzten Unterhandlungen, welche der Beherrscher Pentschabs mit Schudschaol Mülk, dem abgesetzten König von Kabul, führte, war eine der Bedingungen die Zurückstellung der Sandelthore des großen Doms, welche Sultan Mahmud von Sumenat dahin geführt. Bebr (Baber) wundert sich in seinen Commentaren, daß je ein Fürst Ghasne zu seiner Hauptstadt erwählen konnte, aber da dasselbe einige Monate des Jahres durch Kälte unzugänglich, so war es so sicherer vor allem Ueberfallen von Indien aus. Der Felsenpaß von Unna, wo es (im May) beständig schneyte, ist eilftausend Fuß hoch; die Straße läuft an dem Fuße des 18,000 Fuß hohen Schneebergs Kuhi Baba, d. i. Vaterberg, fort. Sie stießen im Gebirge auf einen Stamm der Hesare, welche sich von allen andern Afghanen durch ihre

---

*) Der Unterschied ist auch in der Schrift nicht größer zwischen نیمچه oder نمچه, als zwischen dem russischen НѢЦЫИ oder НѢМЦЫ, wovon jenes im Nicon IV. 164, dieses im Drewn. Letop p. 156 von Einigen in Deutsche verwandelt. Siehe die Note des vierten Bandes der Originalausgabe Karamsin's.

Gesichtsbildung unterscheiden, indem sie mit viereckigen Gesichtern und kleinen Augen Chinesen ähnlich (die Bestätigung dieser mongolischen Abkunft liegt schon in ihrem Namen, welcher, wie bekannt, der mongolischer Regimenter). In diesen Gebirgen in der Höhe von 10,000 Fuß sind keine Kröpfe zu sehen, deren es jedoch im Himalajagebirge östlich vom Indus auf den Höhen unter 4000 Fuß gibt. In diesem Gebirge wuchert eine Secte der Anhänger Ali's, welche denselben vergöttern, und denen die Gegner alle Gräuel der bacchanalischen Orgien der Tschiraghkusch, d. i. der Lampenauslöschet, anschuldigen, deren die Jesidi am Masius und die Drusen am Libanon beinzüchtigt werden. Der Felsenpaß von Haidschik ist 12,400 Fuß ober der Oberfläche des Meeres, am Ausgange desselben unmittelbar vor Bamian, die beyden berühmten Riesen-Idole in Felsen gehauen, welche von den persischen Schriftstellern Chunkbut und Surchbut, d. i. das graue und rothe Idol, geheißen werden. B. kennt diese Namen nicht, indem heute das männliche Idol Silsal, das weibliche Schahmama genannt werden, in der Geschichte Timurs von Schereseddin Lat und Menat, welches, wie bekannt, die im Koran erwähnten Idole der alten Araber.

Der zwey folgenden Pässe Steilheit wird schon durch ihre Namen bezeichnet, indem der eine Dendanschiken (Dundan Shikun), d. i. der Zahnbrecher, der andere Karakotel, d. i. der schwarze Paß, heißt (solche bezeichnende Namen von Pässen oder steilen Höhen finden sich überall, wie z. B. der Col dirotto oder di rotta in den Apenninen auf dem Wege von Ancona nach Rom, wie das eiserne Thor zu Derbend und an den Gränzen der Wallachey). Im Zahnbrecher erheben sich die Felsen auf beyden Seiten in der Höhe von 2000 Fuß, und die Schlucht ist nirgends breiter als 3000 Klafter; der schwarze Paß ist der letzte des indischen Kaukasus. Das Geschrey Alaman, welches sich bey der Annäherung einer Räuberbande in der Karawane verbreitete, heißt nicht, wie der Verfasser meint, Räuber oder Dieb, sondern Gnade! Pardon! Die Afghanen sind ein grußseliges Volk; außer dem gewöhnlichen Selam aleikum! haben sie noch eine Menge anderer Grußformeln; den Reisenden rufen sie zu: Mande ne baschi! d. i. werde nicht müde! Hierauf wird erwiedert: Sinde baschi! d. i. mögest du leben! Man frägt: Bist du wohl? bist du stark? bist du frey von Mißgeschick? worauf immer mit Schükr! (Dank sey Gott!) geantwortet wird; beym Abschiede wird der Reisende Gottes Huth empfohlen (be emani Choda); auf eine Einladung zum Speisen erwiedert

man: Chanei tu abad [1]), d. i. möge dein Haus wohl angebaut und bevölkert seyn! Jedermann, hohen oder niederen Standes, wird Chan oder Aga angeredet, wenn ein Priester, als Achun, d. i. Lehrer. Unmittelbar vor der Stadt Heibek ist die schreckliche Schlucht, welche Derei sindan, d. i. das Kerkerthal, heißt, die zwey- bis dreytausend Fuß hohen Felsen überhängen den Pfad; in der Luft kreisen Adler und Falken, den Boden bedeckt die Giftpflanze Sehrbuta, eine Art von Arum. In Heibek, das 400 Fuß hoch gelegen, gibt es mehr Scorpionen und Schlangen als in Indien; die Häuser haben keine Terrassen, sondern sind als Dome gewölbt, an deren Giebel ein Loch die Stelle eines Kamins vertritt, so sieht die ganze Stadt wie eine Sammlung von Bienenkörben aus; die Bewohner tragen hier nicht mehr Turbane, wie jenseits des Hindukusch, sondern kegelförmige Kappen. Statt den Weg gerade nach Chulum fortzusetzen, machte B. einen Abstecher rechts nach Kunduz; nichts wird in dieser Gegend ohne Thee unternommen, der zu allen Zeiten und bey jeder Gelegenheit herumgegeben wird; die Usbegen trinken denselben mit Salz statt mit Zucker, und kochen denselben manchmal mit Fett auf, wo er Kaimaktschagh (Keimuk chah), d. i. Sahnefett, heißt. Mesar, d. i. die Grabstätte, ist ein von Chulum und Balch unabhängiger, zwischen beyden gelegener, aus fünfhundert Häusern bestehender Ort; hier starb Trebeck, der letzte von Moorcroofts unglücklicher Reisegesellschaft. Balch führte ehemals den stolzen Namen Ommol-Bilad (Amo ool Bulad), d. i. der Mutter der Städte, wie Mekka den Namen Ommed-dünja, d. i. der Mutter der Welt. Zu Balch blühten zu Zoroasters Zeiten die Collegien der Maghen [2]); von Dschengischan von Grund aus verwüstet, konnte Balch sich nie mehr erholen, und hat heute nur zweytausend Seelen Bevölkerung; der Zweifel aber, ob Balch jemals eine wesentliche Stadt gewesen [3]), ist wohl ungegründet, B. hätte diesen Zweifel nicht geäußert, wenn ihm die folgende Stelle aus Mirchuand [4]) bekannt gewesen wäre: »Die Stadt »war damals so bebaut, daß in derselben und den herumliegenden »Dörfern auf zwölftausend Stätten das Freytagsgebet verrichtet »ward, und daß eben so viele Bäder als Freytagsmoscheen, näm-

---

[1]) Das persische Abad ist das englische abode.

[2]) Daher heißen die Zauberer noch heute auf Russisch Wolchwü. Stepennaja Kniga I. 342.

[3]) Im Abschnitte des Marsches Dschengischans gegen Nachscheb, Termed und Balch.

[4]) I doubt if Balkh ever were a substantial city (I. 238).

»lich zwölfhundert, gezählt wurden, und daß sich die Zahl der »Seide, Scheiche und Molla vor der Eroberung Dschengischans »auf funfzigtausend belief; deßhalb hieß Balch Kubbetol-Is- »lam, d. i. der Dom des Islams.« Hier war der berühmte Feuertempel Behar, welchen die Vorfahren der Barmekiden mit Stiftungen bereichert hatten. Ahnef Ben Kais hatte die Stadt unter dem Chalifen Osman erobert, und dieselbe dann mit einem Damme umgeben, durch welche sechs Thore führten. Das von Ahnef geschleifte Schloß stellte in der Folge Naßr Ben Sejar wieder her, und nannte es das Schloß der Inder. Der erste Bau der Stadt wird, wie B. richtig sagt, dem Kejumers zugeschrieben, aber Tahmuraß umgab dieselbe mit Mauern, und Keikawus versah dieselbe mit Wasser. Die Verwüstung Dschengis-Chans bezeichnet der im Dschihannuma Hadschi Chalfa's angeführte persische Vers:

Er machte Balch so glatt wie flache Hand,
Und seine Bauten flach wie eb'nes Land.

Die Parallele des Namens der Mutter der Städte und der Mutter der Welt, welche Balch und Mekka führen, ist schon im Schahname Firdewsi's durch die folgenden Verse angedeutet:

Nach Balch ging nun der Fürst der Frühlingszeit,
Nach Balch, das Gottes Dienern war geweiht,
Das von den Persern, welche schriftgelehrt,
Wie von Arabern Mekka ward verehrt.

Von aller dieser Herrlichkeit sind heute nur drey große Collegien mit leeren Zellen in sichtbarem Verfalle übrig, in der Citadelle (Ark) wird ein Stein von weißem Marmor als der Thron von Keikawus gezeigt; indem B. den Keikawus Cyrus nennt, vermengt er ihn mit Keichosrew. Balch liegt auf einer Ebene, sechs englische Meilen von den Hügeln, und nicht auf denselben; die Ruinen der Stadt dienen, wie Babylon, der ganzen Gegend zur Ziegelgrube; die alten Gärten sind mit Unkraut überwachsen, die Wasserleitungen ausgetrocknet, die Früchte sind herrlich, besonders die Aprikosen so groß wie Aepfel, und doch so wohlfeil, daß deren zweytausend nur Eine Rupie kosten.

Das Klima von Balch ist ungesund, aber nicht unangenehm; die Ungesundheit wird dem Wasser zugeschrieben, welches immer mit Thon und Erde vermischt, wie vom Regen getrübt; es ist nicht zu glauben, daß Balch von jeher ungesund gewesen, da dasselbe auf einem von Natur aus nicht sumpfigen Grunde, 1800 Fuß ober der Oberfläche des Meeres gelegen; es scheint nur durch

*) S. 316.

die verfallenen und versumpften Wasserleitungen ungesund geworden zu seyn. Außer den Mauern Balchs sind die Gräber der unglücklichen englischen Reisenden Moorcroft und Guthrie, wie zu Ißfahan das Grab des dort an der Cholera verstorbenen englischen Residenten, des trefflichen Rich; dieß sind Gräber, welche in so entfernten Gegenden ganz gewiß den Besuch englischer Reisender nicht minder erheischen, als den Besuch der nach Italien pilgernden das Grab Sterne's auf dem Kirchhofe Livorno's. Die Ansicht der Gegend um Balch ist ganz so, wie Quintus Curtius das baktrische Land beschrieben. Die Art der Fähre über den Oxus ist sonderbar und bemerkenswerth; das Boot wird rechts und links mittels Stricken an die Mähnen von zwey Pferden befestigt, welche dasselbe schwimmend durch die stärkste Strömung an das jenseitige Ufer bringen. Jenseits (für uns diesseits) des Oxus stießen die Reisenden auf den usbegischen Stamm Lakai, welcher wegen seiner Sucht zu plündern berühmt; schon hatten die Reisenden 85 engl. Meilen vom Oxus herwärts zurückgelegt, ohne einen einzigen Baum angetroffen zu haben, als sie von der Oasis, welche die Stadt Kerschi umgibt, angenehm überrascht worden; die Stadt, eine engl. Meile lang, hat 10,000 Einwohner. Der zu Schehrsebs, d. i. der grünen Stadt, dem Geburtsorte Timurs, welches funfzig engl. Meilen von hier entlegen, entspringende Fluß geht nördlich von Kerschi vorbey, und bewässert unzählige Obstgärten. Zu Karsan fanden sich die Reisenden mitten unter den Usbegen: »ein ernstes, friedfertiges Volk mit breitem Gesichte und tatarischem Ausdrucke in der »Haltung; sie sind blond, und manche von ihnen hübsch, aber der »größte Theil des Volks, die Männer wenigstens, haben keine »persönliche Schönheit; nur fiel die große Zahl alt aussehender »Männer unter ihnen auf.« Ein Molla von Bochara theilte den Reisenden mehrere Verse aus seinem reichhaltigen Gedächtnisse mit, darunter das folgende, für die Toleranz der Liebe charakteristische Distichon:

Ein Mädchen, das ungläubig, flößt mir Liebe ein;
Was hat die Liebe mit der Religion gemein?

Zu Bochara änderten die Reisenden ihre Tracht gleich in die landesgemäße um, indem sie ihre Turbane für Mützen aus Schafsfellen, deren rauhe Seite inwendig, ihre Gürtel für ein Stück rohen Strickes vertauschten. Der große Basar bey Bochara heißt Ridschestan, die eine Seite desselben wird von der Stirnseite des Pallastes gebildet, rechts und links sind massive Gebäude von Schulen und Akademien, die vierte ist mit einer Fontaine und mit luftigen Bäumen geschmückt, wo sich die

Neuigkeitskrämer um die Waaren Europas und Asiens versammeln; der Fremde darf sich nur auf eine Bank niedersetzen, um die Usbegen und das Volk von Bochara kennen zu lernen; hier kann er mit Eingebornen Persiens, der Türkey, Rußlands, der Tatarey, Chinas, Indiens und Kabuls sich unterhalten; hier findet er Turkmanen, Kalmuken, Kaisaken von den umgebenden Wüsten; er schaut die Usbegen aller Staaten Transoxana's; der Usbege Bochara's ist wegen seiner Vermischung mit persischem Blute kaum von einem Türken oder Perser zu unterscheiden; die von Kokan sind weniger verändert; die von Urgendsch (das alte Chuaresm) haben eine besondere Härte in den Zügen, und unterscheiden sich von allen übrigen durch fußhohe Mützen von schwarzem Schafsfell, welche Tilpak heißen (wenn dieses nicht etwa ein Schreib- oder Druckfehler für Kalpak). Der gefangene Russe, der Hindu, der Chinese, der Jude sind alle auf den ersten Anblick erkenntlich; viertausend der letzten, welche von Meschhed ausgewandert, sind meistens Tuchfärber; das seidene Staatskleid, womit die Usbegen bey Hof erscheinen, und das von dem mannigfaltigsten Farbengemische, heißt Edres (Udrus). Die Liebe der Bocharen für Thee übertrifft bey weitem die der Engländer und Russen; sie trinken denselben mit und ohne Zucker, mit und ohne Milch, mit Salz, mit Fette u. s. w. Nächst diesem warmen Getränke steht das eisgekühlte Rahati dschan, d. i. Seelenruhe, ein Traubensyrop, der, wenn zur Sulze verdichtet, zu Konstantinopel, von dort aus auch in Wien unter dem Namen Rahat lokumi, d. i. Ruhebissen, bekannt ist. Niemand trinkt in Bochara anderes als eisgekühltes Wasser; der Bettler, der mit der einen Hand um Almosen bittet, kauft mit der anderen Eis. Einen Theil des Basars nehmen auch die Bücherläden ein; vor den Thoren der Collegien, welche meistens gegenüber den Moscheen, sitzen die Studenten, deren manche Graubärte; so behauptet Bochara durch Bücher und Schulen, durch Studenten und Professoren noch heute den alten Ruhm im Sinne des Ursprungs seines Namens, welcher, wie eine bekannte Stelle Mirchuands lehrt, in der Sprache der Maghen der Sammelplatz der Wissenschaft heißt; das altpersische Bochara finden wir im Bokareis wieder, welches bey Ulphilas ein Schriftgelehrter. Die Usbegen versehen alle ihre Geschäfte durch Sclaven, welche hauptsächlich durch die Turkmanen aus Persien gebracht werden, daher der Sclavenmarkt, wiewohl von dem großen Basar getrennt, dennoch ein wichtiger Marktplatz. B. berechnet nach den Einkünften die Zahl der Einwohner auf 250,000; von den Arbeiten der Weber wird immer das vierzigste Stück als Abgabe genommen.

B. erklärt, er könne nicht in das Lob der arabischen Geographen übereinstimmen, welche Bochara als das Paradies der Welt beschreiben; eigentlich gilt dieses nur von der zwischen Bochara und Samarkand gelegenen Ebene Soghd (welche der Verfasser nicht durchreist, und daher darüber kein Urtheil aus Selbstansicht hat), welches für eines der vier Paradiese Asiens gilt (die drey andern: die Ebene von Damaskus, das Thal Bewwan in Fars und die Gegend um Obolla an der Mündung des Euphrat). Die Ufer mancher indischer Ströme können es, sagt er, mit Bochara's Umgegend an Schönheit, Reichthum und Fruchtbarkeit aufnehmen; gegründeter als der Ruhm des irdischen Paradieses ist wohl der Bochara's als Sitz der Gelehrsamkeit zu allen Zeiten, wie in der ältesten der Maghen, so unter der Herrschaft des Islams. Der Name des größten Sammlers der Ueberlieferungen ist mit dem Bochara's, welche seine Geburtsstadt, in Eins verschmolzen; von den großen Scheichen wurden Abdol Chalik der Nakschbende, Seid Emir Kelal Chodscha Behaeddin der Nakschbende, die beyden Attar (Alaeddin und Chodscha Hasan), die beyden Parsa (Mohammed und sein Sohn Abu Naßr) hier geboren; von Dichtern Naßir, Ißmet, Borondok, Chiali, Seifi, Haschimi; endlich die beyden großen Geschichtschreiber Mirchuand und sein Sohn Chuandemir; man zählte hier zu einer Zeit viertausend Rechtsgelehrte, deren jeder Fetwa zu ertheilen im Stande. Bochara führt den Beynamen Fachire, d. i. die Rühmliche, weil sie sich am Tage des Gerichts der Zahl ihrer Märtyrer rühmen wird *). Die Stadt ist von Kanälen durchschnitten und von Maulbeerbäumen beschattet; die Volkssage will, daß der Giebel der hundert funfzig Fuß hohen Minaret sich auf derselben Nivellirungslinie befinde wie Samarkand. Der Fluß ist sechs engl. Meilen von der Stadt entfernt, und der Kanal wird nur alle vierzehn Tage geöffnet. Im Sommer leiden die Bewohner oft Monate lang Mangel an gutem Wasser; das schlechte Wasser ist allem Anscheine nach die Ursache des Bandwurms, der zu Bochara häufig. Die Bevölkerung schätzt B. auf 50,000 Seelen; die öffentlichen Gebäude ausgenommen, sind die Häuser klein und meistens nur Einen Stock hoch; doch gibt es viele schöne Wohnungen, mehrere derselben mit gothischen Bögen vergoldet mit Lazur eingelegt; das größte Gebäude ist eine Moschee, welche dreyhundert Quadratfuß einnimmt, und deren Dom hundert Fuß hoch; sie ist ganz mit blauen Ziegeln gedeckt, und hat ein herrliches Ansehen. Die Ziegel der schon i. J. d. H.

*) Dschihannuma S. 352.

542 (1147) erbauten Minaret sind auf die sinnreichste Weise in mannigfaltiges Fachwerk abgetheilt; Verbrecher werden von diesem Thurme heruntergestürzt, und Niemand darf denselben besteigen, als der Gebetausrufer, um das Spähen in die Hareme der Stadt zu verwehren. Das schönste Gebäude der Stadt ist die Medrese Abdallahs; die Buchstaben der Inschriften aus dem Koran ober einem der Eingänge sind über zwey Fuß groß in Stein gehauen; die meisten Dome der Stadt sind auf dieselbe Weise verziert, und auf ihren Giebeln nisten Störche. Die Meinung B.'s, daß Bochara vor Alters keine große Stadt gewesen zu seyn scheint, ist ganz ungegründet, da die alte Stadtmauer zwölf Farasangen im Gevierten umfing [1]), die dermalige Stadtmauer ward erst zu Nadirschahs Zeit erbaut. Bochara heißt die Rühmliche (Fachire), die Edle (Scherife), und könnte auch, wie Medina, die Erleuchtete (Munewwere) heißen, weil, wie die Priester dort sagen, das Licht, das aller Orten vom Himmel auf die Erde niederfließt, zu Bochara von der Erde zum Himmel emporsteigt. Dschengis verheerte die Stadt, sein Enkel Holaku verschonte die Ruinen derselben, und die Bewohner sandten ihm (nach der Volkssage) als Gesandten einen Knaben mit einer Ziege und mit einem Kamehl; was soll dieser Knirps? fragt Holaku; suchst du größeres als mich, antwortete der Knabe, siehe da das Kamehl! willst du einen Bart, siehe da die Ziege! suchst du Vernunft, so höre mich! Die Zahl der Medreseen Bochara's ist die der Tage des Jahres, ein Drittel derselben sind große Gebäude, in denen siebzig bis achtzig Studenten untergebracht sind; in manchen sind deren nur zwanzig, in andern nur zehn; diese Collegien sind wie Karawanseraien gebaut, ein Viereck von Zellen, Hudschre (hoojrus); sie sind reichlich gestiftet; die Vacanzen dauern ein halbes Jahr, nämlich durch die Monate des Feldbaues, in welchen die Studenten ackern und ernten; was würden (fragt B.) die Fellows von Oxford und Cambridge sagen, wenn sie mit der Sichel in der Hand Schnitterarbeit thun müßten? Die Vacanz heißt Taatil, d. i. Vereitelung [2]); die Studienzeit Tahßil, d. i. Erwerb. Die Studien sind durchaus theologisch, von andern Wissenschaften wissen sie nichts, und kennen nicht einmal die Geschichte ihres Landes; eine wahre Gesellschaft gelehrter Drohnen. Samarkand, die zweyte Hauptstadt des Landes, die erste zur Zeit Timurs, wo dessen Grabstätte, sah B. nicht, da er sich südwestlich von Bochara nach

---

[1]) Dschihannuma S. 352.

[2]) Von der Wurzel Atel, welche das deutsche eitel und das engl. idle.

Chorasan wandte; Samarkand enthält nicht mehr als 80,000 bis 100,000 Einwohner; drey seiner Collegien sind wohl erhalten, das schönste das Ulughbegs. Timurs Asche ruht unter einem luftigen Dome, dessen Wände mit Agat eingelegt. Außer Bochara ist das Grabmal Behaeddin's, des großen Scheichs der Nakschbendi (Bhawa Deen Nukhsbund), das reich begabt; dasselbe ist, wie mehrere dergleichen Gebäude, mit den Hörnern der hier geschlachteten Opferthiere geschmückt. B. meint, der macedonische Alexander heiße von diesem Symbole der Macht der Zweygehörnte, wiewohl es bekannt, daß er als Ammons Sohn Hörner trug; der Verfasser kennt nicht die gewöhnliche Erklärung dieses morgenländischen Titels Alexanders als Herr zweyer Jahrhunderte, indem Karn nicht nur Herr, sondern auch Jahrhundert bedeutet, und Alexander, wie jeder große Mann, seinem Jahrhundert vorauseilend, mit demselben auch das nächste umschloß.

Der Oxus strömt 650 Klafter breit, 25—29 Fuß tief, die Ufer niedrig und ganz mit einer Schmarotzerpflanze überwachsen, welche die Wasserleitungen verstopft; Fische von ungeheurer Größe, deren einige fünf bis sechs Centner wiegen. B. bemerkt, daß der Oxus den Morgenländern, welche ihn Dschihun oder Amu nennen, unter dem ihm von den Griechen beygelegten Namen nicht bekannt gewesen sey; dieses ist aber wohl der Fall nicht, Oxus ist nur die Vergriechung des türkischen Usu, welches, wie Tanais (Don), Donau, Düna, ein mehreren Flüssen gemeinsamer Name; denn der heutige Usu, d. i. der Dnieper, wird von Tzetzes ebenfalls Oxus genannt *). Was Arrian und Curtius vom Oxus sagen, stimmt genau mit der heutigen Beschaffenheit überein, und der Name der Stadt Maricanda lebt noch in Samarkand, so wie der der Chorasmi in Chuaresm fort. B. hält den Felsen von Choriene für die Hügelreihe von Karatelin, und Zeriaspes für Schehrsebs. Chardschu ist in allen Karten fehlerhaft auf den nördlichen statt auf den südlichen Ufern des Oxus angesetzt; die Bevölkerung übertrifft nicht vier- bis fünftausend Seelen. Hier ist der letzte cultivirte Fleck Landes zwischen Bochara und Persien, und es war eben Markttag; in Indien und Kabul gibt es keine bestimmten Markttage, jedoch ist die Sitte allgemein; man besucht den Markt nicht anders als zu Pferde. Statt die gerade Straße nach Merw zu gehen, ward der Weg durch die Wüste eingeschlagen.

---

*) S. Jahrbücher der Literatur, LXV. Bd. S. 4.

»Die Wüste war mit niedrigem Holze überwachsen, aber ganz ohne Wasser; einige Ratten, Eidechsen, Skarabäen und hie und da ein einsamer Vogel waren die einzigen Bewohner derselben. Einige der Sandhügel sind sechzig Fuß hoch, aber in jeder Höhe ganz leer von Pflanzen, welche, wie ich glaube, auf der dem Winde ausgesetzten Höhe nicht fortkommen können. Die höchsten Hügel hießen Schirischutr, d. i. Kamehlmilch. An der Farbe des Quarzsandes war nichts Besonderes, da war kein Torf, kein Gras, keine Kriechpflanze, jeder Strauch wuchs für sich, und das oben erwähnte Gras war nur auf den Feldern zu finden; die Hitze des Sandes war über 150, und die der Atmosphäre war über 100 Grade (Farenheit), aber der Wind blies unausgesetzt, und ich glaube, daß wenn derselbe aufhörte, es unmöglich wäre, diese Strecke im Sommer zu durchreisen; die Stätigkeit, womit der Wind stets von einer Seite bläst, ist in diesem Binnenlande merkwürdig; zwar sind von allen Seiten, die gegen Norden ausgenommen, Berge, sie sind aber zu entfernt, den Wind aufzuhalten. Die Kamehle gingen zwey ein Achtel einer englischen Meile (3740 Yard) in einer Stunde, was mit der Angabe Volney's fast übereinstimmt, nach welchem die Kamehle in den Sandwüsten Syriens und Aegyptens stündlich 3600 Klafter zurücklegen.«

Die nächste Halt der Karawane war bey den drey Brunnen Utsch koju (nicht Oochghoojee), und dann in einem Turkmanenlager am Ufer des Murghab (Vogelwassers), d. i. des Flusses von Merw; ein turkmanisches Lager heißt hier Oba (sonst Jurt oder Aimak); die einzelnen kegelförmigen Hütten oder Zelte Chargiah (sonst Tscherke, bey den Kalmuken heut Churul und Oerge). Die Turkmanen verrathen tatarische Gesichtsbildung, sie haben kleine Augen und wie geschwollene Augenlieder; alle tragen die viereckige oder kegelförmige, einen Schuh hohe, mit schwarzem Schaffelle ausgeschlagene Mütze, welche, wie bekannt, Kalpak heißt (verdruckt in Tilpak); die Turkmanen lieben ungemein helle Farben, roth, grün, gelb sind die Farben ihrer langen Pelze, welche Tschapkin (chupkuns) heißen; sie streifen müßig um ihre Lager herum, bauen wenig Felder, überlassen die Huth der Heerden ihren Hunden; diese sind sehr gelehrig, aber wild gegen die Fremden, eine Art von Doggen, und selbst bey ihnen sehr theuer. Die Kopfbedeckung der Turkmaninnen würde selbst der Milchstraße eines englischen Ballsaales Ehre machen; sie besteht in einem luftigen weißen Turban, der die Gestalt eines militärischen Tschako hat, aber höher, über welchen ein rother oder weißer Flor geworfen, der bis zum Gürtel niederfällt; dieser vielleicht etwas große Kopfputz steht ihnen jedoch gut, da sie selbst groß und schlank sind. Der Murghab oder Fluß von Merw entspringt in den Bergen von Hesare, und fällt nicht, wie man lange geglaubt, in den Oxus oder das kaspische Meer, sondern bildet einen See, und verliert sich 50 engl. Meilen N. W. von Merw. Die Kara=

wane begegnete einer Bande von Alamanen, d. i. Räubern, so genannt wie lucus a non lucendo, weil sie keinen Pardon (al-Aman) geben. Die Turkmen sind Türken, aber von den Usbegen (welchen mehr tatarisches Blut beygemischt ist) verschieden. Die berühmtesten Stämme derselben sind die Ersari am Oxus, die Ssarik am Murghab, weiterhin die Salor gegen das kaspische Meer, die Teke, Göklen und Jemut (Tuka, Goklan, Yumood). Die Turkmanen sind treulose Räuber, wahre Alamanen in der dortigen Bedeutung des Worts. Die erste Stadt in Chorasan auf diesem Wege ist Serches (Shurukhs), bisher von Orientalisten Serchas ausgesprochen, weil dasselbe eben so geschrieben wird, wie Saragossa in Spanien; zu Serches nicht Suruhks *) ist das Grab des Scheichs Abulfasl-el Hasan's (Aboolfuzzul Hoosn), dessen Lebensbeschreibung im Nefhatol-ins die dreyhundert sechs und siebzigste; außerdem erwähnt aber das Dschihannuma zu Serches noch der Grabstätten des großen Philologen Seaadeddin Teftasani's und eines der größten der hanefitischen Imame, welcher die Sonne der Imame genannt wird.

Die Vorsteher der Salor Turkmanen sind zwölf Graubärte (Aksakal). Die Tochter eines Turkmanen wird durch hohen Preis gekauft, und wenn der Liebende denselben nicht erschwingen kann, so setzt er sie zu sich aufs Pferd, gallopirt ins nächste Lager, wo sie vermählt werden; nach dieser Vereinigung à la Gretna green wird der Friede mit den Verwandten der Braut durch Unterhändler vermittelt, und der Neuvermählte unternimmt so lange Raubzüge ins persische Gebiet, bis er die geforderte Summe erworben; die Neuvermählten kehren ins väterliche Lager zurück, um Kleider und Teppiche zu bereiten, welche nothwendig für ein turkmanisches Zelt, und am Jahrestage der Entführung hat die wirkliche Hochzeit Statt. Die Turkmen haben keine Moscheen, sie beten im Zelte oder in der Wüste, ohne sich zu waschen, und ohne Teppich; sie haben wenige Priester und sind schlechte Moslimen; die Männer kennen eben so wenig das Mitleid, als die Weiber die Keuschheit; wechselweise höchst thätig und müßig; außer Landes in beständiger Bewegung und Thätigkeit, zu Hause in der größten Indolenz; Nachts singen sie Lieder zum Preise ihrer edlen Pferde, der Rassen Tschaprasli und Karoghli (Karaoghli?). Probe eines solchen turkmanischen Pferdelobs:

*) Die Vocalisirung im Merasid nämlich mit Fethirten Cha beweist, daß die Uebersetzung des Vocals nur Irrthum der Volksaussprache.

Mein ist arabisches Pferd an dem Tage der Schlacht,
Das mich beschattet wie kühlende Nacht.
Helden erschlag' ich im Schlachtengefilde,
Mein ist arabisches Pferd mit dem eisernen Schilde.
Karoghli!

Unter der Hand sich der Bogen der eiserne biegt,
Aufrecht zu Pferde von keinem besiegt!
Brüdern und Schwestern bin fremd ich der Wilde,
Mein ist arabisches Pferd mit dem eisernen Schilde.
Karoghli!

Hauch ich, so schmilzt von den Bergen das Eis in das Thal,
Mühlenrad treiben die Thränen zum Mahlen;
Jonas der Weise, der sagt es im Bilde:
Mein ist arabisches Pferd mit dem eisernen Schilde.
Karoghli!

Die Turkmen nennen sich Menschenfresser, worunter aber nicht Kanibalen zu verstehen, sondern bloß gemeint ist, daß ihr Nahrungserwerb der Sclavenhandel; der Schädel des Turkmen ist dem chinesischen ähnlich, ein plattes Gesicht mit hervorstehenden Kinnbeinen, das Gesicht läuft immer schmaler zusammen gegen das Kinn, was mit sparsamen Bart besäet ist; der Turkmen ist gar nicht häßlich, und sein Körper und seine Gestalt sind gleich männlich; die Weiber sind sehr blond, und manchmal hübsch; sie sind nicht sehr wählerisch in ihrer Kocherey; ihre Kuchen, zwey Zoll im Durchmesser und einen Zoll dick, von dem gröbsten Mehl, sind gewöhnlich mit Kürbisschnitten gemischt, und werden immer frisch gegessen; das Fleisch besteht in einem ganzen Schafe, was in einem ungeheuern russischen Topfe gesotten wird; sie zerreißen das Fleisch in eben so kleine Stücke wie das Brot, und essen es mitsammen; ein Dutzend von Zwiebeln wird in den Topf geworfen, worin das Fleisch gesotten und mit der Suppe vermischt, die dann in hölzernen Schüsseln aufgesetzt wird, je eine für zwey Personen; sie füllen die hohle Hand, fressen aus derselben wie Hunde, und halten den Kopf über die Schüssel, welche das Niederfallende auffängt; je einer von den zweyen füllt wechselweise seine Hand, und hält seinen Kopf über die Schüssel; hierauf folgen Melonen, und eine Pfeife beschließt das Mahl. Fünf und vierzig engl. Meilen von Serches ist die persische Gränze zu Musderan, wo den Reisenden große Gefahr von den Alamanen (Räubern) droht. Von hier ging die Straße nach Meschhed, der großen Stadt und heiligen Grabstätte des achten Imams, welche Forsters so trefflich beschrieben. Die Usbegen führen über Meschhed einen persischen Vers im Munde:

Hätte nicht Meschhed des grünen Domes Ehre,
Es der Ausgußort der ganzen Erde wäre.

Dagegen sagen die Perser:

Meschhed der hellste Ort von den erhellten,
Denn dorten strahlt das Licht des Herrn der Welten.

Das Grabmal ist inmitten der Stadt, ein goldener Dom mit zwey goldbedeckten Minareten, neben welchen sich der luftige, lazurne Dom der großen, von einem Nachkommen Timurs erbauten Moschee erhebt; auf der Westseite des großen, von allen vier Seiten aus Zellen der Studenten bestehenden Vierecks ist das Heiligthum, in welches man durch einen reichvergoldeten gothischen Bogen eingeht, und in dessen Wänden Spiegel eingerindet sind. Meschhed ist nicht nur die heilige Grabstätte des achten Imams, sondern auch die Nadirschahs, dessen Grabmal aber in Schutt zerfällt, dessen Bäume abgehauen, dessen Garten jetzt als Zwiebelfeld benützt wird. Bekanntlich rächte sich der persische Schah Aga Mohammed dafür, daß ihn Nadirschah seiner Manneskraft berauben ließ, durch die Aufgrabung von dessen Gebeinen, welche nach Tehran geführt, dort unter die Stufe, welche zu dem Audienzsaal führt, gelegt worden seyn sollen, damit jeder dort Eintretende dieselben treten möge. **Priami busto insultet armentum!** Was der Verfasser über seine Audienz bey Abbas Mirsa und seinen kurzen Aufenthalt in Persien sagt, ist von wenigerem Interesse, als die zwey mitgetheilten Wechselgesänge der Tekke Turkmen und der Kurden.

An dem Fuße eines der Berge, über welchen man nach Astrabad niedersteigt, ist die berühmte Festung von Hemaweran, welche im Schahname eine so große Rolle spielt (bisher aber insgemein für Syrien verstanden worden). Der Dom von Kiaus (Günbedi Kiaus) soll auf den Ruinen des alten Gurgan stehen, und vormals mit dem kaspischen Meere durch eine Linie von Gränzschlössern verbunden gewesen seyn, welche den Namen Laanetnuma, d. i. Fluchmuster, führte, indem jeder Perser, welcher es gewagt haben würde, sich in die Ebene der Turkmen zu begeben, verflucht. Astrabad ist heute sehr im Verfall, und die von Hanway so lebendig beschriebenen Gärten von Eschref in Masenderan liegen öde; ihre Lage ist sehr schön, indem sich von hier eine herrliche Aussicht auf das kaspische Meer eröffnet. B. hält den Paß von Geduk für die **Pylae Caspiae**, durch welchen Alexander nach Hekatompylos kam, und auf dem Wege die Tabyren ergriff; auf den heutigen Münzen heißt Masenderan noch Taberistan, was aber nur ein Theil desselben.

In der zweyten Hälfte des zweyten Bandes beginnt das allgemeine geographische Memoire über Central-Asien, welches einen Schatz neuer geographischer Kunden enthält, auf die wir hier nur kurz hinweisen können. Die Eintheilung Bochara's in sieben Landschaften (S. 155) war bisher unbekannt; die drey berühmtesten sind: Bochara, Samarkand und Balch; die kleineren Bezirke jeder dieser Landschaften heißen Toman; Bochara hat deren sieben, Samarkand fünf. Das Wort Toman (zunächst verwandt mit dem slavischen Tma, d. i. Zehntausend) hat die dreyfache Bedeutung eines Regiments von 10,000 Mann, eines Goldstücks und eines Bezirks, der letzte vermuthlich zu 10,000 Einwohner gerechnet. Das Klima von Bochara ist nicht nur als ein gesundes, sondern auch durch die Schönheit seines Himmels berühmt; was die morgenländischen Geographen von seinem grünen nächtlichen Himmel erzählen, wird durch die folgenden Stellen des Verfassers einigermaßen bestätigt und erklärt:

»Bochara liegt zweyhundert Fuß über dem Meere; die Atmosphäre ist beständig heiter und der Himmel immer klar; das Firmament ist von hellem Lazur und gewöhnlich wolkenlos; Nachts haben die Sterne ungemeinen Glanz, und die Milchstraße erscheint in höchster Pracht; selbst beym Mondscheine sind die Sterne am Rande des Gesichtskreises in der Höhe von drey bis vier Grad sichtbar; beständig entwickeln sich die glänzendsten Meteore, welche gleich Raketen durch den Himmel schießen; zehn oder zwölf derselben erscheinen in Einer Stunde, und spielen alle Farben, feurigroth, blau, blaß und fahl; eine herrliche Gegend für die Sternkunde, und die berühmte Sternwarte von Samarkand konnte an keinem vortheilhafteren Orte errichtet worden seyn.«

Bochara wird von fünf Flüssen durchströmt, vom Amu oder Dschihun, welcher der Oxus; vom Sir oder Sihun, der Jaxartes (welcher der Pison der Schrift) aus dem Lande Chawila, d. i. Chodschend; vom Kohik oder Sereffschan, d. i. dem Goldstreuenden, so genannt weil er Gold führt; vom Kerschi und vom Flusse Balch's. Die Berge von Bochara sind an den Gränzen des Landes gegen Osten und Süden, die nördliche Linie des Hindukusch bey Balch war bisher auf den Karten falsch verzeichnet, indem die Stadt nicht am Fuße des Gebirges, sondern sechs engl. Meilen davon entfernt liegt; die Berge von Karatagh, von denen Bebr (Baber) in seinen Commentaren spricht, sind heute unter diesem Namen bekannt. Diese Berge finden sich auf der Karte des Dschihannuma (zur S. 348) nördlich von Bochara unter dem Namen Karabasch, d. i. Schwarzkopf. Der goldhaltigste der Ströme ist der Oxus; die lazurnen Klippen, welche den Fluß zu Bedachschan überhangen, sollen auch goldgeadert seyn, aber in den dem Verfasser als

Probe gezeigten Stufen waren diese angeblichen Goldadern nur Mica; alle andern Metalle, wie Silber, Eisen, Kupfer, werden von Rußland eingeführt. Salmiak (Nuschadir) wird häufig in den Hügeln von Dschesak gefunden; Salz wird in Massen in den Ebenen gegraben, unvollständig krystallisirt, schwarz und von sehr geringer Qualität: ein halber Centner kostet zu Bochara eine Viertel-Tila, d. i. ungefähr drey Schillinge. Die Erzeugnisse des Pflanzenreichs sind in dieser Gegend merkwürdiger als die des Steinreichs; das Holz zum Häuserbauen ist die Pappel, die überall wächst; Baumwolle wird weit und breit gebaut; aus dem Opium wird das berauschende Beng bereitet; zwischen Kerschi und Balch wächst eine kleine, gelbe Blume (Esbarek), welche eine schönere gelbe Farbe gibt, als die Rinde des Granatapfels; die Wurzeln des Krapps (Bajak) bleiben achtzehn Monate unter der Erde, die Wurzeln der Rebe geben eine dunkelrothe Farbe; Indigo und Zucker wachsen zu Bochara nicht; das Surrogat für Zucker ist die Manna (Terendschebin), welche von dem Strauche Chari schutur, d. i. Kamehldorn, gesammelt wird. B. glaubt nicht, daß die Manna Erzeugniß eines Insects, sondern bloß von der Pflanze ausgeschwitzter Saft sey; an den Wurzeln der Pflanze Aßlsus wird zu gewissen Zeiten des Jahres ein kugelförmiger Wurm gefunden, welcher schönes Roth gibt gleich der Cochenille; es ist erstaunenswerthe Thatsache, daß in den dem Oxus südlich gelegenen Landschaften eine und dieselbe Saat Weizens drey Jahre hinter einander Ernte gibt, indem die Stoppeln des ersten Jahres im zweyten wieder in Aehren aufschießen, und so die Stoppeln des zweyten Jahres im dritten; im eigentlichen Bochara ist der Boden nicht so fruchtbar; denn in Karagol gibt die Ernte nur das Siebenfache der Aussaat; Klee wird sieben- oder achtmal des Jahres geschnitten; der Tabak von Kerschi ist berühmt, und die zu Kabul gedeihende wilde Rhebarbara wächst auch hier. Die Früchte von Bochara sind berühmt; die Aprikosen von Balch sind so groß als Aepfel; von den Trauben sind die purpurrothe Sabibi und die goldgelbe Huseini die köstlichsten; die Zibeben von Bochara heißen Abdschusch, d. i. Wassersud, weil sie erst in siedendes Wasser getaucht, und dann getrocknet werden; die Weine sind leicht, und halten sich nicht über das Jahr; aus den köstlichen Maulbeeren, welche auch wie Trauben getrocknet werden, wird der Syrop Schirn bereitet; die berühmte Pflaume von Bochara wächst aber zu Ghasna in Kabul; die köstlichsten aller Früchte Bochara's sind die Melonen, mit denen die von Indien, Kabul und selbst von Persien keine Vergleichung aushalten können; es wird daraus ein Saft bereitet, der leicht in Zucker verwandelt

werden könnte; die beste Art heißt Koktsche, von grüner und gelber Farbe; eine andere Art heißt Aknebat, d. i. weißer Pflanzenzucker; die dunkelgrüne Wintermelone Karakubek soll alle andern übertreffen; die Melonen halten sich das ganze Jahr, bloß an Stricken in einiger Entfernung von einander aufgehängt. Die Schafe von Bochara geben die berühmten Felle, und die Ziege eine Art von Shawlwolle, welche nur der von Kaschmir nachsteht; die Schafe haben alle Fettschwänze, deren einer bis funfzehn Pfund Fett enthält; die Schafe, deren schwarze, krause Wolle zum Umschlagen von Mützen verwendet wird, sind dem Districte von Karagol eigen, und gedeihen weder in Persien noch wo anders; die Felle der männlichen, fünf oder sechs Tage nach ihrer Geburt getödteten, aber nicht, wie man irrig glaubt, aus dem Unterleib geschnittenen, sind die geschätztesten; es werden jährlich 200,000 Felle ausgeführt. Die Ziege von Bochara, welche auch unter den Kirkisen gefunden wird, ist von der von Tibet verschieden; die Kamelote von Bochara, welche wirklich aus Kamehlhaaren und nicht aus Ziegenhaaren verfertigt werden, heißen Urmek (Oormuk), und sind wasserdicht; das baktrische zweyhöckerige Kamehl ist häufig in Turkistan, und trägt bis siebenthalb Centner Last, während die andern nur fünf Centner tragen. Wilder Thiere sind wenig; eine Art kleiner Tieger, wilde Schweine, wilde Esel, Füchse, Wölfe und Schakale. Der Storch Leilek (nicht lug lugu) gilt für heilig. Der Fisch Lecha des Oxus ohne Schuppen wiegt oft bis sechs Centner; der Seidenwurm wird überall kultivirt; die größte Plage ist der Bandwurm Rischte, der aus dem Cisternenwasser entsteht, und womit das Viertel der Bewohner Bochara's behaftet ist; ein zweytes Uebel des Landes ist Kuli, eine Art von Aussatz, welchen das berauschende Getränke Buse, welches aus schwarzer Gerste destillirt wird, hervorbringt.

Bochara hat eine Bevölkerung von 150,000 Seelen; Samarkand und Balch sind längst zu Provinzialstädten herabgesunken, deren Bevölkerung der von Kerschi weicht, welches 10,000 Seelen zählt; Dschesak, Kermine und Ketkurghan sind große Flecken, deren keiner mehr als 2600 Einwohner zählt. Die Dörfer, beyläufig 400 an der Zahl, sind weit von einander entfernt, und die Bevölkerung des ganzen Königreichs Bochara übersteigt nicht eine Million Einwohner. Die Quellen des Oxus hat noch kein europäischer Reisender besucht, dieselben sollen in der Nähe des Sees Ssarikol (gelber See) mit drey andern Flüssen entspringen, nämlich mit dem Sihun oder Jaxartes, mit einem der Quellenhäupter des Indus und mit dem Flusse von Tibet; der dritte und vierte Fluß des Paradieses in der Bibel

heißen zwar Hidekel, d. i. Didschlet, oder wie bey Plinius Digleto, d. i. der Tigris, und Phrath, d. i. der Euphrates, und in so weit kann mit gutem Grunde behauptet werden, daß das in der Bibel östlich von Dschihun und Sihun (Oxus und Jaxartes), westlich vom Tigris und Euphrat begränzte asiatische Hochland nichts als das alte Eriene oder Irem der Sendschriften, nämlich Persien in seiner weitesten Ausdehnung von Osten bis Westen sey; allein diese vier Flüsse entspringen nicht an Einem Orte, während zwey Paradiesesflüsse der Genesis, nämlich der Dschihun und Sihun, mit zwey andern wirklich an einem und demselben Orte entspringen; es wäre möglich, daß jenes Quellenhaupt des Indus und der Fluß von Tibet in frühester Zeit ebenfalls den Namen Didschlet und Phrath geführt hätten, in welchem Falle dann alle Bestimmungen der Bibel von den vier Flüssen des Paradieses übereinträfen; dieses wäre um so mehr möglich, als die beyden Wörter Tigris (auf persisch Tir) und Phrath oder Forat Nennwörter sind, deren jenes die pfeilschnelle Strömung, dieses die Reinheit und Süßigkeit des Wassers bezeichnet [1]). Es bleibt also noch Raum für eine neue Hypothese des Paradieses der Genesis, welche erst, wenn die alten Namen der beyden andern Quellenhäupter aus den Schriften der Hindu bekannt seyn werden, bestätigt werden oder fallen muß. B. glaubt nicht an eine andere geographische Hypothese, nämlich an die alte Mündung des Oxus in den Aralsee; er glaubt, daß die alten Flußbette zwischen Astrabad und Chiwa nur Reste von Kanälen des alten, vormals sehr cultivirten Königreichs Chuaresm seyen. Das Wort Aral heißt der Zwischensee; der Volksglaube behauptet die unterirdische Verbindung desselben mit dem kaspischen Meere, und will zu Karakunbed (Schwarzdom) sogar das dumpfe Getöse des unterirdischen Wassers hören; sonderbar genug ist es, daß zu Karakunbed, welches eine sandige Hügelreihe, Wasser zunächst der Oberfläche der Erde, und weiterhin nur in der Tiefe von hundert Klaftern gefunden wird. B. erwähnt keines andern Namens des Aralsees, und es ist ein Irrthum, wenn Karamsin [2]) denselben mit dem blauen Meere vermischt, welches der Name des kaspischen, das daher auch das chawalinskische, wie Stscherbatow [3]) richtig bemerkt. Bey Gelegenheit des Laufes des Oxus

[1]) Diglito: unde concitatur, a celeritate Tigris incipit vocari: ita appellant Medi sagittam. Plinius lib. VI. c. 27; und Forat, sehr süßes und leicht verdauendes Wasser. Kamus Konstantinopolitaner Ausgabe, I. Thl. S. 216.

[2]) Caramſ. V. p. 370.

[3]) Stscherbatow IV. p. 92.

bemerkt der Verfasser, daß derselbe friere, während die demselben parallel laufende Donau, welche doch um sieben Breitegrade höher, nie friere! Es scheint, daß der Verfasser nie weder von dem Eisstoße zu Wien gehört, noch die Elegien Ovids aus dem Pontos kennt, wo vom gefrornen Pontos und Ister die Rede:

Coeruleos ventis latices durantibus Ister
  Congelat, et tectis in mare serpit aquis.
Quaque rates ierant, pedibus nunc itur, et undas
  Frigore concretas ungula pulsat equi
Perque novos pontes subter labentibus undis
  Ducunt Sarmatici barbára plaustra boves *).

Die Boote auf dem Oxus sind vortrefflich gebaut, wiewohl sie weder Mast noch Segel haben; der Durchschnitt derselben II. S. 195. Das folgende Kapitel enthält Notizen über das Thal des obern Oxus, über Bedachschan und das Kafernland. Die berühmten Rubinen von Bedachschan sollen aus den Höhlen von Scheghnan an dem Oxus gegraben werden, und die Gänge sich bis unter den Fluß erstrecken, was B. jedoch bezweifelt. Es ist ein Volksglaube, daß große Rubinen immer paarweise gefunden werden. In der Nähe der Rubinenminen überhängen große Lazurfelsen den Oxus; um die Felsen zu sprengen, werden dieselben zuerst mit Feuer unterheizt und dann mit Wasser besprengt; Lazur und Rubinen werden nur im Winter gesammelt. Das Tafelland von Pamir liegt zwischen Bedachschan und Jarkend, und wird von herumstreifenden Kirkisen bewohnt; in der Mitte derselben ist der Ssarigöl, aus welchem die obgenannten vier Flüsse entspringen sollen, und welches sich in allen Richtungen des Sees auf sechs Tagreisen weit erstreckt; eine große, mit seichten Gräben durchschnittene sehr kalte Ebene, in deren Schluchten der See im Sommer nicht schmilzt. Die Kirkisen leben nur von Milch und Fleisch, essen kein Brot und bauen kein Korn. Die Zoologen muß vorzüglich die folgende Stelle interessiren:

»Ich hörte von einem Thier, insgemein Reß, von den Kirkisen Kuschger genannt, welches nur der Hochebene von Pamir angehörig; es ist größer als eine Kuh und kleiner als ein Pferd, von weißer Farbe, mit Haaren unter dem Kinn und Hörnern von ungeheurer Größe, so groß, daß kein Mensch im Stande seyn soll, ein Paar derselben aufzuheben; wenn dieselben auf der Erde liegen bleiben, so bringen darin Füchsinnen ihre Jungen zur Welt; das Fleisch von dem Reß wird von den Kirkisen sehr geschätzt, welche es mit Pfeil und Bogen jagen; das Thier liebt nur die kältesten Gegenden, und scheint dem Ziegengeschlechte oder vielleicht dem Bison anzugehören; es braucht zwey Pferde, das Fleisch eines Reß von gewöhnlicher Größe vom Felde wegzuführen.«

*) Tristium, lib. III. eleg. 10.

Die Kafern oder Siahpusch, d. i. die Schwarzgekleideten, so genannt weil sie in schwarze Ziegenfelle gekleidet sind, wohnen im südöstlichen Winkel von Bedachschan, im Gebirge, welches dieses Land von Pischawer trennt: sie behaupten (wie aus Elphinstone's Reisen bekannt), die Nachkommen der von Alexanders Zuge hier zurückgebliebenen Macedonier zu seyn; B. theilt die Meinung der Afghanen, welche dieselben für die Eingebornen der Ebene halten, welche sich bey der Eroberung der Moslimen ins Gebirge retteten, und weil sie den Islam nicht annahmen, mit dem Namen Kiafir, d. i. Ungläubige, belegt wurden.

Im fünften Hauptstücke werden die Quellen des Indus beschrieben, und das doppelte Kaschghar Elphinstone's, gegen welches schon Klaproth in seinen Memoires (II. p. 293) protestirté, wird widersprochen. B. hörte nirgends von einem andern Kaschghar, als dem Jarkend's, welches die Gränze des chinesischen Reichs gegen Westen und fünf Monate eines Karawanenmarsches von Peking entfernt ist. Der Statthalter von Jarkend, welcher Hakimbeg heißt, steht unter dem von Kaschghar, und dieser wieder unter dem von Ila, welches 75,000 Seelen zählt; Jarkend hat deren 50,000, während Kaschghar kleiner als beyde; nach diesen dreyen sind Akßu (Weißwasser), Karaßu (Schwarzwasser), Jenihißar (Neuschloß) die beträchtlichsten Plätze dieser westlichsten Gränzlandschaft des chinesischen Reichs; wiewohl der Karawanenweg von Jarkend nach Peking fünf Monate beträgt, so legen Kouriere den Weg in 35 Tagen zurück. Die Chinesen mischen sich wenig in die Geschäfte dieses Gränzlandes, und überlassen dieselben, so wie den Handel der mohammedanischen Bevölkerung, welche zu Jarkend 12,000 Familien beträgt; die Einwohner sprechen türkisch in einer den Bewohnern Bochara's vollkommen verständlichen Mundart (der tschaghataischen oder uighurischen), und werden auch manchmal Mongolen genannt; kalmukische Tataren sind um Ila und Jarkend angesiedelt; das Abzeichen der Anführer und Vorsteher bey ihnen sind Rehhörner, welche an der Kappe befestigt werden. Die Ausgelassenheit ihrer Weiber gibt ihnen vollkommenen Anspruch auf diesen Hörnerschmuck; die moslimischen Weiber genießen hier einer Freyheit und eines Ansehens, wie nirgends anders; sie nehmen den Ehrensitz im Gesellschaftszimmer ein, und gehen frey und unverschleyert mit den Männern um; sie tragen reich verzierte Stiefel mit hohen Absätzen, und ihr Kopfputz ist eine tücherne Tiara; sie passiren für sehr schön und wohlfeil. Die Verbindung zwischen Bochara und Tibet ist durch die strengsten Maßregeln der chinesischen Polizey abgeschnitten, die zu umgehen wirklich unmöglich. Die

Entfernung von Jarkend nach Ledek (Ladak) ist sechzig Tagreisen; der Weg führt über die niederen Berge von Karakorum; südlich von welchen sich alle Flüsse mit dem Scheijuk (Shyook) vereinen; nördlich nimmt der Fluß von Jarkend die Gebirgswasser auf; die Verbindung zwischen Jarkend und Bochara hat mittels zweyer Straßen Statt, welche durch die Thäler des Oxus und Jaxartes führen; die erste geht durch Kokan, das alte Ferghane, welche die kürzere, aber in den letzten Jahren durch die Unruhen der Usbegen von Kokan gesperrt war; die andere Straße durch die Ebene von Pamir und das Thal vom Oxus über Bedachschan und Balch führt mehr um. Kokan (dessen Gesandtschaft an den Hof von Konstantinopel zu wiederholten Malen in der osmanischen Staatszeitung gedacht worden) wird von einem Usbegen aus dem Stamme Juf beherrscht, welcher sein Geschlecht vom großen Bebr (Baber) ableitet, der zu Kokan geboren ward; Kokan ist eine offene Stadt am Ufer des Jaxartes, halb so groß wie Bochara; die alte Hauptstadt war Margheinan (Morghinon), heute ist Andedschan (Indejan), eine Stadt von beträchtlicher Größe, und die Chinesen von Jarkend heißen alle Bewohner Kokans Andedschanen.

Das folgende siebente Hauptstück handelt vom Hindukusch, welcher nur die westliche Fortsetzung des Himalaja; die Reise über denselben dauerte dreyzehn Tage lang durch sechs Felsenpässe, in deren zweyen der Schnee zu Ende May noch so fest gefroren war, daß er die Pferde trug; die größte war in den Pässen von Hadschidschik und Kalu, welche 12,400 bis 13,000 Fuß hoch von Kabul an gerechnet, welches 6500 Fuß über dem Meeresspiegel. B. schätzt die Höhe der Gipfel von Kuhibaba auf 18,000 Fuß; in der Höhe von 10,000 Fuß pflügen die Bewohner den Boden dieser Gebirgsgegend in dem Augenblicke, als denselben der Schnee verlassen, und so schnell ist die Vegetation, daß sie Anfangs October ernten, was sie Ende May gesäet. Die Scenen sind höchst erhaben, indem häufig Abgründe zwey- bis dreytausend Fuß senkrecht abstürzen; Hindukusch hat weder Cedern noch Früchte, und das einzige Brennmateriale ist eine Art trockenen Haidekrauts, welches fest an dem Boden klebt; in der Höhe von siebentausend Fuß blüht die Assa foetida auf das üppigste; wiewohl die Milch, welche die Pflanze ausschwitzt, denselben abscheulichen Geruch hat, wie wenn verdichtet und gealtert, so fraßen dieselbe doch die Begleiter der Reisenden auf das gierigste; dem Gestanke der Assa foetida hält der aromatische Geruch würziger Pflanzen das Gleichgewicht. Hindukusch hat Ueberfluß an Metallen: Gold, Kupfer, Zinn, Bley, Antimonium, Lazur, Schwefel und Asbest, welcher Sengi

Penbe (sung i poombu), d. i. Baumwollenstein, heißt. Die Felsen des Hindukusch sind Gneis oder Granit, der in finsteren majestätischen Säulen, gleich denen von Basalt, emporsteigt; nur die zwey letzten Pässe bestehen aus leichtem braunen Kalkstein, und B. beobachtete ganze Bette von Flintensteinen; die höchste Spitze des Hindukusch ist hundert funfzig engl. Meilen nördlich von Konduf in beständigen Schnee eingehüllt, wo die Reisenden nur sehr schwer athmen, und wo Tausende von Vögeln todt auf dem Schnee gefunden werden; das größte Stillschweigen wird beym Uebergange desselben beobachtet, aus Furcht, daß der Widerhall eines Flintenschusses oder eines gesprochenen Wortes Lawinen in Bewegung setze. B. zweifelt nicht an der Existenz der Schneewürmer, welche, dem Seidenwurme ähnlich, nur im Schnee leben, und von demselben entfernt, sterben sollen; dieses (karmesinrothen) Schneewurmes erwähnen zwar auch die naturhistorischen und geographischen Werke des Morgenlandes auf verschiedenen hohen Gebirgen im Taurus und Kaukasus, aber kein europäischer Reisender hat, unseres Wissens, das Daseyn desselben durch Selbstansicht erhärtet.

Indem B. von Turkmanen spricht, welche südlich vom Oxus, der südlichen Gränze Turkistans, wohnen, bringt er für diese Gegend den Namen Turkmania oder Türkenland in Vorschlag, was uns jedoch ganz überflüssig dünkt; denn wollte man diesen Theil Chorasans (Balch und die Umgegend) Turkmanien nennen, so müßte man eben so mehrere Landschaften Kleinasiens, in welchen Turkmanen herumziehen, als Turkmania unterscheiden, wodurch nur Verwirrung entstehen könnte. Die Turkmanen, Bewohner der Wüste, rühmen sich, daß sie weder des Schattens eines Baumes noch eines Königs bedürfen; und wirklich ist in ihrer Wüste kein Baum zu sehen, und sie sind keinem Gesammtherrscher unterworfen; sie erkennen nur die väterliche Gerichtsbarkeit der Aksakal, d. i. der Graubärte; ihr Sprichwort, daß Turkmanen weder Vater noch Mutter kennen, wird nur zu sehr auf ihren Raubzügen (Tschapau) bestätigt. Die wahrscheinlichste Abstammung des Namens Turkmanen ist ganz gewiß die von B. angegebene, daß der Name nämlich eine Abkürzung von Turkmanend, d. i. Türken gleich, an Türken mahnend. Die Zahl der turkmanischen Familien wird auf 140,000 angegeben; die drey größten Stämme Jemut, Goklan und Tekke sind uralt, denn sie finden sich schon in der Geschichte Abul Ghasi's *). Der Verfasser gibt Unterabtheilungen der Stämme und eine Centurie Wörter ihrer Sprache, welche nur

*) Histoire généalogique des Tatars, p. 626.

eine Mundart des Türkischen, in denen aber wieder die meisten Wörter durch die englische Schreibweise bis zur Unkenntlichkeit entstellt sind; wer wird z. B. in Eegurnee das Wort Jigirmi, d. i. Zwanzig, vermuthen? Inmitten der turkmanischen Wüsten liegt Merw als eine Oasis, wo das Grab des großen Sultans der Seldschuken, Sindschar's; da der Verfasser Sunjar (sprich Sendscher) schreibt, so ist es klar, daß die richtige Aussprache, nach welcher das Feth auf weichen Buchstaben als E und nicht als A lautet, auch die heutige, und daß also die durch Herbelot und andere Orientalisten in der Geschichte gäng und gäbe gewordene Aussprache des Namens Sandschar gegen die richtigere von Sindschar zu vertauschen sey. Ein persisches Distichon empfiehlt den Rechtgläubigen, ihr Nachmittagsgebet zu Merw, ihr Morgengebet zu Nischabur und ihr Abendgebet zu Herat zu verrichten. Von den Ruinen des Schlosses von Merw sieht der Reisende heute auf einen Umkreis von 30 engl. Meilen nichts als verwüstete Dörfer.

Das neunte Hauptstück handelt von den Einfällen der Tataren, welche durch Vermischung mit Türken heute nicht mehr so ekelhaft gebildet sind, wie die Reisebeschreiber des dreyzehnten Jahrhunderts dieselben schildern. Die Usbegen theilen sich in zwey und dreyßig Stämme (die Namen derselben S. 267); die Urbewohner Turkistans sind die Tadschik, Tat oder Taten, Herodots Δαδικοι (die Stammväter der Teutonen oder Deutschen); sie werden manchmal, aber unrichtig, Sert genannt, was nur ein denselben von den nomadischen Stämmen beygelegter Spitzname. Die turkmanischen Pferde danken ihre Trefflichkeit der Einfachheit ihrer Zucht, indem sie weder Gewürze, noch Zucker, noch irgend einen der zwey und dreyßig Leckerbissen erhalten, womit man sie in Indien füttert. Vor einem Streifzuge müdet der Turkmane sein Pferd mit der größten Beharrlichkeit wie der erfahrenste Jokey ab; dieses heißt das Abkühlen des Pferdes; sie tränken ihre Pferde wenn dieselben erhitzt, und jagen sie dann im Galopp herum, damit, wie sie sagen, das Wasser sich im Leib wohl vertheile; die Strecke ihrer Wettrennen um den Preis einiger Schafe ist zwanzig bis fünf und zwanzig engl. Meilen; Knaben von acht bis zehn Jahren reiten dieselben als Jokeys; sie beschneiden ihre Pferde, weil die Wallachen größere Anstrengung ertragen als die Hengste; sie tragen Kopf und Hals hoch und stolz; um dieß zu erhalten, werden sie in einen Stall gesperrt, wo das Licht nur durch ein Loch in der Höhe des Daches einfällt, wohin die Pferde Augen und Kopf stets emporrichten; die Kosakenpferde, welche man zu Bochara findet, kommen aus den Wüsten zwischen Bochara und Rußland. Das zweyte Buch des

geographischen Memoires enthält einen historischen Umriß der zwischen Indien und dem kaspischen Meere gelegenen Länder; zuerst von Pendschab den Seiken und der Herrschaft Rendschit Sings, dann der Umriß der Begebenheiten in Afghanistan seit dem Jahre 1809, wo Schah Schudschaa nach der Schlacht von Nimla den Thron verlor, welchen sein Bruder Mahmud zu Kabul bestieg. Hierauf folgte die Einnahme von Kaschmir und Bündniß mit den Seiken, welches dann gebrochen, den Verlust von Attok nach sich zog.

»Die Tragödie, welche das Leben Feth Chan Barikdschi's« (des mächtigen Wesires, welchem Mahmud den Thron dankte) beschloß, »findet vielleicht keine Parallele in neuer Zeit. Blind und gebunden wurde er vor den Hof Mahmuds geführt, wo er noch jüngst so unumschränkt geherrscht; der König schuldigte ihm Verbrechen an, begehrte, daß er seinen Einfluß auf seine Brüder ausübe, die damals in offenem Aufruhr. Feth Chan antwortete ohne Furcht und mit großem Starkmuth, daß er ein armer blinder Mann, mit den Staatsgeschäften nichts zu thun habe. Mahmud, aufgebracht durch diesen Starrsinn, gab den Todesbefehl, und der Unglückliche ward durch die Edelen des Hofes mit kaltem Blute in Stücken zerhauen. Glied von Glied und Gelenk von Gelenk wurden getrennt, Nase und Ohren wurden ihm abgeschnitten, und das Leben entfloh ihm nicht eher, bis nicht der Kopf von dem verstümmelten Rumpfe getrennt ward. Feth Chan erduldete diese Marter ohne einen Seufzer; er streckte seine Glieder denen hin, die nach seinem Blute dürsteten, und zeigte für sein eigenes Leben dieselbe sorglose Gleichgültigkeit, dieselbe Verachtung, die er so oft für das Leben von anderen gezeigt. Die blutigen Reste dieses unglücklichen Mannes wurden in ein Tuch gesammelt und nach Ghasna gesendet und dort bestattet.«

Mahmuds Regierung endete mit dem Tode seines Wesirs, er floh nach Herat, wo er i. J. 1829 starb, und sein Sohn Kamran den kleinen Rest der Herrschaft übernahm. Mohammed Kasim, das älteste lebende Mitglied der Familie des hingerichteten Wesirs, rief den Schah von Schudschaul-mülk von seiner Verbannung in dem Gebiete der englischen Compagnie auf den Thron von Kabul zurück; er hatte seit der Schlacht von Nimla als Flüchtiger umhergeirrt, und seine Abenteuer in einem besonderen Werke beschrieben, womit er dem Verfasser ein Geschenk gemacht; ein Seitenstück zu den Denkwürdigkeiten Bebr's, die von ihm selbst geschrieben, während die Denkwürdigkeiten Timurs und Dschihangirs nicht ihr eigenes Werk sind. Schudschaol-mülk verlor abermals den Thron, auf den er zurückberufen worden war, durch die Unklugheit, einen Freund seines Gönners, des Wesirs, zu beleidigen, welcher seinen Schutz dem Bruder Schudschaas zuwandte. Schudschaa ward abermal von Pischawer vertrieben, und zog sich nach Schikarpur in Sind zurück; Kaschmir ward eine Beute Rendschit Sings, nach Kasims

Tode zerfiel das ganze Reich der Afghanen; Ejub floh nach Lahor, Sind warf das Joch der Unterwürfigkeit ab, Herat blieb das Eigenthum der verbannten Familie Mahmuds, und Balch kam in den Besitz des Fürsten von Bochara; den reichsten Antheil trugen die Seiken davon. Man hat mit Recht gesagt, daß sich das Königreich von Kabul ohne den Besitz von Kaschmir nicht erhalten konnte. Kabul, Kandahar und Pischawer sind heute besondere Fürstenthümer, welche an die Seiken Tribut zahlen. Pischawers Herr ist dermalen Serdar Sultan Mohammed Chan, welcher die Einkünfte mit seinen Brüdern, Pir und Said Mohammed Chan, theilt; die ganze Kriegsmacht besteht etwa aus 3000 Mann und sechs Feldstücken. Die Herren von Pischawer und Kabul, welche Brüder, liegen in Feindschaft; die Macht des Herrn von Kabul steht fester, als die des Herrn von Pischawer, aber der letzte hat einen Verbündeten im Fürsten von Kandahar. Sultan Mohammed Chan von Pischawer herrscht durch Gewalt und Unterdrückung; er liest, schreibt und versieht seine Geschäfte in eigener Person. Der Herr von Kabul vereint unter seiner Herrschaft auch Ghasna; der dermalige Fürst Dost Mohammed Chan ist ein Bruder des Wesirs Feth Chan; die Gränzen seiner Herrschaft erstrecken sich nördlich bis an den Hindukusch und Bamian, westlich durch die Hügel der Hesare, südlich durch Ghasna, östlich gegen Pischawer, durch die Gärten von Nimla begränzt. Die Kriegsmacht besteht aus 9000 wohlberittenen Reitern, 2000 Fußgehern und einem Parke von 40 Kanonen. Dost Mohammed verdient vollkommen den guten Ruf eines thätigen, gerechten, weisen Herrschers, nur hat seine zu große Orthodoxie als Moslim die Juden und Armenier, welche blos vom Weinhandel lebten, aus seinen Staaten vertrieben; er ist ein Mann von vierzig Jahren, welcher von persischer Mutter geboren, persische Erziehung genoß. Diesem Umstande dankt er die Anhänglichkeit der persischen Familien von Kabul, welche 12000 an der Zahl; der türkische Stamm der Dschowanschir ist ihm zugethan, weil er ihre Sprache gelernt und für ihr Wohl sorgt; so vermögen die Ränke seiner Brüder, der Herren von Pischawer und Kandahar, nichts wider seine Macht, auf die sie eifersüchtig. Kabul ist ein fester Platz, aber von wenigen Einkünften, und die Lebensmittel sind theuer; im Winter sind die Wege versperrt, das Holz ist selten, das Korn theuer, die Mühlen sind eingefroren, die ärmsten Leute müssen Fleisch kaufen um sich zu nähren. Im Sommer ist Ueberfluß an Fütterung für Pferde; das Wiesenthal von Nawer allein gibt Fütterung für 20000 Mann Reiterei. Die Bevölkerung Kabuls ist 60000 Seelen, und der Basar hat 20000 Buden; die Festungswerke sind im Verfall. Der westliche Theil

des ehemaligen Reichs der Afghanen ist unter die Herren von Kandahar und Herat getheilt; der Herrscher von Kandahar ist Kohendil Chan, von seinen Brüdern Rahim Dil und Mir Dil unterstützt, seine Kriegsmacht besteht aus 9000 Reitern und sechs Kanonen. Da Kandahar im Mittelpunkt des Landes der Durani, zunächst dem ursprünglichen Sitze der Familie Barikdschi, deren Mitglieder auf den Fürstenstühlen von Kabul, Kandahar und Pischawer sitzen, so könnte er seine Heeresmacht im Nothfalle leicht vermehren. Die Herren von Kandahar und Pischawer sind in enger Freundschaft verbunden wider ihren Bruder, den Herrn von Kabul. Nur der Herr von Herat (Kamran) ist ein Abkömmling des alten Herrscherhauses; in Feindschaft mit allen Häuptlingen Afghanistan's, wegen der Hinrichtung ihres Bruders Feth Chans, mußte er sich an Persien anschließen, welches dasselbe sich einzuverleiben bemüht ist. So ist der Flor des durch Ahmed Schah Durani gegründeten Reichs bald zu Grunde gegangen, weil sein Sohn Timur nicht die Thätigkeit seines Vaters besaß, weil Timurs Nachfolger, Schah Seman, vergebens durch Tyrannei die durch Indolenz erschlafften Zügel der Regierung zu stählen hoffte, weil seine Brüder, Mahmud und Schudschaa, bey ihrer Thronbesteigung vergaßen, daß sie über ein Volk republikanischen Sinnes herrschten. Nur die Familie Barikdschi genießt oberherrlichen Ansehens, und ihr Stamm ist 60000 Familien stark; während der Stamm Sedudschi, aus welchem das letzte Herrscherhaus, nur wenig zahlreich, bey anderen Stämmen Hilfe suchen mußte. Die Barikdschi können allein 30000 Reiter stellen; ein Angriff von Persien würde alle jetzt durch Parteyungen getrennte Glieder der Barikdschi vereinigen. Von den Tetrarchien Afghanistan's hängt Pischawer von Pendschab und Herat von Persien ab. Hätte die indische Compagnie mit Kabul, statt mit Persien ein Bündniß geschlossen, würde sie weit treuere Verbündete mit zehnmal geringeren Kosten gehabt haben. Die drey anderen kleinen Reiche, welche zwischen Indien und Persien liegen, sind die von Kunduf, Bochara und Chiwa, welche außer dem schon oben erwähnten im nordöstlichsten Winkel am Jaxartes gelegenen Kokan, und der so eben erwähnten von Kabul, Kaudahar, Pischawer und Herat.

Das Gebiet des Fürstenthums Kunduf liegt zwischen Kabul und Bochara, und wird von einer Usbegenfamilie Ketghen beherrscht, deren Fürst Mohammed Murad in der jüngsten Zeit seine Herrschaft östlich bis Bedachschan, westlich bis Balch, südlich bis an den Hindukusch, nördlich bis nach Hasret Imam erweitert hat, so daß derselbe Herr des ganzen oberen Thales des

Oxus. Der Stamm Ketghen, welcher immer eines großen Ansehens unter den Usbegen genoß, soll nicht türkischer, sondern tatarischer Abkunft seyn. Das Heer des Fürsten von Kunduf besteht aus 20000 Reitern und sechs Kanonen, deren eine ein Sechspfündner; er ist in beständiger Bewegung auf Streifzügen, westlich gegen Balch oder südlich gegen Kafiristan, das von den angeblichen Nachkömmlingen der Macedonier bewohnte Land am nördlichen Fuße des indischen Kaukasus. Ausgenommen den Raub und Verkauf der unglücklichen Hesare und Kafern, macht sich Mohammed Murad keiner besonderen Tyrannei schuldig; die Karawanen ziehen frey durch sein Land, die Abgaben sind niedrig; er fürchtet die Engländer, und dieser Furcht ist die harte Behandlung zuzuschreiben, welche Moorcroft und Burnes in seinen Staaten erfuhren. Ueber Bochara's Geschichte kaufte B. fünf Werke, welche dermalen in den Händen des Uebersetzungsausschusses der asiatischen Gesellschaft. Hadschi Chalfa führt in seinem bibliographischen Wörterbuche nur zwey Geschichten Bocharas auf, nämlich die Abdallah Mohammeds Ben Ahmeds, gest. i. J. d. H. 412, und die Ebi Abdallah Mohammed Ben Ahmeds, gest. i. J. d. H. 312, auf. Nach der Familie Timurs ward Bochara durch die Usbegen beherrscht, bis zu Nadirschah's Eroberung. B. gibt kurz die Geschichte der Herrscher Bochara's, von Nadirschahs Eroberung bis auf den heutigen, welcher Noßeirollah Behadir Chan heißt, und den Titel Emirol muminin (Fürst der Rechtgläubigen) führt; dennoch erkennt er die Oberherrlichkeit des Sultans der Osmanen an, welcher hier der Chalife von Rum heißt; der König von Bochara ist stolz darauf, den Titel des Bogenträgers (?) des Sultans zu führen. Noßeirollah herrscht nun im neunten Jahre; ein religiöser und kriegerischer Fürst, und sein Wesir ist ein Usbege aus dem Stamme Mengut, in dessen Familie die Wesirschaft erblich, und dessen zwey Brüder Statthalter. Was in Turkistan besonders auffallend, ist der Mangel aller Großen, indem es hier keine Serdare und Chane gibt, wie in Indien und Kabul, und Niemand einiges Ansehens genießt, als der Hof und die Priester. Die ganze Regierung wird entweder durch Sclaven des Wesirs, oder durch Mollas, Vorsteher der Städte, verwaltet. Die strenge Handhabung der Vorschriften des Korans sichert die Ruhe des Landes, dessen Regenten eigentlich die Schriftgelehrten, so daß der alte Name der Bokareis oder Schriftgelehrten sich in Bochara bis auf den heutigen Tag bewährt. B. berechnet die Einkünfte Bochara's, nach einer Uebersicht der einzelnen Tomane und Städte, auf achtzehn Lak Rupien; die Kriegsmacht auf 20000 Mann Reiterei und 4000 Fußvolk; die Usbegen sind eine

unregelmäßige Reiterei und schlechte Soldaten. Die Uebersicht der Stämme ihrer Häupter, Distrikte und ihrer Contingente an Soldaten wird mitgetheilt. Der letzte Fürst von Bochara lag in beständiger Fehde mit denen von Chiwa oder Urgendsch, von Kokan (Chokand) und Kundus; in der jüngsten Zeit hat Bochara's Fürst den Häuptling von Schehrsebs (der Geburtsstadt Timurs) gezüchtigt, den Distrikt von Dschesak und die Hälfte von Uratippa, welches zu Kokan gehört, sich angeeignet; die größte Gefahr droht von Kundus, weßwegen er freundschaftliche Verbindung mit Chiwa unterhält; auch mit Rußland wurden Gesandtschaften gewechselt, und seitdem werden auf dem Markte von Bochara keine russischen Sclaven mehr verkauft. Rußland unterhält auch Verbindungen mit Kokan, und der gescheiterte Versuch, einen Handlungsweg zwischen dem kaspischen Meere und Chiwa zu eröffnen, ist bekannt; Chiwa oder Urgendsch, das alte Chuaresm, wird von einem Usbegen beherrscht.

Mohammed Rahim, welcher nach dem Morde zweyer Brüder durch zwey und zwanzig Jahre geherrscht, starb i. J. 1826, und der älteste seiner sechs Söhne, Rahman Kuli, dermalen vierzig Jahre alt, folgte ihm auf den Thron. B. nennt ihn Ullah Kholi, was unrichtig; die Bevölkerung von Urgendsch ist 200000 Seelen; der Chan kann 10000 Mann ins Feld bringen, und seine Artillerie besteht aus neun Kanonen; seine Lage sichert ihm die Oberherrschaft über die Turkmanen. Zu Chiwa werden sowohl persische als russische Sclaven (die Beute der Raubzüge) auf dem Markte verkauft; sie versehen Bochara und ganz Turkistan mit persischen Sclaven, und nach einer verläßlichen Auskunft leben zu Chiwa zweytausend Russen in Sclaverei. Der Handel ist vielen Plackereien unterworfen; der Chan nimmt Zoll im Hafen von Mengeschlik, gegenüber von Astrachan, und manchmal von den Karawanen, welche über den Sihun gehen. In den Gemüthern herrscht große Aufregung gegen die Russen. Nach dieser Uebersicht der afghanischen und anderen zwischen Persien und Chorasan gelegenen unabhängigen Staaten erhellt, daß in der alljährlich dem Jänner-Hefte des Journal asiatique vorausgeschickten Uebersicht asiatischer Herrscher die von Kabul, Kandahar, Pischawer, Herat und Kundus fehlen; weiters was von der Angabe der osmanischen Staatszeitung und der darüber gegebenen Erläuterung des Reichshistoriographen (im LXIII. Bd. der Jahrbücher, S. 43) zu halten sey; nach derselben sollten unter dem Namen Chokand heute sechs Länder begriffen seyn, nämlich: 1) Chuaresm oder Chiva, 2) Mawerainnehr oder Bochara, 3) Kaschghar oder Cho-

ten, 4) Kuhistan, das Gebirgsland südlich vom Hindukusch bis Kabul, 5) Bedachschan, 6) Ferghana, auf der Karte von B. Kokan. Nach B.'s glaubwürdigen Nachrichten, welcher nur Unrecht hat, Kokan statt Chokand zu schreiben, ist von einer solchen Ausdehnung des Namens von Chokand, und noch weniger an einer solchen Ausdehnung der Herrscher von Chokand nicht das Geringste wahr, und wir lassen es dahingestellt seyn, ob die Gesandtschaft von Chokand diesen geographischen Bären dem Diwan aufgebunden, oder ob die Staatszeitung denselben aufbinden wollte, um die Wichtigkeit der an den Sultan geschickten Gesandtschaft des Herrschers von Chokand in den Augen ihrer Leser zu erheben.

Der Gesandtschaftswechsel zwischen Konstantinopel und Chokand dürfte die beste Gelegenheit für einen europäischen Reisenden darbieten, um dieses in jeder Hinsicht so merkwürdige, und bisher so wenig gekannte Land zu besuchen. Die dem Werke beygegebene treffliche Karte erstreckt sich zwar nördlich bis an den Sihun, und auf dem südlichen Ufer desselben sind Chodschend, Kokan (Chokand), Andedschan und Uskend, das letzte ganz irrig hier, und deßhalb mit Recht von einem Fragezeichen begleitet angegeben; aber jenseits am nördlichen Ufer ist die einzige Stadt Achsiket angemerkt; dort herrscht auf allen Karten, selbst auf der Ritter'schen Asiens, Leere und Ungewißheit. Recensent verweiset hier zuerst an das vom Lande Chawila, welches der Pischon, d. i. der Sihun durchströmt, im IX. Bande dieser Jahrbücher S. 23 u. f. Gesagte; der Namen desselben hat sich noch heut in denen der beyden Städte Chodschend und Chokand erhalten. Daß die Aussprache Chodschend und Chokand eine neuere, für Chadschend und Chakand, beweisen am besten die Tafeln Abulfedas, wo der Namen der letzten Stadt Chuakand mit einem Elif nach dem Waw geschrieben ist; so auch im Dschih., S. 358, 1. Z. Chuakend und Chuakand. In beyden ist die erste Hälfte Cha dieselbe mit der ersten Sylbe des Wortes Chawila, dessen zweyte Hälfte Il oder Wila noch heute im Türkischen und Persischen gäng und gäbe für Land, und die zweyte Hälfte Dschend, Kend oder Kent ist das germanische Kent, welches noch im Englischen als Landschaftsbenennung fortlebt. Den Reichthum des Landes an Gold und Edelsteinen bezeugt das Dschihannuma (S. 356), wo von den Goldminen Achsiket's und den Türkisminen der Bergkette von Esfere, von Bley-, Zinn-, Kupfer- und Eisenminen, von Quecksilber, Erdpech und Naphtaquellen die Rede.

Das Dschihannuma [1]) gibt Auskunft über die sieben Farasangen westlich von Andedschan gelegene Stadt Merghainan, deren Name auf der Karte von B. irrig Marghilan, so wie der von Chokand irrig Kokan geschrieben ist. Nur auf der den Memoirs of Baber beygegebenen Karte ist der Namen Merghainan richtig geschrieben; überhaupt ist jene Karte, welche der hier beygefügten zum Grunde liegt, die beste und richtigste, die bisher über Chokand und Ferghana erschienen; in dem gemeinen Sprachgebrauche zu Konstantinopel gilt jetzt Ferghana und Chokand für eines und dasselbe; es ist wichtig, um alle Verwirrung zu vermeiden, sich genau an die morgenländischen Geographen zu halten. Die Hauptstadt des südlich und nördlich des Sir Derja gelegenen Landes, welches den Namen Ferghana trägt, war nicht Chokand, sondern Achsi oder Achsiket, dessen alter Name Arhuchane in Ferghana verderbt ward (Dschih. S. 356, 357). Eine andere Stadt, welche ihrer vielen Namen willen bisher öfters auf den Karten vervielfältigt worden, ist Tschatsch oder Schasch oder Taschkend (aber nie Schahruchie genannt), alles Namen für eine und dieselbe Stadt; sie liegt sieben Tagreisen von Andedschan. Die Landschaft Ferghana zählt sieben Städte, wovon zwey auf der Nordseite, fünf auf der Südseite liegen. Die südlichen sind: 1) Andedschan, 2) Ausch, 3) Merghainan, 4) Esfere, 5) Chodschend; die beyden nördlichen, welche das Dschihannuma nicht besonders nennt, sind wohl keine andere als Achsiket und Nemengan. In der am 6. August des vorigen Jahres von der asiatischen Gesellschaft in Calcutta über Chokand gelesenen Abhandlung [2]) wird gesagt, daß dasselbe vom 65 — 75 Grad östl. Länge, und 39 bis 40 (muß wohl heißen 43) n. B. liege; die dort gegebene Eintheilung ist in acht Bezirke: 1) Chokand, heute die Hauptstadt, 2) Urutipa (Osruschene), 3) Chodschend, 4) Usch (Ausch), 5) Marghilan (Merghainan), 6) Nemegan, 7) Andedschan (des Reichs Hauptstadt, nicht richtig, denn die ehemalige Hauptstadt war Achsiket), 8) Taschkend, mit der vom regierenden Chan seinem Reiche einverleibten Provinz. Turkistan, dessen Hauptstadt Taraf (s. Meyendorfs Karte), Taschkend liegt am Berge Ssabulag (Dschih. S. 353). In der Nähe von Chodschend ist die berühmte Ebene Hey! Derwisch! Eine bisher unbekannte Benennung des Sihun, zwischen Otrar und

---

[1]) Achsiket, Ferghana.

[2]) Allgem. Zeitung Nr. 109, 24. May d. J.

Merghainan, ist Fluß von Schehrukia[1]), er heißt auch Gülseriun; der Fluß von Tschadsch und Chodschend, beym Arrian Tanais (Don)[2]), so wie beym Tzetzes der Dniepr Oxus[3]) heißt. Uskend, das auf der Karte von B. richtig diesseits des Sihun, auf anderen aber in so ungeheurer Entfernung nördlich vom Sihun steht, ist nur zwey Tagreisen östlich von Andedschan entlegen (Dschih. S. 358); die Stadt Schehrukia (Fineket), von welcher der Sihun hier einen seiner sieben Namen[4]) hat, liegt zwey Stationen südlich von Taschkend, und fünf Tagreisen westlich von Chodschend; Seiram ist auf Wahls Karte irrig als eins mit Bersadschan (welches weder Ssabran noch Seiram), östlich von Kaschghar, also gar nicht in Chokand[5]). Ssabran, nicht zu verwechseln mit Seiram oder Isfidschab, liegt eine Tagreise westlich von Jasi, so wie Otrar eine Tagreise vom letzten. Otrar, welches auch Farjab heißt, ist berühmt als der Geburtsort des großen Philosophen Abu Naßr Farjabi, kömmt schon im Dschih. S. 168 als ganz verwüstet vor; nur vier Farasangen davon liegt Scheldsch. Tunket, das auf der Karte Wahls so groß geschrieben steht, heißt auch Tune; wichtiger als dasselbe ist Ilak oder Ailak, dessen Berge reich an Gold und Silber, und das durch die Schiffe, die den Fluß von Tschadsch herunter kommen, verproviantirt wird. Eine Mauer läuft vom Berge Schabulagh (Dschih. S. 254, Z. 15, und S. 355, Z. 2), an welchem Binaket gelegen, bis ins Thal von Schasch, und der hier in den Sihun fallende Fluß heißt der von Ailak. Nach Dschenabi ist der Name von Seiram Isfidschab, eine durch alldort geborene Schriftsteller berühmte, an der äußersten Gränze von Turkistan gelegene Stadt (Dschih. S. 355). Auf dem südlichen Ufer des Oxus sind Bikend oder Beikend, nach dem Dschih. S. 352 nur eine Tagreise, und Jenikend, 125 Farasangen von Bochara entfernt, am Ufer des Sihun, der zwey Tagreisen von hier in den See von Aral fällt. Dschund, ebenfalls am südlichen Ufer des Sihun in der Nähe von Jeni-

[1]) Viermal im Dschih. S. 356 l. u. v. Z. S. 357, 8. Z., und S. 360, 17. Zeile.

[2]) Die Stelle im IX. B. der Jahrbücher S. 24.

[3]) LXV. B. S. 4.

[4]) Sihun Sirderia, der Fluß von Schasch, der von Chodschend, Gülseriun, Schehrukia, beym Arrian Tanais, in der Bibel Pischon.

[5]) Dschih. S. 367.

kend; Osbaniket, zu Isfidschab gehörig, auf dem Wege nach Farjab, eine Tagreise von diesem, und neun Farasangen von Osruschene. Diese Angabe scheint sich mit der obigen der Lage Isfidschabs nicht vereinigen zu können. Zu Ferghana gehören die Gold- und Silberminen von Isbidbilan und die Stadt Koba, Kendbadam, südlich vom Sihun, eine Tagreise von Chodschend, wie Chisegös, das eine Tagreise nördlich von Chodschend (S. 358). Zu Chokand gehören die Quecksilbergruben von Such, Charschket, am Ufer des Flusses von Schasch (Sihun), Nedschaniket, in der Nähe von Osruschene. Besket, Barsinket oder Bosdahket, drey Orte, von einigen zu Schasch, von anderen zu Isfidschab gerechnet. Im Berg Esfere, an der Gränze von Schasch, sind Naphtaquellen und Türkisminen; im Berg von Ferghana Minen von Quecksilber, Kupfer, Bley, Naphta, Pech, Salmiak und eine Art von Steinkohlen (Dschih. S. 361). Usch oder Ausch, südöstlich von Andedschan (Dschih. S. 356), Kasan, ein zu Ferghana gehöriger Distrikt (Dschih. S. 357), ebenda das obere und untere Nisa, wo Steinkohlen, zu Ferghana gehörig (Dschih. S. 357). Im Siebenmeer und im Ferhengi Schuuri sind noch die folgenden Städte Turkistans aufgeführt: Asch oder Wesch, durch die Schönheit seiner Einwohner und Seidenstoffe berühmt, Jaghma, durch die Schönheit seiner Einwohner, wie Tschighil, Taras, Tharem, Edschawer, Ferchar, Ghatfer, Chatlan, Challadsch und Choten; die meisten dieser Städte gehören aber dem östlichen Türkistan an. Tschatsch ist durch seine Bogen, Ailak durch seine Pfeile, Ghatfer und Bachu durch seinen Moschus berühmt. Asch oder Utsch, vermuthlich dasselbe mit Usch.

Nebst den hier zusammengefaßten Angaben des Dschihannuma gibt uns noch die Geschichte Timurs von Scherefeddin, aus Jesd und Abderresak, die Namen einiger Oerter und Flüsse, welche dazu dienen mögen, das auf Ritters neuestem Atlas von Asien gegebene Gebirgs- und Flußsystem von Turkistan mit einigen Ortsnamen zu bereichern; den dort angegebenen dreyzehn Itinerarien hätte noch das vierzehnte von Rytschkow's Tagebuch über die Reise in die kirgiskaisakische Steppe vom Jahre 1771 beygefügt werden können [1]), dessen Angaben einige der in Timurs Geschichte enthaltenen bewähren. Timur verleiht [2]) dem Tochtamisch die Statthalterschaft von Saganak (Sighnak), Otrar

[1]) Rytschkow's Tagebuch über seine Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. Riga 1774.

[2]) Histoire de Timourbeg. L. II., cap. 21, p. 278.

(Farjab), Ssabran und Seiram. Die beyden letzten sind bisher mit einander vermengt worden, und wenn die Stadt Taraf unter dem Namen Turkistan aufgeführt wird, so ist dieses eine Verwirrung mit dem Namen des Landes, dessen Hauptstadt nicht Taraf, sondern Jasi [1]); indessen ist dieses nach Meyendorf [2]) wirklich der heutige Namen dieser alten Stadt. Auch in Meyendorf ist Chokand in Khókhan, und Merghainan in Margalan verstümmelt; Seiram erscheint bey ihm nur als Dorf, nebst Dschitikend, Karabura, Tschimgha, Ikan, deren im Dschihannuma nicht Erwähnung geschieht. Jasi findet sich auf Meyendorfs Karte als Yassu. Timurs Geschichte gibt die Entfernung Otrar's von Ssighnak 24 Faransangen; in Turkistan, nicht ferne von den Ufern des Sir, ist Dscheirankamisch, d. i. Rehrohr, wohin Timur von Sebs aus in vierzehn Tagen ritt [3]). Ueber Ssighnak hinaus ist Karatal zu suchen, wo Tochtamisch den Urus Chan schlug, dem er von Ssighnak aus entgegen gegangen; vielleicht ist dieses Karatal eines mit Karatagh, d. i. Schwarzberg. In dem ersten Feldzuge wider Tochtamisch kehrt Timur von Akßuma, dem äußersten Punkte Turkistans, gegen Kiptschak über Usengtschighil [4]) und Bilen, dann über Ssarik-Usen nach Kurdschun und Alkuschun zurück; Ssarik-Usen ist wohl nichts anderes als der Fluß Ssarißu, welcher als die westliche Gränze von Turkistan gegen die kirkische Steppe betrachtet werden kann. Usen ist ein allgemeiner Flußname, und Ssari usen heißt wie Ssarißu, das gelbe Wasser, so wie in Persien Kisil usen, der rothe Fluß oder Rothwasser; Usen [5]) ist dasselbe mit Usu, woraus die Griechen Oros gemacht. Beym zweyten Feldzuge Timurs wider Tochtamisch brach er von Taschkend auf, und gelangte durch Jasi Karatschuk und Ssabran, nach einem langen Marsche, durch die Steppen nach Sarik Usen [6]); Ssabran liegt also über Jasi hinaus. Auf diesem Marsche kam er zu dem Kutschuktagh (Kleinberg), und 36 Stunden hernach zu dem Uluktagh (Großberg), von welchem letzten er die weite Aussicht in die ganze Steppe hatte,

---

[1]) Darimülki Türkistan. Hieraus scheint das heutige Turkistan das alte Jasi zu seyn. Dschih. S. 367.

[2]) Voyage d'Orenbourg. p. 114.

[3]) Hist. de Timour. L. II. cap. 23. p. 286.

[4]) Ebenda L. III. cap. 3. S. 31. Ozencchakel.

[5]) So auch der Fluß Usen in der Statthalterschaft Katharinenburg (Rytschkow's Tagebuch, Riga 1774. S. 81).

[6]) Hist. de Timour. L. III. cap. III. p. 80.

und dort ein Denkmal errichtete; der Ulu Kytagh ist die nördlichste Gränze Turkistans, auf Ritters Karte Ole Tau oder Unta Tau, von welchem der Saraßu (Ssarißu oder Sarikusen) niederströmt. Von hier an gelangte er an den Fluß Jilandschik, d. i. die kleine Schlange; dieser findet sich in Rytschkow's Tagebuch [1]) unter denen, welche aus dem Ulu Tau strömen, aufgezählt, und acht Tage hernach stand Timur zu Anakarghu (Mutter Krähe); dieß dürften wohl die Ruinen von Dschanana seyn, deren Rytschkow an dem Orte erwähnt, wo die beyden Kingir in den Sarasu (Ssarißu) münden. Timur setzte seinen Marsch bis an den Tobol fort, welchen Petis de la Croix in Toupal, so wie den Jaik in den Tic [2]) verstümmelt, im Semur die Samara nicht erkennt, und den Ik in den Jaik verwandelt. Auf dem Rückwege kehrt Timur über Sabran nach Otrar, und von da nach Taschkend, wo die schöne Ebene von Barsin (das Barsinket des Dschihannuma). Der dritte Feldzug Timurs wider Tochtamisch gibt keine Ausbeute für die Geographie Turkistans, weil derselbe von der Seite Derbends unternommen ward, aber im fünften Feldzuge Timurs wider die Dscheten oder Geten, welcher von Otrar aus unternommen ward, und auf welchem Tochatmisch zuerst als Flüchtling sich dem Eroberer zu Füßen warf, wird Akßuma's als eines Meilenzeigers (Mil) erwähnt, welcher auf dem Berge Karadschik gebaut [3]), und auf dem Rückwege kömmt Timur über Oinaghu nach Uskend [4]). Das Heer Tochatmisch Chans, als er sich wider Timur empörte, kam von Ssighnak und belagerte Sabran [5]). Das vom Mirsa Omer Scheich geführte Heer stieß auf das Tochatmisch Chans in der Ebene von Juklik, welche fünf Farasangen östlich von Otrar. Der Rebelle Ankatura kömmt dort mit seinem Heere von Seiram nach Taschkend, und Omer Scheich mit dem gegen jenen gesammelten Heere von Uskend nach Chodschend [6]). Nach diesen Angaben des Dschihannuma, Scherefeddins, Abderresaks, und der von Gravius in Druck gegebenen Tafeln Abulfeda's wäre in einer

[1]) Im obgedachten Werke S. 395.

[2]) Dieser von Petis de la Croix geschaffene Fluß Tic, in welchen er er den Tobol und die Samara, und den Tic selbst ins kaspische Meer fallen läßt (S. 93, 95, 96), ist einer der vielen französischen tics, die für den Geographen wirklich ein tic douloreux.

[3]) Hist. de Timourbeg. L. II. cap. 19. p. 273, und im Manuscript der k. k. Hofbibliothek. B. 70.

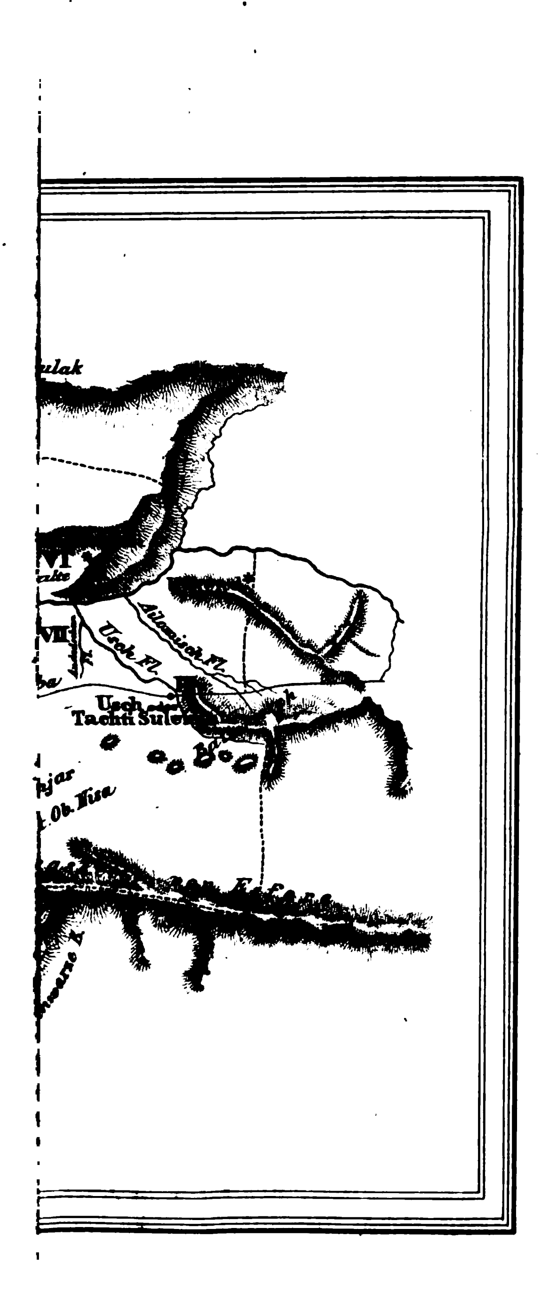
[4]) Hist. de Timourbeg. S. 76.

[5]) Ebenda S. 437.

[6]) Ebenda S. 439 und 440.

neuen Karte des südlich und westlich vom Sihun und Sarikusen, nördlich von Ulutagh begränzten Turkistans zusammenzusetzen; im beyliegenden Entwurfe begnügen wir uns nur die Karte von Chokand nach den Angaben des Dschihannuma zu geben, wobey wir noch die Aussprache einiger Ortsnamen des Gravius berichtigen wollen. Chokand oder Chuakand heißt bey ihm Chowakend, Chodschend, Chojandha, Isfidschab, Esfijab, Osruschene, ausdrücklich mit diesen Vokalen im Dschihannuma (S. 355, Z. 13) bezeichnet, Osrushnah u. s. w.

Von den vier Umrissen Chokands: 1) dem in Erskines memoirs of Baber, 2) in der Reise Meyendorf's, 3) in Ritters neuester Karte, und 4) der von Burnes, liegt hier der erste, als der den Angaben des Dschihannuma entsprechendste, zum Grunde. Chokand, wiewohl bisher in den europäischen Geographien unter dem Gesammtnamen von Westturkistan begriffen, gehört doch eigentlich nicht dazu, sondern liegt mitten zwischen Ostturkistan (dessen Hauptstadt Kaschghar), und dem westlichen Turkistan (dessen Hauptstadt Tharas, bey Meyendorf und Ritter auch Turkistan genannt). Die Landschaft Turkistan, erst von dem gegenwärtigen Chane erobert, und seinem Reiche einverleibt, gehört heute zu Chokands achter Statthalterschaft Taschkend. Außer den obigen, aus dem Dschihannuma genommenen Angaben der sieben Hauptstädte Chokands (S. 356), wovon fünf (Chokand, Chodschend, Merghainan, Andedschan und Osruschene) südlich, zwey (Nemegan und Achsiket) nördlich liegen, gibt dasselbe noch drey Marschrouten, welche zur Bestimmung der Entfernungen der vorzüglichsten Oerter Chokands und Turkistans dienen. Das eigentliche Chokand, südlich von der Bergkette Esfere, nördlich von der von Ssabulagh oder Ming Bulak begränzt, zerfällt in den westlichen und östlichen Theil; der westliche Theil wird durch die Gebirgskette Ssabulagh, welche bis nach Taschkend hart an den Jaxartes herunterläuft, von dem eigentlichen Turkistan getrennt, und heißt Ailak; der östliche Theil ist das alte Ferghana. Da Chokand im Süden durch das Gebirg Esfere begränzt wird, so durchschneidet der Sir, Sihun oder Jaxartes das alte Ferghana und eigentliche Chokand in der Mitte; die Hauptstadt desselben ist heute Chokand, war aber ehemals (Dschih. S. 356 und 357) Achsi oder Achsiket. Südlich vom Flusse und von Chodscheud liegt das auf allen Karten Uratippa genannte Gebiet, welches aber die morgenländischen Geographen nur unter dem Namen von Osruschene kennen. Uratippa ist wohl nichts als eine Verstümmelung von Urdepe (Feuerhügel). Das Dschihannuma S. 355 nennt die sieben Di-



4)
u=
s=
nd
w=
n
a=
h;
r=
he
tit
he
ti=
e=
i=
a=
aß
es
ls
h=
er
a=
en
ch
.,
et
ö=
on
in
er
en
k=
m
7)
n=
n=
n,
ll=
—
n=

in
ich

strikte von Osruschene: 1) Aran, 2) Binamket, 3) Kewkeb, 4) Arak, 5) Samin, 6) Sabath, 7) Disek; die Landschaft Osruschene zählt nicht mehr als 700 Seelen, und heißt in der Landessprache Bumhaket (ebenda). Die doppelten Namen eines und desselben Ortes kommen in der arabisch-persisch-türkischen Geographie nirgends so häufig vor als in der Gegend am Dschihun und Sihun; so heißt die Hauptstadt Chuaresm's: Chuaresm, Dschordschanie, Urgendsch und Gurgendsch; Achsi oder Achsiket hieß ehemals Erhuchane und Ferghane; Otrar ist dasselbe mit Farijab; Seiram dasselbe mit Isfidschab; Tschatsch oder Schasch dasselbe mit Binaket, daher Binaketi oder Taschkendi, Synonyme für die in dieser Stadt Geborenen, und Schehrukia oder eigentlich Schahrochije (wie dasselbe in der Geschichte Abderresak's richtig geschrieben vorkömmt), ist eines und dasselbe mit Finakes oder Finaket [1]). Die Aehnlichkeit der Namen Benakit und Finaket hat bisher zu manchen Verwirrungen Anlaß gegeben, indem Orientalisten das erste für ein Verderbniß des zweyten gehalten haben, so daß Binaketi oder Fenakiti als synonym gegolten [2]); Binaket ist aber ein Namen von Taschkend, und Fenakit von Schahrochije; beyde sind wieder verschieden von Binkes [3]), welches mit Binakes oder Binaket, d. i. Tschatsch oder Taschkend, in der folgenden Straße von Schasch nach Isfidschab vorkömmt; von Schasch nach Harsiket 1 Farasange, Surket 3 F., Dihkanket 2 F., Barket 1 F., Binkes oder Binket 2 F., Dschagharket 2 F., Fertket 2 F., dann Ebruket, Ketal, Idwal, Köfrene und Edschburin, jedes von dem anderen eine Station entfernt; eine Station ist in der Regel acht Farsange, aber in den hier angegebenen Straßen kann dieselbe durchaus nicht höher als auf fünf, höchstens sechs Ferseng angenommen werden; den Beweis gibt die Vergleichung des Dschihannuma mit Bebrs Denkwürdigkeiten; in diesen wird (S. 5) gesagt, daß Kendbadam 5 bis 6 F. östlich von Chodschend liege; im Dschih. (S. 458, Z. 7) ist diese Entfernung auf eine Station angegeben. Weiters könnten die Entfernungen der folgenden Straße aus dem Dschih. unmöglich zwischen Chodschend und Uskend eingepasset werden, wenn die Stationen höher als zu 5 F. angenommen werden soll-

[1]) Dschih. S. 360, 11. Z. von unten, wo Schehrochrije in Schehruschine verdruckt ist.

[2]) S. das Anzeigeblatt im LXIX. B. S. 33.

[3]) Dschih. S. 354, Z. 10, Kesri Ba we sukiuni Nun, also in Binkes und nicht Bencath wie beym Gravius, was nur nach englischer Aussprache wahr.

ten. Sabat, Urkend [1]), Sawket, Chodschend, Kende (Kendbadam), Such, Rustai, Riswamisch, Koba, Ausch [2]) oder Ewesch, Uskend, alle eine Station von einander entfernt. Da Chodschend in dieser Straße sieben Stationen von Uskend, so müßte (die Station zu 8 F. gerechnet) die Entfernung 56 F. oder 168 Stunden betragen; die Entfernung von Chodschend und Uskend ist aber höchstens auf 45 deutsche Meilen oder neunzig Stunden anzunehmen, so daß die sieben Stationen der Entfernung im Durchschnitte gar nur 4 F., und die Krümmungen und Ungleichheit der Straße dazu gerechnet, höchstens fünf Ferseng betragen. Von den acht Statthalterschaften, in welche Chokand eingetheilt ist, ist die Lage ihrer Hauptstädte so ziemlich ausgemittelt. In der Entfernung Merghainan's und Andedschan's stimmt das Dschih. (S. 356, 3. Z. v. u.) mit Bebr's Denkwürdigkeiten überein; die Entfernung Andedschan's von Achsiket gibt Bebr auf 9 F. an; die Identität von Schahrochije und Finaket ist auf der ersten Seite Bebr's ausgesprochen, aber die Note [3]) verwirrt Fenakit mit Binaket, welches letzte im Dschih. (S. 354) umständlich für eines und dasselbe mit Tschatsch oder Taschkend erkläret ist. Die Hauptstädte des westlichen Turkistans sind: Tharas, das auf der Karte auch Turkistan heißt (wie die Stadt Chuaresm den Namen des Landes führt); Seiram oder Isfidschab, Otrar oder Fariab, Jasi, Ssabran, Scheldsch; die Ungewißheit ihrer Lage verbeut den beyliegenden Entwurf der Karte Chokands über Taschkend hinaus zu erweitern. Der Ruhm der Schönheit ist allen Bewohnern Turkistans, sowohl des östlichen als westlichen gemein; aber Chokand hat nicht nur den Ruhm der Waffen (durch die Bogen von Tschatsch, und die Pfeile von Ailak) voraus, sondern auch den der reichsten Fundgruben an Gold und Edelsteinen, an Metallen und Erzharzen, wodurch dasselbe, so wie durch die Namen von Chokand und Chodschend (ursprünglich Chawkand [4]) und Chawdschend, die Identität mit dem Lande Chawila der Schrift behauptet, das vom Pischon, d. i. vom Sihun durchströmt wird, wo man Gold, Schocham, Türkis [5]), Bdolach (vermuthlich eine

[1]) Im Dschih. S. 362, 12. Z. v. u. verdruckt in Uskend.

[2]) In den memoirs of Babers heißt der südöstlich schön geformte Berg Barakoh, auf der Karte aber Balakoh; das letzte wohl das richtige.

[3]) Finâkat is also called Benâkat.

[4]) Bey Gravius Chowa'kand.

[5]) Halling, Gesch. der Deutschen, S. 239, hält Bdolach für Lazur, Schocham für Rubin.

Art der hier so häufigen Erdharze, am wahrscheinlichsten die Steinkohlen der Berge von Ferghana*), ανθραξ, bey den LXX., nicht als Castanienöl sondern als Kohle zu verstehen) findet.

Der dritte Theil des Werkes von B. hat nicht minderes Interesse als die beyden vorigen, indem derselbe die Beschreibung einer Sendung des Verfassers an den Hof von Lahor im Pendschab längs des Indus enthält, auf welcher Fahrt der Verfasser Schritt für Schritt die Wahrheit der Angaben Arrian's von der Schiffahrt des Nearchus bestätigt. Wir müssen uns hier begnügen, blos darauf aufmerksam zu machen, da Indien außer dem Bereiche der dieser Anzeige gesteckten Gränzen liegt; dasselbe ist auch der Fall mit dem größten Theile der Reise des Lieutenant Conolly, welcher von Persien aus ebenfalls einen zum Theil neuen Weg einschlug, indem er von Meschhed aus über Herat, Kandahar, Schikarpur nach Multan ging; eine als Unterhaltung recht angenehme Lektüre, in welchem Sinne diese beyden Theile von englischen und französischen Zeitschriften bereits ausgebeutet worden, aber dem Gehalte nach dem Werke von B. nicht gleich zu setzen. Das Interessanteste des ganzen Werkes sind die beyden letzten Kapitel, deren erstes den von englischen Reisenden schon so oft besprochenen Gegenstand eines Angriffs Indiens von Rußland aus umständlich bespricht, und die großen Schwierigkeiten, welche solch einem Unternehmen bey dem gegenwärtigen Zustande dieser Länder entgegenstünden, in das hellste Licht setzt. Das zweyte, eine kurze Uebersicht der Geschichte der Afghanen, als Fortsetzung der von Elphinstone gegebenen Geschichte der Herrscher Afghanistans bis auf den heutigen Tag. Da der Verfasser unter die Zahl jener Reisenden im Morgenlande gehört, welche so gern mit persischen Brocken herumwerfen, ohne jedoch der Sprache vollkommen mächtig zu seyn, und welche durch solchen Luxus persischer Sprachkenntniß die Leser

*) Der Berg Ferghana hat Minen von Quecksilber, Erz, Bley, Gold, Nafta, Pech, Salmiak, Erdharz, und eine Art von Stein, welche man statt des Torfs brennt, Dschih. 361. Isbidbilan, an dem Berge, so Gold- und Silberminen. S. 358. In Osruschene's Gebirge sind mehrere Pecharten, Basalt und Olium und Salmiak erzeugt. S. 355. In Achsiket, so Silber- und Goldgruben, im Berge von Such Quecksilber, Rustai, im Distrikte von Serin Pech, im Gebirge von Esfere, sowohl Naftaquellen, als Minen von Kupfer, Bley, Eisen und Quecksilber. S. 356. Im oberen Nisa finden sich Pechquellen und eine Art Steines, der wie Kohlen brennt, und dessen Asche statt der Seife gebraucht wird; drey Okka dieses Steines werden um ein Dirhem verkauft. Dschih. S. 357 l. 3.

(besonders die des Continents in deutschen Uebersetzungen, welche die englische unverändert nachschreiben) sehr irre führen, so gibt sich Recensent abermals die schon öfters gegebene Mühe, diese persischen Wörter und Phrasen in richtiger Aussprache, nach dem unten stehenden Texte aufzuführen, ohne jedoch im Stande zu seyn, die richtige Schreibart des Textes der verschiedenen turkmanischen Stämme anzugebeu; die herumziehenden heißen Charwar, die angesiedelten Tschumur, von denselben wird (I. 39) eine Stammtafel mitgetheilt, wo die schon aus anderen Reisenden bekannten Jemut (Yimoot), Tekke und Goklan an der Spitze stehen; die um Serchas, welches der Verfasser gar Serrux schreibt, ohne zu bedenken, daß es im Arabischen, Persischen und Türkischen gar kein X gibt, heißen Serchasi (Serruxi); da Meschk nichts anderes als Wasserschlauch heißt, so wäre es doch viel natürlicher, zu sagen: »Glücklicherweise hatten wir Wassers genug in unserem Wasserschlauch,« als Luckily we had water enough in our *muskh*. Dasselbe gilt von allen folgenden Wörtern: 1) Yoortmah (lies Jurtme), der Paßschritt des Pferdes; 2) Kabaub (Kebab), Braten; 3) Auftauba (Aftabe), eine flache Schüssel; 4) Mawâra-oon-nuhr (Mawerainnehr), Transoxana; 5) Jehannum (Dschehennem), Hölle; 6) Oubeh (Oba), Zelt; 7) Allah Ho Aeber! (Allah Ekber!), Gott ist groß! 8) Goombuz (Kunbed), Gewölb, Dom; 9) Ziarut (Siaret), Besuch; 10) Huzzarut (Hasret), Gegenwart, Heiligkeit, Excellenz u. s. w.; 11) Kajavah (Kedschawe), Senfte; 12) Fall (Fal), das Loos aus aufgestochenem Buche; 13) Alkhaulik (Alkalik), ein Oberkleid; 14) Jubba (Dschubbe), Unterkleid, Joppe; 15) Yaik schum sheer (Jek schimschir), Ein Säbelhieb; 16) Shraub (Scherab), Wein; 17) Ai! broder, Jan-e-mun! (Ei Burader Dschani men!), o Bruder Seele mein! 18) Alaihissalaam! (Aleihi es-selam!) über ihn sey Heil! 19) Huzzurut-e-Vullee Naiamee (Hasreti-welium-niaami), S. E. der gnädige

---

1) یورتمه 2) کباب 3) آفتابه 4) ماوراء النهر 5) جهنم
6) اوبه 7) الله اکبر 8) گنبد 9) زیارت 10) حضرت
11) کجاوه 12) فال 13) آلقلق 14) جبه 15) یک شمشیر
16) شراب 17) ای برادر جان من 18) علیه السلام
19) حضرت ولی النعمی

Herr; 20) Poosteen (Postin), daher das slavische Postelnik, gleichsam Lord of the bed chamber, weil die Betten damals aus Thierfellen bestanden; 21) Yarma (Jarma), Weitzengrütze; 22) Jagger (Dschaigir), Lehen; 23) Cameeze (Kamiß), Hemd; 24) Zeerjama (Sirdschame), Unterkleid; 25) Assouffee Vussouffee Jmaum-e-Azim Aboo Hunneesa vickalitra sabit kon (Ei ßufi Jusufi Imami aasem Abu Hanife Wekaletra sabit kün), d. i. »O Sofi dem Jusuf angehörig, größter Iman Abu Hanife erhärte deine Vollmacht;« dieses ist die lächerliche Formel, womit bey den Hochzeits-Ceremonien Abends ein angeblicher Kadi in das Hochzeitszelt eintritt, und die Bevollmächtigten der beyden Parteien anspricht, worauf großer Freudenlärm entsteht; ein mit einem Tuche bedeckter Napf, worin ein Stück Geldes, fällt dem Richter als Sportel zu; die hochzeitliche Haube wird dem Mädchen aufgesetzt, das nun im eigentlichsten Sinne unter die Haube gebracht ist, und von allen Seiten erschallt 26) Mobarek bad! (es sey gesegnet!); dann wird ein Pferderennen für den nächsten Tag ausgeschrieen, womit die Hochzeitsfeierlichkeit geschlossen wird. 27) Yankee donia (Jeni dunja), die neue Welt; so spricht wenigstens der Türke aus, es scheint aber, daß die Turkmanen Janki statt Jeni sprechen, weil der Verfasser selbst bemerkt, daß das türkische Wort füglich mit Welt der Jankis (der Spottname, womit die Engländer die Amerikaner nennen) verstanden werden könne; wenn diese Aussprache richtig, so ist es wirklich eine höchst seltsame Erscheinung, daß das Wort Janki (wenn gleich in verschiedener Bedeutung) sowohl in England als in Turkistan mit den Bewohnern Amerikas in Verbindung gesetzt wird. 28) Shiheed (Schehid), Blutzeuge; 29) Syud (Seid), Prophetenverwandter; 30) Huddees (Hadis), die mündliche Ueberlieferung des Propheten; 31) Hookum (Hukm), Befehl; 32) Lushkur-e-Arab o Ajum (Leschkeri arab u adschem), persisches und arabisches Heer; 33) Khoda mehrbaun ust (Choda mihrban est), Gott ist liebevoll, nicht God is provident;

---

20) پوستين 21) يارمه 22) جاكير 23) قميص 24) زيرجامه

25) اي صوفي يوسفي امام اعظم ابو حنيفه وكالت را ثابت كن

26) مبارك باد 27) يكي دنيا 28) شهيد 29) سيد 30) حديث

31) حكم 32) لشكر عرب وعجم 33) خدا مهربان است

34) Alhumdoolillah! (el hambu lillah!) Lob sey Gott! 35) Shumkhal (Schemchal), große Kanone; bekanntlich ist Schemchal der Titel des Fürsten von Tarchu, so wie Surchai der des Fürsten der Kasikumuken, und Usmai der der Kaitaken in Daghistan; 36) Ugger Ferdose bur roo-e zumeen ust, vo humeen ust, humeen ust vo humeen ust! (Eger firdewsi ber rui semin est, hemin est, u hemin est, u hemin est!) Gibt es auf Erden ein Paradies, so ist es dies, so ist es dies, so ist es dies! ein Lieblingsvers der Perser, den sie beständig im Munde führen, um denselben auf ihr Vaterland anzuwenden; 37) Eeljaurreo (Ilghari), Streifer, Freibeuter; 38) Zeinderwood (Sinderud), Lebensfluß, das durch Hafis berühmt gewordene Flüßchen von Schiras; es ist doch gar zu stockenglisch, den persischen Fluß (Rud) in das englische Holz (Wood) zu verhören; so schreibt Conolly auch Usphahaun statt Ißfahan; 39) Belook (Baligh), Distrikt, was ganz verschieden von 40) Buluk; jenes ist das deutsche Balley, dieses das russische Polk; 41) Rahmut konud! (Rahmet kuned!) Gott erbarme! 42) Mötwulle (Motewelli), Verwalter; 43) Darul Houffaz (Darul Hufas), das Haus der Custoden oder derer, welche den Koran auswendig wissen; 44) Sirhud (Serhadd) Gränze; 45) Hubbushee (Habeschi), Neger, eigentlich Aethiopier; 46) Toorbut (Turbe), Grabmal; 47) Moojeteheid (Mudschtehid), Glaubenskämpe der Wissenschaft, d. i. Schriftgelehrter; 48) Hakeem (Hekim), der Gebetausruf (Esan), welcher I. S. 323 gegeben wird, ist der der Schiis, und unterscheidet sich von dem der Sunni durch den Beysatz 49) Ushudo unnu Umeer ul Moomineen Ulleeyun wullee Ooilah (Eschhedu inne Emir ul-muminin Aliun Welinllah), Ich bekenne, daß der Fürst der Rechtgläubigen Ali der Freund Gottes; dann 50) Heyya ulâ khâir il umul! (Hei ala chairil-amel!) Auf zur guten Handlung! statt des gewöhnlichen

---

شمخال (35 الحمد لله (34

اکر فردوسی بر روي زمن است (36

همین اصت و همین است و همین است

رحمت کند (41 بلوک (40 بالغ (39 زندرود (38 الغاري (37

مجتهد (47 تربه (46 حبشي (45 سرحد (44 دار الحفاظ (43 متولی (42

حی علی خیر العمل (50 اشهد ان امیر المومنین علی ولی الله (49 حکیم (48

Hei! aleß-ßallah! Hei! alel fellah! 51) Aukhoond (Achund), Priester, Herr, in der letzten Bedeutung synonym mit Efendi und vielleicht mit demselben verwandt; 52) Noorbâran (Nurbaran), Lichtregen, das ist sonnendurchglänzte Frühlingsschauer; 53) Huftau-seaub (Heft asiab), Siebenmühle; 54) Toorbut-e-Shaikh Jam (Turbei Scheich Dschami), das Grabmal des Scheichs Dschami; der Verfasser bemerkt mit Recht, daß dieser Scheich Dschami ein von dem großen Dichter dieses Namens verschiedener sey; dieser ist wirklich zu Dschami geboren, aber das Grabmal, wodurch der Ort heute berühmt, ist das des Mufti Ahmed Dschami, welcher unter dem Namen Sindefil, d. i. des lebendigen Elephanten, berühmt (Dschih. S. 319); 55) Khoda donud (Choda daned), Gott weiß es; 56) Inshallah Taullah! (Inschallahu teaala!) Will's Gott, der erhöhet werde! 57) Nusseeb (Naßib), das durch das Loos Bestimmte; 58) Bukht (Bacht), Glück; 59) Ein Lak Rupien ist gleich 10000 Pfund Sterling; 60) Namraud, hier ist wirklich zu zweifeln, ob es als Nimrod oder als Namerd (Nichtmann) gemeint ist, indem auf beydes das englische blackguard, womit es der Verfasser übersetzt, paßt; 61) Hoonur (Huner), heißt Tugend oder Verdienst, und nicht Stratagem; 62) Asherut khanum (Ischret Chanum), Günstlingin; 63) Nubbee (Nebi), Prophet; die Orientalisten, welche noch immer der irrigen Aussprache Reiske's folgen, können hieraus sehen, daß man auch in Indien eben sowohl als in Persien, Arabien und in der Türkei Nebi und nicht Nabi ausspricht, daß es also eine spießbürgerliche Verstocktheit, noch immer Motanabbi statt Motenebbi zu schreiben; 64) Een cheesha mushoor und (Intschisha meschhurend), dieses sind bekannte Dinge; 65) Zubberdust (Sebrdest), Uebermächtig; 66) Roksut (Ruchßat), Erlaubniß und Abschied; 67) Gurreeb Nawaz (Gharib Nuwas), der den Fremden hold; 68) Khoosoobui (Choschßohbet), von angenehmem Gespräche;

---

51) آخند 52) نورباران 53) هفت آسیاب

54) تربه شیخ جامی 55) خدا داند 56) انشا الله تعالی

57) نصیب 58) بخت 59) لک 60) نمرود نامرد 61) هنر

62) عشرت خانم 63) نبي 64) این چیزها مشهوراند

65) زبردست 66) رخصت 67) غریب نواز 68) خوش صحبت

69) Kismut (Kismet), das durch das Los Bescheerte; 70) Ashroof (Eschref), der Edelste, was der Verfasser als Gentleman übersetzt; 71) Abd-ool Resheed heißt nicht, wie der Verfasser übersetzt, der Sclave der Gottheit, sondern der Diener des Allgeraden; 72) Mujnoon (Medschnun), der Lieberasende; 73) Chahargoosht (Tschehargusch), Vierohrig; der Namen der kleinen zottigen Pferde (pony) Bochara's, welche so genannt werden, weil ihre Ohren gewöhnlich entzweygespalten sind; das Ohr heißt auf Persisch Gusch und nicht Gucht, welches Fleisch bedeutet, so daß das Wort, wie es der Verfasser verhört hat und schreibt, Vierfleischig statt Vierohrig bedeutet. Diese drey und siebenzig Wörter mögen als Warnungstafel genügen für Leser und Uebersetzer, welche dieselben ohne die gehörige Vorsicht und Umsicht dem Verfasser nachzusprechen und nachzuschreiben bereit wären. Richtig gehört, gesprochen und geschrieben, wären dieselben freylich ein wünschenswerther Beytrag persischer Sprachkenntniß; so aber gehört und geschrieben, können dadurch Leser, welche nicht Engländer sind, nur irregeführt werden, und es wäre besser, Reisende, welche der Sprache nicht mächtig, nennten jedes Ding bey seinem Namen in ihrer Muttersprache, statt solches Kauderwälsch zum Besten zu geben.

Nebst diesem Gestrüppe persischer Wörter und dem blumenreichen Gesträuche anmuthiger Erzählung, gewährt diese Reisebeschreibung doch noch manche interessante Notizen, wie z. B. (I. p. 48) über die Intoleranz der Schii, welche weit größere Fanatiker als die Sunni, indem jene regelmäßig den drey ersten Chalifen fluchen, und den Segen, welchen diesen die Sunni zuerkennen, auf das Haupt des vierten häufen. Die Turkmanen zerreißen das heiße Fleisch mit ihren wider alle Hitze mit einer wahren Hornhaut überzogenen Fingern; der Verfasser bemerkt hiebey, daß er daraus erst gelernt, daß bey Nichtturkmanen der Mund größere Hitze vertragen könne, als die Finger (I. p. 66). Am 18. Silhidsche wird von den Schii das Fest des Teiches von Chum, worüber Freyherr S. de Sacy aus Makrisi in seiner Chrestomathie *) die erste Kunde gegeben, gefeiert; es ist ein Fest der Freundschaft, an welchem man sich deren Dauer für das Leben schwört (II. p 84). Der Brauch, bey einem Gelübde einen Fetzen an das Grab des Heiligen zu binden, durch dessen Für-

69) قسمت 70) اشرف 71) عبد الرشيد 72) مجنون

73) چهارگوش

*) II. Auflage, 1826. S. 192.

sprache man etwas zu erhalten sucht, ist im ganzen Morgenlande ein sehr alter; wird die Bitte gewährt, so wird der Fetzen weggenommen, welcher nur ein Erinnerungszeichen für den Heiligen, daß er der Bitte nicht vergesse (II. 96). Wenn ein Turkmane ein Pferd verkauft (sehr oft ein gestohlenes), so muß er (wenn auch vom Käufer darum nicht angegangen) die Oerter nennen, wohin der Käufer es nicht reiten darf; reitet der Käufer dennoch damit in eines der genannten Oerter, und es wird dort als ein gestohlenes weggenommen, so ist dieß des Käufers Schaden; wird es aber in einem von dem Verkäufer nicht genannten Orte, als ein dahin gehöriges reclamirt, so muß den Schaden der Verkäufer tragen. Die Turkmanen thun es den Pferdemäklern von Yorkshire gleich (I. 139). Die Turkmanen sind Sunni, aber alle ihre besseren Gefühle sind in Geiz und Habsucht untergegangen; um so viel als möglich Sclaven machen zu können, geben sie dem Worte Kiafir die weiteste Ausdehnung, und machen sich kein Gewissen daraus, in Ermangelung von Ungläubigen und Ketzern, die Hand an ihre eigenen Glaubensgenossen zu legen (I. 156); sie leben einfach, ihre gewöhnliche Nahrung ist ungesäuertes Gersten- oder Weizenbrot; sie kneten den Teig in einem hölzernen Troge, und backen ihn dann auf dem Herde mit Holzasche bedeckt; das Brot wird in vier Stücke gebrochen, auf den Tisch gelegt; ihre bessere Nahrung ist Reis oder Weizengrütze, und an großen Festen wird ein Schaf geschlachtet und Pilaw gemacht; Kamehle werden nur geschlachtet, wenn sich eines den Fuß bricht oder sonst unbrauchbar geworden; ihr Getränke ist Muttermilch (Kupuk) und gegohrene Stutenmilch, Kumis, was der Verfasser Kimmiz schreibt (I. p. 164).

Was Essen und Trinken betrifft, sind die Turkmanen gastfrei; aber der Gastwirth macht sich kein Gewissen daraus, seinen Gast anzufallen und zu berauben, sobald er die Schwelle des Zeltes verlassen. Die Formel der Räuber der Wüste: »Vetter ziehe dich aus, deine Tante hat kein Kleid!« gefällt Europäern als eine poetische, aber wer sie in England in Anwendung bringt, wird gehenkt. Die Tugenden und Laster der Nomaden sind überall gleich, ihre Gastfreiheit erscheint größer, als die der festgesiedelten Stämme, weil jene auf ihren Reisen sich gegenseitig auf Nahrung und Unterkunft verlassen; jetzt hat an der Gastfreundschaft Stolz eben so viel Antheil als Großmuth. Ein Zelt vorbeyzugehen, ohne die Gastfreundschaft anzusprechen, wird als eine Beleidigung angesehen; aber so bald der Gast dasselbe verlassen, ist er in den Augen seines Gastwirths wieder vogelfrei (I. 169). Ihre Kleidung ist wie die der Usbegen, ein Hemd, weite Beinkleider, ein Alkalik (Westchen) und ein Dschubbe

(Joppe oder Jacke); statt Stiefeln winden sie manchmal Tuch um ihre Füße, zu Hause gehen sie barfuß oder tragen Sandalen, die an der großen Zehe befestigt sind. Die Weiber gehen in langen, bis an den Busen offenen Hemden, unter denen sie (glaubt Conolly) Beinkleider tragen; das Haar ist in zwey, unten mit einem Zierath versehene Zöpfe geflochten; die Verheiratheten tragen eine hohe häßliche Mütze, als wie der Csako eines Husaren, von welcher rückwärts eine rothe Schärpe niederhängt, während auf der Stirne Schnüre von Goldstücken paradiren (I. 170). Die Zahl der Reisenden, welche jährlich Meschhed besuchen, meistens Pilger zum Grabe des achten Imams, beläuft sich auf 60000 (I. 220). Indigo, der von Indien kömmt, ist zweyerlei, der von Engländern verfertigte (Nili frengi), und der weit schlechtere Ketscha-Indigo aus Sind (II. 350). Die Perser, welche große Spaßmacher, und jeder Sache eine lächerliche Seite abzugewinnen suchen, sagen in Bezug auf den Reichthum des Obstes von Kabul, daß man dort nicht Früchte kauft, sondern sich bloß, wenn man in den Obstgarten und dann wieder herausgeht, wägen läßt, und den Unterschied des Gewichts bezahlt; ein Schalk füllte den Sack mit Steinen, die er im Garten wegwarf, und so beym Herauskommen weit leichter wog, was ein Gegenstand tiefsinniger und langwieriger Untersuchungen der weisen Männer »dieser Stadt von hundert tausend Gärten« (II. 62). Die Frauen von Kabul sind eben so süß als die Früchte der Gärten, so süß und sanft, so süß, so süß, daß wenn eine ins Meer spiee, dasselbe Honig würde; so sanft, so sanft, daß sie immer ruhig, wenn Jemand bey der Hand, sie mit der Peitsche in Ordnung zu halten.

(Der Schluß folgt.)

Art. II. *Bhartriharis* Sententiae et Carmen, quod *Chauri* nomine circumfertur, eroticum; ad Codicum Mstt. fidem edidit, latine vertit et commentariis instruxit *Petrus a Bohlen*. Berolini; impensis Ferdinandi Duemmleri, 1823. Typis academicis. (4) XXXII. 250.

(Schluß.)

Strophe 40 ist in der Uebers. etwas und im Commentar auffallend nachläßig behandelt.

41. So viel der Schätze oder wenig jedermann im Schicksalsbuch
Bestimmet sind, so viel erhält er auf Merus Höhn, im schlechten Sumpf;
Und nimmermehr; drum stolz bey Reichen! suche nie Mitleid für dich!
Denn siehe gleichviel Wasser schöpft der Krug aus Born und Ocean.

Hrn. v. B.'s Uebersetzung scheint uns ungenau, und wir haben die alten Lesarten in d zurückgerufen.

42—51 enthält Sentenzen über Böse.

45ª beginnt lobjaçk'âsti gu'nena kim; die Cod. A und B schreiben dagegen lobhaçk'a k'et g. Dieses stört das Metrum, allein bey jener Lesart fehlt eine Partikel, welche wenn bedeutet, und bey den folgenden Gegensätzen nicht fehlt, also schwerlich auch hier entbehrt werden kann. Wir setzen in der zweyten Lesart k'a und k'et um, und schreiben:

lobhaçk'ek'k'a gun'ena u. s. w.;

so daß der Satz fast ganz dem im zweyten Verse entspricht: satjank'et tapasâ k'a kim.

48ᵈ ist jogin nicht constans, sondern ein indischer Büßer, dessen Haupttugend bekanntlich ist, Herr seiner Leidenschaften zu seyn. Vorzugsweise in Bezug hierauf scheint uns hier gesagt zu werden, daß selbst ein Jogî Fürsten nicht dienen könne.

49 übersetzt Hr. v. B.: kai: sukbam âsjate gok'aragatai: nîk'asja Quibusnam bonum contingat ex consortio hominis improbi u. s. w., während es ganz einfach heißt: Quis sedeat iubentes prope hominem improbum u. s. w.

50 enthält die schöne Sentenz über die Freundschaft, welche schon Herder übersetzt hat (Zerstreute Blätter, 1792):

> Wie der Schatte früh am Morgen,
> Ist die Freundschaft mit dem Bösen,
> Stund' auf Stunde nimmt sie ab;
> Doch die Freundschaft mit dem Guten
> Wächset wie der Abendschatte,
> Bis des Lebens Sonne sinkt.

Unbedeutenderes übergehend, wenden wir uns sogleich zur 55. Strophe im folgenden Abschnitt (52—61), welcher Schilderung der Guten überschrieben ist. Hier sind seltsamer Weise die Worte: kare çlâghjas tjâga: übersetzt: manu optimum quodque dimittere, und in der Note wird çlâghj. tj. erklärt durch optima derelictio, und gar eine Emendation in diesem Sinne vorgeschlagen. In dieser Str. werden, wie Hr. v. B. selbst einsieht, Tugenden aufgezählt, welche den menschlichen Gliedern zukommen, z. B. dem Kopf: Neigung vor dem Lehrer, und dem Aehnliches, und so ist der fragliche Satz ganz einfach zu übersetzen: in manu laudanda liberalitas.

56 im epischen Slokas:

> Im Glücke ist der Hochherz'gen Seele zart gleich dem Lotusblatt,
> Im Unglück aber hart gleich den Felsenmassen des Himayân.

Der folgende Abschnitt (62—71) preist Freygebigkeit.

62ᵇ liest A, B: bhûrêvilambino ghanâ: die Ed. Ser. dagegen bhûmivil. Hr. v. B. zieht jene Lesart vor, welche auch durch die Sakontala, wo diese Strophe angeführt ist, geschützt wird, indem daselbst dûri steht; aber eine Note findet sich hierzu, die an Seltsamkeiten alles überbietet; bhûri soll der Locativ von bhû. Erde, seyn; doch diesen Unsinn zu wiederholen oder gar zu widerlegen, wäre von uns Unsinn.

> 63. Das Ohr ziert Hören, nicht ein Ohrring:
> Die Hand ziert Schenken, nicht ein Handring;
> Der Körper duftet durch Wohlwollen
> Gen Arme, nicht durch Sandelduft.

> 66. Gute Menschen nützen Andern ohne Rücksicht auf sich selbst;
> Mittelschlag — der nützet Andern, wenn er sich versorget hat;
> Böse Geister sind, die Andern schaden, wenn es ihnen nützt;
> Doch die nutzlos Andern schaden, die zu nennen weiß ich nicht.

67. Bey Uebersetzung dieses Verses hätte Hr. v. B. entweder von der Freyheit, welche er für seine Uebersetzung in Anspruch nimmt, einen etwas erläuternden Gebrauch machen sollen, oder geradezu wörtlich übersetzen Wie die Sachen jetzt stehen, kann man kaum umhin, zu fragen, ob er die Stelle richtig verstand. Er übersetzt: Ex lacte aquae, animo destitutae, omnes virtutes evenerunt antea; der Text lautet:

kshîren'âtmagatodokâja hi gun'â dattâ: purâ te 'khilâ:

construirt: to 'khilâ: gun'a dattâ: purâ atmagatâodakâja kshiren'a: denn te wird wohl hier nicht für einen Casus des Pronomens der zweyten Person zu halten seyn. Wir übersetzen: Alle diese (oder auch deine) Tugenden (Eigenschaften, Pflichten als Freund) sind erwiesen früher dem Wasser, welches sich selbst aufgeopfert hat, durch die Milch. Daß die hervorgehobenen Worte richtig übersetzt sind, beweist der zweyte Vers, wo von dem Wasser gesagt wird: pajasâ âtma huta, opferte sich das Wasser selbst; übrigens scheint mir fast für âtmagatod. auch im ersten Verse âtmahutod. zu schreiben zu seyn *).

69ᶜ scheint mir Hr. v. B. ganz falsch gefaßt zu haben. Er übersetzt: quam ob rem igitur propositum relinquens vir cordatus mente pudorem non concipit? In fast allen diesen Sentenzen ist zwar keine gekünstelte, aber doch eine sehr kunstreiche Sprache; insbesondere sind sie mit einer Fülle von Ver-

*) Das Ganze enthält einen Vergleich der Freundschaft unter Guten, mit der Erscheinung, welche sich ergibt, wenn man Milch und Wasser zugleich ins Feuer gießt (was wahrscheinlich bey dem Meeropfer geschah. Man. II).

gleichen, Bildern und Allegorien ausgestattet; im Einzelnen herrscht dagegen eine gewaltige Concisität. Während nun diese das Verständniß der Sprüche erschwert, wird es durch jene Fülle wieder erleichtert; denn sobald ein Bild, eine Analogie richtig verstanden, so folgt das Verständniß der andern von selbst. So gehen auch in unserem Spruch zwey Analogien vorhér, welche diesen dritten Satz erklären: »Warum drückt die Last der Erde die Schildkröte nicht so, daß sie sie abwirft« (bekanntlich wird die Erde nach indischer Ansicht von einer Schildkröte getragen), heißt das erste, ferner: Warum ermüdet die Sonne nicht, so daß sie ruhig bleibt; so glaube ich denn, daß der dritte Satz zu erklären sey: Warum schämt sich der Brave, so daß er seinen Entschluß nicht aufgibt? Die Antwort ist im vierten Vers: Standhaftigkeit ist der Guten Tugend.

70[c] übersetzt Hr. v. B.: inimicos honore dignos honora vel prosequere. Der Text lautet:

mânjân mânaja vidvisho 'pjanuja,

und ist augenscheinlich in zwey Sätze zu spalten: honore dignos honora. inimicis adeo gratificare.

71 wird ganz falsch dadurch, daß Hr. v. B. kijanta: wie viele? nicht als Pronomen interrogativum, sondern relativum faßt.

Der folgende Abschnitt ist einer der schönsten im ganzen Buche, und wir können uns nicht enthalten, einen Theil der Strophen zu übersetzen. Er empfiehlt Standhaftigkeit.

73. Gemeine beginnen nichts aus Furcht vor Hinderniß;
Der Mittelschlag beginnt, doch schließt vor Hinderniß;
Die Besten aber lassen nichts Begonnenes,
Wenn Hinderniß auch fort und fort sich widersetzt.

74 im epischen Slokas:

Denn in der Menschen Leib liegt die Trägheit, ein gewalt'ger Feind;
Kein bess'rer Freund als Anstrengung; was sie beginnt, vollendet sie.

75. Standhafter Männer Seelenstärke löschet selbst
Das schwerste Unglück nimmer. Nimmer brennt die Gluth
Der unterwärts gehalt'nen Flamm' auch unterwärts.

76[b] liest Hr. v. B. mit A kopakriçanutâpa, welches den Sinn gibt: wer keine Reue über Zorn fühlet *) u. s. w., der erringt ewiges Heil. Die Lesart der Seramp. Ausg. ist kopi kriçanutâpa — wer auch nicht die mindeste Reue fühlet. Mir scheint jene Lesart äußerst matt, und, wenn wir uns des in den Sagen so oft vorkommenden Zorns der indischen Jogî erinnern, auch falsch. Das Ganze lautet:

---

*) Hr. v. B. hat es falsch übersetzt: irae ardentis flamma.

Weß Geist der Pfeil aus zarter Mädchen Liebesblick
Niemals durchbohret, nicht die kleinste Reue brennt,
Nicht Weltlichkeit in ihre Sehnsuchtsfesseln schlug,
Der Held besieget diese Dreywelt insgesammt.

77. Besser ein Sturz vom hohen Berge,
Der Körper zerschmettert am rauhen Fels;
Besser die Hand in der Schlange Rachen,
Besser ein Sprung in des Feuers Gluth,
Als einen Schritt nur abgewichen
Vom rauhen, steilen Tugendpfad.

78. Das Feuer wandelt dem in Fluth sich; in einen Bach der Ocean;
In einen Hügel der hohe Meru; der Leu in eine Hindin gleich;
In einen Rosenkranz die Schlange; in einen Nectarregen Gift;
In dessen Herz die höchste Tugend rein und unverbrüchlich steht.

79. Bald ein Lager auf der Erde, bald im weichen Palankin;
Rauhe Speisen bald, bald feine; Lumpen bald, bald Purpurkleid;
Gilt es seine Pflicht zu thun, gilt Weisen weder Lust noch Schmerz.

81. Die Sittenrichter mögen loben, tadelen;
Mag Glück begleiten oder gehn wohin es will;
Mag heut der Tod nahn oder erst in hundert Jahr;
Standhafte weichen keinen Fuß vom Pfad des Rechts.

Einzelnes wollen wir unberührt lassen. Der folgende Abschnitt (82—91) enthält Sentenzen über Schicksal, Vorsehung. Die erste beruht auf einer entweder im Volke oder schon in Schriften lebenden Fabel:

82. Der Schlange, die schon hoffnungslos verhungert fast im Korbe saß,
Fiel durch ein selbstgemachtes Loch bey Nacht ein Mäuschen in den Mund;
Sie aß ihr Fleisch, und machte dann sich auf demselben Weg davon.
Drum gutes Muths! Die Vorsicht herrscht ob Menschen Glück und Mißgeschick.

86 ebenfalls auf einer Fabel ruhend:

Ein alter Kahlkopf, von der Sonne Strahl den Kopf verbrannt,
Setzt Schatten suchend sich zu Füßen eines Vilvabaums,
Und augenblicks zerschlägt ihm eine fallende Frucht den Kopf.
Gewöhnlich, wo ein Unglücklicher hingeht, folgt ihm Mißgeschick.

90 [a] muß statt jadjasti nothwendig jadjasja stehen, wie denn auch Ed. Ser. hat. Wahrscheinlich ist übrigens jenes nur ein Druckfehler, zumal da Hr. v. B. die Abweichung der Ed. nicht erwähnt.

91 [b] muß statt vidjâ: kalâ: wie Hr. v. B. schreibt, nothwendig gelesen werden vidjâkalâ: wie auch B. übersetzt. Jenes ist ungrammatisch.

Der letzte Abschnitt (92—100) theilt Sentenzen über die Kraft der Wohlthätigkeit mit — Religion der Werke.

Ein bedeutendes Mißverständniß findet sich hier 93 [a]. Der Text lautet:

brahmâ jena kulâlavannijamito brahmân'd'abhân'd'odare.

Hr. v. B. übersetzt: Quo opere Brahman figuli instar, brahmanici ovi vasculum ex sinu formavit. Diese Uebersetzung ist ungrammatisch, und widerspricht dem Mythus. Wir übersetzen: (ei operi veneratio) per quod Brahma ventre ovi brahmanici clausus est; also der ursprünglichsten Kraft. Bekanntlich ist selbst Brahma aus einem Ey hervorgegangen. Man. I. 9. Auffallend ist hier die Form jamita für das gewöhnliche jata. Dieselbe Form möchte ich auch I. 12 [a] für keçâ: sanjamina: setzen (nämlich sanjamitâ:) cincinni coerciti), da jamin *coercens* ganz unpassend ist. Uebrigens ist jene Form keineswegs sehr selten.

96 [c] ist bhontum (der Inf.) um zu genießen, gerade wie *datum* III. 3, und nicht wenn du wünschst zu suppliren.

97 [a.b] übersetzt Hr. v. B.: Boni speciem prae se ferat an mali opus aliquid (sic B.!) per sapientem ab initio omni cura evitanda est praemiorum expectatio. Die Scholl., welche Hr. v. B. anführt, zeigen ganz deutlich, daß man einfach übersetzen müsse: A prudente, opus bonum malumve facere cupiat, ab initio finis est accurate perpendendus. Im folgenden Verse, welchen er überträgt: est enim operibus *cum animi perturbatione* inceptis aerumnae fructus, sollen die hervorgehobenen Worte atirabhasa entsprechen; dieses heißt jedoch nur: mit zu großer Eile (Sch.).

So viel von der zweyten Centurie, bey welcher wir uns durch mehrere Uebersetzungen die Hinzusetzung von vielen Anmerkungen ersparen zu können glaubten. Wir wenden uns jetzt zur dritten und letzten Centurie. — Frömmigkeit, Religion überschrieben. Sie enthält Sentenzen im Geist der indischen Ansicht über Entsagung alles Weltlichen.

Die erste Strophe ist dem Gott Sivas geweiht (hier Haras genannt). Die Uebersetzung des Hrn. v. B. können wir keineswegs gelungen nennen. Der erste Vers lautet:

k'ud'ottansitak'âruk'andrakalikâk'an'k'ak'kh'ikhabhâjuro.

Hr. v. B. übersetzt ihn: Is, cujus frons pulchro lunae segmento, flamma veluti expanso, ornata est, lucis Deus. Aus einer genaueren Analyse des Compositums konnte diese Uebertragung unmöglich hervorgehen. Wir folgen ganz dem Schol., welcher hier, unserer Ueberzeugung nach, unbedingt Recht hat,

und übersetzen demnach: splendens tremulâ flammâ segmenti pulchrae lunae (loco) cristae in capite. Ueberhaupt sind wir der Meinung, daß bey dem jetzigen Standpunkte der Sanskritskunde, wo uns noch keine, aus den Schriftstellern selbst hervorgegangene Wörterbücher zu Gebote stehen, die Autorität der Schol. noch sehr hoch zu stellen sey. Die erste Hälfte des zweyten Verses ist richtig übersetzt; die zweyte ist sehr schwierig. Der Text lautet: çrejodaçâgre sphuran. Hr. v. B. übersetzt: salutis statum prodire jubens. In einiger Rücksicht scheint er hier den Scholl. gefolgt zu seyn, doch müssen diese einige Corruptionen erlitten haben. Sie erklären: çrejosâm panjânâm (bonorum) daçâ (status) tasja agre prakat'ajan. Hier ist nun tasja unerklärlich, da daçâ weiblichen Geschlechts, also tasjâs stehen müßte. Setzen wir dieses, so heißt es in summo bonorum statu manifestans; dieser Satz ist aber noch mangelhaft, da das Object zu manifestans fehlt, oder prakat'ajan eben so viel seyn muß, als se manifestans. Hierfür spricht nun auch einerseits die Bedeutung der Wurzel kat', welche bey Rosen (Radv.) nur ire se movere erklärt wird, andrerseits die Bedeutung von sphur prosilio; wogegen prakat'ajan *movens prodire faciens* Bhartrih. I. 50 wohl nicht in Betracht kömmt. Vielleicht auch, daß wir in den oft corrumpirten Scholl. entweder geradezu prakat'an oder prakatajam svajam schreiben dürfen. Wir übersetzen demnach in summo bonorum statu se manifestans.

V. 3 übersetzt Hr. v. B. (Sivas) qui, onus tandem ex infinitis stultitiae tenebris exorsum, removens — mentem devincit; hier ist die Verbindung durch das Particip. präs. weniger schlagend; wir würden eher eo quod — removet gesetzt haben, anta: sphurg'at ist kaum übersetzt; eher: onus — *intus tumens* rem.; stultitia endlich ist nicht äqual *moha*. Letzteres ist der Zustand, wo Sinnlichkeit über den Menschen herrscht. Den vierten Vers übersetzt Hr. v. B.: (qui) mentem in domicilio sapientum *devincit*, sapientiae fax est Harus. devincit scheint mir nicht dem *vig'ajate* des Textes zu entsprechen. Dieses scheint eher den hohen Zustand der Vollendung nach Besiegung aller Weltlichkeiten auszudrücken, wie es denn auch der Schol. durch sarvotkarshena pravartata erklärt; vgl. III. 58 [b] mit Scholl. (S. 87 Ed. Ser). Dieselbe Bedeutung hat auch das Simplex g'i II. 21. Est endlich ist auch nicht im Text begründet. Wir übersetzen demnach das Ganze: Splendens tremulâ pulchrae lunae segmenti flammâ in capite loco cristae, Amoris phalaena circumvolitante ludo victa, summo bonorum statu se manifestans, eo quod anterius onus tenebrarum affectionum infinitarum intus exorsum removet, sapien-

tum quasi mens intus viget fax sapientiae Harus. Kleinere Abweichungen von Hrn. v. B.'s Uebersetzung, welche wir für nothwendig hielten, bedürfen wohl keiner genaueren Erörterung. Wir verweisen auf die Schol.

Der erste Abschnitt (2 — 11) tadelt die Begierden der Sinnlichkeit. Der Refrain von fast allen Strophen ist: alles ist eitel.

3[a] übersetzt Hr. v. B.: Equidem salutem, devotione in mundo parabilem non praevideo. Der Text lautet:

na saùsârotpannan' k'aritam anupaçjâmi kuçalam,

welches nur heißt: Ich sehe keinen der Welt entsprossenen seligen Wandel. Der vierte Vers ist durch zu große Umschreibung fast verdunkelt.

4. Durch berg- und schluchtgetheilte Länder
   Irrt' ich — keine Frucht ward mir;
Den Adel meines Hauses lassend
   Dient' ich — eitel war auch dieß.
Gleich einem Raben aß in fremden
   Häuseren ich ehrberaubt;
Und dennoch, Durst nach sünd'gen Thaten,
   Bist du heut noch nicht gelöscht.

Bey Hrn. v. B. ist die Uebersetzung ungenau. Eben so 6[b.c], wo Hr. v. B.: intus cohibitis lacrimis vel *ridendum est* animi gaudiis deprivato; (hier war *risum est* zu schreiben Sskr. hasitam) *cogitatione tanquam poste facta*, junctis manibus coram mente captis *standum* (hier war mentis insensibilitate facta zu übersetzen; über stambha vgl. man Am. K. und Scholl. — und *astitum*.

7[a.b] übersetzt Hr. v. B.: Cur non in gratiam hujus vitae guttae in loti flore similis opera nobis adhibenda sit, ut nulla consideratione facta vel ante pedes divites — vitium committamus — virtutes nostras — enarrandi. Der Text lautet bey Hrn. v. B.:

amisham prâu'ânân tulitavisinipatrapajasâm

krite kin nâsmâbhir vigalitavivekair vjavasitam
padâdh'jânâm agre u. s. w.

Kin na im zweyten Vers heißt hier und an unzähligen andern Stellen quid non, d. h. omnia. Daß Hr. v. B. es hier mißversteht, ist um so auffallender, da er es sonst fast immer richtig übersetzt. Im dritten Verse, wo Hr. v. B. padâdh'j. liest, und darnach übersetzt, hat die Ed. Ser. und Scholl. jad âdh'jânâm; da Hr. v. B. diese Verschiedenheit verlesen hat und nicht angibt, so vermuthe ich fast, daß auch Cod. A so liest. Auf

jeden Fall ist es das einzig Richtige. Demnach übersetzen wir: Quid non hujus vitae causa aquae in loti flore similis a nobis, consideratione dilapsa, perpetratum est, quod divitum in praesentia — proprias virtutes enarramus. Die übrigen Abweichungen von Hrn. v. B.'s Uebersetzung verstehen sich von selbst.

9. Schon decken das Gesicht Falten; ergraut ist schon des Hauptes Haar;
Die Glieder zittern schon; nur die Begierde bleibet immer jung.

Der folgende Abschnitt lehrt die Verachtung aller sinnlichen Dinge.

12[b] ist sankala bey Hrn. v. B. schwerlich Sanskrit. Wir lesen sankula nach Analogie von âkula, und übersetzen dhanalubdhasankuladhijas quorum mens divitiarum cupidine turbata. Im dritten Vers übersetzt Hr. v. B. rok'ate durch placent: es ist aber der Singular; er hätte bloß übersetzen müssen: hoc mihi non placet.

13. Die Sinnlichkeiten trennen sich von selbst von euch,
Wenn sie auch lange bey euch wohnten. Warum nun
Entlaßt ihr sie von selbst nicht? Welcher Unterschied? —
Gehn sie aus eig'nem Antrieb, lassen sie
Dem Menschen herbe Schmerzen. Stoßet ihr sie weg,
Dann merkt ihr freudige Zufriedenheit dem Geist.

15 übersetzt Hr. v. B. aju: kshîlate param: (nobis) teritur vita pretiosa, indem wir in den Sinnlichkeiten befangen sind; param aju; (summa vita) ist: die Seligkeit; kshîjate: geht verloren.

17[d] ist falsch übersetzt: indem die Dichter an den Frauen häßliche menschliche Verrichtungen und ihre Instrumente mit dem Schönsten vergleichen, schließt dann der Dichter:

muhur mndjaa rûpang kavivaraviçeshair gurukritam.

Dieses übersetzt Hr. v. B.: sic statim contempta est forma illa, quae optimorum poetarum epithetis extollebatur. Gerade umgekehrt war zu übersetzen: subito forma vituperanda ab optimis poetis data est (man vgl. I. 77).

Der folgende Abschnitt (22—31) enthält Sentenzen über das Elend des Lebens, und räth darum, sich in die Einsamkeit in den Wald zu flüchten, und dort ein frommes Leben zu beginnen.

22 ist ungenau übersetzt, in 23[d] übersetzt Hr. v. B. vid'ambana durch simulatio, wornach der Sinn wäre: ein schwer zu füllender Bauch erregt Verstellung. Dieses scheint uns zu speciell und matt. vid'ambana kann seiner Etymologie nach am ersten

Verworfenheit heißen, und diese Bedeutung halten wir in diesem Zusammenhang für die beste:

25. O Thal des Himavan, von Gangas Wellen
Mit zartem Thau erfrischt, deß schöne Felsen
Der Weisen Schaar bedeckt, warum verödet?
Dieweil der Menschen Sinn an mit Verachtung
Gereichte Fremdalmosen sich gehangen.

26 ist von Hrn. v. B. höchst ungenau übersetzt; der Sinn ist:

Warum, warum sind wüst der Grotten Wurzeln?
Warum der Ströme Sturz vom Berge rauschend?
Warum die süßen, fruchtgefüllten, rinde-
Bedeckten Bäume? Warum tanzet trunken
Vor Stolz auf wen'ge, schlechterworb'ne Güter
Der Thoren schamlos Haupt, und wird verehret.

Der Ed. Seramp. hat übrigens die Lesart çâkhâ: nicht, wie Hr. v. B. angibt, bhagnâ:.

27. Durch reine Wurzeln Früchte schaff dir heut
Ein lieb- und güterreiches Leben!
Ein Erdebett aus jungen, schönen Pflanzen!
Steh auf! zum Wald! dort hört man wahrhaftig nicht
Die Stimmen, schwach durch Schätze, Krankheit, Leidenschaft
Der Buben, deren Sinn von Thorheit wirre ist.

28. Früchte so viel dir beliebt!
Schattige Bäume voll Lust!
Süße, erfrischende Fluth!
Blumiges Lager so zart!
Und dennoch unterwirft der Arme sich
Der Schande an des Reichen Thür.

29. Nach tiefem Denken auf der Grotte Felsenlager
Ausruhend, möcht' ich jener Tage mich erinnern
Mit Hohn und Lachen, die in Plutus Angesichte
Dem Schmerze des Erwerbs geweihet, goldreich wurden,
Doch Aermlichkeit der Seele auch verleihen, welche
Nicht kennet die Entsagung aller Weltlichkeiten.

30 lautet im Original:

eko deva: keçavo vâ çivo vâ
ekan mitram bhupatir vâ jatir vâ
eko vâsa: pattane vâ vane vâ
ekâ bhârjâ sundarî vâ darî vâ.

Dieses übersetzt Hr. v. B.: unus colatur Deus Vishnus aut Sivus; unus amicus rex aut mendicus; unum domicilium in urbe aut in sylva; una uxor pulcra aut foramen. Zur Erläuterung fügt er unter andern Folgendes hinzu: Nostra — sententia docet, quatuor esse, quibus omnino hominem non posse carere — quorum nisi sui generis optimum quod-

que habeat, vel pessimo utatur necesse est. Hierin scheint mir der Sinn nicht ganz erfaßt zu seyn. Es ist nicht im Allgemeinen ein Gegensatz zwischen dem Besten und Schlechtesten, sondern zwischen dem höchsten Genuß des Weltlichen und dem Anachoretenleben. So ist denn auch darî, was Hr. v. B. foramen übersetzt, und contemptibilis femina erklärt, in seiner eigentlichen Bedeutung Grotte als Wohnort der Anachoreten zu fassen. Derselbe Gedanke: daß man in der Welt der Höchste seyn müsse oder Anachoret werden, kehrt in unsern Centurien oftmals wieder; so schon I. 18, 19, 31, 52, 53; etwas verändert II. 35, III. 67, Supplem 25. Wischnu ist Gott der Weltlichkeit, daher er auch zu Anfang des zweyten Buches angerufen wird. Vgl. über den Gegensatz zwischen ihm und Siva Bohlen zu III. 1 und 85.

31 ist avârja nicht repellens, sondern quod repelli nequit.

Der folgende Abschnitt (32—41) enthält Sentenzen über die Flüchtigkeit des Vergnügens. Auch darum ist Resignation das einzige empfehlenswerthe.

35[d] übersetzt Hr. v. B. lokânugrahapeçalena manasâ durch mente a mundi favore aliena; es muß heißen: m. mundi favoris (voluptatum) gnara.

36[c] übersetzt Hr. v. B.: celeriter vacillant juventutis gaudia corporis adminicula perperam reputata; der Text lautet:

lolâ jauvanalâlasâs tanubhritâ mithjâkalejja drutam.

Hr. v. B. verbindet demnach drutam lolâ jauvanâl mithjâkalajja tanabhritâ: Anderes dagegen der Schol. Dieser nimmt lolâ jauvanatâlasas tanubhritâ: besonders: fugitivas juventutis laetitias corpus sustentantes, und alsdann muthjâkalajja ut vana cognoscens, wobey er sarvam supplirt, omnia, was früher erwähnt ist, und drutam zieht er zu vidadhvam im folgenden Vers. Diese Erklärung empfiehlt sich sehr. Das Ganze ist demnach: Voluptates — mobiles, vitam — fragilem; juveniles laetitias — fugitivas, omnia haec ut vana cognoscentes celeriter mentem ponatis in devotione.

Der folgende Abschnitt (42—51) ist die Majestät der Zeit überschrieben, wo die Zeit personificirt erscheint (Kâla).

42[a] lautet im Text:

unmatta: sak'a râg'aputranivahas.

Hr. v. B. übersetzt es: principis vesana cohors, und erklärt râg'aputra durch Kronprinz, qui inducitur multitudine cultus. Kronprinz heißt im Sanskrit gewöhnlich jauvanarâg'a. In dieser Strophe wird übrigens der Pomp eines großen Königs be-

schrieben, von diesem bildete eine Zahl von Kindern kleiner Fürsten, welche den König umgaben, einen递haupttheil, wie dieß schon Draupadîpram II. 13 und sonst vorkömmt, es heißt demnach: superba cohors filiorum regiorum.

43. Wo viele sonst in einem Hause, da ist einer nur;
Wo einer erst, dann viele, ist kein einz'ger mehr.
So spielet Kâla mit der Kali — Tag und Nacht
Sind Würfel — Spieltisch ist die Erde, Preis der Mensch.

44. Mit Sonnenaufgang, Untergang verzehret sich
Das Leben Tag für Tag, die Zeit jedoch erkennt
Ob schwerer-Müh-belast'ter-Arbeit keiner je.
Und keine Furcht erfaßt uns, sehn wir im Gefolg
Der Geburt das Alter Noth und Tod; wahnsinnig ist
Die Welt, als trank sie sinnverwirrendes Getränk.

Hr. v. B. übersetzte nicht ganz genau.

46 übersetzt Hr. v. B.: Quodsi meditatione. — Sivi domicilium non attingitur *propter mentem in res mundanas defixam.* Die hervorgehobenen Worte sollen dem Sanskrit sansâravik'ittaje entsprechen; dieses ist aber im Dativ stehend zu übersetzen: ad rerum mundanarum destructionem, d. h. zur Entsagung.

Uebrigens hat Hr. v. B. die Strophe auch im übrigen mißverstanden. Er übersetzt: *quodsi* meditatione u. s. w. *quodsi* virtus porro — non acquiritur *idem est ac si* mulieris uberum et lumborum par in somno non amplecteremur u. s. w. Die beyden quodsi und idem est ac si entsprechen keinem Worte im Original, und sind geradezu eingeschoben. Die drey hier angegebenen Dinge sind augenscheinlich coordinirt, und entsprechen den drey Centurien; im ersten Satze ist die Devotion, im zweyten die Tugend, im dritten die Liebe angedeutet. Der Schluß — der vierte Vers — eine sprichwörtliche Redensart, ist uns im Einzelnen nicht klar. Im Ganzen ist der Sinn: so wir uns keinem der drey erwähnten Dinge zuwenden, so sind wir unnütze Menschen; daß diese Erklärung richtig sey, zeigt insbesondere die folgende Strophe, welche Hr. v. B. zum größten Theil mißverstand. Ihr Sinn ist völlig analog dem der 46sten Strophe Vers 1 lautet:

nâbhjastâ bhuvi vâdivrindadamanî vidjâ vinîtok'itâ.

Dieses übersetzt Hr. v. B.: Scientia in orbe terrarum honorata, quae altercantium multitudinem refraenat, si obedientiae non adsuescit ipsa. Hier ist abhjasta nicht non spreta, sondern höchst wahrscheinlich studio acquisita (vgl. abhjâsa studium Urvas. S. 7, 8, und das ihm in der folgen-

den, denselben Sinn von neuem wiederholenden Strophe entsprechende adhigàta). — vinîtok'ità glaube ich sind zwey Adjective. Die auch im Uebrigen etwas ungenaue Uebersetzung bedarf keiner genaueren Erläuterung.

48 ist vidjà nâdhigata kalankarahita übersetzt: Scientia quae colitur *virtutis signis expers*; während es heißen müßte: Scientia *maculis pura* non acquisita est.

Sehr dunkel übersetzt, und, wie ich trotz diesem Dunkel zu ahnen glaube, auch falsch ist die 49ste Strophe A. B. lauten im Original:

vajan jebhjo g'âtâç k'iraparigatâ eva khalu te
samâ jeshâm vriddha smritîvishajatân te'pi gamitâ:
idânim etc. u. s. w.

Hr. v. B. überträgt: Nos quibus liberi adsunt, qui longo quantumvis tempore circumeant, nobis aliquando similes, senum quoque emortuorum memoriam revocabunt; nos, inquam, tales sumus ut, de die in diem casibus obnoxii, conditionem adepti simus arboribus in arenosa fluminis ripa crescentibus similem. Wir würden die erste Hälfte so übersetzen zu müssen glauben: Nos, quibus liberi post longum tempus aequales (erunt, nos) quorum senes hi etiam in solam memoriam transierunt, nos hodie tales u. s. w. Deutsch:

So sind wir heute; und wie wir sind, werden einst
Auch unsre Kinder; doch die wir als Greise sahn
Sind nur Erinn'rung; so denn sinkend Tag für Tag,
Sind wir dem Baum gleich, welcher an des Stromes Rand,
Ein Spiel der Wellen, auf dem sand'gen Ufer steht.

Die Composition k'iraparigatâ: im ersten Verse mahnt mich daran, eine ähnliche in III. 3 zu schützen; dort lesen nämlich Schol. und Cod. B k'iram parigrihita, welches entschieden in kiraparigrih. zu verwandeln, und der wegen api völlig unpassenden Lesart k'iram api grihîta vorzuziehen ist.

50. Auf hundert Jahre ist des Menschen Dau'r gesetzt;
Die eine Hälfte geht davon in Nacht dahin;
Der andern Hälfte eine Hälfte wiederum
Ist Kind- und Greisenalter. Doch den Ueberrest
Begleitet Krankheit, Schmerz und Trennung, Sclavendienst
Und tausend Ungemach; woher kömmt Freude nun
Dem Menschen in dem wasserwogenschnellen Lauf?

Der folgende Abschnitt (52 — 61) enthält ein Gespräch zwi-

schen einem König und einem Asceten; Klagen über den Stolz der Könige, das Ascetenleben ist aber das wünschenswerthere.

52.ᵉ übersetzt Hr. v. B.: hoc modo, quum permagnum inter nos utrimque discrimen sit honoris et divitiarum; der Text lautet:

itthań mânodhanâtiâûram ubhajor apjâvajor antaram.

Das im Original vorkommende api hat Hr. v. B. unberücksichtigt gelassen, und darum ist seine Uebersetzung völlig mißrathen: ob wir das Original im Folgenden ganz wiedergegeben haben, wagen wir nicht zu versichern, wenigstens haben wir keinen Theil desselben außer Acht gelassen. Wir übersetzen: ita quidem honoris et divitiarum valde magnum (intervallum) etiam utriusque nostrum intervallum est, d. h. so weit wie Ehre und Reichthum aus einander liegen, so weit sind wir verschieden. Dieses stimmt auch mit dem Vorhergehenden, wo der Gegensatz zwischen dem König und dem Asceten eben hierauf basirt ist: »Du bist König, wir wegen unserer Weisheit geehrt; du bist reich, wir berühmt« (man vgl. auch 54).

54) Diese schöne Sentenz hat Hr. v. B. dunkel übersetzt; sie lautet: Wir freuen uns der Rindengewänder *), du der seidenen; gleich ist unsere Freude hier; ein unterschiedloser Unterschied (unsere Zufriedenheit ist gleich, der Gegenstand derselben verschieden). Arm sey der (oder; wenn wir bhavati für bhavatu lesen, ist der), dessen Begierden groß sind; ist aber das Herz zufrieden, wer ist dann reich und wer ist arm?

58ᵈ liest Hr. v. B.: katipajapura: svamje — ka osha madanag'vara: welches wörtlich übersetzt hieße: quae haec est superbia paucas urbes in possessione habens. Diese Verbindung ist wenig gefällig, und svamje (possessione) würde dadurch ganz überflüssig. Die Edit. Sriram. hat katipajapurâ; dieses scheint auf die richtige Lesart zu führen. Der Schol. bringt jenes Wort nämlich in ein Genitiv-Verhältniß mit dem ihm folgenden svâmje; es muß nach ihm also ein Compositum mit diesem gebildet haben; ich schreibe demnach mit der leichtesten Emendation, welche im Sanskrit nur vorkommen kann, indem ich â in î verwandle, also nur einen Bogen über die Linie setze, welcher sehr häufig ausgelassen wird — katipajapurîsvâmje ka u. s. w. quae haec superbia ob paucarum urbium possessionem.

Der folgende Abschnitt (62—71) ist gewissermaßen ein Selbstgespräch, worin der Dichter seinen Geist auffordert, der Sinnlichkeit zu entsagen, und ein devotes Leben zu ergreifen.

---

*) Bekanntlich die Tracht der indischen Asceten.

63[d] Ein Compositum bhavjasankalpajan verstößt so sehr wider die Regel, daß ich statt dessen bhâvjam (die Schol. haben augenscheinlich bhâvjam) âkalpajan schreiben möchte. Die ganze Strophe verdiente übrigens eine genauere Betrachtung.

64[a] finden sich seltsame Fehler bey Hrn. v. B. Er übersetzt: Requiesce a crassis istis *ferreis*que sensuum objectis. Der Text lautet: etasmâd viramendrijârthagahanât âjâsakad. Augenscheinlich soll das in der Uebersetzung hervorgehobene Wort dem letzten des Originals gelten. Allein ferreus müßte âjasa von ajas (aes) heißen. âjâsaka von âjâsa ist nach dem Schol. contentionis formam habens, miser. Der Text geht folgendermaßen weiter:

âçraja
crejomârgam acesha du: khacamanavjâpâradakshaṅkshan'ât
âtmîbhavam upaihî.

Der Schol. zieht kshan'ât in b zu ehi in c, ich ziehe es zu âçraja in a, und übersetze: Von diesem unseligen Dickicht der sinnlichen Dinge laß ab, wende dich schnell zum guten Pfade u. s. w.

65[a] muß für mohaṅ mârg'ajatâm geschrieben werden moha: mârg'.— upâçraja ratin' k'andrardhak'ud'amanau ist zu übersetzen quaere laetitiam *in eo qui* nicht per eum qui. Die Inder construiren bhakti und ähnliche Wörter mit dem Locativ, und dieser Sprachgebrauch verbreitete sich über den ganzen Orient, und drang mittels des neuen Testaments zu uns: Seligkeit in Gott.

66[b] hätte eigentlich etwas genauer übersetzt werden können.

68[a] ist von Hrn. v. B. ein Wort dughâs im Text gelassen, welches weder bey Wilson vorkömmt, noch eine Wurzel hat; vielleicht ist daghâs zu lesen, welches von dagh kommen würde.

69[a] übersetzt Hr. v. B. die Worte: maran'ag'anmabhajaṅ hṛidistham moriendi et nascendi timor animo insitus; allein dieser Satz hätte negativ werden müssen: nullus timor u. s. w., da sich das na im folgenden Verse auch hierauf bezieht. Der Indifferentismus gegen Tod und Leben ist einer der Hauptprincipien dieser Weltansicht.

71[a,b]:

pâtâlam âviçasi jâsi nabho vilanghja
dingman'd'atam bhramasi mânasa k'âpalena,

übersetzt Hr. v. B.: infernum intras, vadis ad aethera, orbem transsiliens terrarum pervagaris o animo cum levitate. Ungenau! es muß heißen: ingrederis infernum; vadis ad coelum properans; pererras orbem terrarum o an. u. s. w. Der

Sinn ist: Alle Wege schlägst du ein; nur des einzigen zur Seligkeit führenden, des des Brahma vergißt du.

Der folgende Abschnitt (72—81) Schwanken zwischen dem Ewigen und Nichtewigen; alles Irdische ist vergänglich; nur Wairagja ist etwas Ewiges.

72[a.b] übersetzt Hr. v. B.: quid faciendum de libris sacris — Vedis — Legibus — *qui in paradisi vico tabernaculum ad habitandum promittunt et opera officiaque ludunt.* Der Text lautet:

kiṅ vedai: smritibbhi: purân'apath'anai: çâstrair mahavistarai:
svargagrâmakutînivâsaphaladai: karmakrijâvibhramai:

Hr. v. B. betrachtet demnach die hervorgehobenen Worte als Adjectiva-Composita der Substantive im ersten Verse; nicht so der Schol. Dieser nimmt das letzte Wort des zweyten Verses wieder als Substantiv, zu welchem das erste das Epitheton bildet; ihm nach ist also zu übersetzen: Quid Vedae ad nos — Leges — — *quid operum rituumque errores* promittentes u.s.w. Wir glauben dieser Ansicht beytreten zu müssen. Der Inhalt der Strophe, tief begründet in der Jogiphilosophie und in der indischen Ansicht von Seligkeit, ist der, daß die ganze Religion tief unter dem geistigen Indifferentismus stehe. Die Religion spaltet sich nun in die geistige Thätigkeit: Studium der heiligen Schriften und die Werkthätigkeit, Ceremoniell; nehmen wir B.'s Uebersetzung, so wäre nur jener Theil eigentlich erwähnt, die Werkthätigkeit als ein Theil derselben betrachtet. Ist dagegen die Erklärung des Schol. richtig, so sind beyde religiöse Thätigkeiten als coordinirt erwähnt; beyde aber sind nach unserer Strophe ein Kaufmannsgeschäft, eine Rechnung mit dem Himmel. Die Versenkung in Brahma, Indifferentismus gegen alles Weltliche ist das Höchste.

77 übersetzt Hr. v. B.: quamobrem ad Gangem poenitentes habitemus? Colamus *vel* potius mulieres — *vel* etiam exorbeamus librorum copiam — nescimus quid faciamus inter mortales, quorum vita paucis tantum oculi nictationibus constat. Hier ist die Construction mißverstanden. Die drey Sätze, deren beyde letzte Hr. v. B. durch vel angeknüpft hat, sind im Original durch *kim* — *uta* — *uta* verbunden, d. h. ob — oder — oder, und das Ganze bis nescimus ist eine Frage, und zu übersetzen: Sollen wir am Ganges-Fluß wohnen als Asceten — oder der Liebe pflegen — oder die Lehren der Lebensweisheit studiren? Diese drey Abtheilungen entsprechen wieder den drey Centurien Vairâgja, Sringâra, Niti. Daher paßt *poenitentes* nicht in die Uebersetzung; eher devoti, und für

librorum copiam würden wir wörtlicher und zugleich entsprechender praeceptorum copiam geschrieben haben.

Zu 79 findet sich eine seltsame Bemerkung, wo khan'd'ita *suffossus* übersetzt wird; khan heißt graben, khan'd' rumpo. Die Uebersetzung ist ungenau.

81[b] übersetzt Hr. v. B. im Commentar, indem er seine frühere Uebersetzung verbessert: quidve (non jucundum est) etiam permagnâ cum caris vitae instar amicis conventus felicitate gaudere. Der Text lautet:

kiṅ vâ prân'asamâsamâgamasukhan naivadhikam prîtaje,

d. h.: quid? nonne summo gaudio laetitia ex conventu cum amicâ vitam contra carâ?

Der folgende Abschnitt (82—91) spricht schon von der Art, wie Siva verehrt werden müsse.

85[c] übersetzt Hr. v. B. bhavabhogodvignâs durch a voluptate perfruenda lassati. Er hätte eigentlich wenigstens merken müssen, wie unpassend dieß hier sey. Der Schol. erklärt richtig: bhavasja pûrn'atajâ bhîtâs: territi satietate Sivae (durch die Anfüllung mit Verehrung des Siva).

86[b] übersetzt Hr. v. B. virasaparinâmâ vadhigatam durch ad sterilem vicissitudinis finem jam redactum; wir den Scholl. zu Folge: sterilis maturitatis periodum ingressum.

88[d] ist kadâ seltsamer Weise durch tunc übersetzt, während es quando heißen müßte. Der Sinn ist: wann werde ich vom Leid befreyt werden, nachdem ich mich im Ganges gebadet?

89[d] lautet: sukhaṅ çânta: çete munir atanubhâtir nrîpa iva. Hr. v. B. übersetzt: feliciter dormit Munis quietus, *nullo corporis respectu habito*, regis instar. Doch bemerkt Hr. v. B. im Commentar selbst, daß er atanubhûti nicht richtig gefaßt zu haben glaube. Wir glauben bhûti steht hier in der Bedeutung übernatürliche Macht (wie es Amara Sinha erklärt), und übersetzen demnach statt der hervorgehobenen Worte: die übernatürliche Macht eines Körperlosen (eines Gottes) habend.

91[c.d] übersetzt Hr. v. B.: Qualiscunque enim mortalis inter devotos indivisi et summi numinis scientiam cupientes a Sivo, et si corpus non deposuerit, gratiae beatitudine cumulabitur. Der Text lautet:

atjâge 'pi tanor akhan'd'aparamânndâvabodhasprîhâm
martja: ko 'pi çivaprasâdasulabhiṅ sampatsjate jogenâm.

Hr. v. B. faßt sprîhâm im Genitiv, und zieht es zu joginam, ohne zu bedenken, daß das Adjectiv çivaprasâdasulabhim nun kein Substantiv hat. Augenscheinlich ist dieß sprihâm und

als Accus. zu fassen von sprihâ. Wir übersetzen demnach: quisque mortalis inter devotos acquiret desiderium summae et indivisae laetitiae, Sivae favore facile parabilem, corpore vel non relicto.

Der letzte Abschnitt enthält Sentenzen über den Lebenswandel der Frommen (Asceten). Auch in diesem Abschnitt finden sich einige Ungenauigkeiten, welche wir jedoch nicht weiter urgiren wollen, und uns lieber sogleich zu den als Anhang hinzugefügten 25 Strophen wenden, welche vorzüglich der zweyten Centurie entlehnt sind, welche im Cod. A weit über 100 Strophen enthält. Es sind demnach größtentheils Sprüche aus dem Gebiet der Lebensweisheit. Um diese Rec. nicht zu sehr über Gebühr auszudehnen, wollen wir unsere Bemerkungen so sehr wie möglich beschränken.

Zu 1 bemerkt Hr. v. B., der Sinn sey naturam furca expellas tamen usque redibit; das ist nicht der Fall, wie eine Uebersetzung beweisen wird:

Des Feuers Gluth besiegt das Wasser,
Der Sonne Brand ein Sonnenschirm,
Den trunk'nen Elephant die Kette,
Der Stock den Esel und den Ochs;
Die Krankheit mancherley Arzneyen,
Das Gift ein hoher Zauberspruch.
Für alles gibt es vorgeschrieb'ne
Heilmittel; für den Thoren keins.

Die sechste Strophe lautet im Cod. A, welcher allein sie darbietet:

tvam ova kâtakadhâro sitikeshâň na gok'ara
kim ambhodavarâsmâkang kârpanjokti: prstikshjase.

Etwas kühn emendirt dies Hr. v. B. in:

tv. ev. k'atako dhârâ iti lok'anagok'arâ:
kim asmadambhodavarang karp. pr.

und übersetzt: Tu quoque, Châtaka, quum guttae hoc modo tibi discernantur, quam ob rem misera voce nostrae nubis beneficium expectas. Diese Uebersetzung ist schon dadurch falsch, daß k'atako, der Nominativ, als Vocativ genommen wird. Da sie übrigens auch keinen vernünftigen Sinn gibt, so trägt sie nichts dazu bey, des Herrn Herausgebers kühne Veränderungen zu schützen, und wir dürfen sie wohl ohne weiteres fallen lassen. Mir scheint dieser Slokas nichts weiter, als eine in dieses gewöhnliche Metrum, welches den Indern bekanntlich selbst zur Abfassung von Grammatiken und Lexicis dient, gebrachte kurze Erläuterung der folgenden Strophe zu seyn. Der Sinn derselben ist: Nicht alle Wolken sind wasserhaltig; klage darum, o Cha-

taka, nicht eine jede an. Um diesen Sinn auch in dem fraglichen Slokas zu erhalten, bedarf es in drey Theilen nur weniger Emendationen; den ersten Theil des ersten Verses brauchen wir nur ordentlich abzutheilen:

tvaṁ eva k'atakâ 'dharo 'si.

Tu Chataka sine guttis est. Vom zweyten Theil haben wir das si (für asi) schon herübergenommen; das übrige muß ich, bis sich mir etwas besseres darbietet, in dhig esham na gok'ara: emendiren; dieses sind gleichsam die Worte des Vogels Vae! harum nullus fructus! — Im folgenden Verse verändere ich gar nichts:

kim ambhodavarâ 'smakang kârpanokti: pratikshiase.

Quid optimas nubes nostras ululans adspicis. Ambhodavarâs verliert vor asmâkam sein Schluß-s; das nun schließende â dürfte zwar eigentlich nicht mit dem Anfangs-â des folgenden Wortes zusammengezogen werden. Aber diese Regel wird häufig übertreten (vgl. Bopp Gramm. 71, Not. 2 zu Indralok. S. 93 und Sundopas. S. 116, Schleg. zu Bhagavadg. S. 117). Durch dieselbe Zusammenziehung ist auch Indralok. 5, 62[b] herzustellen, wo in der zweyten Hälfte gatâ und abhi in gatâ 'bhi zusammenschmilzt; die erste Hälfte dieses Verses hat schon Ewald (Ueber einige ältere Sanskrit-Metra, S. 20, Note) hergestellt.

9 übersetzt Hr. v. B.: Homines opere assequuntur praemium, sapientia opus consequitur; *quapropter* sapienti de futuro bene deliberandum est. Der Text lautet:

karmâjattam phalam puṅsâm buddhi: karmânujârin'i
tathâpi sudhijâ bhavjaṅ suvikârjaiva kurvata.

tathâpi heißt nicht quapropter, sondern dennoch. Nichts destoweniger bleibt die Uebersetzung des zweyten Halbslokas im Verhältniß zum Original unverständlich; ich glaube, man muß emendiren: sudhijokurvatâm, Emendationen, welche im Sanskrit die allereinfachsten, kaum einer Vertheidigung bedürftigen sind, dann heißt das Ganze: Ab opere pendet praemium; mens sequitur opus; tamen prudens agat, quod necessarium, bene meditatus.

10[c.d] sind von Hrn. v. B. etwas ungenau übersetzt: quid prae uxore fideli opes; qui prae eruditione peregrinandi felicitas; der Text lautet:

prijatamâ kânuvrata kin dhanam
vidjâ kiṅ sukham apravâsagamanam,

und heißt: quid carius quam uxor fidelis (genau: welche ist die Theuerste? ein treues Weib), quid opes prae scientia; quid

jucundius, quam non peregrinari. 11[b] ist kvak'itkvak'it: *ubicunque sunt* nicht ubique.

20 liest Hr. v. B. mit Ed. Ser. mukhalejena; ein Wort leja kenne ich nicht; sollte es lepena heißen? darnach müßte auch die Uebersetzung ein wenig geändert werden.

21 kommen bey Hrn. v. B. seltsame Verwechslungen vor. Der Text lautet im zweyten Verse:

avakaramkaran vikirati tatking krikavâkur iva hansa:

Das Ganze übersetzt Hr. v. B.: Si quando forte fortuna scilicet, mundus esset sine lotis, *cur propterea cygnus formae mutationem experiretur tanquam corvus.* Die hervorgehobenen Worte sollen jenem Verse entsprechen. Hier verwechselte Hr. v. B. offenbar avakara: Mist-Auskehricht, mit einem Worte avakàra, welches Form heißen könnte, dessen Existenz ich jedoch jetzt, wo mir Wilsons Sanscrit Dictionary abgeht, weder versichern noch leugnen kann — ferner verwechselt er vikirati: conjicere effundere mit vikaroti mutare; kikara, Menge, ist unübersetzt gelassen. Wörtlich übersetzt heißt nun dieser Vers: cur propterea cygnus stercoris copiam fundat, sicuti corvus. Fast möchte ich glauben, daß an dieser Stelle von den berühmten indischen Vogelnestern die Rede ist. Doch wage ich nicht, eine Erklärung mit Ueberzeugung zu geben.

Hiermit mögen sich denn unsere Bemerkungen schließen. Sie werden zum wenigsten den Leser überzeugen, daß wir dem Hrn. v. B. nicht Unrecht thun, wenn wir etwas mehr Genauigkeit von ihm gewünscht hätten.

Der Druck ist im Ganzen correct. Doch begegnete uns noch einiges unbemerkt gelassene. S. 1. Schol. Z. 3 muß paramparâp. in einem Wort geschrieben werden, nicht param parâp. S. 2. Schol. Z. 3 na tu für na nu. — S. 6. Schol. zu 13 Z. 2. vakrikrita st. vaktrikrita. S. 19. Sl. 48[a] dantaushta für dantoshta. Sch. dazu 3. 4. patanotthane tâbhjàm für patanotthanenâbhjàm. S. 28. Sl. 47[d] âdharânçam f. âdharâçâm. S. 29. Sl. 50[a] âkula für âkala. S. 35. Sl. 89[a] çraddhajâ für sraddhajâ. S. 40. Sl. 22[b] naçjatsvapi für naçajatsvapi. S. 41. Sl. 28[b] kamath'a für kamat'a. S. 49. Sl. 75[a] vahner für vanher. S. 49. Sl. 79[a] kanthâ für kânthâ. S. 62. Sl. 49[a] idânim für idanim. S. 68. Sl. 84[c] vastuto für vastato. S. 72. Sl. 8[b] àcritàçk'a für âçritâçk'a.

Göttingen, im May 1834.

Theodor Benfay.

Art. III. Curiosities of Literature. By J. D. *Israeli*. *Paris*, chez Baudry. 1835. III Vol.

Diese Merkwürdigkeiten, oder, wenn man lieber will, diese Sonderbarkeiten der Literatur, gehören ohne Zweifel zu einer der interessantesten Erscheinungen in der mit jedem Tage mehr anwachsenden Bücherwelt. Sie sind bestimmt, diese Welt selbst, vorzüglich gewisse, meist verborgene und finstere Ecken derselben zu beleuchten, und die Thorheiten, an denen es auch in diesem Lande der Weisheit nicht zu fehlen scheint, so wie die mannigfaltigen verschuldeten und unverschuldeten Unfälle der Autoren, je nach Verdienst und Umständen, bald gutmüthig zu belächeln, bald herzlich zu bedauern, und bald auch bitter oder doch whimsically zu bespotten. Nahe ein halbes Jahrhundert ist verflossen seit der ersten Erscheinung dieses Werkes, von welchem nun die neunte Ausgabe vor uns liegt. In seinem Vaterlande ist das Buch der Liebling des lesenden Publicums geworden, und bey uns ist es noch immer kaum gekannt. Unsere Nachbarn über dem Rheine haben schon seit lange eine Uebersetzung desselben, die aber kaum mittelmäßig zu nennen ist, und doch hat sie ihr Glück gemacht. Nicht als ob ich damit sagen wollte, daß unsere allzeit fertigen Uebersetzer auch ihr Glück damit versuchen sollten. Ich wünschte vielmehr, daß das Werk einen gediegenen Mann, einen Mann von Israeli's Geist und Kenntniß fände, der uns, nicht sowohl eine Uebersetzung, als vielmehr einen Auszug aus demselben geben, und denselben mit Zusätzen aus seinem eigenen Vorrath ähnlicher Schätze bereichern möchte. Denn vieles, was man hier findet, gehört nicht hieher, und wird daher auch in einem Buche dieser Art besser weggelassen. Was sollen z. B. in einer Sammlung von Curiosities of literature die aller Literatur fremden Abhandlungen von General Monk und seiner Frau, von Philipp und Maria, die häuslichen Geschichtchen von Edward Coke, Walter Raleigh, die politischen Nicknames, die Erzählung von den letzten Tagen der K. Elisabeth, von Buckinghams Coquetterie mit den Puritanern und hundert andere Dinge, die, so interessant sie auch für sich selbst seyn mögen, nicht hieher gehören, und daher besser für einen andern Ort aufbewahrt werden mögen. Vieles ist auch, selbst wenn es die Literatur betrifft, nur für England berechnet, wie die öfter vorkommenden Geschichten von den englischen Theatern in frühern Zeiten, von englischen Volksgesängen u. dgl. Besonders sind die zwey letzten Bände voll von diesen parasitischen Auswüchsen, wozu auch die vielen, oft sehr hohlen Declamationen über Reformen aller Art gehören, von denen das

Vaterland des Verfassers so voll ist, und die für uns, in dieser Ausdehnung wenigstens, nur ein untergeordnetes Interesse ansprechen können. Dafür fehlt so viel, das ein deutscher Leser hier suchen möchte und leider nicht findet, da der Verf. sich durchaus nur auf die englische Literatur beschränkt, einige Seitenblicke auf die französische und holländische ausgenommen, welche letzte er aber offenbar nur vom Hörensagen kennt. Wenn ein deutscher Leser, dem seine eigene Literatur nur einigermaßen bekannt ist, auch nur die verschiedenen Aufschriften der einzelnen Capitel flüchtig durchläuft, wie viel Gutes, Merkwürdiges, Interessantes glaubt er da zu finden, und wie wenig findet er in der That. Besitzen wir gleich in unserer Sprache noch kein Werk, das sich diesen Zweck in demselben Grade aufgestellt hat, so ist doch schon so viel und so vielerley vorgearbeitet und mit deutschem Fleiße zusammengetragen worden, daß es an einer reichen Nachlese nicht fehlen könnte. Das Feld ist groß und fruchtbar, und nur die rechten Schnitter sind zu erwarten, um die reichste Ernte zu erhalten.

Auch muß bemerkt werden, daß die verschiedenen Artikel des Werks sehr ungleich gehalten sind. Allerdings trägt der Reichthum oder der Mangel an Vorrath daran die meiste Schuld. Aber wo die Armuth an Material so groß war, warum blieb der Artikel nicht besser ganz weg? Allein offenbar sind mehrere Gegenstände mit einer Art von Vorliebe behandelt. Auf einige derselben kömmt der Verf. selbst wiederholt zurück, während er mehrere andere auf das stiefmütterlichste betheilt und mit wenigen Worten abfertigt. Andere wieder werden wohl umständlich genug besprochen, aber das Beste scheint doch zu fehlen. So wünscht jeder unter der Aufschrift Talmud über dieses uns meistens so wenig bekannte Buch, so wie über die Mischna und Gamara, eine vollständige, beruhigende Auskunft zu erhalten. Ein Buch, welches sich seit vielleicht mehr als zweytausend Jahren, wenn auch nur bey einem, aber bey einem ganzen Volke, in so hohem Credit erhalten konnte, muß, wenn auch eben nicht ein sehr gutes, doch immerhin ein sehr interessantes Buch seyn. Wir wünschten daher, uns mit seinem Ursprunge, seinem Inhalte, seinem Character, seinen mannigfaltigen, oft sehr wunderbaren Schicksalen bekannter zu sehen. Der Verf. widmet ihm auch mehr Raum, als vielen andern seiner Artikel. Aber was erhalten wir? Einige Anecdoten, größtentheils bestimmt, das Werk von seiner lächerlichen Seite zu zeigen. — Allein die deutschen Leser wissen, wenn auch nur aus Engel's Philosophen für die Welt, daß es auch sehr ernste und schätzbare Seiten hat, und daß es überhaupt, seiner vielen und großen Sonderbarkeiten ungeachtet, ein sehr

merkwürdiges Buch ist. Aehnliches läßt sich von vielen andern Artikeln mit demselben Rechte sagen.

Endlich müssen wir noch hinzusetzen, daß viele Gegenstände zu kurz, zu rhapsodisch und gleichsam nur mit eilender Feder, currente calamo, hingeworfen sind, so daß das Werk auf vielen seiner Seiten mehr einem chronikenartig zusammengetragenen Anecdotenbuche gleicht, wo jeder Erzählung nur einige Zeilen gewidmet werden, wo die kleinen Bilderchen Schlag auf Schlag sich auf der Ferse folgen, ohne daß auch nur eines derselben weiter ausgeführt wird, während doch an andern, und man darf sagen, an den meisten Orten die Sorgfalt des Verfassers in der Darstellung und Ausschmückung seines Gegenstandes so deutlich hervorleuchtet. Ob aber auch alle in dieser Schrift enthaltenen Nachrichten verbürgt sind? — Wir möchten sie nicht beschwören. Der Verf. hat weder seine Gewährsmänner, noch die Quellen bey allen seinen Mittheilungen angezeigt. Bey seinem unverkennbaren Hange nach dem Auffallenden und Sonderbaren wäre dieß sehr wünschenswerth, ja nothwendig gewesen. Für einen Geschichtschreiber jeder Art, und unser Verf. tritt hier in den meisten Theilen seines Werkes auch als ein solcher auf, ist die Anzeige der Quellen ein unerläßliches Erforderniß, wenn er auf das Vertrauen seiner Leser rechnen will. Die englischen Historiker Hume, Gibbon, Robertson, sind darin den andern als Muster vorangegangen, und fortan sollte es keinem mehr erlaubt seyn, von diesen Idealen in einem so wesentlichen Puncte abzuweichen. Wenn uns Sallust und Livius und selbst Tacitus ihre Gewährsleute eben so getreu genannt hätten, so würden wir jetzt besser wissen, was wir von ihnen zu halten haben, wir, die wir alles, was sie uns zu sagen belieben, auf gut Treu und Glauben annehmen müssen. Selbst wenn uns die Quellen, aus welchen sie geschöpft haben, nicht mehr zugänglich sind, so wüßten wir doch, daß sie geschöpft haben, daß ihnen darum zu thun war, ihre Vorgänger zu benützen, und vor allem die Zeitgenossen derjenigen Ereignisse zu befragen, welche sie uns nun, vielleicht nur nach ihren eigenen Ansichten, erzählen. Dasselbe gilt auch von unserm Verfasser. Man kann nicht in Abrede stellen, daß er eine sehr ausgebreitete Gelehrsamkeit besitzt, daß er durch nahe ein halbes Jahrhundert, während dem er sich mit seinem Werke beschäftigte, ganze Bibliotheken durchgesucht, und aus ihnen alles, was zu seinem Zweck dienen mochte, gesammelt hat — aber wir wissen nicht, welchen Grad des Vertrauens diese seine Vorgänger, und sonach auch er selbst, verdient.

Diesen und manchen andern Bemerkungen ungeachtet bleibt das gegenwärtige Werk doch immer ein äußerst schätzbares, und

wir zweifeln nicht, daß auch deutsche Leser desselben, wenn es einmal in deutschem Gewande erscheint, es mit eben der Theilnahm behandeln werden, die ihm in England so reichlich gespendet worden ist, und die es, wie man hinzusetzen darf, auch so wohl verdient.

Und wie ein nur einigermaßen geübtes Auge einem Buche bald ansieht, daß es, ein Kind des Tages, schnell geschrieben ist, und eben so schnell als nichtgeschrieben betrachtet werden wird, so ist auch hier der beharrliche Fleiß eines hochbegabten Mannes, durch funfzig Jahre immer demselben Ziele zugewendet, nicht zu verkennen. Beynahe könnte man es wagen, diejenigen Kapitel anzuzeigen, die in der Jugend, in der Manneskraft und die im höheren Alter des Verf.'s entstanden sind, so sehr tragen sie das Gepräge ihrer Zeit und des Geistes, aus dem sie hervorgegangen sind. Auch sagt er selbst in der Einleitung zu seinem Werke, daß dasselbe drey Aeren aus dem Leben des Verf.s gleichsam abspiegle. Im Jugendleben wird eifrig gesammelt, und Schätze werden ohne Zahl, und oft auch ohne Wahl, über einander angehäuft. Im Mannesalter wird das Gesammelte gesichtet und geordnet, da hier der kritische Instinct vorherrscht. Im letzten Zeitalter endlich sucht sich das eigene Urtheil geltend zu machen, und der Philosophie, im höheren Sinne des Wortes, die Zügel zu überlassen. »Eine lange Reihe von Jahren,« fährt der Verf. fort, »galten diese Bände gar manchem Freunde der Literatur als Haus- und Tischgenossen. Ein Mann an der Spitze des Staates pflegte sie seine »kleine Bibliothek« zu nennen, und sie standen, als seine deliciae literariae, immer auf seinem Schreibepulte. Und eines noch höheren Lobes wurden sie würdig gehalten, indem die ausgezeichnetsten Schriftsteller Englands sie oft und immer beyfällig in ihren Werken anführten. Man wird mir,« schließt er endlich, »dieses Selbstlob zu Gute halten, einem Manne, der eigentlich schon dem verflossenen Jahrhundert angehört, und der die Epoche der berauschenden Selbstgefälligkeit, deren sich jüngere Schriftsteller so gern überlassen sollen, schon so lange überlebt hat. Ja, ich habe meine Kritiker, und ach! auch diejenigen habe ich überlebt, denen zu gefallen einst mein einziger Stolz und meine Freude war. Weiteres Lob kann meiner Schrift nichts mehr frommen, und auch der Tadel kann nicht mehr verwerfen, was bereits so lange schon der Gunst des Publicums sich erfreut. So darf ein Autor meiner Art auch wohl einmal von sich selbst, als von einem Manne der bereits vergangenen Generation zu sprechen wagen, und das Urtheil, das man nach seinem Tode über ihn fällen wird, schon im Voraus in Empfang nehmen.«

Nach dieser Einleitung liegt uns nur ob, dem Leser, so weit dieß in einer gedrängten Anzeige möglich ist, einen anschaulichen Begriff von dem Reichthume des Inhalts und von der Art der Behandlung desselben zu geben. Wir wählen dazu einige, absichtlich nicht immer die interessantesten Gegenstände, um das möglich treueste Bild des Ganzen zu geben.

Bemerken wir zu diesem Zwecke, daß der Verfasser jedem Artikel eine Art von Einleitung vorauszusenden pflegt, die meistens sehr angemessen und mit besonderer Sorgfalt verfaßt ist. So heißt es z. B. bey der Aufschrift Bibliotheken: »Die Liebe, gelehrte Schriften zu sammeln, hatte ohne Zweifel schon in den ältesten Zeiten bey allen gebildeten Völkern Statt. Aber eine ansehnliche Sammlung solcher Art erforderte königliche Kosten. Erst seit der Erfindung der Buchdruckerey war es auch wohlhabenden Privatpersonen gegönnt, den Königen hierin nachzueifern. So wurde der Geschmack an solchen Sammlungen, der vor dem funfzehnten Jahrhundert überall nur selten war, immer allgemeiner, und in dem kurzen Zeitraum der vier letzten Jahrhunderte erst entstand dadurch jener öffentliche Geist, der nun den bessern Theil Europas belebt.« Bey dem Artikel: Literarische Zeitschriften, unter welchen er, wie man bald sieht, unsere sogenannten kritischen Journale versteht, wird der Gegenstand auf folgende Weise eingeleitet: »Zu der Zeit, wo die Schriftsteller und die Leser noch selten waren, verfiel ein vom Publicum unbegünstigter Schriftsteller sehr bald in Vergessenheit zurück; er verschwand in seiner eigenen Schwäche. War er thöricht genug, drucken zu lassen, was Niemand lesen wollte, so wurde er deßhalb nicht vor den Richterstuhl des Publicums gefordert, und das ganze Gericht, das über ihn erging, bestand in dem Verdruße, den ihm sein getäuschter Buchdrucker machen wollte. Aber allmälich verbreitete sich ein Sinn für Lectüre durch das Volk, und die Eitelkeit verleitete Jugend und Unerfahrenheit, vor diesem Publicum als Lehrer aufzutreten oder doch als Virtuose in seiner Kunst zu glänzen. Mit jedem Jahre wurde das Drängen um den Musentempel dichter, und die Kritik wurde dadurch aufgefordert, aus ihrem langen Schlafe zu erwachen. Sie begann ihre furchtbare Geißel zu schwingen, und sich, wo konnte sie besser, in Mitten ihrer kritischen Journale, auf ihren Thron zu setzen. Mancher fiel unter ihren Streichen. Manches schwache Talent wurde dadurch zurückgeschreckt, aber der Stärkere fand eben dadurch ein Mittel, sich zu erheben. Schriften aller Art erschienen: Urtheile aller Art mußten ihnen folgen. Wer jene nicht las, konnte doch diese lesen. Die Lust zur Lectüre wurde allgemein, die öffentliche Kritik vervollkommnete sich immer

mehr, die Liebe zur Literatur breitete sich immer weiter aus, und die Cultur warf ihre Strahlen auch auf jene, die sich sonst, mit ganz andern Dingen beschäftigt, mit Kunst und Wissenschaft jeder Art sich gar nicht zu befassen pflegten. Zeitschriften dieser Art und in der Vollkommenheit, wie wir sie jetzt besitzen, können nur das Eigenthum eines höher und allgemein gebildeten Zeitalters seyn. Denn ohne einem steten Zudrängen neuer Schriften ist weder ein festbestehendes Journal, das sie beurtheilt, noch ein stets lebendiges Interesse möglich, welches das Publicum an diesen Erscheinungen nehmen soll. Diese Zeitschriften wurden endlich die Träger des Geschmacks und der Bildung im Volke; sie waren das Maß, nach welchem man diese Bildung schätzen konnte, und sie gaben, was sie vorzüglich hob, angenehme Beschäftigung für jene müßigen Stunden, die ein gebildeter Mann doch nie ganz müßig zubringen will. — Dieselben Zeitschriften haben auch geschadet. Sie haben die Arroganz, die Unwissenheit und oft selbst die häßlichsten Eigenschaften ihrer Verfasser, eine Weile wenigstens, unterstützt. Aber wer von ihnen auf Dauer und lange Anerkennung zählen wollte, mußte guten Willen, reiche Kraft, mußte Geschmack und Gelehrsamkeit besitzen; er mußte nicht nur den Gegenstand, den er eben behandelt, sondern auch die ganze Literargeschichte seiner Zeit innig kennen; er mußte sich durch seinen eigenen Styl und Vortrag zu empfehlen wissen, und, vor allem, er mußte in allen Dingen redlich und gerecht seyn, den Verführungen seiner eigenen Feder widerstehen, sich weder von dem Glanze seines Autors, noch von seiner eigenen Eitelkeit verführen lassen, und nicht sowohl der Gegner, als der Rival seines Buches seyn. Solche Männer waren die Herausgeber des Journal des Savans, der Nouvelles de la république des lettres, der Literaturbriefe und so vieler anderen Zeitschriften, die zur Bildung Europas mehr, als sonst ganze Bibliotheken, beygetragen haben.«

Der Artikel: Armuth der Gelehrten, wird auf folgende Weise bevorwortet: »Nur selten hat das Glück geruht, zu dem Genie sich herabzulassen. Alle andern finden hundert Nebenwege zu dem Pallast, wo der Gott des Reichthums seinen Thron aufgeschlagen hat: für Gelehrte aber ist nur ein Pfad dahin offen, und ein sehr schmaler. Wären die Menschen je auf den Einfall gekommen, ein Asyl für das Talent zu errichten, wie sie es für ihre tapferen oder auch für ihre kranken und hülflosen Mitbürger gethan haben, es würde ihm nicht an Einwohnern fehlen. Sollte unser eigenes Ehrgefühl uns nicht auf diesen Gedanken leiten, so sollte es doch unser Mitleid thun. — Das Talent mag Hungers sterben: wer ist verbunden, sich seiner anzunehmen? Und doch,

däucht mich, wäre so ein Act nicht als eine Gnade, die der Arme ansprechen darf, sondern als ein Tribut zu betrachten, den wir ihm schuldig sind, dem Genius schuldig sind, dem wir so viel verdanken. Aber ach! selbst in unsern erleuchteten Zeiten, wie viele haben in Armuth und Noth unter uns gelebt, von uns selbst verkannt, ja nicht einmal gekannt, während ihr Name in dem Munde der Fremden lebt, und die meisten von uns lange überleben wird. Sie verschmachteten in Dürftigkeit, während ihre Werke die Buchhändler bereicherten oder die Wände der Großen verzierten.«

Diese Proben werden genügen, von jenen Einleitungen, die der Verf. seinen Artikeln voraussendet, eine Ansicht zu geben. Gehen wir nun zu diesen Artikeln selbst über, und bleiben wir, um jede Auswahl zu vermeiden, gleich bey dem letzten, bey der »Armuth der Gelehrten,« stehen.

Ich übergehe die nur kurz, oft nur mit einer Zeile angezeigten, da sie, so mager, wie ihr Schicksal, hingestellt, kein näheres Interesse zu erregen pflegen. Ich übergehe auch, und gern, alle Beyträge zu diesem ohnehin schon sehr reichen Capitel, die man aus dem lieben deutschen Vaterlande noch hinzufügen könnte, das immer dafür gesorgt hat, daß wenigstens der Stoff zu diesem Zweige der Literatur nicht fehlen möge. Doch haben, wie wir bald sehen werden, auch andere Länder nicht verfehlt, die Liste der gelehrten Bettler oder der bettelnden Gelehrten zu vergrößern, und diese letzteren hatten noch oft ihr Glück zu preisen, wenn man sie nur noch so lange leben ließ, als sie eben leben konnten, ohne ihre Tage im Kerker oder auf dem Scheiterhaufen abgekürzt zu sehen, Vorwürfe, die unsere guten Landsleute sich doch viel seltener, als die meisten anderen, zu machen haben.

Wir wollen die Reise mit Camoens, dem unsterblichen Dichter der Lusiade, dem Stolz Portugals, eröffnen. Er starb, nachdem er längere Zeit mit den ersten Bedürfnissen des Lebens gekämpft hatte, als ein eigentlicher Bettler in dem Hospital zu Lissabon. Diese Nachricht, die lange unbekannt war, findet sich in einem Exemplar der ersten Ausgabe der Lusiade, die jetzt im Besitze von Lord Holland ist, von einer Mönchshand eingeschrieben. Der Mönch, der Camoens im Tode beystand, hatte von ihm das Buch zum Andenken erhalten, das Letzte, was er besaß, und womit er auch den letzten Dienst bezahlen konnte, der ihm von einem Menschen erwiesen wurde. Die Schrift endet mit den Worten: »Der Arme starb im Krankenhause zu Lissabon. In seiner Krankheit hatte er kein Hemd und nach seinem Tode kein Sterbetuch (una sauana), seine Leiche zu bedecken. Welche

Lehre für alle die, die sich Tag und Nacht ohne Nutzen mit den Wissenschaften plagen.« — Und Camoens war nicht bloß der erste Dichter Portugals, er hat auch die portugiesische Flotte in Ostindien zu einem entscheidenden, seinem Vaterlande sehr einträglichen Siege geführt! — Als sich, nach seiner Zurückkunft, ein Fidalgo gegen ihn beschwerte, daß er noch immer keine Verse auf ihn gemacht habe, da er doch früher so viele Verse geschrieben hätte, sagte er: »Früher war ich jung, gesund und verliebt dazu, da flossen die Verse wie von selbst — aber jetzt sind alle poetischen Adern vertrocknet. Seht da, meinen Japanesen: er will Geld, mir heute das Zimmer zu heitzen, und ich habe nichts.« Nach seinem Tode nannten ihn seine Landsleute den Großen.

Vondel, der holländische Shakespeare, lebte von dem Erträgniß einer Krämerbude, die eigentlich seine Frau besorgte, während er seine Schauspiele schrieb, die heut zu Tage noch seine Landsleute ergötzen. Er lebte in Dürftigkeit und starb in seinem neunzigsten Jahre. Sein Sarg wurde von vierzehn holländischen Dichtern getragen, die wahrscheinlich alle seine Armuth, wenn auch nicht seine Talente theilten.

Tasso kam in seinen alten Tagen dahin, daß er von seinem Freunde ein Geldstück ausborgen mußte, um die nächste Woche davon leben zu können. Seine Landsleute ließen ihn in Dürftigkeit sterben, aber nun feyern sie ihn als ihren unsterblichen Dichter. In fröhlichen Stunden konnte er selbst darüber scherzen. In einem seiner Gedichte bittet er seine Katze, Abends nicht auszugehen, sondern ihm, da er keine Kerze kaufen kann, mit ihren Augen zu leuchten, wenn er seine Verse schreiben will. Non avendo candele per iscrivere i suoi versi.

Seinem Landsmanne Ariosto ging es nicht viel besser. Erst in seinem hohen Alter war er im Stande, in Ferrara ein kleines Häuschen zu kaufen. Parva sed apta nannte er es, und that stolz darauf, daß er es mit seinem eigenen Gelde, ohne fremde Hülfe zu erbetteln, erkauft habe. Als ihm ein Edelmann scherzend sagte, daß so eine Hütte sich nicht schicke für einen Mann, der so manchen großen Pallast in seinen Werken beschrieben habe, antwortete er: Porvi le pietre, e porvi le parole, non è il medesimo. Aber nicht immer ertrug er sein Loos mit so heiterm Muthe. In seinen Satyren klagt er bitterlich über die Fesseln, die ihm Armuth und Abhängigkeit anlegen. Wohl dachte er nicht, daß nach seinem Tode die Gemeinde jene Hütte kaufen, sie als ein Staatsgut bewahren, und nach so vielen Jahrhunderten noch den Fremden mit Stolz zeigen werde.

Du Ryer, ein in seiner Zeit berühmter französischer Dichter, war gezwungen, von seinen Versen zu leben, deßhalb

er sie auch viel schneller schrieb, als er sollte. Er lebte die größte Zeit in der Hütte eines Dorfes, weil es da sehr wohlfeil war. Er hatte mit seinem Buchhändler einen bestimmten Contract gemacht. Für jeden seiner heroischen Verse, wenn er die ganze Zeile füllte, erhielt er einen Kreuzer (sol), für jeden kürzern nur einen halben Kreuzer. Ein Freund, der ihn in seiner Einsamkeit besuchte, erzählt, daß er ihn, obschon bereits sehr alt, noch munter und fröhlich gefunden habe. Er war offenbar besorgt, mir seine Armuth sehen zu lassen, und doch bot er mir Erfrischungen an. Wir setzten uns unter eine alte Eiche vor der Hütte, seine Frau breitete ein Tuch aufs Gras, und brachte Milch in einem Topfe, während er einen Büschel Kirschen zum Mahle pflückte. Ich konnte nicht ohne Thränen von dem armen, alten, fröhlichen Mann Abschied nehmen, den sein Schicksal so mißgünstig behandelte, und der, nach achtzigjähriger Arbeit, nichts als seinen literarischen Ruhm übrig hatte.

Vaugelas, einer der ersten und feinsten Schriftsteller der Franzosen, der seine Muttersprache mit einer nur von wenigen erreichten Meisterschaft zu schreiben wußte, starb in der dürftigsten Armuth, und hatte nichts als sein Manuscript zurückgelassen, um die Begräbnißkosten zu bezahlen. Und welch ein Manuscript! — Seine Uebersetzung des Quintus Curtius, an welcher er mit der innigsten Vorliebe volle dreyßig Jahre gearbeitet hatte. Wo ist unter der Legion unserer heutigen Uebersetzer ein Mann dieser Art?

Corneille, der große Corneille, wie ihn seine Landsleute nennen, gehört auch in diese Reihe. Ludwig XIV. fragte einst Racine, den er eben auf einem Spaziergange im k. Garten zu Versailles traf, was es Neues gebe in der literarischen Welt. — Racine sagte ihm, daß er eben von einem betrübenden Schauspiele komme, von Corneille, den er krank und beynahe sterbend auf seinem Bette gefunden habe, und der nicht einmal die Suppe zahlen konnte, die er sich aus dem Gasthause bringen ließ. Der König brach das Gespräch ab, senkte den Kopf und schwieg lange still. Am Abend des Tages erhielt Corneille durch einen Abgesandten des Monarchen eine bedeutende Summe.

Simon Ockley, der gelehrte Orientalist, hatte sein ganzes Leben der Geschichte der Vorzeit Asiens geweiht. Ohne eigenes Vermögen und ohne fremde Unterstützung drang er in diesen mühsamen und ohne große Kosten kaum unternehmbaren Arbeiten weiter vor, als irgend einer seiner Vorgänger. Die Dedication seines Werks, Asiatic researches, an den Earl von Orford, schrieb er im Gefängniß zu Cambridge Castle, wo er

mehrere Jahre wegen Schulden sitzen mußte. Diese Dedication ist mit einer Art von Triumph geschrieben, mit dem Enthusiasmus eines Martyrers, der seiner guten Sache alles, selbst sein Leben zu opfern bereit ist. Auch seine vortreffliche Geschichte der Saracenen, zu welcher er früher die Materialien gesammelt hatte, ist ganz im Kerker geschrieben, und so wenig konnte dieses harte Schicksal seinen heitern Muth verdüstern, daß er, in der Vorrede zu diesem Werke, dieses Loos sogar für ein vorzügliches und beneidenswerthes hält. »Man wird vielleicht draußen Anstand nehmen, mir zu glauben,« schreibt er, »aber ich muß es dem ungeachtet sagen, wie es der Wahrheit vollkommen gemäß ist: Ich habe in diesem Gefängnisse, in welchem ich wegen den für mein Werk gemachten Schulden sitze, mehr wahre Freyheit des Geistes, mehr Zufriedenheit und Muße gefunden, als je früher außer diesen Mauern.«

Sydenham, der sein ganzes Leben und alle seine Kraft einer Uebersetzung von Plato's sämmtlichen Werken gewidmet hatte, starb in einem Spunging-house *), und sein Tod in diesem Abgrund war die Veranlassung zu dem literarischen Fund: »For the relief of distressed authors« (zur Unterstützung für nothleidende Schriftsteller).

Le Sage, der Verfasser des Gil Blas und so vieler anderer trefflicher Schriften, lebte in seinem hohen Alter, aller fremden Hülfe entblößt, bloß von den kleinen Zuschüssen, die ihm sein einziger, braver Sohn, ein Schauspieler von einigem Talente, von Zeit zu Zeit zuschicken konnte.

Diese ausgezeichneten Männer, und wie viele noch mit ihnen, lebten wohl arm, aber doch in Frieden, und oft noch vergnügt mit ihrem Loose. Mehr zu bedauern sind jene, die sich durch ihre Verdienste Feinde und Verfolgungen zuzogen. Der Marquis von Worcester, ein erfindungsreicher Kopf, hatte sein ganzes Leben und sein beträchtliches Vermögen der Mechanik gewidmet. Als er aber am Ende seiner Tage seine »Centenary of Inventions« mit Zeichnungen herausgeben wollte, fehlte ihm das Geld dazu. Er reichte seine Bitte um Unterstützung bey dem Parlamente Karl's II. ein, aber sie wurde nicht berücksichtigt. Er starb vor Gram, seine Entdeckungen nicht bekannt machen zu können. Viele derselben sind vielleicht für immer verloren, denn man konnte die vollständigen Manuscripte nach seinem Tode nicht

*) Spunging-house, eine Art öffentlicher Kneipe, wohin man früher in London zahlungsunfähige Arrestanten zu setzen pflegte, um dort auf ihre Kosten zu leben, und wo mit ihnen die schändlichsten Arten von Betrügereyen gespielt wurden.

finden. Und unter diesen Entdeckungen war die Dampfmaschine und der Telegraph!

Gerbert, Roger Bacon und Cornelius Agrippa wurden von ihren Zeitgenossen als Zauberer verabscheut. Der schwarze Hund, der den letztern auf der Straße begleitete, wurde ohne Anstand für den Teufel gehalten; er mußte sein einträgliches Amt, endlich sogar sein Vaterland fliehen, und arm und verlassen in einem Hospitale sterben. Der zweyte endete seine Tage in einem Klosterkerker, in welchem er viele Jahre gelitten hatte. Der erste kehrte klüger bey Zeiten um, aber Bischof Otto versichert doch ganz ernsthaft, daß Gerbert die hohe Stelle, die er zu Ende bekleidete, nur dem Bunde zu danken habe, den er mit dem Teufel eingegangen sey. — Vergilius, der Bischof von Salzburg, wurde von dem zu Metz als ein Ketzer und des Scheiterhaufens würdig erklärt, weil er an die Antipoden glaube. Die Bücher des Abtes Trithemius über die Steganographie (die Geheimschreibekunst, die er erfunden hatte) wurden, als eine Erfindung des Satans, auf den öffentlichen Plätzen Deutschlands verbrannt. Das Schicksal Galilei's ist allgemein bekannt. Man hat sich oft verwundert, warum frühere Gelehrte Italiens nicht denselben Verfolgungen ausgesetzt gewesen sind. Zum Theil weil sie vorsichtiger waren, zum Theil aber auch, weil wir die Geschichte ihres Privatlebens nicht genau genug kennen. Petrarca z. B., bey dessen Namen wir immer nur an seine Liebe denken, hatte genug gegen dieselben Angriffe zu kämpfen, wie man aus vielen Stellen seiner Schriften sieht. So sehr er den Ruhm liebte, so gesteht er doch selbst, daß ihm dieser, so lieb er ihm auch sey, doch viel weniger Mühe mache, als die immerwährenden Bestrebungen, jene Angriffe zu vermeiden, und den Händen so unbarmherziger Menschen zu entfliehen. Er und sein Bruder, beyde Dichter, waren denselben nur zu sehr bloßgestellt. Man konnte sich in jenen Zeiten einen Dichter nicht wohl ohne eine Gemeinschaft mit dem Teufel denken. Man schien eine sehr hohe Idee von der Poesie und eine sehr niedere von den Poeten zu haben. — Auch Descartes, der sich vor den Verfolgungen in seinem Vaterlande nach Holland geflüchtet hatte, wurde hier nicht minder grausam behandelt. Die meisten, selbst die Gelehrten, zweifelten nicht, daß er mit dem Bösen im Bunde stehe; und Voetius, ein Mann von viel Einfluß in Utrecht, trug förmlich darauf an, die sämmtlichen Schriften des Descartes auf der Spitze eines benachbarten hohen Berges zu verbrennen, damit die Flamme von allen sieben Provinzen gesehen werden könne. In jenen Zeiten war das Feuer das beste Reinigungsmittel für Menschen und für Bücher.

Boethius schrieb sein Werk, von dem Troste der Philosophie, im Gefängnisse, so wie Hugo Grotius seinen Commentar über den h. Matthäus, Buchanan seine Paraphrase der Psalmen, Cervantes den größten Theil seines Don Quixotte u. s. f. Sir Walter Raleigh brachte eilf Jahre im Kerker zu, seine Weltgeschichte zu schreiben, die später Hume, der beste Richter in solchen Angelegenheiten, so hoch achtete. Auch die Henriade verdankt ihren Ursprung dem Aufenthalte ihres Verfassers in der Bastille. Howel, Lydiat, Selden schrieben ihre Werke beynahe alle im Gefängniß; de Foe gab sogar durch mehrere Jahre ein Journal im Kerker heraus, das späterhin das Muster wurde, an welchem der berühmte Steele sich bildete. Der Italiener Maggi, durch seine tapfere Vertheidigung von Famagusta gegen die Türken i. J. 1571 bekannt, wußte sogar als Sclave in der Gefangenschaft zu Algier noch Zeit und Mittel zu finden, als ein Schriftsteller aufzutreten, dessen Werke selbst heut zu Tage noch geschätzt und gern gelesen werden.

Wenden wir uns von diesen betrübenden Betrachtungen zu mehr ergötzlichen, und unter ihnen zuerst zu den eigentlichen Vergnügungen, mit welchen manche Gelehrte ihre freyen Stunden auszufüllen pflegten. Unter den Jesuiten galt es als eine Art von Vorschrift, nach den eigentlichen Studierstunden den Geist aufzuheitern und dem Körper ebenfalls Beschäftigung zu geben. Nicht bloß die Jugend, mit deren Erziehung sie sich beschäftigten, sondern auch die Erwachsenen wurden dazu angehalten. Da nicht jeder von ihnen fahren oder reiten oder sich in seinem Garten körperliche Uebungen verschaffen konnte, da sie selbst nicht so viel ausgehen durften, als es sonst wohl die Rücksicht auf ihre Gesundheit gefordert hätte, so hatten sie sich eine große Menge von Bewegungen ausgedacht, die jeder auf seinem Zimmer vornehmen konnte. Sie stellten sich in die Mitte desselben, und ahmten mit ihren Armen und mit dem ganzen Körper durch längere Zeit die Stellungen und Bewegungen nach, die ein Steine Werfender, ein den Eimer aus dem Brunnen Ziehender, ein mit einem andern Ringender u. dgl. vorzunehmen pflegt. Viele von ihnen sollen diesen zweckmäßigen körperlichen Uebungen das hohe und gesunde Alter verdankt haben, dessen sie sich erfreuten. Als Petavius sein großes und gelehrtes Werk: Dogmata Theologica, bearbeitete, machte er es sich zum Gesetze, nach je zwey Stunden den Stuhl, worauf er gesessen hatte, durch fünf Minuten heftig um sich selbst zu drehen. Andilly, der Uebersetzer des Flavius Josephus, arbeitete jeden Tag genau acht Stunden an seinem Werke, und die übrige Zeit brachte er mit oft sehr ermüdenden Gartenarbeiten zu. Auch Descar-

tes war jeden Abend in seinem Garten beschäftigt, so wie Barclay, der bekannte Autor der Argenis; der Graf Caylus verwendete die Morgenstunden zu Besuchen bey den Künstlern, Malern und Bildhauern, die Abendstunden aber zu seinen Studien über diese Künste. Rohault besuchte täglich die Werkstätten der Handwerker, um seine technologischen Kenntnisse zu vervollkommnen. Den großen Philanthropisten Granville Sharp sah man alle Nachmittage auf der Themse in einer Barke schwimmen, wo er selbst ruderte, und seine Spazierfahrten nach Kew, Cutney und Richmond machte. Bald gesellten sich auserlesene Freunde, selbst Große, zu ihm, die ihm nachahmten und mit ihm dieselben Fahrten machten, zu denen er gleichsam den Ton angegeben hatte. Der Cardinal Richelieu war ein besonderer Freund solcher körperlicher Uebungen, denen er sich mit Lust nach seinen langen Sitzungen überließ. Man traf ihn öfter ganz allein um sein Billard heftig herumspringen, über dasselbe Sätze machend, oder die Hände an einen Tisch anklammernd mit den Füßen wie ein muthwilliges Füllen hinter sich ausschlagend. Oefter sah man ihn in seinem Garten mit seinen Bedienten wetteifernd, wer besser über die Gartenmauer springen könne. Man sagt, daß Grammont diesen Sprüngen die Gunst verdankte, in welcher er bey dem Cardinal stand. Grammont bemerkte, daß sein Herr der beste Springer seyn wollte, und blieb, bey aller scheinbaren Anstrengung, immer hinter ihm zurück, worüber sein Gönner oft so erfreut war, daß er ihn herzlich abküßte, wenn er ihn an der Mauer am Boden liegend fand. Der berühmte Samuel Clarke, ein kräftiger Mann an Geist und Körper, war einer der geschicktesten Springer. Man sah ihn oft Stunden lang über die Stühle und Tische seiner Zimmer voltigiren. Als sich einst ein bekannter pedantischer Gelehrter bey ihm melden ließ, sagte er zu seinen Freunden: Jetzt müssen wir aufhören und gescheidt thun, denn ein Narr ist im Anzuge.

Andere suchten mehr ruhige Unterhaltungen. So pflegte Paley seine Abende mit Angeln hinzubringen; auch sieht man ihn in seinen Werken mit einer Angel abgebildet. Casaubonus hielt es für besser, die Abende zu verrauchen, und damit er während dieser Unterhaltung seine beyden Hände, mit denen er doch wieder in den um ihn herumliegenden Büchern blättern wollte, frey behielte, so schnitt er in die große Krempe seines Hutes ein Loch, durch welches er das Rohr seiner Tabakspfeife so steckte, daß die Mündung desselben immer seinem eigenen Munde nahe stand, so daß er beyde zusammenbringen oder trennen konnte, ohne das Rohr mit seiner Hand zu berühren. Er muß diese sonderbare Erfindung für sehr sinnreich gehalten haben, da er sich in

seinem gewaltigen Foliobande ebenfalls auf diese Weise abbilden ließ. — Wenn Spinoza mit seinen metaphysischen Untersuchungen sich satt geplagt hatte, so begab er sich in den Kreis der Familie, bey der er zur Miethe wohnte, und überließ sich den gleichgültigsten und trivialsten Gesprächen, an welchen er, wie er sagte, seinen Geist am meisten ausruhen ließ. Oefter sah er auch den Spinnen zu, die er zu diesem Zwecke absichtlich auf seinem Zimmer hielt. Er brachte die eine in das Netz der andern, und freute sich köstlich über die Kämpfe, die sich diese Thiere lieferten.

Wieder andere ergötzten sich, wenn sie von ihren ernsten Arbeiten ausruhen wollten, an der Verfassung scherzhafter Schriften. Seneca schrieb eine burleske Erzählung von dem Tode des K. Claudius; Valerian schrieb ein Lob der Bärte; ein anderer, neuerer Schriftsteller ein Encomium der Perrücken; Holstein schrieb einen Panegyricus auf den Nordwind; Heinsius auf den Esel; Menage die Transmigration eines parasitischen Pedanten in einen Papagey; Erasmus schrieb das Lob der Narrheit (Moria), das er, des ähnlichen Wortklangs wegen, dem Thomas Morus zueignete. Synesius schrieb ein griechisches Gedicht über die Kahlköpfe, und Sallengre ein lateinisches über die Betrunkenen. Hieher gehören wahrscheinlich auch Homer's Frosch- und Mäusekrieg; Virgil's Kampf der Mücken, wenn diese Gedichte in der That Homer und Virgil zu Verfassern haben; eben so Spenser's Gedicht der Schmetterling, Wower's Schatten, Browne's Quincunx und so viele andere dieser Art.

Seneca eifert in mehreren seiner Schriften gegen diejenigen Gelehrten, die zu ihrer Erholung sich körperlichen Uebungen zu sehr hingeben. »Es ist unschicklich,« sagt er, »für einen Mann solcher Art, auf die Stärke seines Arms oder auf die Breite seiner Schultern oder auf die Behendigkeit seiner Beine stolz zu seyn. Solche heftige Bewegungen, wie sie diese Leute oft unternehmen, schwächen den Geist mehr, als sie ihn stärken.« — Dafür erlaubt er ihnen, zuweilen dem Bacchus ein Opfer zu bringen. Der ehrwürdige Cato, setzt er hinzu, pflegte von seinen anstrengenden Geschäften Erholung in der Flasche zu suchen, und weit entfernt, daß diese Gewohnheit den großen Mann entehrt hätte, so hat vielmehr der Mann diese Gewohnheit zu Ehren gebracht. Bekanntlich übernahm auch Horaz die Vertheidigung dieser alten Sitte Cato's, der es wohl auch in den neuern Zeiten nicht an Nachfolgern gefehlt hat.

Das Capitel von der Eitelkeit der Gelehrten ist wahrscheinlich zu reich, und darum in dem Werke unsers Verf.'s gar

nicht zu finden. Er fürchtete, dem Uebermaße des Stoffes zu erliegen, und ließ ihn daher ganz unbearbeitet. Nur da und dort finden sich einige zerstreute Züge, von denen wir hier einige der interessantesten anführen.— Der Cardinal Richelieu hatte eines seiner Zimmer mit den Porträten der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit ausschmücken, und unter jedes Bild einige Zeilen setzen lassen, die meistens von seiner eigenen Hand waren. So standen unter Montluc's, des Marschalls von Frankreich, Porträt die Worte: Multa fecit, plura scripsit, vir tamen magnus fuit. Der Cardinal that sich auf diese Inschriften, die er für sehr sinnreich hielt, viel zu Gute. Als er einst dem Bourbon, Professor der griechischen Sprache, diese Bilder und Inschriften zeigte, fragte er ihn, wie ihm jene von Montluc gefalle. Der Professor meinte, sie sey recht gut im Styl des Breviers geschrieben, und wenn man noch ein Allelujah dazusetzen wollte, so möchte es als Anthem zu dem Magnificat gebraucht werden. Der Cardinal lachte anscheinend sehr freundlich über diese Bemerkung, die er sehr treffend nannte, denn die Inschrift, setzte er hinzu, ist in der That von einem Geistlichen. Aber der Professor war kaum zu Hause angelangt, als auch schon ein königliches Rescript ankam, durch das er seiner Besoldung und seiner Stelle verlustig erklärt wurde. Wer erinnert sich hier nicht der Critik der Predigten, die dem Gil Blas so schlecht bekommen hatte.— Richelieu war einer von jenen ehrsüchtigen Männern, die jede Art von Ruhm in sich vereinigen wollten, und die, so oft sie dießseits ihres gewünschten Zieles liegen bleiben, mit der leidenschaftlichsten Hitze das höhere Talent, so oft es sich in ihrer Nähe zeigt, nicht nur beneiden, sondern auch verfolgen. Der bekannte Balzac zog durch sein rhetorisches Talent die Aufmerksamkeit Richelieu's auf sich, und er erhielt von demselben eine bedeutende Besoldung als Staatsrath und Historiograph von Frankreich. Sein Werk: Le Prince, und noch mehr seine »Briefe« erwarben ihm allgemeinen Beyfall, wie er denn auch in der That zu den vorzüglichsten Autoren der französischen Prosa gehört. Allein später erwachte R.'s Eifersucht, und er trug dem berühmten Philologen Heinsius, der ebenfalls Historiograph von Holland war, 10,000 Kronen an, wenn er die sorgfältig ausgearbeiteten Aufsätze Balzac's in einer eigenen Schrift critisiren und lächerlich machen wollte. Heinsius würde auf den Vorschlag eingegangen seyn, aber Salmasius, der davon gehört, drohte dem Heinsius, über dessen Herodes Infanticida ein ähnliches Gericht ergehen zu lassen, worauf die Sache unterblieb.— R. hatte sich vorgenommen, dem C. Ximenes in allen Stücken nicht nur gleich zu

kommen, sondern ihn selbst zu übertreffen. Er stellte sich daher, wie jener, an die Spitze einer Armee; er affectirte, wie jener, Herablassung gegen die Kleinen und rohe Keckheit gegen die Großen; weil X. theologische Schulen errichtet hatte, so errichtete er die Sorbonne, und weil X. mehrere theologisch-polemische Schriften hinterlassen hatte, so trat auch er mit ähnlichen Diatriben auf. Am lächerlichsten erschien seine Eitelkeit, als Schriftsteller zu glänzen, zu der Zeit, als er mit seinem Talente den großen Corneille verdunkeln wollte. Der Ruhm, den dieser mit seinem »Cid« geerntet hatte, war ihm unerträglich, und er setzte ihm daher ein anderes Schauspiel von seiner Hand entgegen, mit welchem er dieses, so viel Aufsehen machende Werk einer plötzlichen Vergessenheit, wenn nicht Verachtung, zu übergeben hoffte. Dieses Machwerk war eine allegorische Comödie, »Europa« betitelt, in welcher die vier Welttheile und die vorzüglichsten Länder Europas die spielenden Personen waren. Ein gewisser Francion stellte Frankreich vor; eine Dame, Ibere, repräsentirte Spanien; eine andere, Parthenope, trat als Schutzgeist von Neapel auf u. s. f. Eine Lilia (Anspielung auf die Lilien in Frankreichs Wappen) war die Magd von Francion und Hispale die Gespielin von Ibere; Albione soll England vorstellen, und die Prinzessin Austrasia erscheint auf der Bühne mit drey großen Knoten in ihrem Haupthaar, wodurch, wie in dem der Tragödie beygelegten Schlüssel erklärt wird, die drey festen Städte Clermont, Stenay und Jamet angedeutet werden, die früher zu Lothringen gehört haben. Ein großer Diamant in Austrasias Locken bedeutet die Stadt Nancy, die ebenfalls früher zu Lothringen gehörte; der große Schlüssel in Iberia's Hand zeigt die Festung Perpignan an, die Frankreich von Spanien genommen hatte u. dgl. m. Auf diese sinnreiche Weise wurde die sublime Tragödie zusammengesetzt, und mit mehreren Haupt- und Staatsactionen ausstaffirt, die gehörig in Scenen und Acte eingetheilt sind. Richelieu schickte das Machwerk anfangs ohne Nennung des Autors an die französische Academie, wo sie gleich bey dem ersten Anblick, als unter aller Kritik, verworfen wurde. Als R. die Sentenz der Academie erhielt, zerriß er sie, und in blinder Wuth auch zugleich sein Stück, und warf die Blätter auf dem Boden seines Zimmers herum. Am Abend dieses Tages fühlte er sich milder gestimmt, da ihm sein Secretär zugeredet und ihn getröstet hatte. Gleich der Medea sammelte er nun die zerstreuten Glieder seines geliebten Kindes wieder von dem Boden auf, brachte einige Aenderungen in dem Ganzen an, und schickte es, auf das Schönste abgeschrieben, noch einmal an die Academie. Diese hatte seitdem den Namen des berühmten

Verfassers der wunderlichen Tragödie vernommen, und nahm keinen Anstand, sie für die beste unter allen übrigen eingelaufenen zu erklären, und ihr den Preis zuzuerkennen. Demnach wurde das Stück aufgeführt. Aber das Publicum dachte nicht wie die Academie; das große Trauerspiel fiel durch, und die Zuschauer forderten mit Ungestüm für den folgenden Tag die Aufführung des »Cid,« gegen welchen die »Europa« gerichtet seyn sollte. Da R. dieß nicht hindern konnte, so erging an die Academie der Auftrag, eine Recension des Cid zu schreiben, und das Publicum mit den Fehlern desselben bekannt zu machen. Diese academische Recension erschien, und war lange Zeit durch das Gespräch der Stadt. Heut zu Tage ist sie längst vergessen, und es würde wohl schwer seyn, auch nur ein Exemplar derselben aufzufinden. Man hat von der ganzen Sache nur Boileau's zwey schöne Verse behalten:

En vain contre le *Cid* un ministre se ligue:
Tout Paris, pour *Chimène*, a les yeux de *Rodrigue*.

R. kehrte nach dem Tage der unglücklichen Repräsentation seiner »Europa« auf sein Landgut bey Ruel zurück. Hier schickte er um Desmaret, seinen Liebling, einen damals bekannten Theaterdichter. Dieser wußte wohl, was da kommen sollte, und bereitete sich auf die üble Laune seines Gönners vor. »Die Franzosen,« sagte R., als Desmaret eintrat, »die Franzosen werden doch nie Geschmack an der wahren Größe finden; mir scheint, sie haben mein Stück gar nicht verstanden.« — Ich bitte um Verzeihung, sagte Desmaret, das Publicum trägt nicht die Schuld, und das bewunderungswürdige Stück noch weniger. Aber die Schauspieler, diese Elenden: nicht ein einziger hat seine Rolle gelernt, und mehre waren sogar betrunken. — In der That, fiel R. ein, ich bemerkte es, obschon ich eben nicht viel auf sie achtete. — Desmaret kehrte am andern Tage nach Paris zurück, sprach mit dem Theaterdirector, der die sämmtlichen Acteure holen ließ, und ihnen bedeutete, was zu erwarten sey, wenn sie sich nicht fügen. Man traf in der Eile die nöthigsten Aenderungen in dem Stücke, lud mehrere Hundert bezahlte Klatscher ein, und — der Beyfall war stürmisch.

R. war bekanntlich immer kränklich, und so sehr er sich auch durch seinen Geist vor beynahe allen seinen Zeitgenossen auszeichnete, so weit stand er auch hinter den Meisten an Vorzügen der körperlichen Kraft und Schönheit zurück. Demungeachtet wollte er auch bey den schönsten Damen, wenigstens scheinbar, sein Glück machen und die Andern ausstechen. Jeden Tag plagte ihn eine andere verliebte Grille. An Eleganz und Ziererei in der Kleidung

that er es den Fashionablen seiner Zeit zuvor. Am liebsten erschien er mit dem Degen an der Seite und einer rothen Feder auf seinem Hute. Ein eigener Spottname, den er deshalb bey Hofe erhielt, grämte ihn mehr, als selbst der Unfall mit seinem Trauerspiele. Die Eitelkeit schien der Geistesstärke, die dieser Mann bey so vielen Gelegenheiten entwickelte, das Gleichgewicht zu halten, und sie oft noch zu übertreffen. Er wollte in allen, selbst in den geringfügigsten Dingen, der erste, er wollte überall bewundert seyn, und ließ sich, diesen Zweck zu erreichen, zu den kleinlichsten Kunstgriffen herab, und nahm, wenn sie mißriethen, selbst Beschämungen hin, um nur seiner Göttin neue, oft noch schmerzlichere Opfer bringen zu können.

Als Gegenstück zu diesem Gemälde könnte man diejenigen Schriftsteller anführen, die ihren Werken nicht einmal ihre Namen beygefügt haben, obschon sie mit dem größten Enthusiasmus von dem Publikum aufgenommen worden sind, und die doch keine äußere Ursache hatten, diese Namen geheim zu halten, wie dieß z. B. mit den Briefen des Junius und mehreren anderen Schriften der Fall gewesen ist. Aber die Zahl dieser Auserwählten ist sehr gering. Der wahre Verf. des Werkes: De imitatione Christi, für den man gewöhnlich den Thomas a Kempis auszugeben pflegt, ist noch unbekannt; so wie der des Buches: »Das Ganze der Pflicht des Menschen.« Beyde Schriften sind in unzähligen Auflagen, in allen Sprachen übersetzt, in allen Welttheilen verbreitet — und ihre Verfasser weiß Niemand zu nennen. Ihre Namen würden unsterblich fortleben im Andenken aller guten Menschen — aber sie sind mit dem Nutzen zufrieden, den sie ausgesäet haben, der so schöne und reiche Früchte getragen hat und ohne Zweifel noch ferner tragen wird. Ihr wahrhaft religiöses Gefühl hat sie über jede irdische Leidenschaft erhoben, selbst über die dem Menschen natürlichste, im Gedächtnisse seiner Brüder erhalten zu werden.

Neben dem Titel des Werkes das Porträt des Autors aufzustellen, ist wohl auch meistens der Eitelkeit dieser Autoren zuzuschreiben. Man hat übrigens diese Sitte für neu gehalten, da die Alten sie nicht gekannt haben sollen. Aber mit Unrecht. Den Römern war diese Gewohnheit sehr geläufig. Martial's 186stes Epigramm des XIV. Buchs, auf eine Ausgabe Virgil's in sehr kleinem Format, ist bekannt:

> Quam brevis immensum cepit membrana Maronem!
> Ipsius vultus prima tabella gerit.

Offenbar war also dieser Schrift das Porträt Virgil's beygefügt. Seneca, in seinem Werke: De tranquillitate animi,

beschwert sich über die Reichen seiner Zeit, welche die Bücher ihrer Bibliotheken, die sie doch nicht lesen, so kostbar einbinden und mit den schönsten Porträten ihrer Verfasser versehen lassen. Plinius erzählt (Hist. Nat. Lib. 35), daß Asinius Pollio diese Gewohnheit in Rom eingeführt habe, indem er sogar die marmornen Statuen der Verfasser neben ihren Werken in seiner Bibliothek aufstellte. Die Schrift des Atticus, »von den berühmten Rednern,« soll vor jeder Biographie das Bild des Mannes gehabt haben, dessen Leben beschrieben wurde. Dasselbe that, wie Plinius erzählt, Varro in seiner Biographie von 700 berühmten Männern, welches Werk leider auch verloren gegangen ist. Dieses Werk, sagt Plinius, betrachten selbst die Götter mit Wohlgefallen, denn sie haben wohl jene Helden auf die Erde gesendet, aber Varro hat ihnen erst ihre Unsterblichkeit auf Erden gesichert, und uns, die wir so spät nach ihnen kommen, das Vergnügen verschafft, diese vortrefflichen Männer überall mit uns zu haben, unsere Augen an ihrem Bilde, und unsern Geist an ihren Werken zu ergötzen. — Aber wie war es möglich, daß dieses, ohne Zweifel sehr kostbare Werk des Varro, zugleich so allgemein verbreitet war, als Plinius in derselben Stelle sagt? Wenn diese Porträte mit der Feder oder dem Pinsel gemacht wurden, so muß ihre Verbreitung nur sehr langsam und beschränkt gewesen seyn. Vielleicht waren es nur Umrisse in leichten Zügen. Obschon übrigens den Alten die Kunst der Buchdruckerey unbekannt war, so waren sie doch mit dem Abdrucken von Bildern sehr vertraut, wie man aus mehreren Stellen ihrer Schriftsteller sieht. Auch haben sich altrömische Stereotypen, sculpirte oder gegossene Buchstaben erhalten, die auf den Töpferwaaren abgedruckt wurden, wie der letzteren schon so viele ausgegraben worden sind. Wie war es möglich, so viele Jahrhunderte durch immer bey diesen Stereotypen stehen zu bleiben, und die, ihnen so nahe liegenden, beweglichen Lettern nicht zu finden? Sollte der Senat von Rom die Folgen einer solchen Erfindung gefürchtet, und sie im Keime unterdrückt haben? Ein sehr unwahrscheinlicher Verdacht, der nicht mit dem liberalen Geiste dieser Männer übereinstimmt. Oder besorgte man, das zahllose Heer der Abschreiber mißmuthig zu machen? In Konstantinopel wurde dadurch die Einführung der Druckerey lange genug verzögert; aber in dem alten Rom herrschten keine türkischen Ansichten. Gewiß ist, daß in den Schriften der Alten auch nicht eine leise Spur zu finden ist, daß sie die Kunst der Buchdruckerey gekannt haben. In den neueren Zeiten hat man wieder die Meinung aufgestellt, daß die Chinesen diese Kunst schon lange vor den Europäern gekannt haben; aber die Gründe, welche man dafür an-

führt, sind nicht entscheidend. Die ersten bey uns gedruckten Bücher hatten ihre Blätter nur auf Einer Seite bedruckt, aber von dieser frühesten Druckart ist wohl wenig mehr vorhanden. Die ersten Lettern waren in Holz geschnitten, und zwar ganze Worte, nicht einzelne Buchstaben. Da diese Stempel aber häufig ausbrachen, und überhaupt bald abgenutzt wurden, so gerieth man auf den Einfall, einzelne Buchstaben in Holz, und bald darauf in weiches Erz zu schneiden oder zu gießen, und von diesem Augenblicke verbreitete sich die neue Erfindung mit reißender Schnelligkeit über alle gebildete Länder Europas.

Ohne uns hier in diese Untersuchungen tiefer einzulassen, wollen wir nur noch bemerken, daß, bald nach der Erfindung der Buchdruckerey, die Correctheit des Drucks viel größer war, als selbst heut zu Tage? Wie soll man sich diese Erscheinung erklären? — Die Werke, die in der Officin des Robert Stephanus erschienen, waren beynahe ganz ohne Druckfehler. Um diesen Zweck zu erreichen, soll er seine Aushängebogen, Stück für Stück, an den öffentlichen Plätzen der Stadt dem Publikum zur Schau gestellt, und jeden angezeigten Druckfehler mit einer namhaften Belohnung im Gelde aufgewogen haben. Plantinus, obschon selbst ein gelehrter Mann, war doch vorzüglich als Buchdrucker berühmt. Seine Werkstätte wurde mit zu den Wundern Antwerpens gezählt. Das Gebäude war einem fürstlichen Pallaste zu vergleichen, in der mehr als dreyßig Pressen arbeiteten, und wo in allen bekannten Sprachen auf das eleganteste gedruckt wurde. Die drey Gebrüder Manutius in Italien waren, nicht sowohl um die Schönheit, als vielmehr um die höchste Correctheit ihres Drucks besorgt. Die ersten Gelehrten des Landes schätzten es sich zur Ehre, als die Correctoren klassischer Werke genannt zu werden. Aerzte, berühmte Juristen und Bischöfe bewarben sich um dieses rühmliche Amt. Der Name des Correctors wurde, neben dem des Herausgebers, auf dem Titel des Werks genannt, und die Ausgaben, die von bekannten Correctoren durchgesehen waren, kosteten oft doppelt so viel, als die anderen. Wie sehr hat sich dieß geändert, und gewiß nicht zum Vortheil unserer neueren Werke, die nur zu oft von Druckfehlern wimmeln. Auch unsere Buchhändler geizen wohl nur selten nach dem Ruhm, selbst gelehrte Kenner der Werke zu seyn, die sie verkaufen, wie dieß wohl damals der Fall war. Die Stephanus, Plantinus, Aldus u. a. waren sehr gelehrte Buchdrucker und Buchhändler. Pelisson erzählt, in seiner Geschichte der franz. Akademie, daß Camusat zum Buchhändler dieser Akademie gewählt wurde, bloß aus dem Grunde, weil Camusat nur gute und werthvolle Bücher in seinen Laden aufzunehmen pflegte. Er war

selbst ein sehr gebildeter Mann, und nahm nur Werke von Bedeutung zum Drucke an. Brave junge Leute, die noch wenig eigene Bücherkenntniß hatten, kauften nur bey ihm, weil sie sicher waren, in jedem Fache das Beste daselbst zu finden, und Schriftsteller rechneten es sich zur Ehre, ihr Werk von ihm angenommen zu sehen. Welch einen wohlthätigen Einfluß kann ein Mann dieser Art an allen solchen Orten haben, wo Universitäten sind, und wo Geschmack für Literatur und Lectüre herrscht.

Da die Rede auf Druckfehler gekommen ist, so mag es nicht unangemessen erscheinen, noch einiges über diesen Gegenstand hinzuzufügen, nämlich über die absichtlichen Druckfehler, die man da und dort eingeführt hat, um Zwecke zu erreichen, die man auf dem gewöhnlichen Wege nicht erlangen konnte. Der bekannte Scarron hat in seinen kleinen Gedichten auch eines auf das Schooßhündchen seiner Schwester: A Guillemette, Chienne de ma Soeur. Als er aber gegen Ende des Drucks dieses Bändchens sich mit seiner Schwester heftig gezankt hatte, rückte er unter das Verzeichniß der Druckfehler am Schlusse des Bandes auch den folgenden ein:

statt Chienne de ma Soeur, lese man: ma chienne de Soeur.

In einem französischen Werke wurde Morel öfter unter dem Titel: »le docte Morel« citirt. Der Setzer, der ihn nicht leiden mochte, setzte daher in das Verzeichniß der Druckfehler:

statt le docte Morel, lese man: le docteur Morel,

zum Beweise, daß damals schon docte und docteur keine Synonyme mehr gewesen sind. Ein anderer Setzer hatte den Titel eines schwärmerischen Werkes, Les Délices de l'Esprit, in Délires de l'Esprit umgeändert, und die Aenderung wurde erst erkannt, als schon eine große Anzahl Exemplare verkauft wurden. Der Buchhändler war damit sehr zufrieden, da eben wegen diesem neuen Titel das Buch reißend abging.

Flavigny schrieb eine etwas caustische Kritik über eine Schrift, die Abraham Ecchellensis herausgegeben hatte. Dieser gab in seiner Antikritik mehrere Fehler an, die Flavigny in seinen eigenen Schriften gemacht hatte, und schloß mit der bekannten Stelle: Ejice primum trabem de *Oculo* tuo et tunc ejice festucam de oculo fratris tui. Allein der Setzer hatte unglücklicher Weise in dem ersten Worte Oculo den Anfangsbuchstaben vergessen, und Culo dafür gesetzt. Flavigny ergriff diese Versetzung als absichtlich, und von seinem Gegner kommend, klagte ihn als einen Verstümmler der h. Schrift, als einen Menschen ohne Religion und Gewissen an, und tantae his animis

irae. Dreyßig volle Jahre währte dieser heftige Streit, der nur mit dem Tode des einen der beyden Kämpfer endete.

Als zu Rom auf höheren Befehl die Episteln des h. Paulus in äthiopischer Sprache erschienen, fand man, daß beynahe kein Wort ohne Druckfehler sey. Die Herausgeber, die dem schon gedruckten und zum Theile auch versendeten Werke nicht weiter abhelfen konnten, entschuldigten sich daher ganz naiv in der Einleitung mit den Worten: »Wir hatten einmal den Auftrag, und »mußten gehorchen. Wir konnten die äthiopische Sprache weder »sprechen noch schreiben, und die Setzer konnten sie auch nicht »lesen: so half einer dem andern, wie der Blinde dem Blinden.« — Die Wittwe eines holländischen Buchdruckers, die von ihrem Manne, so lange er lebte, viel zu leiden hatte, stahl sich zur Nachtzeit in ihre Druckerey, und änderte die gestern gesetzte Stelle von der Eva in Genes. Cap. III. Vers 16: »und er soll seyn dein Herr,« dahin, daß sie die beyden ersten Buchstaben des letzten Wortes mit Na verwechselte. Sie glaubte, dadurch sich und ihr ganzes Geschlecht gegen weitere Unbilden von den Männern gesichert zu haben; aber sie mußte, nach den strengen Sitten jener Zeit, den Versuch mit dem Leben büßen.

Um aber auch gegen unsere neueren Setzer und Correctoren nicht unbillig zu seyn, wollen wir bedenken, welche Forderungen wir an sie machen. Ein Werk, wie z. B. das Brockhaus'sche Conversations-Lexicon in 12 Bänden, jeden nahe zu 850 Seiten, und jede Seite zu 53 Zeilen, und jede Zeile zu wenigstens 60 Buchstaben — dieß macht die ungeheure Zahl von 32,436000 Buchstaben, und von nahe 32½ Mill. Buchstaben soll auch nicht ein einziger versetzt seyn, um ein fehlerloses Werk zu erhalten! Muß man sich nicht vielmehr verwundern, daß die Druckfehler in Werken dieser Art nicht noch viel häufiger sind, statt daß wir über ihre zu große Anzahl Klage führen wollen? Ob es wohl in tota rerum librorumque natura ein in der That ganz fehlerfreyes geben mag? — Die correctesten sind ohne Zweifel unsere Logarithmentafeln, aber sie sind sehr weit davon entfernt, fehlerlos zu seyn, da auch schiefe Stellungen, zu große Trennungen oder Annäherungen der Ziffer u. dgl. zu den Fehlern gezählt werden sollten. In Büchern anderer Art ist diese Vollkommenheit wohl nicht zu suchen. Ein Versuch, und nur einer, wurde neuerlich in der bekannten Prachtausgabe »As Lusiadas of Camoens,« gemacht, die Don Jose Souza im J. 1817 bey Didot in Paris herausgegeben hat. Mehr Mühe und Sorgfalt wurde vielleicht auf kein anderes Buch verwendet; dennoch fand man, nach der Vollendung desselben, noch einige, zwar geringe, aber doch immer nicht unbedeutende Fehler.

Das reichhaltige Capitel der literarischen Mäcene, so reich an Stoff, erscheint bey unserem Verfasser sehr arm. Sollte England eine Ausnahme von andern Ländern machen? Schade, daß Israeli mit der deutschen Literatur unbekannt ist, wo er ein sehr fruchtbares Feld vor sich gefunden hätte. Hier nur einige Züge von denen, die unser Verf. anführt, und die, da sie nicht von unserm Boden kommen, auch unter uns weniger bekannt seyn mögen. — Theodosius Gaza hatte viele Jahre an seiner Ausgabe des Aristoteles gearbeitet, und das mühevolle Werk Sixtus IV. dedicirt. Alles, was er dafür erhielt, war die Bewilligung, die Buchbinderkosten des überreichten Exemplars in der Kasse abholen zu dürfen. — Als Torquato Tasso sein befreytes Jerusalem vollendet und seinem Herrn übergeben hatte, erhielt er einige kahle Worte zum Dank, und Ariosto, als er seinen Orlando Furioso dem C. v. Este überreichte, erhielt die Antwort: Dove diavolo avete pigliato tante coglionerie? Der französische Geschichtschreiber Dupleix erhielt gar keine Antwort, als er sein Werk dem Duc d'Epernon, seinem Mäcen, überreichte. Denn dieser wandte sich sogleich, das Buch in der Hand wiegend, zu einem nebenstehenden Freunde mit den Worten: Cadedis, ce Monsieur Dupleix à un flux enragé, car il ch.. un livre toutes les lunes. — Mickle hatte seine schöne englische Uebersetzung der Lusiade dem Duc of Buccleigh gewidmet. Nach mehreren Monaten sah er das Buch noch auf der Stelle des Tisches liegen, wohin es Buccleigh bey dem Empfange geworfen hatte, ohne auch nur den Titel desselben anzusehen. Wie ganz anders war sein Empfang, als er, einige Jahre später, nach Lissabon kam. Der Kronprinz kam ihm auf dem Quay entgegen, und begrüßte mit Herzlichkeit den Mann, der den ersten Dichter Portugals in England eingeführt hatte, und während sechs Monaten, die Mickle sich in Lissabon aufhielt, wurde er von allen Gebildeten auf das freundschaftlichste behandelt.

Benserade, der beliebte Dichter Frankreichs, war viele Jahre hindurch auch der Liebling Mazarins, auf den er hundert kleine Gedichtchen gemacht hatte, die in aller Mund waren, während er selbst in Armuth lebte. Es war ihm nicht gegeben, seinem Gönner die Noth zu klagen, in der er lebte, und dieser schien es nicht zu bemerken. Eines Abends erzählte Mazarin dem Könige von der Lebensart, die er in seiner Jugend am römischen Hofe führte. Ich war der Liebling dieses Hofes, sagte er, und wurde überall mit beygezogen, wo man fröhlich und heiter leben wollte. Größtentheils verdankte ich dieß den kleinen, artigen Gedichtchen, die mir so leicht wurden und die ich bey jeder Gelegenheit anzubringen wußte. Kurz, so schloß er, ich war an jenem

Hofe, was Benserade an diesem ist. — Nur wenige Stunden nach diesem Gespräche hatte Benserade den Inhalt desselben von einem Freunde, der dabey gegenwärtig war, erfahren. Er fühlte sich ermuntert, ja begeistert, und in später Abendstunde noch brach er auf und eilte in Mazarins Pallast. Der Cardinal wollte eben zu Bette gehen, als man heftig an das Thor klopfte. Es wurde geöffnet, und Benserade stürzte, wie ein Trunkener, in das Zimmer, warf sich an dem Bette des Cardinals nieder, küßte und herzte seine Hände, und trieb es so arg, daß Mazarin schon anfing, um seinen Verstand besorgt zu seyn, da er die abgebrochenen Sätze des armen Dichters nicht zu deuten wußte. Endlich vernahm er, daß Benserade durch einen Freund so eben das Gespräch des Cardinals mit dem Könige erfahren habe, daß er in der Freude seines Herzens selbst aus dem Bette gesprungen sey, daß er vor Dank und Stolz und Entzücken sich nicht weiter halten konnte, als er hörte, daß der Cardinal sich selbst mit ihm verglichen habe, und daß sein Herz vor Freuden zersprungen wäre, wenn er nicht heute noch, nicht sogleich zu ihm geeilt wäre, um sich vor seinem edlen, hohen Gönner von der Last zu befreyen, die ihn zu erdrücken drohte. — Mazarin mußte lächeln über diese gewaltige Dankbarkeit, und schon am andern Morgen erhielt Benserade die Anweisung auf einen beträchtlichen Gehalt, der ihn von nun an aller weiteren Entzückungen ähnlicher Art enthob.

In einem Werke, das ganz den Büchern und ihren Autoren gewidmet ist, wird man ohne Zweifel auch etwas über diejenigen Bücher erwarten, die für uns verloren gegangen sind. Unser Verf. hat diesem Gegenstande mehrere seiner Capitel gewidmet. Wir wollen nur das Vorzüglichste davon kurz anführen. Zuerst von den Manuscripten der griechischen und römischen Classiker. Viele sind leider ganz verloren, noch mehrere sind verstümmelt oder nur in Fragmenten auf uns gekommen. Manche verdienten es nicht, erhalten zu werden, und sind uns bloß dadurch nützlich geworden, indem sie uns zeigten, daß auch das Alterthum seine mittelmäßigen, und selbst seine schlechten Schriftsteller gehabt hat. Die größte Schuld an dem Verluste ihrer besseren Autoren trägt die Eroberung Aegyptens durch die Sarazenen. Nicht weil sie die Wissenschaften nicht schätzten, und wohl auch alle Bibliotheken zerstörten, sondern weil sie die Ausfuhr des Papyrus aus Aegypten nach Europa untersagten. Man mußte nun auf dem viel theureren Pergament schreiben, und diese Abschriften wurden immer seltener und kostbarer. Unglücklicher Weise fielen die europäischen Barbaren auf den Gedanken, altes, schon beschriebenes Pergament zu radiren, um es noch einmal zu beschreiben. Und

womit beschreiben! Livius und Tacitus und Menander wurden verkratzt, um einer Legende Platz zu machen. Die voluminösesten Autoren litten am meisten bey dieser Zerstörung, da sie am meisten neuen Schreibestoff lieferten. So kam es, daß so viele kleinere Werke erhalten wurden, wie die des Juvenal, des Persius, des Catulls, des Martials u. a. Man hat oft, und mit Recht behauptet, daß die Abschreiber in den Klöstern uns so viele der alten Classiker erhalten haben. Aber mit demselben Rechte darf man auch behaupten, daß sie auch eben so viel zu dem Verluste mancher anderer beygetragen haben. Die Verachtung, ja der Abscheu, den man vom zehnten bis zum vierzehnten Jahrhundert vor allen heidnischen Schriftstellern hatte, erscheint uns jetzt in der That unglaublich. Wenn einer dieser Abschreiber einen griechischen oder römischen Classiker von seinem Oberen begehrte, so war er, da er nicht reden durfte, auf eine eigene Geberdensprache angewiesen. This consistet, sagt unser Autor, in scratching unter his ear, as a dog, which feels an itsching, scratches himself in that place with his paw — because, said they, an unbeliever is compared to a dog. In this manner they expressed an itching for those dogs, Virgil or Horace.

Als im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert die Mannscripte der Alten wieder gesucht wurden, standen sie in einem sehr hohen Preise, obschon man ihren inneren Werth wohl nicht zu schätzen wußte. Man setzte eine Art von Stolz darein, der Besitzer eines griechischen, römischen oder auch arabischen Mannscripts zu seyn, und zahlte dieselben oft zu außerordentlichen Preisen. Wir haben an einem anderen Orte dieser Blätter (1834, S. 159) einige Beyspiele von diesen Preisen angeführt. So kam es, daß dieser Gegenstand allmählich zu einer Art von Handelsartikel geworden ist. Wucherer sahen solche Manuscripte, wie heut zu Tage goldene Geschirre oder Edelsteine, als die beste Gattung von Pfändern an. Zur Zeit des Wiedererwachens der Wissenschaften, in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, war ein allgemeines Streben, besonders in Italien, sichtbar, die Manuscripte der Alten aufzufinden. Alle Winkel von Europa, besonders die Wohnsitze der Griechen und Römer, wurden durchgesucht, und selbst die Klosterbibliotheken blieben nicht ungeplündert, obschon sie im Allgemeinen wohl nur wenig Beute lieferten. Dieser Richtung Aller zu einem Zweck, dieser Begeisterung, die schon in Manie ausartete, verdanken wir die Erhaltung so vieler Schriften der Alten. Grafen und Fürsten erschöpften ihr Vermögen auf jahrelangen Reisen, und mit wahrhaft unglaublichen Summen, die sie für solche Manuscripte zahlten. Sie wünschten sich

gegenseitig Glück, diese Manuscriptenjäger, wenn sie ein vorzügliches Werk aufgetrieben hatten; sie beneideten sich noch öfter, ja auch Verfolgungen blieben nicht aus, die sich, nach der Sitte der Zeit, auf Kindeskinder fortpflanzten, und meistens mit blutigen Fehden endeten. Als Poggio eine Abschrift von Quintilians Werk gefunden hatte, schrieb ihm Aretino: »O du dreymal »glücklicher Mann! O herrlicher Fund! O unerwartetes, über»schwengliches Glück! Ich bitte, ich beschwöre dich, mein Pog»gio, laß mich das Manuscript auch lesen, oder doch nur sehen, eh' ich sterbe.« — Die Schriften jener Zeit sind voll von solchen enthusiastischen Stellen. Aretino selbst bekannte, daß er das Glück, jenes Manusc. gefunden zu haben, nicht für den Besitz der schönsten Provinz Italiens geben würde. Ein anderer, der eine Rede von Cicero entdeckt hatte, war darauf so stolz, als ob er selbst der Verfasser derselben gewesen wäre. Einer der eifrigsten in diesem Geschäfte war Johannes Aurispa, der viele Jahre in Griechenland und Kleinasien zubrachte, und mehrere Hunderte von Manusc. nach Italien einführte. Er bedauerte nur, daß die meisten davon heidnischen Schriftstellern zugehörten, weil die Griechen, wie er sagt, darauf viel weniger Werth legten, als auf die theologischen Werke, die er vor allen andern gern gehabt hätte.

Sehr viele der köstlichsten Schriften dieser Art fand man in den Klöstern, und zwar nicht eben in den Bibliotheken derselben, sondern in abgelegenen Kammern. Es war oft schwer, die Winkel aufzufinden, wo solche Papiere den Ratten und Mäusen überlassen wurden, und noch schwerer, wenn sie gefunden waren, das Gute von dem Schlechten zu trennen. Diese Manuscriptenjäger hatten keine Kenntnisse, und ihre Unwissenheit war nicht kleiner, als ihr blinder Enthusiasmus. Einer derselben, der zugleich für einen großen Gelehrten galt, und von dem sich eine Art Anleitung, wie diese Jagden anzustellen sind, erhalten hat, gab einem gewissen Valerius den ersten Rang unter den alten römischen Schriftstellern, auf den man daher vorzüglich Jagd machen sollte. Man weiß nicht, ob er dabey den Val. Maximus oder Martialis, oder einen anderen verstand. Derselbe setzte Plato und Tullius unter die römischen Poeten, und hielt Ennius und Statius für Coeven.

Poggio fand seinen Quintilian in dem Kloster zu St. Gallen, und zwar in einem alten Koffer, den man in die Ecke eines Thurms der Kirche gestellt hatte, um darein Papiere ohne Werth zu werfen, an denen vielleicht seit lange schon Motten und Moder genagt hatten. Nicht in der Bibliothek, ruft er aus, fand ich meinen Schatz, sondern in obscuro et deterrimo carcere.

Das erste und noch immer beste Manuscript von Tacitus wurde in einem Kloster von Westphalen an einer ähnlichen Stelle gefunden. Aber wie viel ist von diesem ersten aller Geschichtschreiber noch heut zu Tage unbekannt? Es ist auffallend, daß wir alles, was wir von ihm besitzen, dieser einzigen Abschrift, die sich in einen obscuren Winkel Westphalens geflüchtet hat, verdanken, da doch der römische Kaiser, der seinen Namen trug, so viele Copien seines erlauchten Vorgängers in den Bibliotheken aufstellen, und sie jährlich durch zehn neue Abschriften vermehren ließ. Aber die Barbaren, die später Italien überschwemmten, kehrten ihre Wuth vorzüglich gegen die Bibliotheken, die beynahe alle zerstört worden sind. — Das Original-Manuscript des Justinianischen Codex wurde von Soldaten aus Pisa entdeckt, die es bey der Plünderung einer Stadt in Calabrien vorfanden. Es wurde in der Bibliothek von Pisa aufgestellt, wo es späterhin die Florentiner, als sie Pisa einnahmen, sich aneigneten und nach Florenz brachten, wo es noch ist. — Papirius Mason fand die Werke Agobarts, die ehedem sehr geschätzt waren, und damals für längst verloren galten, in dem Hause eines Buchbinders zu Lyon. Er hatte eben angefangen, die Blätter des Manusc. zuzuschneiden, um die Deckel der von ihm eingebundenen Bücher damit zu überziehen. Ein anderer Edelmann in Frankreich fand einen Theil der zweyten Decade des Livius als Enveloppe einer Rakete bey Gelegenheit eines Lustfeuerwerks. Er eilte sogleich zu dem Mann, aber er kam zu spät. Der Raketenmacher hatte vor einigen Tagen die letzten Blätter des Manuscripts verbraucht, und alles war in Rauch aufgegangen.

Die meisten Manuscripte der Alten gingen ohne Zweifel durch die crasse Unwissenheit der Zeiten zu Grunde. Aus einer Petition des Dr. Dee an die Königin Maria von England sieht man, daß zu dieser Zeit Cicero's Abhandlung »De Republica« noch in der k. Bibliothek gewesen seyn muß. Houet sagt, daß Petronius zur Zeit des John von Salisbury noch vollständig da gewesen seyn muß, da der letzte mehrere Stellen aus ihm anführt, die man jetzt nicht mehr finden kann. — Raimund Soranzo, ein Jurist am päpstlichen Hofe, besaß zwey Bücher Cicero's »De Gloria« im Manuscripte, die er dem berühmten Petrarca schenkte. Dieser lieh sie einem alten Freunde, der bald darauf am Schlage starb. Welche Mühe man sich auch gab, in dem Kreise des Verstorbenen das Manuscript zu finden, es war und blieb verloren. Zwey Jahrhunderte später wurde desselben Werkes in einem Bücher-Auctions-Catalog eines Nonnenklosters erwähnt, aber als man es, einige Zeit darnach, daselbst aufsuchte, war es nicht mehr zu finden, und die Nonnen konnten weiter keine

Auskunft geben. Petrarch spricht von dieser Schrift Cicero's: de Gloria, mit Enthusiasmus, und sagt, daß er sie nicht oft genug lesen, nicht würdig genug bewundern konnte.

Viele von diesen Schätzen des Alterthums gingen auch durch Mißbrauch, und selbst durch Betrügereien zu Grunde. So sagt man von der eben erwähnten Schrift des Cicero, daß der Arzt Petrus Alcyonius das Manuscript von den Nonnen ausgeborgt und nie mehr zurückgegeben, ja es selbst absichtlich vertilgt hatte, nachdem er in seiner eigenen Schrift: De exilio, viele Stellen aus jenem Manuscripte aufgenommen, und für sein Eigenthum ausgegeben hatte. In der That findet man in diesem Werke des Alcyonius eine Menge Perioden, die wie Oasen in einer Wüste dastehen, und durch Inhalt und Vortrag sich auffallend von dem Uebrigen unterscheiden. Selbst Peter Aretin, von dem wir schon oben gesprochen haben, ließ sich einen ähnlichen Betrug zur Schuld kommen. Er hatte ein griechisches Manuscript des Procopius: De bello gothico, gefunden, es latein übersetzt und als seine eigene Arbeit herausgegeben. Erst ein Jahrhundert später wurde ein zweytes Exemplar des griechischen Manuscripts gefunden, und so Aretin's Betrug entdeckt. Auch Machiavelli blieb nicht rein von solchem Unwesen, obwohl er dabey mehr seinen Freund, als sich selbst, zu bedenken suchte. Er hatte eine Schrift Plutarchs »Apophthegmata der Alten,« gefunden, wählte die besten Stellen darunter aus, und gab sie heraus, indem er sie seinem Helden Castrucio Castricani in den Mund legte.

Ging es doch selbst den Manuscripten der Neueren oft nicht viel besser. Der Cardinal Granvella hinterließ mehrere große Kisten, voll von Briefen der Diplomaten und selbst der Monarchen aller Länder, die er empfangen und häufig mit Randnoten eigener Hand commentirt hatte. Diese Kisten wurden nach seinem Tode auf den Boden gebracht, wo sie Staub und Ratten verzehrten. Fünf oder sechs derselben verkaufte später der Aufseher des Hauses an einen Krämer in Madrid, wo sie glücklicher Weise noch früh genug von einem Manne gesehen wurden, der den Werth dieser Manuscripte einigermaßen zu schätzen wußte, und davon die Anzeige an einen Schriftsteller machte. Dieser kaufte das Ganze um einen äußerst geringen Preis an sich, und gab dann diese Correspondenz in acht dicken Foliobänden heraus, eine der schätzbarsten Sammlungen historischer Quellen, die wir besitzen. — Ein ähnliches Schicksal hatte des berühmten Montaigne's Werk: »Tagebuch meiner Reise durch Italien.« Ein Geistlicher, der die Provinz Perigord, wo M. lebte, durchreisete, um daselbst Sammlungen für die Geschichte dieses Theils

von Frankreich zu suchen, fragte, als er in dem alten Schlosse Montaigne's ankam, nach dem Archiv desselben. Man zeigte ihm eine alte, große Kiste mit halbvermoderten Papieren, die unter einem schlechten Dache schon seit Jahren dem Regen und allen Unbilden der Witterung bloßgestellt waren. Nur mit Mühe konnte man manche Seite des Manuscripts entziffern, und das Werk endlich vollständig herausgeben. Die Nachkommen Montaigne's, auf denen nicht der Geist des Ahnherrn ruhte, hatten sich so wenig um diese Schätze bekümmert, daß sie nicht einmal wußten, daß einer ihres Namens früher als der erste Schriftsteller Frankreichs geglänzt hat. — Hieher gehört auch die Nachricht von der großen und wichtigen Sammlung von Staatspapieren, die Thurloe, der Secretär von Cromwell, zusammen getragen und so gut verborgen hat, daß sie erst ein Jahrhundert später bekannt gemacht werden konnten. Als man das Haus, wo man sie aufbewahrt hatte, als baufällig niederriß, fand man diese Papiere in einem alten Getäfel der Wand eines Saales. Sie bilden sieben starke Foliobände, und sind für den Geschichtforscher jener Zeit von der größten Wichtigkeit.

Mit diesem Gegenstande ist die absichtliche Zerstörung, die bisweilen mit ganzen Bibliotheken, ja mit dem gesammten Bücherwesen eines ganzen Landes vorgenommen wurde, in zu engem Zusammenhange, als daß wir ihr nicht auch einige Worte widmen sollten.

Die traurigen Schicksale der Bibliothek zu Alexandrien sind den meisten Lesern bekannt genug. Die ägyptischen Ptolemäer hatten dieses Denkmal ihrer Liebe zur Literatur errichtet. Es war das größte Monument dieser Art in der älteren Zeit. Die Seele dieser Bibliothek war ihr erster Vorsteher, Demetrius Phalereus, ein von der Natur zum Bibliothekar gebildeter Mann; voll Kenntniß und Liebe zur Sache trug er aus allen ihm bekannten Ländern die schätzbarsten Werke zusammen, und brachte seine Büchersammlung noch bey seinem Leben zu einer Vollkommenheit, der seine Nachfolger nur wenig mehr hinzu zu fügen übrig hatten. Mehrere auf einander folgende Könige unterstützten dieses große Unternehmen mit wahrhaft königlicher Großmuth. Einer von ihnen benützte die Gelegenheit, wo ihn die Athenienser während eines Mißjahres um Weizen gebeten hatten, zur Bereicherung seiner Bibliothek. Er sagte ihnen reichliche Hülfe zu, wenn sie ihm dafür die Originalmanuscripte des Aeschylus, Sophocles und Euripides zum Abschreiben überlassen. Die Athener, stolz auf diesen Schatz, fürchteten seinen Verlust, und der König bot ihnen zur Sicherstellung fünfzehn Talente in Gold (nahe 321200 fl. C. M.) als Unterpfand an. Er erhielt die Manuscripte, und als

er sie, nach der Copirung, wieder zurückschickte, schenkte er den Athenern zum Dank das hinterlegte Pfand. — Als der Chalif Omar Alexandrien mit Sturm erobert hatte, ließ er die Bücher dieser Bibliothek unter die Bademeister der Stadt vertheilen. Durch sechs Monate wurden damit die 4000 Badestuben dieser Stadt geheizt. Diese Bücher, sagte Omar, enthalten entweder das, was im Koran steht, und dann sind sie überflüssig; oder sie enthalten etwas anderes, und dann sind sie schädlich und in beyden Fällen müssen sie vertilgt werden. — Indeß muß die alte Liebe zum Büchersammeln später wieder bey den Alexandrinern aufgewacht seyn, da lange nach der arabischen Invasion die neuen Sectirer ebenfalls Gelegenheit fanden, ihre barbarische Wuth an der Bibliothek dieser Stadt auszulassen. Die Araber selbst, die nach den ersten Ausbrüchen ihres Fanatismus sich mit Vorliebe den Wissenschaften widmeten, hatten wieder große Sammlungen arabischer Manuscripte in Alexandrien angelegt. Allein früher schon, gegen Ende des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, unter Theodosius dem Großen, erlitt diese Bibliothek ihren größten Verlust von nicht arabischen Fanatikern, die von einem anderen Theodosius angeführt wurden. Der wüthende Haufe stürmte und verbrannte die Bibliothek, und der Geschichtschreiber Orosius fand, mehrere Jahre nachher, nur noch die leeren Schränke. Diese drey Zerstörungen jener großen, immer wieder aus ihrer Asche sich erhebenden Bibliothek fielen in das vierte, siebente und dreyzehnte Jahrhundert. Aber man vergißt dabey gewöhnlich eine andere, frühere, die 50 Jahre vor dem Anfange unserer Zeitrechnung fällt, und die einem anderen großen Heerführer zur Schuld fällt.

C. J. Cäsar, selbst einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller der Alten, Cäsar, der selbst eine große, öffentliche Bibliothek in Rom angelegt, und sie dem gelehrten Varro übergeben hatte, war der eigentliche erste Zerstörer der alexandrinischen Bibliothek, da sie während seiner Belagerung dieser Stadt, wohl ohne seine Schuld und gewiß ohne seinen Willen, ganz abbrannte. Ueber 400000 Bände oder Rollen, welche die ganze römische, griechische, indische und ägyptische Literatur umfaßten, wurden ein Raub der Flammen. Sie wurde nachher durch die sogenannte Bergamische Bibliothek, die Antonius der Cleopatra zum Geschenke machte, wenigstens großentheils wieder ersetzt.

Die eigentlichen Eroberer, vorzüglich der früheren Zeiten, tragen den größten Theil der Verluste, den die Bücherwelt von Zeit zu Zeit erleiden mußte. Sie begnügten sich nur selten mit der Zerstörung der Menschen und mit der Verwüstung der Länder, die sie überzogen: ihre Wuth wendete sich nur zu oft auch

gegen die Geisteswerke der schon längst Abgeschiedenen, um auch sie von der Erde zu vertilgen. Noch beklagen die Irländer diese Zerstörungssucht ihrer ersten Eroberer, die beynahe alle Spuren ihrer früheren Geschichte vernichtet haben. Noch in einem höheren Maße ist dieß in Mexico der Fall gewesen. Die Einwohner dieses Landes, welche die Schreibekunst nicht kannten, suchten ihre Geschichte durch Gemälde darzustellen. Diese Geschichtsmaler waren in Mexico so zahlreich, als bey uns die Abschreiber vor der Entdeckung der Buchdruckerey. Aber die Missionäre, die besorgten, daß durch diese Gemälde der Aberglaube der Einwohner genährt und unterstützt werde, ließen sie im ganzen Lande sammeln um ganze Berge von ihnen auf dem Platze von Mexico zu verbrennen. Späterhin erkannten sie selbst ihren Fehler, aber zu spät, und so wird die Geschichte dieses großen Landes, vor der Invasion der Europäer, wahrscheinlich für immer unbekannt bleiben. — Abdullah, der Beherrscher Khorasan's im zehnten Jahrhundert n. Ch., war ein würdiger Nachfolger Omars. Als ihm in Nishapur ein persisches Gedicht vorgelegt wurde, das der berühmte Nushirvon verfertigt hatte, und das als das vorzüglichste aller persischen Gedichte galt, wollte er nichts damit zu thun haben. Meine Unterthanen sollen den Koran und sonst kein Buch mehr lesen, sagte er, indem er das Gedicht mit Verachtung zu Boden warf, und am folgenden Tage erging ein Machtgebot durchs ganze Land, alle persischen Bücher ohne Ausnahme den Flammen zu übergeben. Wahrscheinlich wollte Ximenes an den Saracenen Gleiches mit Gleichem vergelten; denn als er Granada eingenommen hatte, wurden, auf seinen speciellen Befehl, funfzigtausend Exemplare des Korans an einem Tage verbrannt. — Auch unter Heinrich VIII. in England war die Destruction der Bibliotheken allgemein geworden. Sie hielt mit der Zerstörung der Klöster gleichen Schritt. Die Käufer der Klostergebäude nahmen die Bibliotheken als eine Art von Hausrath mit, den sie an die Krämer als Packpapier verkauften. Wenn immer ein Buch rothe Buchstaben hatte, wie dieß so oft bey den Gebetbüchern jener Zeit der Fall war, so war es gewiß, von den Puritanern verabscheut und verbrannt zu werden. Viele dieser Bücher wurden auch von ihren Anhängern unter der Erde verborgen, um sie gegen ihre Verfolger zu beschützen, und gingen eben dadurch wieder zu Grunde. Was die Flamme nicht verzehrte, fraß der Moder. Fuller, der Geschichtschreiber dieser Bücherverfolgung, sagt, daß der sechzigjährige Krieg zwischen York und Lancaster nicht so verheerend für die Bibliotheken Englands war, als dieser Bücherkrieg, der doch nur sechs Jahre dauerte. Im Jahre 1599 wurde eine allgemeine Bücher-

verfolgung angesagt. Die Puritaner und Calviner zerstörten alles, was von Büchern in ihre Hände kam. »Wie Straßendiebe und außer dem Gesetz stehende Verbrecher, hieß es, sollen sie ergriffen werden, wo immer sie sich finden.« Die Schriften aus jener Zeit sind auch jetzt außerordentlich selten.

Auch Privatverhältnisse und einzelne Personen tragen öfter die Schuld an der Vernichtung oder doch Verstümmlung werthvoller Schriften. Die auf uns gekommenen Werke des Aristoteles sind weder vollständig, noch unverändert. Sein Schüler, Theophrastus, vererbte diese Schriften an Neleus, und die Nachkommenschaft des Letztern, eine ganz unwissenschaftliche Rasse, vergrub sie unter der Erde. Apellion kaufte sie, aber in einem solchen Zustande, daß große Partien ganz unleserlich waren. Er sammelte und ordnete sie, so gut er konnte, und füllte die großen Lücken nach Gutdünken aus. Als später Sylla nach Athen kam, fand er diese alterirten Manuscripte und brachte sie nach Rom, wo er sie einem gewissen Grammatiker Tyrannio gab, um sie durch gedungene Abschreiber copiren zu lassen, wodurch ohne Zweifel wieder neue Fehler entstanden sind. Dieß erzählt uns Strabo in seinem XIII. Buche. — Auf eine ähnliche Weise sind mehrere Manuscripte der Lady Mary Wortley Montagu zu Grunde gegangen. Ihre Mutter fand es überflüssig, wo nicht herabwürdigend, daß eine aus ihrer Familie als Schriftstellerin glänze, und sie verbrannte daher die zurückgelassenen Schriften ihrer Tochter, da sie sich entrüstete, zu hören, daß man sie die Sévigné Englands zu nennen pflegte.

Der berühmte Peiresc hatte eine ganze Kammer voll Briefe beynahe aller Gelehrten Europas zurückgelassen. Man pflegte ihn bey allen schwierigen Untersuchungen um Rath und Beyhülfe anzugehen, daher man ihn auch die lebendige Bibliothek und den Avocat général des gens de lettres zu nennen pflegte. Seine Nichte aber und seine Erbin hatte alle Gelehrsamkeit in Aversion genommen. Obschon sie mehrmals ersucht wurde, diese interessante Correspondenz herausgeben zu lassen, obschon man ihr bedeutende Summen dafür anbot, so fand sie doch ein größeres Vergnügen darin, mit diesen Papieren einige Tage durch ihr Zimmer zu heitzen. — Auch Leonardo da Vinci theilt dieses Schicksal. Als man seinen Nachkommen und Erben ein bisher verloren geglaubtes Manuscript des großen Meisters zeigte, sagten sie mit verächtlicher Miene: »Wir haben solches Zeug genug oben in der Bodenkammer, wenn es nicht etwa schon die Mäuse verzehrt haben.«

Wie viel Schaden die Bibliotheken durch Feuersbrünste erlitten haben, würde schwer mit Genauigkeit anzugeben seyn.

Das Abbrennen der berühmten Cottonianischen Bibliothek vertilgte eine große Sammlung anglo-saxischer Manuscripte, die, als einzig in ihrer Art, für alle Zukunft unersetzbar sind. Meninsky's Dictionnär der persischen Sprache ging durch ein ähnliches Unglück beynahe ganz verloren. Während der Belagerung Wiens durch die Türken fiel eine Bombe in das Zimmer, wo diese Bücher aufbewahrt waren, und vernichtete sie beynahe alle. Die wenigen Exemplare, die gerettet wurden, tragen durchaus die Spuren jenes Ereignisses. Antonius Urceus, ein Gelehrter des fünfzehnten Jahrhunderts, hatte viele Jahre an einem großen Werke gearbeitet. Als es schon nahe vollendet war, wurde das Manuscript von dem Feuer verzehrt. Er nahm sich dieses Unglück so zu Herzen, daß er den Verstand darüber verlor, daß er seine Vaterstadt, Forli, wo er sechzig Jahre gelebt hatte, verließ, und fortan, mehr einem Thiere als einem Bettler gleich, in den benachbarten Wäldern lebte, bis der Tod seinem traurigen Daseyn ein Ende machte. — Ben Jonson's Schrift: »Execration on Vulcan,« verdankt seine Entstehung einem ähnlichen Unfall. Eine einzige Stunde hatte seine Manuscripte, die Frucht einer zwanzigjährigen Arbeit, vertilgt. Tragischer war das Schicksal Newtons. Er ging eines Morgens, gegen Ende des Jahrs 1692, in die Kirche, und ließ seinen kleinen Hund Diamond allein in der Studierstube zurück. Bey seiner Rückkunft fand er den Leuchter mit der brennenden Kerze auf seinem Schreibpulte umgestürzt und beynahe alle seine Schriften von der Flamme ergriffen. Als er sich von dem ersten Schrecken über seinen Verlust erholt hatte, soll er ausgerufen haben: »O Diamond, du weißt nicht, wie unglücklich du mich gemacht hast.« — Bald darauf fiel Newton in eine Schwermuth, von der er sich nie mehr gänzlich erholte, obschon er noch 35 Jahre lebte, und die sogar seine Verstandeskräfte geschwächt haben soll. Die ersten beyden Jahre nach diesem Ereignisse war er von einer tiefen Melancholie ergriffen, und gab mehr als einmal deutliche Zeichen einer Verstandesverwirrung. Gewiß ist, daß er seit dieser Zeit nichts Großes mehr geliefert hat, wie denn seine bedeutenden Entdeckungen und seine größten Werke alle vor jene Epoche fallen. Wie viel hätte die Nachwelt von diesem außerordentlichen Manne, ohne jenes Unglück, noch lernen können!

Auch Schiffbrüche haben ihren guten Theil an den Verlusten, welche die literarische Welt von Zeit zu Zeit erleiden mußte. Guarino Veronese, einer der oben erwähnten eifrigen Manuscriptenjäger, reiste viele Jahre in Griechenland herum, und sammelte mit Mühe und Kosten eine kleine Schiffsladung voll der interessantesten griechischen Manuscripte, die alle in einem

Schiffbruche verloren gingen, als er sie vom Peloponnes nach Malta überschiffen wollte. Gegen das Jahr 1700 erlitt Hulde, ein reicher Bürgermeister von Middleburg, ein ähnliches Schicksal. Auf seine Kosten war er nach China gereist, hatte dieses Land nach allen Richtungen durchzogen, die Sprache desselben sich vollkommen eigen gemacht, sich selbst bis zur Würde eines Mandarins hinaufgeschwungen, und zog endlich, schwer belastet von Manuscripten und Merkwürdigkeiten aller Art in sein Vaterland zurück, als ihn, wenige Tage vor seiner Landung, ein Sturm erreichte, und alle seine Hoffnungen in einer Stunde vernichtete. Dreyßig Jahre hatte er gesammelt, und alles verschlang in einem Augenblicke die bodenlose See. — Die berühmte Pinelli'sche Bibliothek sollte, nach dem Tode ihres erlauchten Besitzers, nach Neapel überführt werden. Sie füllte drey Schiffsladungen. Die kleine Flotte wurde, nahe an Italiens Küste, von Corsaren angegriffen und eines der Schiffe genommen. Die Räuber durchsuchten ihre Beute, und als sie nichts als Bücher fanden, warfen sie sie alle in die See. So ging der dritte Theil einer der schönsten Privatbibliotheken zu Grunde, die England aufweisen konnte.

Wir haben bereits oben bemerkt, daß wir, so viel Gutes wir auch von den Schriften der Alten gerettet haben, doch auch große Verluste betrauern müssen. Welche Schätze mögen nur durch die vielen Unglücksfälle verloren gegangen seyn, welche die Alexandrinische Bibliothek erlitten hat. Auch nicht eine einzige Schrift der Aegyptier, der Karthager, der Assyrier ist gerettet worden, und doch haben diese Nationen eine so große Rolle auf der Erde gespielt. Sanchoniathons Geschichte Phöniciens, Manethons und des Berosus Werke sind, bis auf einige Zeilen, die andere neuere Schriftsteller in fremden Sprachen, vielleicht unrichtig genug, angeführt haben, gänzlich verloren. Aber selbst von den Griechen und Römern, wie vieles hat uns die Zeit mißgönnt! Die Geschichte des Polybius enthielt 40 Bücher, und wir haben davon nur mehr fünf. Auch die des Diodors von Sicilien hatte 40 Bücher, von welchen nur 15 auf uns gekommen sind. Von Dionys von Halicarnaß ist mehr als die Hälfte verloren gegangen. Von den 80 Büchern der Geschichte des Dio Cassius besitzen wir nur mehr 25. Die Geschichte des Livius enthielt 140 Bücher, und wir kennen nur 35. Welch ein Schatz ist uns mit den verlornen Büchern des Tacitus geraubt worden. Die Regierung des Titus, dieses Kleinods des Menschengeschlechts, ist uns nur in allgemeinen Zügen bekannt, und auch der finstere Domitian entging der rächenden Geißel der Nemesis. Und selbst in dieser Verstümmlung noch, ein

bloßer Torso, steht Tacitus als der Fürst der Historiker da. Quintilians Werk, de causis corruptae eloquentiae, die er selbst in seinen Institutionen mit so viel Selbstgefälligkeit als seine beste Schrift citirt, ist gänzlich verloren gegangen. Varro's Biographien von 700 der vornehmsten Römer, und des Atticus Werk von den Thaten berühmter Römer, sind für uns nie da gewesen. Wenn man bedenkt, daß diese Schriftsteller die höchsten Stellen in einem weltbeherrschenden Staate bekleideten, und daß sie zu den Gebildetsten ihrer Zeit gehörten, so kann man den Verlust ihrer Werke nicht genug betrauern. Auch von dem älteren Plinius, diesem Patriarchen aller literarischen Sammler, vermissen wir seine Geschichte in 20 Büchern. Wer beweint nicht den Verlust der zwey Bücher Anticatones die C. J. Cäsar gegen Cato geschrieben hat. Besonders schmerzhaft sind diese Unfälle auf dem Gebiete der Geschichte. Die Produkte der Einbildungskraft, wie Gedichte, oder die des Verstandes, wie mathematische Entdeckungen, lassen doch die Hoffnung auf künftigen Ersatz zurück, wenn wieder einmal der Genius zu uns herabsteigt — aber wer soll verlorne Geschichte ersetzen! Doch sind auch die Entbehrungen der übrigen Geisteswerke schmerzhaft. Nach den Aeußerungen der Alten zu urtheilen, war Menander einer der größten Dichter aller Zeiten, und wir haben nur mehr einige Zeilen von ihm. Er war der eigentliche Volksdichter der Griechen, und er kannte die innersten Tiefen des menschlichen Herzens; er war der Sittenmaler, der Moliere seiner Zeit und der Historiker des häuslichen Lebens der Griechen: Alles ist bey den Alten seines Lobes voll, und wir haben alles verloren! — Von Aeschylus, Sophocles und Euripides haben wir in allem kaum 26 Stücke, und doch soll jeder von ihnen nahe an 100 geschrieben haben. Plautus schrieb 130 Schauspiele, und wir haben nur 20. Eben so ist der Rest von Ovid's Fasti nie mehr aufgefunden worden. Und wer war der treffliche Dichter, von dem der jüngere Plinius sagt (Lib. I. Epist. XVI.): »Seine Werke kommen nie von meiner Hand, und wenn ich mich hinsetze, selbst was zu schreiben, oder früher Geschriebenes durchzusehen, oder überhaupt mich an der Lectüre zu ergötzen, so nehme ich immer diesen lieblichsten aller Autoren vor, und immer erscheint er mir neu.« — Plinius war selbst ein Mann von Geschmack und feiner Bildung, und sein Urtheil kann den Schmerz über unseren Verlust nur erhöhen.

Das Vorhergehende wird genügen, dem Leser eine allgemeine Ansicht von dem Inhalte und dem Vortrage dieser Schrift zu geben, besonders wenn er die Mühe nicht scheut, das oben als Einleitung zu dieser Anzeige Gesagte noch einmal eines flüchtigen

Blickes zu würdigen. Um von dem Reichthume des hier aufgehäuften, interessanten Stoffs einen nähern Begriff zu geben, bemerken wir nur noch, daß alles Vorhergehende bloß von den ersten 24 Blättern des ersten Theils genommen ist, und daß selbst unter dieser Beschränkung noch die Ausbeute leicht hätte verdoppelt werden können, ohne im Geringsten dadurch an Interesse zu verlieren. Wir gedenken, in einem der folgenden Bände dieser Schrift wieder auf denselben Gegenstand zurück zu kommen, und unseren Lesern dieses Werk noch von einigen anderen Seiten kennen zu lehren, in der gedoppelten Hoffnung, daß ihnen daraus ein nützliches Vergnügen erwachsen, und daß irgend einer unserer besseren Uebersetzer, durch diese Anzeigen bewogen, den Entschluß fassen soll, uns den Verfasser im deutschen Gewande, aber auf eine seiner und der deutschen Leser angemessene und würdige Art zu geben. Eine eigentliche getreue und nichts als getreue Uebersetzung ist nicht, was hier wünschenswerth erscheint, ja sie wird selbst, in manchen einzelnen Aufsätzen, unter den für uns einmal gegebenen Verhältnissen, nicht einmal ausführbar seyn; auch können viele der letzten ohne Nachtheil übergangen werden, da gerade sie nicht immer zu den gelungensten gehören. Dafür würde eine zweckmäßige Auswahl des Besten, eine freye Bearbeitung desselben, und die Begleitung gar mancher Zusätze, Ausfüllung der Lücken, sorgfältigere Ausarbeitung kurzer Anzeigen u. dgl. gewiß allen deutschen Lesern höchlich willkommen und erfreulich seyn. An Stoff dazu wird es einem belesenen Uebersetzer, denn nur ein solcher wird hier vorausgesetzt, nicht fehlen, und auch die Anerkennung des Publikums wird ihm nicht entgehen, wenn er diejenige Sorgfalt auf seine Arbeit verwendet, zu welcher er schon durch die Sache selbst sowohl, als auch durch die Tüchtigkeit seines Vorgängers, so dringend aufgefordert wird.

Littrow.

Art. IV. Epistolae Davidis Ruhnkenii ad Dan. Wyttenbachium, editae a G. L. Mahne. Accedunt D. Wyttenbachii epistolae, quas curavit F. C. Kraft, Altonae Imp. Librariae Hammerschianae. 1834.

Mahne hatte schon früher die Correspondenz Ruhnken's und Walckenaers herausgegeben, und glaubte nun, dieser Sammlung auch die Briefe Ruhnken's an Wyttenbach nachträglich beyfügen zu müssen. Dieser sind 71, da er einige kleinere, inhaltsärmere oder nicht weiter interessante, zurücklegte. Dieß geschah im J. 1832 zu Leiden. — Zwey Jahre später entschloß sich F. C. Kraft, Director des Johanneums zu Hamburg,

zu der gegenwärtigen zweyten Herausgabe jener Briefe, denen er zugleich die des Wyttenbach an Lynden, Eldik, Bosch, Kasteele, Lennep u. a. beyfügte. Die Briefe Ruhnkens füllen 78, und die des Wyttenbach 64 Seiten; die übrigen 88 Seiten sind den Noten zu den vorhergehenden Briefen gewidmet.

Daß Mittheilungen wissenschaftlicher Briefe ausgezeichneter Männer schon an sich im hohen Grade interessant sind, bedarf hier keines Beweises. Wir lernen sie selbst, wie sie leibten und lebten, besser und näher, als aus ihren öffentlichen Werken kennen, in welchen sie, gleichsam auf der Bühne, immer mit einem Nimbus erscheinen, der ihre Persönlichkeit verbirgt, und das, was uns an dem Menschen interessirt, mit einem oft undurchdringlichen Schleier bedeckt. Dasselbe Verdienst wird also auch an der gegenwärtigen Sammlung von Briefen zweyer in ihrem Fache so vorzüglicher Männer nicht verkannt werden. Jedoch hat der Herausgeber derselben, Kraft, sich ein mehr untergeordnetes Ziel gesteckt, und dadurch wenigstens unsere ersten Hoffnungen nicht erfüllt, da das Titelblatt die hier in Rede stehende Beschränkung nicht ausspricht. Denn das Epistolae adnotationibus instructae ließ uns nicht erwarten, daß das Ganze nur für Jünglinge zur Uebung in der lateinischen Sprache bestimmt seyn soll, wie doch in der Vorrede ausdrücklich gesagt wird. Wir wollen nicht in Abrede stehen, daß auch dieser Zweck ein recht guter ist, nur hätten wir gewünscht, ut, quod intus sit, prae se ferret libellus, damit wir nicht an einem Orte Dinge suchen, wo sie nicht zu finden sind. Der Jugend also werden diese Briefe ohne Zweifel sehr nützlich seyn, wenn sie sie anders fleißig lesen, und iterum iterumque et nocturna et diurna manu versiren will. Auch der Aeltere wird gar manches Treffliche in diesen Briefen finden, wie es sich von ihren Verfassern erwarten läßt; nur werden, wie zu besorgen ist, dem Munde, der so eben gute und kräftige Kost genossen, die zum Nachtische aufgetragenen Noten nicht behagen, die zu sehr nach Milchkost schmecken, und so willkommen sie auch manchem Anfänger seyn mögen, dem gereiften Manne nicht mehr zusagen können. In diesen Noten werden nämlich erstens die Fehler angezeigt, welche sich Ruhnken und Wyttenbach da und dort gegen die genuine Latinität zu Schulden kommen ließen. Da wird z. B. gezeigt, daß die Worte *tum* ad alios, *tum* ad Plutarchum, eigentlich et ... et heißen sollten; daß consecrare operam besser durch dicare oder impertire gegeben würde; daß sensus in dem dort gebrauchten Sinne durch sententia ausgedrückt werden soll, und was dergleichen mehr ist. Auch wird die Belesenheit des Herausgebers durch

Parallelstellen aus den Alten bewiesen. So heißt es zu der Stelle Ruhnkens: cui Plato placet, in der Note: Ille se profecisse sciat, cui Cicero valde placebit. So wird bey dem Worte nollem auf Heindorf ad Horat. Sat. I. verwiesen, um den Unterschied zwischen nollem und nolim, mallem und malim genau aufzufassen u. s. Quae omnia scire, quam utile sit discentibus, vix est quod verbo doceamur, sagt der Herausgeber, und wir wollten mit ihm darüber nicht rechten, wenn er es nur auch auf dem Titelblatte seines Buches gesagt hätte. Zweytens enthalten aber dieselben Anmerkungen auch Nachrichten über die Gegenstände und Personen, von welchen in den Briefen die Rede ist, und diese sind großentheils willkommen, da diese Nachrichten meistens weniger bekannte Dinge betreffen, welche nur der eigentliche Philolog näher kennt, und die daher von jenen beyden Männern oft nur mit einem Worte angedeutet sind, besonders wenn sie sich, wie es oft der Fall ist, auf die holländischen Gelehrten beziehen, von welchen hier, wie zu erwarten, öfter die Rede ist. Da der Herausgeber dieser Briefe mit dem Gegenstande genauer bekannt ist, und selbst ein sehr gewähltes Latein schreibt, so wird seine Schrift der studierenden Jugend nicht ohne Nutzen seyn, wie es auch schon die früher von ihm besorgten Briefe des Muretus, Bentleus, Grävius u. a. gewesen sind.

Was den Inhalt dieser Briefe Ruhnkens und Wyttenbachs betrifft, so sind sie meistens philologischen Inhalts, ihre Bearbeitungen der griechischen und römischen Classiker betreffend, voll feiner und scharfsinniger Bemerkungen über die abgehandelten Gegenstände, und mit einer Correctheit und Eleganz der Sprache vorgetragen, wie man sie in unseren Tagen wohl nur sehr selten mehr finden möchte. Auch an eigenen Ansichten dieser Dinge fehlt es nicht, die oft nicht ohne Interesse sind, da sie die Individualität der Verf. darstellen, wenn sie gleich an sich selbst vielleicht geringeren Werth haben mögen. So lobt R. den viel jüngeren W., daß er von seiner vorgehabten Ausgabe des Julianus Apostata abgelassen, und sich dafür zur Herausgabe des Plutarch gewendet hat. O praeclarum et salutare consilium, ruft er aus. Equidem ut Julianum caeterosque illius aetatis Sophistas vehementer contemno, ita Plutarchum in sinu gesto, nec satiari illo legendo possum. Man hört bey dieser Gelegenheit, daß R. selbst früher sehr ernstlich an eine Ausgabe des Plutarchs, so wie auch des Plato, den er über alle anderen Schriftsteller des Alterthums verehrte, gedacht habe, aber propositum effectu caruit, quippe confutatum illo summae perfectionis sive studio sive errore. Er wollte es zu gut machen, und dar-

über wurde am Ende nichts gemacht. — Mehrere bisher dem Stobäus zugeschriebene Aufsätze werden dem Plutarch vindicirt. In einem anderen Briefe nimmt R. sich wieder jener, früher verachteten Sophisten liebreich an, und sagt, daß er sie oft und gern lese, vor allem aber den Chrysostomus, der, nach Hemsterhusius Urtheil, quam proxime ad Socraticorum praestantiam accessit. Unter den Sokratikern meint er, wie man aus dem Contezt sieht, vorzüglich Plato und Xenophon, und bey Chrysostomus ellenlangen Diatriben scheinen ihn vorzüglich die vielen Stellen aus alten, verloren gegangenen griechischen Dichtern bestochen zu haben. Denn mit welchem Rechte auch dieser Dio aus Prusa in Bithynien jenen später angenommenen Namen geführt haben mag, so ist sein Geist und seine Sprache mit denen des Plato und Xenophon weiter in keine Vergleichung zu bringen. — Bey Gelegenheit des Empfangs eines Catalogs der Augsburger Bibliothek bemerkt R., daß daselbst noch so viele unedirte Codices der Griechen vergraben sind. Profecto, ruft er aus, Germani nesciunt uti bonis suis! Und nun bittet er W., ihm zu schreiben, ob doch der Bibliothekar von Augsburg wenigstens so viel Kenntniß habe, daß er die Hülfe desselben bey dem Copiren dieser Codices mit Nutzen ansprechen kann. Auch die Bibliotheca Monacensis kömmt übel weg. Dort soll, sagt er, eine vis Graecorum Msstorum seyn, und er räth daher dem W.: haec spolia barbaris Monachis detrahere, was doch wohl nur describere et in lucem edere heißen soll. Der Sonderbarkeit wegen muß bemerkt werden, daß dieser Brief vom 2. Juli 1769 zu Leiden datirt ist. In einem anderen Briefe lobt er den jungen W., daß er seiner Aeltern Wunsche, zur Theologie zu gehen, nicht gefolgt sey. Auch er habe es so gemacht, und sey endlich, als sie in ihn drangen, nach Holland geflohen, wo er Hemsterhuis hörte, der ihn sofort für immer an die eleganten Studien, wie er sie nennt, gefesselt habe. Später, als er die Catheder zu Leiden mit einem bedeutenden Gehalt bestiegen, habe sich sein Vater wieder mit ihm ausgesöhnt, und so würde es auch mit W. gehen, daher er nur guten Muths seyn möge.

Die Vorlesungen an der Leidner Universität, sagt R., fangen jährlich mit der Mitte Septembers an, und enden mit der Mitte des folgenden Junius. Die drey Zwischenmonate, setzt er hinzu, sind von jeher den Professoren zu Reisen nach den benachbarten Bädern oder nach England und Frankreich vergönnt worden. Et recte quidem, wenn sich auch die fremden Professoren, die uns nicht kennen, über diese langen Ferien wundern. Uebrigens lebe man in Leyden nahe eben so wohlfeil, als in Leipzig oder Göttingen, so daß 140 Ducaten im Jahre hinreichen, einen Mann

anständig zu unterhalten. — Obschon R. auch in diesen Briefen, wie in seinen öffentlichen Schriften als ein humanitatis studiosissimus erscheint, so kann er doch nicht umhin, zuweilen seine philologischen Krallen zu zeigen. Gegen Klotz besonders kann er seiner Galle kaum Einhalt thun. Er nennt ihn einen indoctum nebulonem, was unserem guten Kraft sehr wehe thut, da Klotz zwar ein homo petulans et quemvis eruditum fere lacessens, aber dabey doch auch ein vir doctus sey, der recht artig latein schreiben könne. Sonderbar, daß keiner von ihnen der antiquarischen Briefe Lessings gedenkt, die doch i. J. 1772 schon längst erschienen waren.

Daß es, selbst bey einem sonst so gutmüthigen Manne, aber doch immer einem Philologen, an gelehrten Streitigkeiten nicht fehlt, und daß die Meinung über andere, besonders über Gegner, mit Schärfe abgegeben wird, kann Niemand befremden, der hoc genus omne etwas näher kennen gelernt hat. So wie eine vorgeschlagene Veränderung oder eine Lehrart in irgend einer Stelle eines alten Classikers nicht gefällt, so ist der Widersacher sofort mordaci sale defricandus. So oft diesen Herren eine Grille durch den Kopf fährt, wird der erste Begegnende angegriffen, um an ihm der verhaltenen Galle Luft zu machen. So sagt R. selbst von Valckenarius: Quoties delirat, toties sibi aliquot praeclaros viros exagitandos sumit.

Indem er W. um einen geschickten Lehrer für die Kinder eines wohlhabenden Leydner Hauses ersucht, setzt er hinzu: Lutheranae an Reformatae formulae sit, nihil interest, modo ne sit Pontificius. Dieß wird in jenen Gegenden Toleranz genannt. Als er später von W. hört, daß der junge Mann einige kleine Schulden berichtigen muß, ehe er die Reise antritt, weigert sich R., dieß in jenem Hause zu melden: quia ea res miserae cujusdam et opulentis hominibus semper invisae paupertatis indicium esset factura. Hierin sieht man die Handelsstadt und die Kaufmannswelt, ubi tanti es, quantum habes. Am Ende einiger Monate muß der arme Junge wieder gehen, weil er — nicht elegant genug für das hohe Haus des Kaufmanns ist: Tristis homo et αγελαστος et non factus est ad hujus aetatis elegantiam.

Als W. die Professur in Amsterdam antreten sollte, suchte ihn R. nach Leyden zu ziehen, wo er einen Gehalt von 2600 fl. erhalten sollte, quo professorum, qui nunc sunt, nemo fruitur. Da W. sich damit nicht begnügte, so wurden ihm 3000 angetragen. Mehr ließen die Consule von Leyden nicht zu, obschon man darauf antrug, indem sie vorschützten, daß dadurch die meisten anderen Professoren, die nur 1600 fl. haben, zurück-

gesetzt und gekränkt werden. Allein W., der in Amsterdam die Aussicht auf einen Gehalt von 5000 fl. hatte, war schwer zu bewegen, bloß der besseren Bibliothek in Leyden wegen, so viel von seinem Einkommen aufzuopfern. Wie man aus den Noten sieht, so sollte W. in Leyden nebst dem Gehalte von 3000 fl. noch an Emolumenten nahe 1560 fl., also zusammen 4560 fl. jährliches Einkommen haben. Dazu kamen noch bedeutende Unterrichtsgelder, welche die Zuhörer entrichteten, und die oft sehr beträchtlichen Summen, welche sich ausgezeichnete Professoren als Schriftsteller durch ihre Werke zu verschaffen wußten. Auf diese Weise galten, wenigstens die besseren unter ihnen, selbst in einer Handelsstadt, für wohlhabende, und dazu, wegen ihrem literarischen Rufe, für geehrte Leute, mit welchen sich die besten und reichsten Familien verbanden, wodurch ihr Wohlstand noch mehr erhöht wurde.

Nicht uninteressant erscheint die Ansicht eines so grundgelehrten, unter den Büchern ergrauten Mannes, über die Ehe und das andere Geschlecht. W. stand auf dem Fuße, sich zu verehlichen. Seinem Freunde R. wird bange. Magni res consilii, schreibt er ihm, et tibi difficilis, quod ineptus esse nescis. Also mit den Frauen muß man Läppereyen und Possen treiben, wenn man bey ihnen glücklich seyn will. Zur Bekräftigung dieser Sentenz wird sie noch wiederholt: Nam sine ineptiis, quibus amabilitas censetur, nihil apud puellas proficitur. Aber vielleicht lag die Ursache dieses Raths in der Individualität W y t t e n b a c h s, wie man aus der Note von M a h n e schließen könnte. Auch kömmt R. in einem späteren Briefe wieder auf denselben Gegenstand zurück, und mahnt ihn mit eindringendem Ernst von der Ausführung seines Vorhabens ab: deterreo te et a matrimonio ineundo revoco, si bene et tranquille vis vivere.

Man hat öfter schon gesagt, daß die englischen und holländischen Gelehrten sich häufig durch eine starke Constitution, durch einen robusten Körper und durch ein langes Leben auszeichnen, während man von den deutschen häufig das Gegentheil bemerkt. Wenn dieß richtig ist, so wäre es interessant, die Ursache dieser Erscheinung zu kennen. Ich könnte eine große Anzahl ausgezeichneter Gelehrter aus jenen beyden Nationen anführen, die jene Bemerkung zu bestätigen scheinen, und nur sehr wenige von uns, um sie zu widerlegen. Sitzen unsere Leute zu viel, und gönnen sie sich keine Erholung? Oder sind es Sorgen anderer Art, die sie vor der Zeit ermatten und dem Grabe nahe führen? Ist es der Mangel an Aufmunterung und ihre tiefere Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft, die sie niederdrückt? An Gefühl für Ruhm und Ehre fehlt es ihnen so wenig, als den anderen;

aber dieses Gefühl, findet es auch hinlängliche Nahrung? Die Befriedigung der Hauptleidenschaft eines Menschen ist das beste Mittel zur Aufheiterung des Geistes, und zum frohen, muntern Sinn, also zu den ersten Bedingungen eines langen, gesunden und heiteren Lebens. — Wie sich dieß auch verhalten mag, unser R. ist ein Beleg weiter für die oben aufgestellte Behauptung. An seinem 76sten Geburtstage schreibt er an seinen Freund W.: **Ego vero et animo et corpore ita vigeo, ut videar posse ad eandem aetatem quam mater mea, i.e. ad annum 86 pervenire. Nec ulla alia re senem me fieri sentio, nisi pigritia in literis scribendis.** — Dieser Abscheu vor dem Briefschreiben ist ihm mit so vielen anderen Gelehrten gemein; fast alle sind, wie Horaz sagt, **ad hoc negotium prope manci**, und doch lassen die meisten von ihnen eine solche **vim epistolarum** zurück, daß man kaum begreifen kann, woher sie die Zeit genommen haben, so viele und mit dieser Sorgfalt zu schreiben.

Schade nur, daß auch nicht alle diese Briefe gleich interessant sind, um der Presse übergeben und der Nachwelt aufbewahrt zu werden. Dasselbe ist auch mit den gegenwärtigen der Fall. Dem Philologen mögen sie ohne Zweifel willkommen seyn, denn sie enthalten gar manche treffliche, meistens kurz hingeworfene Bemerkung; aber dann würden diese Bemerkungen allein auch schon willkommen, und zweckgemäße Auszüge aus diesen Briefen hinreichend gewesen seyn, diesem Bedürfnisse entgegen zu kommen. Was sollen wir aber mit den kleinlichen Familiennachrichten, von der Krankheit der Frau, von der Reise der Tochter, von dem Ankauf eines Gärtchens u. dgl., und was soll vollends die Nachwelt damit? Wenn es gemüthliche, geistvolle, den Charakter des Verfassers oder der anderen bezeichnende Briefe wären, so würden sie wenigstens von dieser Seite interessant seyn können, da ausgezeichnete Männer hier auftreten, die näher kennen zu lernen immer angenehm und nützlich zugleich ist. Aber dieses Gepräge tragen die wenigsten der hier gesammelten Briefe, und so reducirt sich am Ende der außer der Philologie liegende Nutzen der Herausgabe derselben in der That bloß auf den in der Vorrede angegebenen Vortheil, den jungen Lesern gut latein geschriebene Aufsätze vor die Augen zu führen. An diesen aber ist kein Mangel, und da nicht bloß auf Diction, sondern auch auf Inhalt zu sehen gewesen wäre, so hätte man andere, angemessenere Wahlen treffen können. Die angemessenste Lectüre dieser Art aber wird immer die der alten Classiker selbst seyn, die in unseren Tagen immer mehr und mehr vernachläßiget wird, obschon wir ihrer vielleicht mehr als unsere Vorgänger bedürfen, um an der Hand dieser großen, kräftigen Muster der immer mehr

überhand nehmenden Schwäche und Flachheit entgegen zu arbeiten, und um den Geist unserer heranwachsenden Generation für das Höchste, was uns angeht, für Wahrheit und Recht, zu wecken und zu stählen, was vor allem andern in einem siechen, kränkelnden Zeitalter nothwendig ist, wo nur zu häufige Spuren von Ueberspannung und ihrer gewöhnlichen Folge, der Erschlaffung, eine reine und männliche Anhänglichkeit an das Gute zu einem sehr dringenden Bedürfnisse gemacht haben.

Littrow.

Art. V. **Histoire de la restauration et de causes qui ont amené la chûte de la branche ainée des Bourbons. Par un homme d'état. Bruxelles, Louis Haumann et Comp., libraires. 1833. 6. — 10 volumes. 12.**

(Schluß der im 70sten Bande abgebrochenen Recension.)

Diese drey Männer, nachdem sie in denjenigen politischen Körper eingetreten waren, welcher durch die Richtung der Zeit, troß der entgegenstehenden aristokratischen Kammer, stets den entscheidendsten Einfluß auf die Gesellschaft ausüben mußte (ein Einfluß, dem sich selbst England nicht hat entziehen können, und der dort das alte Staatsgebäude über den Haufen zu werfen droht); sie legten eigentlich den Grund zu dem nachfolgenden entschiedenen Uebergewichte der Revolution über die Monarchie; denn sie wurden gleichsam die Anschließungspunkte für drey Hauptrichtungen der falschen Doctrinen, die zwar äußerlich in verschiedenen Ausdrücken, doch nach einem und demselben Ziele zustrebten. In Lafayette nämlich stellte sich jenes schwärmerische phantastische Element des Liberalismus dar; wie ein irrender Ritter des Mittelalters hatte er die Welt durchzogen, freylich ohne alle Poesie und wahres Gefühl, um die Geliebte seines Herzens zu finden; jenseits des Ozeans in der neuen Welt hatte er ihr Altäre und Siegestrophäen errichtet, und von dem ganzen Zeitalter bewundert, und als der Held politischer Freyheit gefeyert, bedurfte es nur seines Namens, um alle bewegliche Herzen, vorzüglich die Jugend Frankreichs hinter sich herzuziehen. Je weniger er wußte was er wollte, je mehr er entblößt war von allem positiven Wissen und den vagesten und allgemeinsten Begriffen des Zeitalters huldigte, desto gefährlicher war er, und des Beyfalls der Massen gewiß. Selten mag ein Mann von so geringer wahrer Bedeutung, nur durch eine bornirte Hartnäckigkeit ausgezeichnet, und Verbleiben auf ein und demselben einseitigen Standpunkt, eine ganze Nation so für sich begeistert haben als Lafayette. Wie wenig Wahrheit enthielt also das Urtheil des Verfassers, wenn er bey dieser Gelegenheit sagt: »il valait

mieux avoir Mr. de Lafayette en face avec sa naïveté des complots, *revelant dans une chambre* ses plus intimes pensées (?), que de le reléguer en dehors du mouvement politique.«

Manuel war einer jener Polterer, jener frechen, unbesonnenen Leute, welche alle Verhältnisse kühn brusquiren, sich von ihrer Parthey an jeden gefährlichen Posten schieben lassen, und so den verführerischen Namen eines unbestechlichen und unerschütterlichen Patrioten erwerben. Er ward natürlich der Führer aller ihm ähnlicher, die Masse aufregender Gemüther. Durch die Rolle, die er in den hundert Tagen spielte, war er zugleich bekannt und einflußreich geworden: »il avait alors une haute réputation, que la maladresse de certaines persécutions ministérielles avait aggrandie; c'était une ame de résolution et de dévouement, tribun utile à son parti dans les questions passionnées.«

Benjamin Constant endlich fügte zu diesen Nüancen der Partey noch diejenige eines scheinbar großen und erhabenen Characters hinzu. Sein Name glänzte unter den berühmten Schriftstellern seines Vaterlandes, und wie ein anderer großer deutscher Gelehrter hatte er Umgang und Wissenschaft der in Frankreich viel geltenden Frau von Staël getheilt und gehoben. Selbst dem früheren Machthaber erschien er gefährlich genug, um seine Gunst in den hundert Tagen zu erkaufen, obgleich er noch kurz zuvor gegen ihn ein erbitterter Gegner sich zeigte. Die Ungunst, in welche ihn nächstdem seine verbrecherische Zweydeutigkeit bey Hofe gesetzt hatte*), machte ihn jetzt als Gegner der Restauration doppelt bedeutend.

Man sieht also, die liberale Partey hatte sich in der Kammer vollständig organisirt, sie hatte noch nicht das Uebergewicht; aber da sie wie Archimedes sagen konnte: gebt mir nur einen Punkt, worauf ich meinen Hebel stütze, und ich rücke die ganze Welt aus ihren Angeln, so blieb ihr, einmal in den politischen Körpern der Nation aufgenommen, der Sieg gewiß. Wir haben früher gesehen, welchen Eindruck die neuen Wahlen auf den Herzog von Richelieu gemacht hatten. Dieses Gefühl, welches auch die Fürsten und Minister des Congresses in Aachen theilten, ward bey dem Premierminister nach seiner Rückkehr von dort durch Beobachtungen in der Nähe dergestalt gesteigert, daß ihm nur in der Rückkehr zu den Doctrinen der Rechten und der Mo-

*) Noch am 19. März 1815 ließ er gegen Napoleon sehr heftige Ausfälle in das Journal des débats einrücken, und schon den folgenden Tag war er sein eifrigster Vertheidiger und Anhänger.

narchie alleinige Rettung erschien. Schon hatte die Pairskammer, welche durch ihre persönlichen Interessen dem neuen Umschwung der Dinge am wenigsten hold seyn konnte, in ihrer Adresse an den König die Gefahr offen berührt, und zu der Erhaltung des monarchischen Prinzips aufgefordert. Wirklich war es dahin gediehen, daß jedem tiefer Blickenden klar vor Augen stand, es handle sich hier nicht mehr um eine Partey und um Conzessionen, welche man ihr etwa zuzugestehen habe, sondern um eine Doctrin, die ihren Lauf mit gewaltigem Schritte vorwärts ging, und die entweder gehemmt werden mußte oder allmälich die Gesinnung des ganzen Landes wurde. Die endlichen Resultate ergaben sich dann von selbst, nämlich Umkehr der Monarchie. Dieß ward, wie immer, in den sogenannten constitutionellen Staaten, die Ursache zu einer ministeriellen Crisis, der ersten, welche die Restauration erlebte, und die zum Voraus ihre gefährliche Lage bezeichnete. Denn was anders kann durch diese Erschütterungen in den obersten Regionen der regierenden Gewalt angedeutet werden, als ein Kampf in dem socialen Leben selbst? Ereignen sich dieselben oft nach einander, so sind sie sichere Vorboten des nahenden Umsturzes der bestehenden Verhältnisse. In der höchsten Ausbildung des Princips der Volkssouverainität, wo dieser Wechsel der Organe der Regierung am häufigsten eintritt, erscheint derselbe endlich als das Resultat der stets hin- und herwogenden Laune und Leidenschaft der Massen, und bildet das letzte Stadium einer auf den bloßen Augenblick der Gegenwart gegründeten Gesellschaft. Man darf den Zustand Englands diesem nicht entgegensetzen; dort entstehen die Ministerwechsel nicht aus einem wirklichen Principienkampf (die neueste Zeit ausgenommen), sondern aus der besondern parlamentarischen und geschichtlich gewordenen Stellung der Minister; sie betreffen allein bestimmte politische Fragen, sey es in den äußern oder innern Verhältnissen des Landes, sie haben nur das Wie der Regierung, nicht die Grundlage derselben selbst zur Ursache.

Der Herzog von Richelieu, um seinen Plan zu verfolgen, verständigte sich darüber mit demjenigen Theile der Pairskammer, welche man von ihrem Führer, dem Cardinal Beausset, die cardinalistische nannte, und es ward von Allen erkannt, daß nur die Ausschließung des Hrn. v. Decazes aus dem Ministerio die künftige entschiedenere Richtung desselben bedinge.

Indeß die tief gewurzelte Zuneigung des Königs für diesen seinen Günstling mußte diesen Plan scheitern machen. Bey der Unmöglichkeit, solche verwirrte Verhältnisse zu besiegen, überdieß ermüdet und aufgerieben von der ungeheuren Anstrengung seiner diplomatischen Arbeiten, gab der Herzog sein Portefeuille

in die Hände des Königs zurück, und ihm folgten alle übrigen Minister, Decazes nicht ausgenommen. Vergebens ward ein neues Arrangement versucht, ohne den Austritt Decazes wollte sich der Herzog für die Beybehaltung seiner Stelle nicht entscheiden, und so geschah es denn, daß Decazes mit der Gunst des Königs auch der Sieg über seine Gegner verblieb, und eben so der Sieg der liberalen Doctrinen entschieden ward. »Ainsi tomba le ministère Richelieu,« sagt der Verfasser T. VI. p. 58, »il était resté trois années au milieu des orages de toute espèce, et en subissant des fortunes diverses. La cause première de sa chûte fut qu'il se composait d'hommes trop importans, chacun dans son individualité, pour toujours s'effacer et se fondre dans une pensée commune. M. Decazes et M. de Richelieu étaient dans une position trop élevée pour subir la domination de l'un sur l'autre. M. de Richelieu voyait avec une secrète jalousie la faveur de M. Decazes; M. Decazes, à son tour, ambitionnait l'influence européenne du duc de Richelieu: de là cette lutte, dans laquelle le ministre favori l'emporta.« Das neue Ministerium, von Decazes zusammengesetzt, und den General Dessolles, einen alten Soldaten, Kriegsgefährten Moreau's, der sich um die Restauration große Verdienste erworben hatte, an der Spitze, war endlich die reinste Darstellung der Gesinnungen des Ministers des Innern; denn diese Stelle nahm jetzt Decazes, so wie die eigentliche Leitung des Ministerraths über sich. Die andern Minister, der Baron Louis für die Finanzen und Serres für die Justiz, und der frühere Kriegsminister Gouvion St. Cyr, folgten nur den Eindrücken, die ihnen gegeben wurden, oder gleichen Ansichten. Wie wenig der Verfasser die Stellung eines Ministeriums der Zeit und seine Aufgabe erkennt, zeigt das Urtheil, welches er über dasselbe fällt. Pag. 59: »Le ministère Dessolles était centre gauche doctrinaire, et tendant vers l'extrémité de gauche. Dans cette position nouvelle le ministère perdait l'appui du centre droit et préparait la réunion de ce centre à l'extrémité de la même couleur; il s'aliénait enfin complètement la chambre des pairs. Cette position était malheureuse, car il était impossible à un ministère monarchique de conquérir l'appui de la gauche extrême. Dès lors de quelle force parlementaire lui restait-il à disposer?« Nach ihm kam es also bloß auf eine Art Würfelspiel an, um die Parteyen in den Kammern oder die Stimmenmehrheit in denselben zu gewinnen; wer diesen Mechanismus inne hatte und ihn geschickt durchführte, der regierte Land und Leute vortrefflich. Von der Nothwendigkeit, die königliche Autorität zu kräftigen oder die anti-

socialen Doctrinen zu bewältigen, von dem gefährlichen Hinüberneigen des Ministers zu diesen selbst scheint er überall nichts zu ahnen. Seine Schritte mußten indeß nothwendiger den Sturz der Monarchie herbeyführen, als diejenigen, womit das neue Ministerium ohne allen Widerspruch (denn der König war völlig in Decazes Händen) seine Laufbahn begann und fortsetzte. Man kam, sagt der Verfasser Bd. VI. p. 67, gleich im ersten Ministerrathe überein, das bisherige Wahlgesetz unverrückt aufrecht zu erhalten, dem Lande allmälich alle Institutionen zu gewähren, welche ihm noch mangelten, und vor allen Dingen, um den Beystand der ganzen linken Seite, so weit sie der Vernunft Gehör geben und sich der Dynastie anschließen wollte, zu erhalten, ein Gesetz über die Verantwortlichkeit der Minister und über die Freyheit der Presse zu erlassen. — Vorzüglich aber schien es den Ministern nothwendig, das ausgedehnteste System der Liebe und der Versöhnung gegen die revolutionären Persönlichkeiten zu verfolgen. Sieben und funfzig ehemalige Mitglieder des Convents wurden durch eine erläuternde Erklärung des früher gegen sie gegebenen Verbannungsgesetzes nach Frankreich wieder zurückberufen. Endlich traten vier und zwanzig neue Präfecten, alle den Meinungen des linken Centrums und selbst der äußersten Linken zugethan, in die Administration ein. Der Kriegsminister fuhr in seiner Sphäre, natürlich in derselben Richtung, nur noch entschiedener wie früher, fort. Le Maréchal St. Cyr, heißt es, persévérait dans son système de *fusion* et *d'oubli*. Generale aus der Kaiserzeit, sogar aus den hundert Tagen, wie der General Foy, erhielten Befehlshaberstellen. In der Justiz wurden vorwurfsfreye und ihrem Fache sehr gewachsene Männer, wie Tabarié, Chabrol etc., bloß weil sie Royalisten waren, entfernt, und diese mit entschiedenen Anhängern der liberalen und doctrinären Meinungen ersetzt. Es hätte beynahe scheinen können, als handle es sich darum, außerordentliche Unbill, welche der Revolution und ihren Verfechtern angethan worden, wieder gut zu machen, als sey nicht von einem Regimente von einem großen Staate die Rede, in welchem Ordnung und Einheit wieder zurückgeführt werden mußte, sondern von einer artigen Gesellschaft, in welcher man die entzweyten Mitglieder mal ou bon gré wieder gegenseitig in die Arme führen wollte. Der König selbst hatte früher den Grundsatz aufgestellt: Tout ce qui m'est fidèle aujourd'hui l'a *toujours* été, und die Minister führten ihn in vollem Maße durch. Man schien auch nicht im Geringsten mehr daran zu denken, daß es sich in Frankreich fort und fort um die Grundfragen des socialen Lebens handle, und daß die sich entgegenstehenden Persönlichkeiten die

große Spaltung desselben nur ausdrückte, sondern man hielt alles für gewonnen, so man diesen Gesichtspunkt gerade ganz in Vergessenheit stellte, und sogar durch Bevorzugung derer, welche gefährliche und antisociale Meinungen kund gaben, wie man meinte, eine nie zu störende Ruhe über das Land verbreitete.

Nur die Pairskammer durchschaute die Gefahr, welche der Monarchie drohte, und glaubte, mit den Royalisten vereint, alles aufbieten zu müssen, um die ministeriellen Bestrebungen aufzuhalten. Es war klar, daß es vorzüglich das in Folge der Ordonanz vom 5. September 1816 beliebte Wahlgesetz war, welches die Hauptursache des zeitigen gefährlichen gesellschaftlichen Zustandes darbot. Athen und Rom, die beyden berühmtesten Republiken des Alterthums, wandten bekanntlich alles an, um in den Wahlen der Volksrepräsentanten das demokratische Prinzip möglichst zu beseitigen, wenigstens es nie zur Herrschaft kommen zu lassen, indem dem Befangensten der Bestand der Gesellschaft dadurch gefährdet schien. Hier in einer großen Monarchie hatte man kein Bedenken getragen, diese gewöhnlichste Vorsicht aus den Augen zu lassen, und man sah am deutlichsten, was wir schon früher bemerkten, daß die liberale Partey, indem sie jenes Wahlgesetz, das alle Proletarier zur Wahl fähig machte, betrieb und vertheidigte, selbst nicht eine Republik in dem Sinne, wie die ganze Geschichte sie uns darstellt, und wie dieselbe auch allein möglich ist, sondern eine vollständige Auflösung der Gesellschaft wollte. Es erfolgte somit in der Pairskammer die berühmte Proposition Barthelemy (ehemaliger Senator): das Wahlgesetz zu revidiren und abzuändern. Es läßt sich nicht genug beschreiben, welch eine Sensation dieser Gegenstand durch ganz Frankreich machte, und man sah hier am besten, wie weit es schon mit den Fortschritten der liberalen Gesinnungen gekommen war. Man hätte glauben sollen, es handle sich um den vollständigen Untergang des Landes, dergestalt ward alles in Bewegung gesetzt, um die Gemüther gegen den Antrag der Pairskammer aufzuregen. »On s'en occupa,« sagt Lacretelle, »dans tous les lieux publics, dans tous les collèges, dans tous les ateliers, et partout on en parla comme d'un évènement désastreux; des milliers de pétitions dont plusieurs étaient chargées de milliers de signatures, circulaient, avant même que la proposition eût été développé dans des termes précis. Il semblait à chacun, que la chambre de 1815 allait revivre avec le règne des catégories et que les acquéreurs de domaines nationaux allaient courir le double risque d'être ruinés et proscrits. Les hyperboles de la crainte allaient si loin, qu'en parlant d'une grêle, d'un incendie, on disait,

que ces fléaux avaient été funestes, comme la proposition de M Barthélemy.« Jetzt fingen hauptsächlich jene Versuche an, selbst in den politischen Körpern die Maßregeln der Regierung oder der entgegenstehenden conservativen Partey durch die ungeheuersten Uebertreibungen zu entstellen oder zu verleumden. Eine Gewohnheit oder vielmehr ein Princip, welches in allen constitutionellen Staaten der neuern Zeit als hervorstechend betrachtet werden muß, und ganz eigentlich ihre Tendenz zeigt, nicht bloß einer gerechten Opposition gegen wirkliche Uebergriffe und Verletzungen, sondern die möglichste Demoralisirung der Staatsgewalt in der öffentlichen Meinung zu bewirken, oder überhaupt aller derer, welche die Autorität begünstigen (wir erinnern hier an ähnliche Vorgänge selbst in Deutschland). In der Pairskammer ließ der Graf Lanjuinais eine Rede in dieser Weise ertönen (p. 104), welche die größten Ungereimtheiten enthielt, die aber doch ihren Zweck nicht verfehlte: Tout est en guerre dans l'Ouest de la part des ennemis déclarés ou secrets de la charte. Ils ont dans les départements des assemblées secrètes, armée secrète, cocarde particulière. Cette armée est inspectée, soldée, son matériel est plus de 10 mille fusils anglais etc.

Es bedurfte indessen dieser Anstrengungen der Opposition nicht, um für dießmal die drohende Gefahr abzuwenden; das Ministerium selbst sah das Wahlgesetz als nothwendige Bedingung der Monarchie an. Non, le beau système qu'à conçu le roi, et que S. M. suit avec une admirable persévérence ne doit point être abandonné, hieß es im Ministerrathe. Was brachte man aber zu dem Ende in Vorschlag? suchte man etwa den Weg der Ueberzeugung bey den dissidirenden Pairs einzuschlagen oder irgend ein anderes parlamentarisches Auskunftsmittel anzuwenden? Nein! man schnitt den gordischen Knoten in wahrhaft despotischer Weise durch, man ernannte sechzig neue Pairs. Ein unerhörtes Beyspiel, welches zuerst zeigte, daß in dem Geiste der repräsentativen Verfassungen die erste Kammer nur ein Aushängeschild ist, um die Absicht der Revolution zu verdecken, und daß eigentlich die demokratische Deputirtenkammer das bestimmende Element der Verfassung darstellt. Auch entwickelte sich nun zwischen beyden Kammern jene Feindseligkeit offen, welche längst im Keime vorhanden, späterhin in der Julyrevolution die gänzliche politische Vernichtung der Pairskammer, mochten auch die Doctrinaire alles zu ihrer Erhaltung anwenden, bewirkte. In dem gegenwärtigen Falle indeß bleibt nichts räthselhafter, als daß ein angeblich monarchisches Ministerium That auf That häufte, um das Princip der Mo-

narchie in seinen Grundlagen zu vernichten. Diese sechzig Pairs wurden aus den Notabilitäten des Kaiserthums und der Revolution gewählt. Man sah die ganze Generalität Bonapartes, die Herzoge von Albufera, von Conegliano, von Danzig, den Prinzen von Eckmühl, den Marschall Jourdan, Bekker, Beliard, Claparede, Rapp und viele andere ihren Sitz in der Pairie des allerchristlichsten Königs nehmen. Mit Recht geschah, wie der Verfasser sagt, daß die Liste der Pairs die größte Indignation in der royalistischen Partey erregte. Bey dieser Gelegenheit wurden übrigens wirklich auch den Blindesten die Augen geöffnet. Die Stimmführer des rechten Centrums, die bisherige Hauptstütze der Minister und die eifrigsten Vertheidiger der sogenannten constitutionellen Monarchie, gaben einen Weg auf, welcher augenscheinlich ins Verderben führte. Sogar endlich der Verfasser, obgleich kurz vorher ein Lobredner der geschehenen Pairspromotion, drückt sich darüber p. 113 folgendergestalt aus: »Par qui, au contraire, furent attaqués le ministère et la loi d'élection? Non plus seulement par M M. de la Bourdonnaye, Corbière et Villèle, mais par les organes du centre droit; M. Lainé lui-même défendit la résolution de la chambre des pairs. Par là le gouvernement dut s'apercevoir quel pas il avait fait. Tout le centre droit ne l'avait point encore abandonné, mais une grande fraction au moins. S'appuyer sur la gauche, était-ce chose possible et chose durable surtout? L'expérience devait prouver le contraire, l'opposition de ce côté, qui domina dès lors la vie du pouvoir, devint criarde, impérieuse. Elle exigea des positions après les doctrines, et après les positions, elle aurait imposée la cocarde tricolore, la souveraineté du peuple, la constitution de 1791!« Was der Verfasser unter der Rubrik: Administration publique, p. 115, über die innere Verwaltung des Ministeriums anführt, ist hinsichtlich des Materiales selbst interessant, noch mehr aber, als es jene philantropische und industrielle Gesinnung kund gibt, welche jetzt den größten Theil der Regierungen überhaupt belebt, und die vielleicht in der gegenwärtigen Lage Frankreichs am gefährlichsten einwirkte. Die großen, mit Pomp gefeyerten gewerblichen Ausstellungen, die Gründung eines über das ganze Reich verbreiteten Ackerbauvereins, ein eben so angelegter Verein zur Verbesserung der Gefängnisse und des Schicksals der Gefangenen, die Vervielfältigung und Begünstigung der lankaster'schen Schulen, wobey, wie der Verfasser selbst bemerkt, man kleinlich genug und gegen den Sinn der Charte die Schulen der frères ignorantins möglichst behinderte; überhaupt alle sonst mögliche Unterstützung für

Gewerbe, Handel und Fabriken brachte den materiellen Wohlstand des Landes zu einem solchen Flor, daß die Jahre 1818 und 1819 alle vergangenen Leiden ausgelöscht zu haben schienen. Man muß die wahrhaft poetische Schilderung Lacretelles hierüber lesen, der uns in das goldene Zeitalter Ludwigs XIV. zurück versetzt; denn auch die Künste und Wissenschaften ließ der Minister so wenig wie der König aus den Augen, und hier schwanden die politischen Meinungen noch mehr aus den Augen; M. Daunou, ein Convents-Mitglied, erhielt eine Katheder in dem Collège de France, und der Moniteur sprach: **de l'homme éclairé du savant protecteur, dont le collège de France venait de s'enrichir.** Schade, daß dieß eine Ruhe und ein Glück war, welches dem Sturme und der schrecklichsten Begebenheit, die von neuem die königliche Familie in Trauer versetzen sollte, vorherging. So sehr ist es wahr, was leider jetzt am häufigsten verkannt wird, daß nicht die materiellen Güter und das äußere Wohlbefinden den wahren Frieden und das Glück eines Staates bezeichnen, noch weniger aber das letzte und einzige Ziel des gesellschaftlichen Lebens in der Menschheit seyn können.

Man kann sagen, daß gerade nirgend mehr als zu dieser Zeit die Leidenschaften, ja die ausgelassensten Doctrinen Frankreich bewegten, und es an den Abgrund einer neuen Revolution zu bringen drohten. Jetzt zum ersten Male scheinen sich dort jene geheimen Verbindungen, jenes **comité directeur** gebildet zu haben, welches seine Verzweigungen und seine verbrecherischen Pläne über ganz Europa verbreitete. Denn was diesen Bewegungen in Frankreich eben jene gefährliche Farbe verlieh, das war, daß um diese Zeit ganz Europa von revolutionären Doctrinen und selbst Attentaten bewegt wurde. Sogar Deutschland fand sich dergestalt aufgeregt, daß Meuchelmord ausgeübt (Sand gegen Kotzebüe) und Fürsten- und Königsmord gelehrt und beabsichtigt wurden. Jenes große unterirdische Feuer entwickelte sich immer mehr, welches binnen Kurzem die revolutionären, theils lächerlichen, theils scheußlichen Umwälzungen in Spanien, Portugall, Neapel und Piemont hervorbrachte; welches in gewisser Weise die griechische Insurrection begleitete, so fern man dieses Volk von der europäischen Bereichung glauben sollte, und so sehr auch sonstige Verhältnisse hier die Auflehnung in natürlicher Weise hervorbringen konnten.

Doch das Ministerium in Frankreich bedurfte noch eines Schrittes, um den Zwecken der Revolution vollständig zu dienen, das war die Aufhebung der Censur und die Freygebung der Presse. Ueber nichts sind größere und bedauerungswürdigere Irrthümer im Umlauf, als über diesen Gegenstand. Man geht

gewöhnlich von dem ganz falschen Gedanken aus, das gedruckte Wort dem mündlichen gleich zu stellen, und Freyheit der Rede, sey es mündlich oder durch die Presse, als unveräußerliches Menschenrecht anzusprechen. Läßt sich indeß das mündliche Wort als der freyen Aeußerung hingegeben denken, da es nur in dem engen Kreise der Persönlichkeit wirkt, und auch hier überall Beschränkungen durch Gesetz und Sitte unterliegt, um nicht störend einzuwirken; wie viel anders verhält es sich mit Schrift oder gar gedruckter Rede! Die letztere berührt nicht mehr individuelle Verhältnisse, sie tritt hinaus in das übrige gemeinsame Leben, ja sie wird gewissermaßen einwirkend auf die ganze Menschheit, auf Mit- und Nachwelt. Wo bleibt daher hier das individuelle Recht, oder wie kann überhaupt von einem solchen die Rede seyn? Denn offenbar wären Rechte der Art nur innerhalb individueller oder im juristischen Sinne privatrechtlicher Beziehungen gedenkbar; hier steht aber unbezweifelt der Einzelne dem ganzen Staats- und Gesellschaftsleben gegenüber, darf also nicht dieses, sondern muß von dem letztern, als die ihn tragende Gesammtheit, bestimmt werden. Wo daher diese Gesammtheit durch irgend eine Aeußerung desselben verletzt wird, kann und muß dieß auf alle Art zum Voraus verhindert, oder im Uebertretungsfalle bestraft werden. Dieß ist der natürliche und nothwendige Grund der Censur. Sie wird sogar unerläßlich, wenn man sich die Menschheit und den Staat in seiner letzten Instanz als ein geistiges, auf bestimmte moralische, religiöse und intellectuelle Gesetze beruhendes Gesammtleben denkt. Hier also eine Störung, ein Angriff, eine Umkehr, kann die Vernichtung des Ganzen herbeyführen. Eine vollständige Freyheit aller individuellen Ansichten und Meinungen, also auch aller Irrthümer, aller boshaften Angriffe und Entstellungen durch das Wort wäre ein Krieg aller gegen alle, oder man müßte denn so bornirt seyn, zu glauben, daß nur wirkliche Verbrechen, nicht aber auch perverse Doctrinen und Gesinnungen die Gesellschaft vernichten. Daß man dennoch in diesen ungeheuren Irrthum gefallen ist, hat hauptsächlich die subjective egoistische Philosophie der Zeit verursacht, welche die Vernunft des Einzelnen als infallibel darstellt, und überhaupt den Menschen jeder Unterordnung entäußert, woraus dann nothwendig die vollständige Freyheit jeder individuellen Thätigkeit hervorgeht. Die neueren repräsentativen Verfassungen, die eben auf diesem falschen Princip beruhen, mußten daher auch nothwendig Denk-, Rede- und Preßfreyheit als die Grundbedingnisse ihres politischen Lebens anrufen. Die Stimmführer dieser Doctrinen thaten dieß um so mehr, als dieser Weg der Bosheit, der Verleumdung und der Intrigue Thür und Thor öffnete, um

die Staatsgewalt anzugreifen, und alle Leidenschaften auf dem kürzesten Wege anzuregen. Die öffentlichen Blätter, die Zeitschriften, die ganze Literatur wurden gleichsam eine große öffentliche Lehrkanzel, von welcher aus die Völker in Irrthümer und zur Umkehr der bestehenden Ordnung angeführt wurden. Wer die französische Revolution kennt, wird wissen, daß auf diesem Wege eigentlich hauptsächlich jene blutigen und fürchterlichen Umwälzungen bereitet wurden. Napoleon sah ein, daß selbst seine Bajonette der Gesellschaft keine Ruhe wiedergeben könnten, bevor dieses Ungeheuer vollständiger Preßfreyheit nicht gefesselt werde, und eine eiserne Censur trieb die stürmischen Wogen des bis zum Wahnsinn gesteigerten Gedankenmeeres in die engsten Grenzen zurück. Die Restauration suchte mehr oder weniger, von der großen Gefahr, die ihr drohte, überzeugt, anfänglich ein Gleiches durchzuführen, und die bisherigen Ministerien hatten wenigstens die kleinern periodischen Flugschriften, namentlich alle Zeitungen und Journale, der vorgängigen Censur unterworfen. Fortwährend ward dagegen, wie natürlich, von den Liberalen vollständige Preßfreyheit als das eigentliche Palladium der Verfassung proklamirt und verlangt, obgleich die Charte selbst ihre Beschränkungen rechtfertigte. Jetzt war indeß der Zeitpunkt eingetreten, wo dieser ihr sehnlichster Wunsch in Erfüllung ging. Auf den Antrag der Minister ging ein Gesuch in den Kammern durch, welches jede vorgängige Censur aufhob, und die periodischen Schriften, selbst alle Zeitungen und Journale, nur einer nachherigen Verfolgung für bestimmte, durch das Gesetz angegebene Uebertretungen, z. B. Schmähungen der königlichen Familie, Angriffe auf die Religion, unterwarf; eine möglichst hohe Bürgschaft festsetzte, um die Unternehmungen der Tagesblätter zu erschweren, endlich die gerichtliche Verfolgung bey Uebertretungen der Jury anheimgab. Ein solches Gesetz glich offenbar einer Mauthordnung, wo es nur darauf ankömmt, verbotene Waare mit Geschicklichkeit über die Gränze zu bringen, um sie demnächst nach aller Bequemlichkeit zu debitiren, oder im einzelnen Falle der Betretung die Strafe zu bezahlen. Bey solcher gemeinen Ansicht dachte man offenbar gar nicht mehr daran, daß die Gedankenwelt das edelste Gut der Menschheit sey, wo die geringste Verletzung, wenn sie einmal geschehen, den ungeheuersten Schaden hervorbringt. Man stellte es jetzt vielmehr jedem anheim, nach Belieben alle Arten von Freybeutern in diesem himmlischen Garten anzustellen, ja Mord und Raubzüge darin zu unternehmen, sobald er nur reich genug war, um die Kosten der Unternehmung aufzubringen, und demnächst die etwa zu leidende Haverie zu tragen. Natürlich zeigten sich die Folgen

einer so sinnlosen Maßregel bald auf die furchtbarste Weise. Selbst der Verfasser, welcher den gewöhnlichen Ansichten über die Nothwendigkeit der Preßfreyheit huldigt, und naiv genug behauptet: Les feuilles publiques sont devenues un besoin de l'état social. Il n'existe *aucune force humaine*, qui puisse en frapper la circulation, gesteht dieß auf die offenste Weise. »Alle Journale,« sagt er p. 141, »sollten durch das Preßgesetz zu Grunde gehen, so hatte man gesagt und geschrieben (wahrlich eine sonderbare Behauptung, wenn es nicht die Hypokrisie der Partey aussprach), und dessen ungeachtet gab es nie mehr Journale, als nach diesem Gesetze. Jede Partey, jede Farbe hatte ihre Vertreter. Alle Cautionen wurden erfüllt.« — Ferner: »In diesem großen Kampfe der Meinungen blieb den Ministern wenig Platz für Popularität übrig. Alles war den Schlägen der Freyheit der Presse unterworfen, damals eine Freyheit ohne Zügel, die wahrhaft saturnalische der Revolution (véritable saturnale de révolution). Nie war das Wort so bewegt; Niemand verstand sich mehr.« — Vor diesem erbitterten Kampfe der Tagesblätter erblichen die monatlichen oder Wochenschriften. Was mochten in Wahrheit der Conservateur und die Minerva, selbst in ihren Briefen über Paris, Neues sagen, was nicht schon mannigfaltig durch die Journale wiederholt worden war. Der Tumult der Presse, dieses wüste Treiben so vieler Journale, deren Feuer sich kreuzte, alles dieses warf in die Geister eine wunderbare Aufreizung. Freunde wie Feinde der periodischen Presse stimmen über die Aufregung überein, welche die Journale herbeyführen. Eine Regierung, welche den Einfluß der Presse läugnet, und sich darüber hinwegsetzt, macht sich selbst eine Täuschung. Ich habe mehrere Minister gesehen, und sagen hören: Die Presse ist nichts, Frankreich beachtet sie nicht, und alle diese Minister sind allmälich von der Presse verschlungen worden. Ja, die Journale sind von einem großen, magischen Einflusse, und vorzüglich waren sie es in dieser Zeit, wo die Geister noch nicht für dieses System der Freyheit gemacht waren« (?).

Wie wenig der König selbst einen Begriff von der Gefahr hatte, die ihn und die Monarchie bedrohte, sieht man aus der Antwort, welche er dem Grafen Capo d'Istria gab, der vom Kaiser Alexander nach Frankreich gesandt ward, um den Zustand der Dinge in der Nähe zu sehen. »Louis XVIII. lui fit comprendre, que l'agitation était moins en réalité, que dans la *superficie*, et qu'elle provenait seulement de cette liberté de la presse, qui exagérait les événements.« Pag. 102. Das scheint man überhaupt Ludwig XVIII. vorwerfen zu müssen,

daß er bey großen Privattugenden der tiefern Einsicht in die Geister und Verhältnisse ermangelte, und ihnen gegenüber nicht hinlängliche Kraft und Umsicht entwickelte, und dessen ungeachtet bestand hierin allein das Geheimniß einer Regierung in solcher schwierigen Zeit.

Den besten Beweis, wie sehr sich Ludwig XVIII. geirrt hatte, lieferten die Wahlen von 1819 für das austretende Fünftel in der Deputirtenkammer. Jetzt nämlich war die revolutionäre Partey schon zu einer wirklichen Macht erwachsen, die der Regierung in wahrhafter Organisation gegenüberstand. »Bis dahin,« sagt der Verfasser p. 226, »hatte man auf die Geister durch alle Mittel, vorzüglich durch die Presse, gewirkt; aber man hatte sich noch nicht auf eine öffentliche und constitutionelle Weise organisirt. Noch gab es keinen eigentlichen Club. Das Haus des Herrn Gevaudan ward zum Hauptvereinigungspunkt gewählt. Gevaudan, an der Spitze eines großen Vermögens, war wesentlich Mann der Partey. Dieser Verein empfing die Deputirten Gramont, Martin de Gray, Laffayette, Labbey de Pompières, Benjamin Constant, Manuel, Demarais, Bedoit, Bignon ꝛc.; außerdem fanden sich da eine Menge geistreicher Leute, Gelehrte, selbst Talma. In dieser Gesellschaft, welche den Namen Freunde der Preßfreyheit annahm, berathschlagte man über die Angelegenheiten des Landes; man ging in Berathung über die Mittel, von den Ministern die Erfüllung der Grundgesetze zu erhalten, die Organisation der Jury, der Departemental-Autoritäten und der Nationalgarde. Hier machte man Berichte, man bezeichnete die Candidaten für die Wahlen und für die Kammer. Alles dieß war constitutionell. Diese Gesellschaft war unmöglich aufzulösen, sie hätte sich im Geheim in einem andern Salon versammelt. Und mußte man nicht früh oder spät zu dieser Freyheit und Oeffentlichkeit Englands hinsichtlich der Clubs und Associationen gelangen!«

Man sieht auch hier wiederum, wie falsch und durch die umlaufenden flachen Doctrinen der Zeit verführt der Verfasser die politische Freyheit der Gesellschaft auffaßt. Also jede Versammlung der Einzelnen, der Regierung gegenüber, ist constitutionell? Das, was der Regierung als solcher, und der constituirten Gewalt allein zusteht, das soll zugleich der beliebigen Controlle und Einwirkung aller möglichen Vereine und Gesellschaften unterliegen; kann man sich etwas Confuseres denken! Das heißt offenbar einen ewigen Krieg in der Gesellschaft gesetzlich feststellen. Und dennoch ist diese Ansicht viel verbreitet, und wird ernsthaft auf Tribunen und in der Fluth der Tagesschriften behauptet und ver-

fochten. Man verwechselt offenbar diese widersinnige und chaotische Art von Initiative der öffentlichen Meinung auf die Regierung und ihre Maßnahmen mit dem Einflusse geschichtlich organisirter Standschaften oder einer seit lange her ausgebildeten loyalen Volksmeinung, welche eben durch jene Corporationen getragen wird. Dieß ist in England der Fall, und der Verfasser scheint daher gar nicht zu wissen wovon er spricht, wenn er eine förmliche Conspiration gegen die Regierung als eine constitutionelle Körperschaft, und ähnlich jenen Vereinen Englands ansieht. Welch ein wesentlicher Unterschied zwischen einem solchen historisch getragenen, auf bestimmten politischen Rechten ruhenden Associationsrecht und dem willkürlichen, revolutionären, wie es der Verfasser ganz leichtfertig annimmt! Was es damit für eine Bewandtniß hat, hat das jetzige Gouvernément in Frankreich zur Genüge erfahren, indem es durch dasselbe fort und fort an den Rand des Abgrundes gebracht wurde.

Doch wir kommen wieder auf die Wahlen des Jahres 1819 zurück. Hier war es zuerst, wo dieselben (ähnlich früherer Weise, in den Anfängen der Revolution) in dem Comité général berathen, und die Listen der zu wählenden Candidaten zum Voraus angefertigt, sogar durch die Blätter der Partey zur Oeffentlichkeit gebracht wurden. Von diesem Augenblicke an waren offenbar zwey Regierungen, zwey sich bekämpfende souveraine Gewalten im Lande vorhanden, und es kam nur darauf an, welche die Herrschaft erhalten würde. So gut waren auch alle Maßregeln genommen, daß wirklich beynahe lauter Candidaten der äußersten Linken, wie Lecarlier, der Baron Mechin, der General Foy, Labbey de Pompières, endlich aber, was vielleicht Niemand gehofft oder gefürchtet hatte, sogar der berüchtigte Erzbischof und Königsmörder Gregoire und das eben so berüchtigte Convents-Mitglied Lambrechts gewählt wurde. Man kann das Erstaunen, welches gleichsam das ganze Land nach diesen Vorgängen ergriff, nicht grell genug schildern. Jeder fühlte, daß dem gesellschaftlichen Leben eine fürchterliche Katastrophe bevorstehe, und daß man, ohne es geahnet zu haben, gesetzlich in die frühere Unsicherheit der kaum erst befestigten Zustände zurückgeworfen sey; man sah die Monarchie in ihren Grundsäulen erschüttert, und jene Gewalt, welche ihr drohte, nicht mehr heimlich, sondern offenkundig gegen sie in die Schranken treten. Die Liberalen selbst schienen über ihr Glück erstaunt, und hielten einen so gewaltigen Schritt zu ihrem Ziele beynahe für noch unzeitig. Der Sitz eines Königsmörders, eines der berüchtigsten Koryphäen der Revolution, in der Kammer, verletzte noch dergestalt die allgemeinen Sympathien, daß jene sich den royalistischen Bestrebun-

gen anschlossen, und die Aufnahme Gregoires unter die Deputirten nicht zugelassen ward. Ja sie belauteten, daß die Wahl Gregoirs durch die Umtriebe der Royalisten zu Stande gekommen wäre, und Lacretelle glaubt, durch das Scrutinium des Departements nachweisen zu können, daß bey der zweyten Abstimmung die Royalisten für Gregoire gestimmt hätten. Indeß unser Verfasser erwähnt hierüber speciell nichts, im Gegentheil behauptet er, daß Gregoire nebst Lambrechts schon früher auf den Wahllisten der Liberalen aufgeführt waren. Welch ein geringer Sieg indeß im Interesse der Monarchie! War doch, wie der Verfasser sagt, die linke Seite der Kammer durchaus emporgewachsen, und die rechte Seite beynahe gänzlich entvölkert (entièrement depeuplé). Fünf und dreyßig Mitglieder kamen allein der äußersten Linken, funfzehn dem Centrum und vier Mitglieder der rechten Seite nach Lacretelle hinzu.

Daher fährt auch der Verfasser p. 183 fort: »Pouvait-on, avec de tels résultats, ne point songer à un changement dans la loi électorale? La monarchie ne devait-elle pas se défendre, et pouvait-elle laisser se recruter insensiblement une majorité contre les Bourbons! Le parti libéral, je le répète, avait commis une grande faute en poussant les choses à bout; au lieu des paisibles conquêtes de la liberté, il menaçait d'une révolution. Quelqu'un pouvait-il se tromper sur l'élection de M. Grégoire?« Und dann ferner: »Ici se présente une question historique d'un grand intérêt; le gouvernement des Bourbons pouvait-il persévérer dans les voies libérales qu'il s'était imposées depuis l'ordonnance du 5 Septembre? La situation des partis et des esprits en France et en Europe même n'appelait-elle pas un changement de système? Les indépendans avaient tellement abusé des concessions faites par la royauté, que je n'hésite pas à dire, que le gouvernement devait au repos des peuples, et à sa propre conservation, quelques-unes des mesures législatives, qui furent dès-lors arrêtées dans la pensée des hommes d'Etat.«

Die Stimmung der Souveraine, die so eben auf dem Kongresse zu Karlsbad gegen die revolutionären Umtriebe in Deutschland Maßregeln treffen mußten, trug nicht wenig dazu bey, den König und die Minister in dieser Richtung zu bestärken. Denn selbst Ludwig XVIII. antwortete auf den Zuruf von Monsieur (kurz nach der Wahl Gregoires): Eh bien, Sire, vous voyez, où l'on vous mène. — Je le sais, mon frère, et j'y pourvoirai.

War es der Zusammenfluß aller dieser Umstände und eben die veränderte Meinung des Königs selbst, oder fing der Minister

gleichfalls an, den gefährlichen Gang der Dinge zu begreifen, auch ihm ward nun die Nothwendigkeit von Rückschritten, und vor allen eine Abänderung des Wahlgesetzes einleuchtend. Wir haben indeß schon erwähnt, wie groß die Bewegung des ganzen Landes bey dem frühern gleichen Unternehmen der Pairskammer war. Jetzt kam noch eine verschiedene Ansicht unter den Ministern hinzu. Dessolle selbst, der Kriegsminister Gouvion St. Cyr und der Finanzminister Louis erklärten sich gegen eine Abänderung. Es eröffnete sich daher von Neuem und mit erhöhter Gewalt jenes Parteyfeuer der Journale und der Tribune, und setzte das ganze Land in Flammen. »Ces trois ministres,« sagt der Verfasser T. VI. p. 194, »furent proclamés les seuls ministres nationaux et M. Décazes, un moment l'objet des flatteries et des espérances du parti indépendant, devint le but de ses plus vives attaques.« Ein klarer Beweis, welchen Geistes die Partey war, die sich als die Vertreter der wahren konstitutionellen Verfassung in Frankreich betrachtete. Es wiederholten sich jene frühern Zeiten der Revolution und aller ähnlichen gesellschaftlichen Zustände; Personen wie Verhältnisse, kaum geschaffen, wurden von dem unersättlichen Abgrunde der Zerstörung eben so augenblicklich wieder verschlungen.

Die drey dissidirenden Minister schieden aus dem Kabinette; Decazes selbst ward Premier-Minister, und ergänzte die austretenden durch Roy, Pasquier und Latour-Maubourg. Das Ministerium Dessolles war offenbar eine derjenigen Verwaltungen, welche in konstitutionellen Staaten der augenblicklichen Verlegenheit abhelfen, und es gleichsam der Zeit und den Ereignissen anheimstellen, ihrer Existenz ein Ende zu machen. Es sind dieß Fristen, wo die Parteyen die Karten zum neuen Spiele mischen, oder Waffenstillstände, um den Kampf vorzubereiten. Indeß auch der jetzige Premier-Minister, aus seiner Stellung zu Gunsten des liberalen Princips zurücktretend, und dessen ungeachtet von dem unauslöschlichen Hasse der Verfechter der Monarchie verfolgt, hatte sein Todesurtheil gleichsam zum Voraus unterschrieben. Es bedurfte nur irgend eines Ereignisses von Bedeutung, so war sein Fall gewiß. Daß ein solches eintreten müsse, bezeichnete der Stand des geistigen Lebens. »On attribuait,« sagt der Verfasser p. 235, cette fermentation des idées à cette anarchie de doctrines, qui jetait dans toutes les têtes les élémens révolutionnaires. Je relisais naguère les différens journaux de l'époque, et en vérité, j'étais *effrayé* par la pensée des désordres, des malheurs, que pouvaient entrainer après elles ces prédications dangereuses. Le gouvernement présentait-il un projet de loi sur le décompte

des domaines nationaux, les journaux des indépendans criaient aussitôt par-dessus les toits; qu'on cherchait à revenir sur les ventes nationales, et que tous les acquéreurs étaient menacés. Faisait-on le dénombrement des habitans, les journaux disaient encore, que c'était pour commencer un grand système de persécution contre les divers cultes dissidens, que l'on dressait des listes. On faisait sans cesse des appels au patriotisme; on parlait aux bons citoyens de se débarrasser de la tyrannie; on exaltait les Brutus, les Cassius, les Sands, les Carlisles, les Riégo! Plus de principes religieux et d'ordre politique! Passerai-je sous silence la brochure de M. de Saint-Simon, dans laquelle le fondateur de la secte célèbre exposait, que la mort du frère du roi, des ducs d'Angoulême et de Berry serait moins déplorable, que celle du dernier des industriels, puisqu'il serait plus facile de trouver des individus, qui feraient le métier du frère du roi que celui du manufacturier?«

»Je pourrais citer vingt articles sur le rétablissement des dîmes, sur la réstitution des biens ecclésiastiques, et il faut ajouter qu'il y avait un public assez crédule, pour ajouter foi à ces perfides absurdités, pour se laisser fanatiser par ces terreurs puériles. Tel était l'état des esprits et du pouvoir. Le gouvernement n'en pouvait plus; il était menacé dans sa base, dans son principe essentiel, par cette anarchie des opinions, lorsqu'un événement épouvantable vint précipiter la crise.«

Dieses Ereigniß war die Ermordung des Herzogs von Berry. Ein finsterer, man möchte sagen diabolischer Faden zieht sich zugleich durch das politische Treiben der neuern Zeit. In Mitten der Glückwünschungen der Menge, in Mitten der Feyer wieder errungener Freyheit und vielfacher Versuche, die höchste Glücksstufe des gesellschaftlichen Lebens zu erreichen, erscheinen, wie aufschreckende Gespenster, die Gestalten des Meuchel- und Fürstenmordes, und werfen ihren gräßlichen Schatten in das buntfarbige Gemälde. Ganz Frankreich, ja ganz Europa ward von diesem fürchterlichen Verbrechen in Bewegung gesetzt. Der Schmerz der Nation war allgemein, und man konnte noch jetzt sehen, welche Anklänge und Sympathieen die Bourbons in einem großen Theile der Nation fanden. Man muß bekennen, sagt der Verfasser, daß eine allgemeine Bewegung in der öffentlichen Meinung Statt hatte, und dieß Verbrechen überall Abscheu erregte; die Trauer war in allen Klassen allgemein, — selbst die liberale Meinung hatte sich plötzlich wunderbar gemäßigt, sie weihte dem Andenken des Prinzen Thränen, vielleicht nur er-

heuchelte, und ihre Journale legten Trauer an.« — Man muß die höchst rührende Schilderung Lacretelles von diesem fürchterlichen Ereignisse, und vorzüglich die Beschreibung der letzten Augenblicke des Prinzen und die Trauer der königlichen Familie lesen, um auch hier den großen Eindruck zu erkennen, welcher sich im ganzen Lande aussprach. Der Verfasser läugnet übrigens die Theilnahme mehrerer Verschworenen an dem Verbrechen Louvels. Nach ihm scheint es von ähnlichen Triebfedern herbeygeführt zu seyn, wie der Meuchelmord Sands. Lacretelle behauptet, Louvel habe schon bey der Rückkehr der Bourbons seinen verbrecherischen Plan verfolgt. Dès qu'il avait vu flotter le drapeau blanc, il avait conçu le projet d'assassiner tous les Bourbons. Im Jahre 1814 beabsichtigte er sogar, den Marschall Kellermann umzubringen, weil er in den Dienst des Königs getreten war. Auf seine eigenen Kosten ging er nach Elba, um dort Napoléon, für den er fanatisch entbrannt war, nur zu sehen. Als der Graf Artois 1815 nach Lyon ging, wollte er diesen tödten, traf ihn aber dort nicht mehr an. Nach dem Herzog von Berry hatte er indeß seine Plane jedenfalls auch noch auf Monsieur und den König selbst gerichtet. Am wenigsten ist es unserm Geschichtschreiber wahrscheinlich, daß, wie man behauptet hat, die Eifersucht der andern Linie der Bourbons hierbey mit im Spiele gewesen wäre. »On peut saisir une couronne à l'*improviste* (wohl mit Bezug auf spätere Zeiten), mais la chercher sanglante à travers le coeur d'un prince d'un parent, cela serait atroce même à supposer.« Man muß es daher wiederholen, sagt er weiter, jene große Freyheit der Presse, jene Glaubensbekenntnisse über Königsmord, Empörung und Meucheley, sie waren geeignet, auf eine wilde und in sich verschlossene Seele zu wirken. Vielleicht dachte Louvel auf den Ruhm eines Brutus, und glaubte sich so aus dem Haufen gemeiner Seelen zur Nachwelt zu erheben.« Hiernach wäre Louvel dem Mörder Heinrichs III. an die Seite zu setzen; nur daß nach der Verschiedenheit der Zeit dort ein falsch geleiteter religiöser Fanatismus, indeß ursprünglich gleichfalls aus demokratischer revolutionärer Aufregung entstehend (denn die Sechzehner waren eben so ein Club, wie der Comité général und die Ligue, in Paris wenigstens, ein revolutionäres Instrument); hier aber ein politischer Fanatismus zum Grunde lag. Widersinnig war wohl die Meinung jener, welche den Herzog Decazes der Mitwissenschaft beschuldigten, obgleich selbst in der Kammer solches von einem heftigen Royalisten, Clausel de Coussergues, ausgesprochen wurde. Die Theilnahme an dem Unglücke der königlichen Familie bezeugen die Adressen, welche von

allen Seiten einliefen, und wovon mehrere freylich das geschehene Verbrechen nicht für so isolirt anzusehen schienen. So sagte die Adresse des königl. Gerichtshofs zu Paris: Ja, Sire, es besteht eine wahrhafte Verschwörung gegen die Bourbons, und in der allgemeinen Bestürzung hat man wildes Ergötzen gesehen (on a vu des joies féroces). Die Liberalen fürchteten von diesem Ereignisse, wie sie sich ausdrückten, für die Freyheit des Landes. Je demande, sagte der General Foy rücksichtlich der von der Kammer ausgesandten Adresse (p. 246), que l'adresse soit toute entière consacrée à l'expression de notre douleur et des larmes publiques, que nous versons tous sur un prince regretté de tous les Français, regretté surtout par tous les amis de la liberté, parce que les amis de la liberté savent, qu'on se prévaudra de cet affreux attentat pour détruire les libertés du pays!«

Unter allen Umständen ward dieser schreckliche Vorfall nothwendig die Ursache des Sturzes von Decazes. Die Erbitterung der Royalisten gegen diesen Minister und Günstling des Königs hatte jedoch einen solchen Grad erreicht, die nachtheiligen, den vollständigen Untergang der Monarchie bereitenden Maßregeln seiner Verwaltung waren so augenscheinlich geworden, daß nichts, selbst die stets unerschütterliche Gunst des Königs, ihn zu retten vermochte. Der König hatte dieß, wie der Verfasser sagt, vorausgesehen. L'effet produit sur l'esprit de L. XVIII (p. 239) par la mort du duc de Berry fut immense. Le désespoir de toute une famille, les pleurs d'un frère agirent puissamment; la haute raison du roi prévit, que la foudre allait tomber sur son ministre; auch sagte er noch zu diesem letztern selbst: »Mon enfant, ce n'est pas à vous, mais à moi, qu'on en veut.« Der Minister sah die Unmöglichkeit, sich ferner zu halten, und gab seine Entlassung. »Ainsi finit,« sagt der Verfasser p. 261 »(la rétraite de M. Decazes) la vie ministérielle de M. Decazes, *vie d'hésitation*, de *tâtonnement* et *de contradiction*, parce qu'elle arriva après une grande révolution, qui avait mis les partis en présence. Il y eut des fautes commises par le ministre, il y en eut davantage peut-être à reprocher aux partis; déplorable nécessité d'une société vieillie, de se laisser ainsi entraîner en dehors de ses intérêts et des conditions de son repos; et par qui souvent? par des minorités actives, menaçantes, et qui faibles et petites qu'elles sont, se proclament le pays? Partout les majorités nationales ont entouré un système de modération; par quelle fatalité faut-il qu'il ait été attaqué, ridiculisé sans cesse par cette même liberté, dont la modération est le plus ferme

appui? Tout cela serait un inexplicable mystère pour les coeurs droits, dans le quinze années de restauration, si la *révolution de juillet* n'avait pas mis à découvert le dernier secret des factions! Wir müssen fortwährend behaupten, daß es kein unglücklicheres Ministerium für die Restauration geben konnte, als das Decazes, um so trauriger, als sein Einfluß, bey seinem ersten Eintreten in das Kabinet, schon als Polizeyminister begann. Nirgend zeigt sich in seiner Verwaltung ein höherer Gedanke; eine bloße Administration im gewöhnlichsten Sinne des Wortes. Am wenigsten begriff er den geistigen Zustand des Landes, worauf doch Alles ankam. Sein Günstlingsverhältniß zum König und äußere Huldigungen scheinen sein höchster Endzweck gewesen zu seyn. Ludwig XVIII. entschädigte übrigens seinen Günstling durch die Herzogswürde, den Gesandtschaftsposten in London mit einem Gehalt von 300,000 fl., und seiner bleibenden Zärtlichkeit.

Für die Leitung des neuen Ministeriums ward Niemand schicklicher gefunden, als der Herzog von Richelieu, der also zum zweyten Male sich an der Spitze der Verwaltung befand. Von diesem Augenblick an kann man endlich die entschiedene Richtung der Regierung in den monarchischen Principien annehmen. Aber war es jetzt nicht zu spät, und war es noch möglich, diese ungeheure Verwirrung der Geister zu beschwichtigen? Seit der berüchtigten Ordonnanz vom 5. Sept. 1816 bis jetzt März 1820 hatte man planmäßig daran gearbeitet, die revolutionären Elemente sowohl den Persönlichkeiten als den Doctrinen nach wieder zur Herrschaft kommen zu lassen; früherhin zerstreut, ohne irgend eine allgemeine Verbindung, ihrer Stärke noch nicht vollständig bewußt, hatte die Partey, welche unablässig an dem Untergange der Monarchie arbeitete, sich zu einer großen organisirten Körperschaft verstärkt, beherrschte durch die Presse und die Tribune einen großen Theil der Gesellschaft, und konnte jetzt nur durch einen vollständigen Krieg, mit den Waffen in der Hand, niedergedrückt oder vielmehr vertilgt werden. Rechnet man hierzu, daß das Nachbarland so eben unter das Joch der Gleichgesinnten gefallen war, und die Constitution der Cortes in Spanien, als eine neue Morgenröthe politischer Freyheit, in Frankreich überall Anklang fand, so wird man einsehen, welche schwierige Aufgabe die neue Verwaltung und selbst die nächstfolgende durchzuführen hatten. Der Verfasser ist nun, gemäß seiner Mittelansicht, und da er vorzugsweise nur zwey Parteyen erkennt, die beyde sich gegenseitig gleichsam stets überschlagen, und über das rechte Maß hinausgehen, allerdings auch von der Nothwendigkeit einer Aenderung überzeugt. Nach ihm hätten indeß die Royalisten den

Wagebalken, den die Liberalen eben zu ihrem Vortheil ganz herabgedrückt hatten, nur ergreifen müssen, um ihn in die rechte Schwebe zu bringen; siehe da, sie thaten aber mehr, und so ging die Monarchie zu Grunde. Dieses Urtheil ist freylich unbegreiflich, wenn der Verfasser selbst oft eingesteht, daß sie mit der liberalen Partey gar nicht zu vergleichen gewesen waren, und die Führer die Konstitution von 93 und die Entfernung der regierenden Dynastie beabsichtigten. Ueberdieß, wie schon oft gesagt, der Verfasser hat keinen Begriff, daß es sich hier lediglich um Doctrinen handelte, und die politische Freyheit in Frankreich aus einem durchaus corrumpirten und irrigen Princip floß.

Unter welchem Gesichtspunkt er daher die neue Gestaltung der Dinge ansieht, zeigt sich am deutlichsten im Anfange des vierten Buches des sechsten Theils p. 263: On s'était imaginé, en formant l'administration du duc de Richelieu, de mettre un point d'arrêt aux malheureux résultats de la loi d'élection et aux progrès de l'esprit révolutionnaire; le but fut dépassé, et cela devait être; à quel côté de la chambre le ministère demandait-il sa majorité? au centre droit et à l'extrême droite; or, sous le système représentatif l'opinion, qui donne la majorité gouverne; ce résultat était inévitable, surtout avec le parti royaliste, expression de l'aristocratie, dont le mobile et l'ambition fut toujours, de diriger le gouvernement.

Was die entschiedenere Richtung des Ministeriums am deutlichsten bezeichnete, war die Entfernung sämmtlicher Doctrinärs aus der innern Verwaltung. Die Hauptursache des Unglücks der Restauration und der schiefen Maßregeln, welche dieselbe bisher nahm, waren offenbar diese zweydeutigen und gleißnerischen Theoretiker gewesen, die unter dem Scheine der Uneigennützigkeit um die Gunst aller Parteyen buhlten, in Folge ihrer falschen Wissenschaft mit der Revolution im innigsten Verbande standen, und von Eitelkeit und Habsucht zugleich getrieben, als letztes Ziel ihrer Wünsche die Vereinigung aller Macht in ihre Hände beabsichtigten. Nachdem sie dergestalt aus der höheren Verwaltung und späterhin selbst aus sämmtlichen übrigen Staatsämtern entfernt worden, wurden sie die unversöhnlichsten Feinde der Monarchie. So bezeichnet sie auch der Verfasser, wenn er von ihnen in ihrem jetzigen Verhältniß zu dem Ministerium Richelieu sagt: Les doctrinaires, gens absolus, intraitables, firent les hautains; après avoir poussé aux lois d'exception en 1816 et 1817, ils se tinrent dans leurs tentes en 1820. Sie thaten aber noch mehr als dieß letztere, sie bethätigten jetzt die revolutionäre Tendenz ihres wissenschaftlichen Princips durch

die innigste Verbindung mit der liberalen Parten; sie wurden in gewisser Weise Häupter und Führer derselben, und jene consequente, durchgebildete Gestaltung, welche jetzt diese letztere annahm, um planmäßig die bestehende Regierung zu stürzen, war hauptsächlich Werk der Doctrin. Der Verfasser sagt deßhalb: Le centre gauche et les doctrinaires s'étaient placés sur un terrain, moins *violent*; mais d'une opposition assez forte. Am deutlichsten tritt diese Verbindung mit der Revolution in Guizots, dem Führer der doctrinären Parten, bald darauf erschienenen Werke: Des moyens de gouvernement et d'opposition dans l'état actuel de la France, hervor. Hier spricht sich der ganze Haß gegen das bestehende Ministerium und seine royalistische Richtung, die offene Anerkennung der Revolution und nicht undeutlich die Beseitigung der Dynastie aus. Ein Gesetz, welches die Regierung zur gefänglichen Einziehung verdächtiger Personen, ohne die gewöhnlichen gesetzlichen Formen, bevollmächtigte, so wie die Einführung einer förmlichen Censur bezeichnete die ersten Schritte der Verwaltung. Der Verfasser aber sagt selbst hinsichtlich des ersteren, daß er sich oft gefragt habe, warum dasselbe gegeben sey; denn nach den von ihm nachgesehenen Registern betrage die Zahl der von dieser Maßregel betroffenen Personen nur acht oder zehn. Dessen ungeachtet erregten, wie gewöhnlich, beyde Gesetze und die Aussicht auf die Veränderung des Wahlgesetzes den ausschweifendsten Widerstand der Opposition. Hier wurden von Neuem jene leeren und selbst absurden Deklamationen in Gang gesetzt. Wohin streben Euere Bemühungen, hieß es hinsichtlich der Censur, wollt Ihr einen Vulkan auslöschen? Aber Ihr seht nicht, daß die Flammen unter Euern Füßen hervorbrechen, und daß, wenn Ihr ihm nicht den weitesten Spielraum gebt, er ausbrechen, und Euch mit fortreißen wird? Kann man sich etwas Widersinnigeres denken? Wie weit gesunken ist eine Zeit, die solche Redner in ihren öffentlichen Körpern duldet! Noch mehr aber jenes Gesetz der willkürlichen Arrestationen gab die Veranlassung zur Bildung einer Gesellschaft: pour protéger le prisonniers d'Etat, que la loi suspensive de la liberté individuelle allait *plonger* dans les *cachots*. Auch in England bildeten sich bey dem Ausbruche der französischen Revolution, als die Regierung mit großer Strenge gegen alle revolutionären Aeußerungen verfuhr, gleiche Gesellschaften; hier war jener Name indeß nur Aushängeschild; denn wie der Verfasser zu Ende dieses sechsten Bandes sagt: Ich setze die Grundlage der offenen und unbestreitbaren Verschwörung gegen das Haus Bourbon in die Organisation dieses Comités bey Gelegenheit der durch die Ermordung des Herzogs v. Berry her-

beygeführten Ausnahmegesetze; von da an gab man sich keine Mühe mehr, sich zu verbergen. Die Verschwörung umfaßte zugleich Militär wie Civil; die Schulen wurden in Verbündniß und Gliederung gebracht, viele Offiziere auf halbem Sold traten mehr oder weniger entschieden der Vereinigung bey. Lafitte, Casimir Perrier, Lafayette, d'Argenson, Odilon = Barrot, Merilhon ꝛc., genug, sämmtliche Männer, welche der Julyrevolution später zu Führern dienten, standen an der Spitze dieses Vereins.

Der siebente Theil unseres Werkes fährt fort, die schwierige Lage des neuen Ministeriums in diesem offenen Kampfe mit einer schon ganz organisirten antimonarchischen Gegenparten zu zeigen. Man verfuhr indeß mit glücklicher Strenge. Alle aufrührischen Schriften, unterstützt durch die noch intakte Loyalität der Gerichtshöfe, wurden möglichst beseitigt; man verfolgte die sogenannte konstitutionelle Association, von denjenigen gebildet, welche späterhin gleiche Vereine mit den Waffen in der Hand niederdrückten; man beaufsichtigte die Schulen und Universitäten, wo die Revolution in wissenschaftlicher Weise unter Leitung Guizots und Cousins ihren Sitz aufgeschlagen hatte. Haupttriebfeder royalistischer Richtung und Maßregeln in der Verwaltung war jetzt allerdings der Graf Artois, nachheriger König Carl X. Ueberhaupt hat durch einen so mächtigen Anhaltspunkt während der ganzen Dauer der Regierung Ludwigs XVIII. die Monarchie denjenigen Bestand gewonnen, welchen sie den Gegnern gegenüber entwickelte. Ohne diesen Einigungspunkt wären die oft in sich gespaltenen Royalisten bey der gänzlichen Passivität des Königs wahrscheinlich noch weit eher aus ihren Stellungen vertrieben worden. Denn entwickelten sie oft genug großen Eifer für ihre Sache, und muß man die Kühnheit und Gewandtheit bewundern, mit welcher sie ihren Feinden, namentlich in den Kammern, entgegentraten, so war doch im Allgemeinen jene alte Naturkraft, welche den Adel früherer Zeiten so auszeichnete, auch in Frankreich erloschen. Man konnte ihn selbst in dieser Hinsicht nicht jenen »Kavalieren« vergleichen, die in England unter Carl II. die königliche Sache mit Consequenz und Entschiedenheit verfochten. Ein Großes hatte freylich hiezu beygetragen, daß der französische Adel während des langen Zeitraumes von der Revolution an durch seine Gegner von jeder öffentlichen Thätigkeit sich ausgeschlossen fand, und dadurch einen großen Theil seiner früheren Kraft einbüßte. Sie waren, was auch der Name Legitimisten bezeichnet, mehr eine von einer bloßen Idee geleitete als aus eigenthümlichem Leben heraus sich bewegende Körperschaft. Daraus ist späterhin, während und nach der Julyrevolution,

die vollständige Unthätigkeit des Royalismus zu erklären, nachdem seine Vertreter, d. h. der Adel und seine Anhänger, aus den Kammern und allen Stellen vertrieben waren. Was es mit dieser Passivität für eine Bewandtniß hat, läßt sich am besten aus dem Hauptorgane des jetzigen Royalismus in Frankreich, aus der Gazette de France, erkennen, die so weit geht, den Sieg der königlichen Sache als eine bloße Naturnothwendigkeit, die sich gleichsam von selbst, aus der bloßen Consequenz des Princips heraus entwickele, anzusehen, wobey allenfalls die Royalisten die Hände ruhig in den Schooß legen könnten. Wahrlich, ein höchst unglücklicher Irrthum, der aber mehr oder weniger die sämmtlichen französischen Royalisten einnimmt, und schon während der Revolution sich oft in den lächerlichsten Täuschungen offenbart hat. Nur wo eine wirkliche Thatkraft sich mit dem Princip verbindet, kann dasselbe in die Gesellschaft wieder zurückgeführt werden, und es wäre heute eben so lächerlich, in Frankreich aus den bestehenden anarchischen Elementen von selbst die alte Monarchie wieder auftauchen sehen wollen, als wenn man nach der Besiegung Napoleons Frankreich mit der Meinung sich überlassen hätte, daß sich der alte Königsthron dort aus eigener Kraft wieder aufrichten werde. Dergestalt war also die Stellung des Grafen von Artois, als Prinzen von Geblüt und nächstem Nachfolger des Königs, eine unentbehrliche Hülfe für die Monarchie, und man kann von jetzt an ihn und die ihm zunächst stehenden Häupter der Royalisten als die Haupttriebfeder aller folgenden Regierungsmaßregeln annehmen. Der Verfasser sieht hierin freylich nur die Unternehmungen und Umtriebe einer Partey, und nach ihm steht in gewisser Hinsicht der Pavillon Marsan mit dem Comité général auf einer Linie. Es erklärt sich dieß indeß leicht aus jenen falschen neuern Doctrinen, welchen auch er huldigt, wornach in den sogenannten konstitutionellen Staaten die königliche Macht und alles, was sie ausdrückt, zu einer bloßen Nullität herabsinken soll.

Nächst den oben berührten Ausnahmegesetzen war natürlich die Veränderung des Wahlgesetzes eine Hauptbeschäftigung der neuen Verwaltung. Unter einer unendlichen Aufregung, die sogar während der Sessionen in den Kammern in einen förmlichen Aufruhr in der Hauptstadt (das erste bedeutende Ereigniß der Art seit der Restauration) ausbrach, ward die bisherige Weise in einer Wahlkammer jedes Departements, direct von allen, welche 300 Fr. Steuern zahlten, die Deputirtenwahlen zu lassen, jetzt von zwey Wahlkammern ausgeübt, wovon die Kammer des Departements, aus den Höchstbesteuerten bestehend, den einen Theil, die Kammer der Arrondissements, den übrigbleibenden Theil der

Deputirten ernannte. Eine Weise, die allerdings den begüterten und höhern Klassen der Gesellschaft einen höhern Einfluß auf die Volksrepräsentation gewährte, und dadurch, wenigstens von dieser Seite her, für die Zukunft der Verstärkung der Revolution vorbeugte. Auch war die Charte nirgend verletzt, welche überhaupt nur eine Concurrenz aller Wahlfähigen gestattet, die in diesem Gesetze in vollem Maße Statt fand, ja hier erst möglich war, weil bey dem frühern Verfahren gerade durch die Majorität der Niedrigbesteuerten alle Höherbesteuerten ausgeschlossen wurden, und wenig oder gar nicht auf die Wahlen Einfluß ausüben konnten. Die Tendenz der andern politischen Doctrinen, auf dem falschen Grundsatz einer absoluten Gleichheit aller Menschen beruhend, geht freylich dahin, bey der Volksvertretung alle Bürger oder vielmehr den Pöbel, die Hefe des Volkes, selbst zur Theilnahme zu rufen, und die Primair-Versammlungen in der Revolution stellten dem etwas Aehnliches dar; auch neigten die Republiken des Alterthums, sobald die demokratischen Elemente darin überhand nahmen, auf diese Seite hinüber. Sobald indeß das Vermögen, wie hier bey der neuern französischen Constitution, den Maßstab der Vertretung abgeben soll, so ist klar, daß die Abstufungen desselben wesentliche Bedingnisse dieses Rechtes seyn müssen, und daß z. B. nicht abzusehen ist, wie gerade 300 Fr. Steuer jene Fähigkeit für alle Staatsbürger bezeichnen. Der bekannte Census in Athen und Rom, oder die Eintheilung des Volkes nach stimmfähigen Classen rücksichtlich ihres Vermögens zeigt, wie man schon im Alterthum dieser ganz natürlichen Einsicht huldigte. Allerdings war aber der Kampf, welchen die Liberalen gegen die obige Abänderung des Wahlgesetzes anspannen, nur darauf gerichtet, die höhern Ordnungen der Gesellschaft von der Stellvertretung auszuschließen, um, dem Grundprincip ihrer politischen Doctrinen gemäß, zuvörderst die große Masse der Mindestbesteuerten, und so allmälich auch die Proletarier selbst zur Vertretung zu rufen, und eine Republik in ihrem Sinne zu errichten. Ueberhaupt sind über nichts in der neuern Zeit die Begriffe verwirrter geworden, als über die politische Würdigung der einzelnen Staatsbürger. Aus dem geistigen Calcul ist man in den gemeinen, numerischen gefallen. Alle frühern Staatsverfassungen brachten bey jeder politischen Geltung im Staat historische und geistige Elemente mit in Anschlag, und sie entschieden daher auch, wie billig, vorzugsweise bey der Volksvertretung; jetzt indeß hat man nur die materiellsten Maßstabe entweder des Geldes, z. B. eines bloßen Steuerquantums (das Zufälligste, was es geben kann), oder die abstracte Zahl überhaupt (Vertretung nach Massen) zum Anhalt genommen.

Die jetzt folgende Geschichte der Restauration bietet statt der früheren, unsichtbar wirkenden Aufstände eine Kette von zusammenhängenden, planmäßigen Emeuten dar. Schon von jenem oben erwähnten Aufruhr in der Hauptstadt während der Verhandlungen über das Wahlgesetz sagt der Verfasser, daß diese Unruhen dem Sinne ihres Anstifters nach schon einige Jahre früher den Barrikaden-Krieg herbeyführen sollten, aus welcher eine Revolution hervorgegangen ist; sodann weiter: Lorsque les masses se furent émues, rien n'est *plus certain*, qu'elles reçurent une impulsion commune, il y eut de l'argent distribué, des chefs connus. Im August 1820 sollte ein bedeutendes Complott in der Armee ausbrechen, welches den Kapitän Nantil an der Spitze hatte, glücklicher Weise indeß entdeckt ward. Mitten unter diesen Unglück weissagenden Bewegungen fällt die Geburt des Herzogs von Bordeaux, ein Ereigniß, welches alle guten Elemente in Frankreich von Neuem wieder zu sichern schien, und selbst im übrigen Europa als Unterpfand einer bleibenden Zukunft große Theilnahme erweckte. Das diplomatische Corps begrüßte den jungen Prinzen als das Kind Europas (l'enfant d'Europe), und von den Ufern der Newa ertönte derselbe Gruß aus dem Munde des Kaisers Alexander; so sehr vertraute man damals noch auf den Zauber der Legitimität in Frankreich, während das demokratische Element immer festern Fuß faßte.

Die diplomatischen Ansichten des Verfassers gehen größtentheils nicht über die gewöhnliche heutige französische Auffassung hinaus, was p. 75 des siebenten Theils und ff. bey der Erwähnung des Congresses von Troppau und späterhin desjenigen von Laibach, welche beyde weitläufig behandelt werden, deutlich in die Augen tritt. Immer ist es ein Zurücksetzen Frankreichs von Seiten der andern großen Mächte, oder ein feines Hinüberziehen zu ihrem Systeme der Abweisung constitutioneller Ideen. Oesterreich will sich eine Macht in Italien, und Rußland im Osten schaffen. England allein setzt sich allmälich diesen Plänen, vorzüglich der Unterdrückung der neuen constitutionellen Bildungen entgegen, und der Verfasser bedauert, daß die französischen Gesandten auf den Congressen die Selbstständigkeit Frankreichs und sein Interesse für die Entwicklung der politischen Freyheit in Europa nicht hinlänglich behaupten. Die ersten Wahlen nach dem veränderten Wahlgesetze gaben ein neues Beyspiel, wie sehr dieses G e s c h ä f t auch unter ungünstigen Verhältnissen bey einer gewandten und thätigen Administration zu ihren Gunsten ausschlagen muß. Nicht allein in den Departements, wo der Einfluß der Vornehmern und Reichern herrschte, sondern auch in den Arrondissements fielen die Wahlen zu Gunsten der Royalisten aus;

aus 46 Ernennungen kamen 29 für die Rechte und nur 17 für die Liberalen. Viel mochte freylich der Tod des Herzogs von Berry und die Betrachtung aller Gutgesinnten eingewirkt haben, wie die Liberalen unterstützen, den nothwendigen Sturz der Monarchie herbeyführe. »Les élémens de la nouvelle chambre étaient donc tout à-fait en opposition avec la majorité si partagée de l'assemblée, qui avait voté la loi d'élection, une forte couleur royaliste dominait;« sagt der Verfasser p. 106 des siebenten Bandes von der neuen Kammer; und dann noch weiter p. 110: »Je répète, que le côté droit voyait puissamment s'agrandir sa majorité; presque tous les députés de la chambre de 1815 étaient renvoyés dans la nouvelle chambre avec leur griefs du 5 Septembre; leurs opinions exaltées par six années de lutte contre le mouvement libéral de la restauration.« Unter den Ausgezeichneten der jetzt eingetretenen Royalisten erwähnt der Verfasser besonders M. Peyronnet, Dudon, Puymaurin und des Generals Donadieu, von dem es heißt: Il allait offrir un rude adversaire au cabinet Richelieu, qu'il confondait dans sa haine contre M Decazes. Jetzt ward auch zuerst wieder eine Annäherung an Chateaubriand Seitens des Ministerii bemerkbar, die Hauptführer der Royalisten aber, selbst Villèle und Corbiere, wurden in das Minister-Conseil berufen.

Es war natürlich, daß das neue Ministerium gleichsam nur durch den Drang der Umstände nicht aus einem wahren Princip heraus zur Umkehr gezwungen, überdieß noch aus früherer Zeit die Royalisten in seinen bedeutendsten Persönlichkeiten (besonders Pasquier und Serré) unangenehm berührend, weder dem Grafen Artois, Bruder des Königs, als dem jetzigen Mittelpunkte der royalistischen Bestrebungen nach der Masse der übrigen königlich Gesinnten, endlich aber auch der guten Sache selbst genügen konnte. Denn das hatte allerdings die frühere Administration des Herzogs von Richelieu gezeigt, daß er keines entschiedenen Kampfes gegen die Revolution fähig war, und doch konnte unter den jetzigen Umständen dieß nicht mehr umgangen werden. Es lag überhaupt in dem mehr ruhigen und einem regelmäßigen Geschäftsleben hinneigenden Character des Herzogs, daß er sich mit den heftigeren royalistischen Persönlichkeiten eigentlich nie befreunden konnte. Er betrachtete sie größtentheils als stürmische, verwirrende Elemente, und seine Verbindung mit ihnen war mehr durch die Noth geboten, als auf wahre Uebereinstimmung gegründet. Ein solches Verhältniß konnte auf die Länge der Zeit nicht dauern, und nachdem die Sitzungen der Kammer, zur größten Freude der liberalen Partey, einen fortwährenden kleinen

Krieg der rechten Seite mit dem Ministerium darboten, in welchem endlich der Minister des Innern, Pasquier, den Royalisten förmlich den Fehdehandschuh hinwarf, gab der Herzog von Richelieu seine Entlassung. Nicht so sehr, daß der Herzog von der royalistischen Partey über den Haufen geworfen ward, wie der Verfasser es gerne darstellen will, um seinen Grundsatz, daß alle Parteyen darnach streben, ihre Gewalt bis auf das Aeußerste auszudehnen, und sich an die Spitze zu stellen, auch auf die Royalisten anzuwenden, sondern eben jenes oben erwähnte Mißverhältniß brachte dieß hervor. Der Tod Napoleons und die Erstickung der Revolutionen in Neapel und Piemont waren keine geringen Begünstigungen für den Fortgang der Restauration, und sehr richtig sagt der Verfasser: **La mort de Bonaparte était pourtant immense pour sa dynastie. Cette image si populaire, si menaçante était le mobile de toutes ces agitations, qui avaient troublé la France, le parti bonapartiste était le seul actif, le seul puissant. On se barbouillait d'un rouge constitutionnel, mais le fond de la pensée était Napoléon. La grande fortune qu'il avait laissée à Paris, servoit souvent à solder et à organiser les mécontentements; son nom seul jetait de la fermentation dans les esprits.** Die allgemeine Theilnahme, welche dieses Ereigniß erregte, bezeugte noch mehr seine Wichtigkeit; denn wie der Verfasser weiter spricht: **La mort de Napoléon fit une profonde impression sur l'opinion publique; mille brochures furent publiées à sa gloire; ses bustes reparurent. La gravure reproduisit son apothéose et sa grande mémoire.** Schon die äußern Umstände schienen daher jene Epoche vorzubereiten, welche sich nun in Frankreich entwickelte, und die gewisser Weise als der Glanzpunkt der Restauration angesehen werden könnte, zeigte nicht die geringe Dauer derselben und der bald darauf folgende schmäliche Sturz der damals regierenden Dynastie, daß sie mehr auf äußerlichen glücklichen Combinationen und einer geschickten und ministeriellen Handhabung beruhte, als auf wahrhafter innerer Beruhigung oder auch nur Bezähmung der vorhandenen anarchischen Elemente. In keiner Zeit ist es offenbarer geworden, wie in der heutigen, so wenig sie auch davon Verständniß hat, und nur auf die Wunder ihrer Verwaltungs-Mechanismen vertraut, daß es die allgemeine Gesinnung eines Volkes ist, das, woran es glaubt, wie v. Hügel in seinem vortrefflichen Werke: »Spanien und die Revolution,« sich ausdrückt, welches den Bestand und die Grundlage dieser Nation, noch mehr aber seiner Regierung bildet. Aus diesem Mangel innerer Gesinnung, aus dem Leichtsinn, womit über diese wichtigste Angelegenheit fortgegangen wird,

lassen sich allein die Wechselfälle der Monarchien, welche jetzt gleichsam an der Tagesordnung sind, erklären. Diese Lehre, die schon einmal in Frankreich sich bluttriefend bestätigt hatte, sollte noch einmal von dort aus verkündet werden.

Der Verfasser überschreibt richtig und bezeichnend genug das zweyte Buch, welches die neue Epoche seiner Geschichte anfängt: **Mouvement religieux et antirévolutionnaire de la restauration.** Er könnte dadurch sogar (obgleich dieß wohl nicht sein Wille ist) zu verstehen geben, daß die bisherige Verwaltung die Revolution nur beförderte, was wir auch glauben hinlänglich nachgewiesen zu haben.

Schon seit langer Zeit waren es zwey Männer, welche sich an die Spitze der Royalisten gestellt hatten, denen es gelungen war, sie in eine geordnete Masse den Feinden gegenüber zu sammeln, und Angriff und Vertheidigung planmäßig zu leiten. Um den Hauptcharakter dieser Führer und auch der von ihnen geleiteten Menge gleich vorne hinein zu bezeichnen, so darf man sich dieselben nicht als von hoher Begeisterung oder von sonstigen idealen Motiven bewegt denken, sondern sie hatten, wie überhaupt jetzt in Frankreich der größte Theil der handelnden Personen, eine mehr praktische, auf die nächsten Zwecke hinausgehende Richtung. Sie bewegten sich gewisser Weise eben so in der Zeit und in dem Materialismus derselben, wie ihre Gegner, und suchten das alte Frankreich nur in dem Gewande der neuern Verwaltungsprinzipien hervorzurufen. Sie waren Royalisten, hatten auch nichts mit den Revolutionären gemein, oder auch nur mit den Bekennern der sogenannten constitutionnellen Monarchie; indeß war es nicht sowohl ein höherer Maßstab, wodurch sie das Königthum und seine Grundlagen befestigen wollten, als die gemeine Weise praktischer Geschäftsmänner. Diejenige Klasse der Royalisten, die daher entweder aus dem alten ritterlichen Charakter des französischen Adels heraus, oder in tieferer wissenschaftlicher Bedeutung die Monarchie beabsichtigte, so wie endlich alle diejenigen, welche ein phantastisches Element bewegte, gehörten zwar im Allgemeinen zu ihrer Partey, hatten indeß kein ganz inniges Verständniß mit ihnen, und traten ihnen sogar späterhin entgegen.

Der Graf Villèle, ein früherhin in Europa kaum genannter Name, und der Graf Corbière waren diejenigen, welche jene royalistische Masse leiteten. Villèle, aus Toulouse gebürtig, hielt sich in seiner Jugend auf der Insel Bourbon auf, und verwaltete dort während der Revolution die Ländereyen eines reichen Pflanzers, seines Verwandten. Hier scheint er überhaupt seine administrative Fähigkeit schon bethätigt zu haben; denn er ward

Mitglied der Colonialversammlung. Mit einer reichen Frau und einer Ladung Zucker und Caffee, die er sehr vortheilhaft verkaufte, kam Hr. v. Villèle im Jahre 1803 nach Europa zurück. Nach der Zurückkunft des Königs zeichnete er sich zuerst bey Gelegenheit der Declaration von St. Ouen durch eine kleine Schrift aus: »Observations sur le projet de Constitution,« worin die Grundsätze jener Declaration geradezu angegriffen, und eine unmittelbare Rückkehr zu den Institutionen der alten Monarchie angerathen wurde. Seit dieser Zeit ward der Verfasser ein royalistischer Name, Maire von Toulouse, Deputirter der Chambre introuvable im J. 1815, und nach Auflösung der Kammer und seiner Rückkehr in die Provinz von allen Royalisten um die Wette gefeyert, ja von provenzalischen Dichtern besungen, welche von ihm sagten:

Aquel moussu Villelo
Es uno candello.

Von jetzt an war sein Bestreben ein unausgesetzter und fortwährender Krieg gegen das Ministerium Decazes, welches ihn hauptsächlich an die Spitze der Royalisten in Frankreich, und in die besondere Gunst des Grafen von Artois brachte. Schon in diesem Kampfe entwickelte er mehr eine Tribunen- und Parteygewandtheit, wobey es ihm nur darauf ankam, den Feind mit allen möglichen Mitteln zu schlagen (deshalb seine damalige Vertheidigung der Preßfreyheit, seine Bekämpfung der Ausnahmsgesetze ꝛc.), als etwa einen großartigen Plan, in tief eingreifender Weise die Revolution offen und in ihren Grundlagen zu bestreiten. Genug, Hr. v. Villèle war, wie sich bald zeigte, der Mann, welcher in einer industriell-administrativen Regierung, die sich jeden Augenblick von revolutionären Parteyen belästigt fand, die Geld, geschickte Verwaltung, und wenn auch nur augenblickliche Ruhe vor ihren innern Feinden bedurfte, wie ein guter Steuermann das Staatsschiff durch alle Klippen und Untiefen durchzusteuern vermochte.

Herr v. Corbière, der andere dieses royalistischen Duumvirats, hatte sich freylich mehr an Villèle angeschlossen, als daß er selbstständig sich eine Stellung gemacht hätte, indeß der bedeutende Einfluß, den er auf seine bretagnischen Landsleute unter den Royalisten äußerte, so daß er gleichsam den Norden, Herr v. Villèle den Süden Frankreichs repräsentirten, machten ihn, bey unermüdlichem Eifer für die königliche Sache, nicht weniger zum Führer seiner Partey geschickt.

Das Urtheil des Verfassers über Villèle bezeichnet ihn treffend. »M. Villèle,« heißt es, »possédait une habilité plus remarquable, que tous ses collègues. — Homme de tribune,

M. de Villèle avait une voix dégracieuse; mais une puissance de raisonnement, un ton de modération et de simplicité, qui allait à tous, et parlait à tous, et particulièrement à une majorité provinciale, et à idées peu étendues. Aucun n'éludait une difficulté avec plus d'adresse, un argument avec plus de dextérité « Von seiner Politik heißt es: » Son tempérament politique avait quelque chose des conditions du ménage, un je ne sais quoi de régulier sans grandeur et sans nobles idées. Das letztere mochte man überhaupt auch auf die innere Verwaltung anwenden können. Das neue Ministerium, in welchem die obengedachten Männer an der Spitze standen, Villèle, als Finanzminister, Corbière, Minister des Innern, bestand außerdem aus dem Grafen Mathieu von Montmorency, Minister des Auswärtigen, M. de Peyronnet für die Justiz, dem Herzog von Belluno (Victor) für den Krieg, Clermont Tonnere für das Marinedepartement. Mit Bezug hierauf sagt der Verfasser: » la composition du nouveau cabinet répondait à ce que les royalistes pouvaient espérer de plus prononcé dans la couleur de leurs opinions.

Weiterhin ist die Rede von der Stellung des Ministeriums zu der Pairs- und zu der Deputirtenkammer, welche letztere jetzt hauptsächlich royalistische Mitglieder und persönliche Anhänger des Ministeriums in sich schloß. Die ersten gesetzlichen Maßregeln, welche genommen wurden, fanden daher in den Kammern nur in der geringen Minorität der Liberalen, wenn auch heftigen Widerstand, vorzüglich, als es die Hauptwaffe ihrer Angriffe auf die Monarchie, die Presse betraf. Es ward ein Strafgesetz gegen Preßvergehen gegeben, und sodann ein Gesetz über die Polizei der Journale, wonach zwar die gegenwärtigen Journale fortbestanden, indeß bey einer augenscheinlichen, antimonarchischen und antireligiösen Tendenz von den königlichen Gerichtshöfen verfolgt, und nöthigenfalls ganz aufgehoben werden konnten. Die Jury, die früherhin, wie erwähnt, bey Preßvergehen zu sprechen hatte, ward beseitigt, weil in dem dermaligen Zustande Frankreichs, gerade bey den gewöhnlich aus der Mittelklasse gewählten Geschworenen, sich eine Abneigung gegen die revolutionären Meinungen und eine Bestrafung derselben am wenigsten erwarten ließ, bey den königlichen Gerichtshöfen hingegen dieß noch nicht Statt fand. Auch in England spricht freylich die Jury in Preßvergehen; allein, wie bekannt, war früherhin der Einfluß der königl. Richter bey diesen Verurtheilungen so groß, daß die Geschworenen lediglich über die alleinige Thatsache, ohne alle Beziehung auf Tendenz des Verbrechens und anderer Nebenumstände, ihre Meinung zu sagen hatten. Als dieses Verfahren in

den letzten Zeiten aufgehoben ward, blieb der loyale Sinn in den Geschworenen jenes Landes stets so überwiegend, daß alle die Verfassung und das Königthum angreifenden Libelle dennoch mit der größten Strenge verfolgt wurden, wovon der Zeitraum während der französischen Revolution die auffallendsten Beyspiele gegeben hat. Ueberhaupt war der Zustand von England bis in die neueren Zeiten, in dieser Hinsicht, ein ganz verschiedener. Hier waren alle Institutionen, also auch die Geschworenen, durch ein und dieselbe historische, politische und religiöse Doctrin auf das Innigste mit einander verbunden, und die Gegner standen in der Minderzahl außerhalb jenem volksthümlichen Geiste. In Frankreich hingegen war es umgekehrt; die Masse hatte eigentlich gar keine Richtung, oder war sogar verderbt; es kam also alles darauf an, sich ihrem Einflusse zu entziehen.

Bey der Erzählung der Ereignisse des Jahrs 1822 nimmt man noch auffallender die falschen Begriffe des Verfassers über Bestrafung politischer Verbrechen wahr, als dieß schon früherhin von uns bemerkt ist. Wer erinnert sich nicht, beginnt er den Abschnitt über die Verschwörungen der damaligen Zeit, p. 253, T. 7, des 27. September 1822? dieses Greveplatzes, wo ein Schaffot aufgerichtet war. Schaaren des Volkes erfüllten die Quais und den Platz; Herolde ließen ein Todesurtheil hören. Es war ein Urtheil des Assisenhofes gegen jene vier junge Unteroffiziere von Rochelle. Soll ich es aussprechen? Der Regierung und der Zukunft zugehörend, fühlte ich mich von einem schrecklichen Schauer ergriffen! Zu welchem Extrem ist die Restauration gekommen! Wie, noch immer Strafen? Ein Verfahren, wie in der Revolution selbst! und gegen wen? gegen eine fantastische und verführte Jugend! Keine Gnade! Großer Gott! Ist denn das königliche Recht, zu begnadigen, in seiner Quelle erloschen? Welche erschreckliche Sache, Todesstrafen in politischen Dingen. —

Und doch handelte es sich um eine wahrhafte Verschwörung, um einen Umsturz der Verfassung, noch dazu Seitens vier junger Militärs, welche zu besonders strengem Gehorsam und Treue gegen den König und die bestehende Verfassung verpflichtet waren. Auch sprachen selbst die Geschworenen das Schuldig aus. In ganz ähnlichen Fällen wurden zu Ende des vergangenen Jahrhunderts viele Individuen in England hingerichtet, welche von den gleichen Ideen einer falschen Freyheit begeistert, und von geheimen Gesellschaften gebraucht, sich in Entwürfe gegen die bestehende Verfassung eingelassen hatten. Nach dem Verfasser wäre konsequent selbst Louvel straflos gewesen; denn auch sein Verbrechen war ein bloß politisches. Dahin ist es aber in Frankreich gediehen, daß bloße Civilvergehen als strafbar anerkannt werden,

die ganze Gesellschaft aber jedem Nichtswürdigen oder Verführten zur Beute überlassen, und förmlich außer dem Gesetz erklärt ist.

Diesen Verschwörungen, deren mehrere zu gleicher Zeit, und zwar im Militär ausbrachen oder entdeckt wurden, lagen nach dem Verfasser die jetzt förmlich constituirten Gesellschaften der Carbonari zum Grunde. Es gab, wie in allen übrigen Ländern, wo damals diese geheime Sekte eingedrungen war, eine obere Genossenschaft, gleichsam der geheime Senat, dessen Mitglieder in undurchdringliches Dunkel gehüllt waren (la vente haute); sodann untergeordnete Mitglieder in abstehender Rangordnung und Verbrüderung (ventes centrales); endlich unter diesen die ventes particulières. Jener erste hohe Ausschuß hatte das Recht, die Initiative über Ausschluß oder Nichtaufnahme jedes Heiden oder des Carbonarismus Unwürdigen. Um augenblicklich zum Widerstand und zur Vertheidigung seines bon cousin bereit zu seyn, mußte sich jeder Carbonari im Besitz eines Gewehres nebst Bajonett und zwanzig Patronen befinden. Es läßt sich schwer ermitteln, in wie weit diese, aus dem Auslande hinübergekommene geheime Gesellschaft mit dem schon in Frankreich bestehenden Comité directeur und anderen Societäten, welche früher errichtet worden, zusammenhing. Da alle indeß einen und denselben Zweck verfolgten, nämlich Umsturz der bestehenden Ordnung der Dinge, die Revolutionäre in Frankreich dasselbe Princip mit der Sekte der Carbonari theilten: keine positive Religion und allgemeine politische Brüderschaft, so verstand es sich von selbst, daß alle diese einzelnen Gesellschaften in einem natürlichen Zusammenhange standen, und nach den Umständen eine der andern sich einverleibte, oder doch gemeinsam handelten. Der Verfasser bestätigt dieß wenigstens dadurch, daß die bedeutenden Namen, die in der revolutionären Opposition bisher erschienen, nachher auch in den »carbonaristischen Verbindungen« an der Spitze standen. Alle Befehle, sagt er, gingen von der hohen vente aus, in welcher abwechselnd de Laf..., de Sch..., d'A... et Ba..., offenbar Lafayette, Schonen, d'Argenson und Barthe den Vorsitz hatten.

Nach allem diesem, da allmählich geheime Verbindungen das ganze Land bedeckten, die Zügellosigkeit der Presse das ganze geistige Leben der Nation vergiftet und zerstört hatte, ist es wunderbar, und gehört zu den mannigfachen Widersprüchen, in welchen sich der Verfasser verwickelt, wenn er in dem p. 268 folgenden Abschnitt: von der öffentlichen Meinung sich selbst frägt: wie es mit dieser so heftig erregten Gesellschaft eigentlich beschaffen gewesen wäre, und darauf antwortet: »Die Abneigung gegen das Königthum der Bourbons offenbarte sich nach dem Maße, als ihr

System sich außer den natürlichen, ruhigen und gesetzlichen Pfaden bewegte; nun nahmen die Faktionen eine weniger friedliche Richtung. Die Bürgerklasse ging zur Opposition über. Denn dieß war nicht mehr diese so begeisterte, so royalistische Straße St. Denys der ersten Tage der Restauration. Die friedlichen Einwohner von Paris glaubten ihre Rechte (?) bedrückt, und blutige Hinrichtungen warfen auf die schwache Regierung der Bourbons einen Anstrich von Tyrannei, in derselben Zeit, als sie in dem Volke ein schmerzliches Mitgefühl für die gefallenen Opfer erregten.

Dergestalt bewältigen den Verfasser seine vorgefaßten Zeitansichten, daß er alle historischen Thatsachen, die er mit unverkennbarer Gewissenhaftigkeit niedergeschrieben hat, vergißt, um nur über jede kräftig eingreifende Autorität, welche mit Ernst und Strenge dem Uebel zu begegnen sucht, den Stab zu brechen. Er selbst hat, wie wir sehen, vielfach die Gefahr der Monarchie geschildert, und fand entgegengesetzte Maßregeln durchaus nothwendig; jetzt sucht er darin die Ursache des Umsturzes der Monarchie.

Bey irgend einer etwas vorurtheilsfreyen Gesinnung wäre es ihm wahrlich von selbst klar geworden, daß dieser Abfall der Massen oder der Bürgerklasse durchaus nicht aus jenen obengedachten Handlungen der öffentlichen Gewalt hervorging, sondern daß sie die Verführung der Parteyen und ihre geheime Bearbeitung aller Stände zur Ursache hatte. Gerade diese thätigen und arbeitenden Bürgerklassen sind am wenigsten geeignet, sich gegen die bestehende Regierung aufzulehnen oder sich ihr abgeneigt zu fühlen, wenn nicht wahrhafte, materielle Uebel, eine wirkliche Tyrannei, Angriffe auf ihre persönliche Freyheit und ihr Eigenthum sie dazu aufreizen. Dieß beweist die Geschichte aller Zeiten, und es ist ein großer Irrthum, in diesen Ständen gleichsam eine spontane Reflexion vorauszusetzen, welche den Triebfedern der Regierung überall nachspürt, um dieselbe vor ihren Richterstuhl zu ziehen, so lange sie, wie gesagt, in jenen Interessen unbeeinträchtigt bleiben. Nur die Verführung durch Parteyhäupter wirkt hier störend ein, wie die Geschichte der niederländischen Städte, die englische Geschichte und die Geschichte des ganzen Mittelalters zur Genüge nachweisen. Eine Verletzung aber wahrhaft materieller Interessen, eine förmliche Bedrückung und Beraubung von Rechten, Seitens der Bourbone, war, wie der Verfasser selbst es eingesteht) nirgends geschehen. Eine Umkehr in der Gesinnung der Bürgerklasse, die allerdings bemerkbar wurde, konnte also nur das Resultat äußerer Einwirkung seyn.

Bey einer solchen Ansicht der Dinge ist es nicht zu verwun-

dern, wenn der Verfasser jetzt auch einer andern Ursache, als hauptsächlich den Sturz der Monarchie herbeyführend erwähnt, nämlich der Verbindung der Regierung mit der Religion, um auf diesem Wege auch geistig die Gemüther zu fesseln, oder sie vielmehr, wie er meint, durch den Einfluß der priesterlichen Gewalt an die bestehende Dynastie anzuketten; eine allgemein verbreitete Meinung, welche mit dem Verfasser alle Tagesschriften und eine große Menge Zeitgenossen theilen. Wir haben bis auf diesen Augenblick dieses Umstandes nicht erwähnt, obgleich er in der Restauration von ihrem Beginne an eine große Rolle spielte. Wir glaubten indeß mit Recht darüber bis zu dem jetzigen Abschnitt unserer Geschichte schweigen zu können, wo die Maßregeln der Regierung hauptsächlich, und zuerst, wie es scheint, nach einem bestimmten Plane jene Absicht aussprechen. »Ich weiß nicht,« sagt daher der Verfasser p. 270 des 7. Theils, »mit welcher bigotten Farbe das Kabinett sich verbrämte; Missionen erregten Frankreich. Von einem blinden Feuer entzündet durchlief die Volksmasse in lärmenden Prozessionen die Straßen; sie pflanzten das Kreuz auf als ein Zeichen des Triumphes und des Heils. Unglücklich, wer ruhig diesem Strome widerstehen wollte. Er ward den Behörden angezeigt, und von da an unfähig, ein öffentliches Amt zu bekleiden. Man zählte die Kommunionen, wie die Wahlstimmen. Alles hüllte sich in den Geruch der Congregation. Die Regierung beschäftigte sich mit den Priestern, Bischöfen, Jesuiten, mehr noch als mit der öffentlichen Verwaltung. — Es gibt im Charakter des Franzosen etwas, ihm ganz zuwider, das ist eine Regierung von Priestern. Von Natur religiös, sage ich es mit Schmerz, das, was der Restauration den größten Schaden that, war gerade dieser Gedanke, dem Volke einzuflößen, daß die Bourbons ein und dasselbe mit dem Priesterthum seyen. Dieß richtete die königliche Popularität zu Grunde. Die Restauration stellte sich nicht mehr wie jenes große Ereigniß dar, welches Frankreich mit Europa versöhnt, und die Unglücksfälle des Krieges und des Despotismus wieder ausgetilgt hatte, sondern wie eine Art von Wiederaufleben des alten Regimes mit Klöstern und Mönchen.«

Um diesen so wichtigen Gegenstand gehörig ins Auge zu fassen, ist es nothwendig, zweyerley zu untersuchen; zuerst war es Pflicht der Regierung, damals auf das religiöse Leben der Nation einzuwirken, und zweytens, in welcher Art konnte es geschehen, und wie geschah es wirklich.

Niemand, der etwas tiefer blickt, kann es entgehen, daß die Ereignisse der Zeit, vornehmlich die politischen Umwälzungen, welche beynahe die ganze gesellschaftliche Außenseite von Europa verändert haben, in der innigsten Verbindung mit den religiösen

Ueberzeugungen stehen. Noch mehr dasjenige, was die heutigen politischen Doctrinen eben so zerstörend wirken läßt, was die wahre Freyheit, welche sie darstellen wollen, stets in eine falsche, selbstsüchtige verwandelt, ist, daß sie aus einem durchaus unmoralischen, irreligiösen Boden entspringen. Denn wer mag es läugnen, daß den constitutionnellen Ideen der Zeit im Allgemeinen Ansichten zum Grunde liegen, welche stets als das Ziel gutgeordneter Staatsverfassungen angesehen wurden, und in den christlich germanischen Staaten des Mittelalters wirklich zur Ausführung gekommen sind; nämlich eine harmonisch, zwischen Volk und Regierung getheilte politische Freyheit, welche die möglichste Selbstständigkeit und eigenthümliche Bewegung des Einzelnen darbot (gleichsam die höchst möglichste Negation der Regierung), ohne doch die Einheit des Ganzen zu behindern. Kurz, die Mitte zwischen jenem Zustande, welcher entweder in Willkürgewalt oder in Anarchie ausartet. Wie möchte aber dieses künstlichste aller Gleichgewichte unter Millionen Geistern, die alle von den verschiedensten Interessen und Leidenschaften bewegt werden, aufrecht zu erhalten seyn, gäbe es nicht für alle eine und dieselbe moralische Regel, eine innere unübersteigbare Pflicht der Selbstbegränzung, die bis auf einen bestimmten Punkt hin, und nicht weiter, dem eigenen Selbst und seinem Willen nachgibt. Nun aber ist es allein die Religion, die Unterordnung aller unter ein und dasselbe höchste Wesen, welche die Anerkenntniß dieser Regel für jede innere und äußere Handlung bedingt. Je feiner diese Regel ist, je empfänglicher, je zarter sie das menschliche Gewissen macht, und zur Selbstbeherrschung und Aufopferung verbindet, desto größere Empfänglichkeit bietet sie auch für alle Grade politischer Freyheit. Je geringer jene Empfänglichkeit, oder je mehr sich der Mensch davon entfernt, desto weniger ist politische Freyheit möglich. Daher waren es, und sind es allein die christlichen Staaten, als die eben die vollkommenste Religion haben, welche der freyesten Verfassungen genossen; denn die politische Freyheit des Alterthums war entweder mit der vollständigsten Unterdrückung ganzer Bürgerklassen, wie der Sclaven und Weiber verbunden, oder sie beruhte auf Gesetzen, welche mit Blut geschrieben waren; beydes fand in christlichen Staaten nicht Statt. Das nun aber ist das Eigenthümliche der zeitigen constitutionnellen Ansichten, daß sie sich jeder Religion entäußern, zwischen ihr und der Gesellschaft gar keine Verbindung anerkennen, und wo sie thätig auftreten, die höchste Feindseligkeit gegen das Christliche offenbaren, ja seine gänzliche Zerstörung bezwecken. Die französische Revolution kündigte schon in ihren ersten Anfängen den Altären den Krieg an, und endigte in ihren äußersten Consequenzen

mit der gänzlichen Vernichtung des offenbarten Glaubens. So begleiteten die politischen, neueren Systeme in Spanien, Neapel, Piemont, Portugal der Haß und die Vernichtung aller religiösen Elemente. Unter diesen Umständen bot aber, und konnte auch eine so begründete politische Freyheit in ihrer letzten Entwickelung nichts Anderes darbieten, als ungeheuern Zwiespalt, der in fürchterlichen Verbrechen und Blutvergießen ganze Geschlechter verschwinden machte. Ja, je größer die politische Freyheit war, die man verlieh, und je mehr das Religiöse und Christliche dagegen über den Haufen geworfen ward, desto vollkommener entwickelte sich die Selbstsucht und Bosheit, und jene Freyheit ward das Signal zum Kriege Aller gegen Alle.

Wer mag nun aber läugnen, daß auch die politischen Doctrinen, welche unter der Regierung der Bourbonen den größten Theil der Nation bewegten, stets denselben antireligiösen und antichristlichen Charakter trugen. Unstreitbar ist es, und die Folgezeit hat es genügend bewiesen, daß, wenn dieselben ohne ihre religiöse Restauration wieder zur Herrschaft kamen, der Untergang der Gesellschaft nicht vermieden werden konnte. So war es also, und mußte es offenbar die erste Aufgabe der Bourbons seyn, die christliche Religion, und zwar die katholische, als die des Landes, nach ihren Kräften zu erheben. Es war dieß eine Lebensfrage, nicht wie der Verfasser bey der Gleichgiltigkeit, womit er diesen Gegenstand in seinem Werke überall bey Seite liegen läßt, zu meinen scheint, ein Etwas, so man seinen Gang gehen ließ, ohne sich weiter darum zu bekümmern, eine bloße Privatsache, sondern eine Angelegenheit des Landes, von welchem dessen Wohl und Wehe abhing. Schon Napoleon hatte, wie ein zweyter Orpheus, die aus den Wildnissen der Revolution hervorgezogenen Franzosen durch die Geheimnisse der christlichen Religion, die er wieder in ihre Mitte zurückführte, zusammengesucht; während seiner kriegerischen Regierung ließ sich aber dieses große Ziel nur höchst unvollkommen erreichen. Die Bourbons wollten sie in einen bleibenden Zustand herbeyführen, mußten ihm also hierin nachfolgen. Die Charte selbst hatte überdieß die katholische Religion zur Staatsreligion erklärt, und die Mehrheit der Franzosen huldigte ihr wirklich.

Nichts wäre daher ungerechter, als die Bourbons über ein Bestreben anklagen, welches zum Heile der Nation und zur Erhaltung der Monarchie nothwendig und unerläßlich war. Man konnte sogar mit Recht behaupten, wie aus dem, was wir eben ausführten, hervorgeht, daß eben die Charte und ihre Freyheiten durch die Religion bedingt waren, und daß die Franzosen nur wählen konnten, zwischen einer christlich getragenen Charte, oder

dem strengsten Despotismus, welcher in Ermangelung der Religion die Geister in Ordnung hielt. Wenn nun der Verfasser behauptet, und mit ihm ein großer Theil der Zeitgenossen, daß dieses Bestreben der Bourbons ihnen die Nation entfremdet hätte, so ist dieß nur so zu verstehen, daß alle diejenigen, welche den modern-constitutionnellen Ideen huldigten, eine solche Mehrheit bildeten. Bey diesen aber lag es, wie gesagt, nicht darin, daß sie etwa die Religion mit der wahren Freyheit für unverträglich gehalten hätten, sondern in ihrem allgemeinen Hasse gegen die Religion überhaupt. Das ganze Geschlecht dieser so politisch Denkenden war in einem förmlichen Unglauben, in einer bestimmten Negation des Christenthums aufgewachsen, und wenn sie einen Staat ohne alle Religion, oder wenigstens ohne alle Berücksichtigung auf irgend einen positiven Glauben wollten, so geschah dieß nur, weil sie selbst, jedes Individuum für sich ganz glaubenslos waren und der Religion feind. Unter diesen Umständen entstand also Entfremdung oder großer Widerwille gegen die Bourbons, wenn sie die kirchlichen Institutionen begünstigten, höchst natürlich, konnte aber nicht umgangen werden, wenn sie nicht ihre heiligsten Regierungspflichten aufs Spiel setzen wollten.

Eine andere Frage ist nun freylich, ob nicht die Weise, wie die Religion von der Regierung in Schutz genommen ward, unpolitisch und unzeitig genannt werden könnte. Hierbey läßt sich indeß der Meinung derjenigen nicht folgen, welche schon die gewöhnlichste Selbstständigkeit des kirchlichen Lebens, wie sie damals zugestanden ward, für ein Verbrechen gegen die Gesellschaft halten. Was sich innerhalb dieses Kreises bewegte, und keine wahrhaften Rechte eines Dritten verletzte, durfte nicht verhindert werden. Daher war vollständige freye Ausübung alles religiösen Cultus der herrschenden Religion, ihre ganze äußere Erscheinung in Frankreich mit der Religion selbst nothwendig verbunden. Unmöglich konnte die Regierung dort, wo die Bosheit der Partey diesem in den Weg trat, etwa stillschweigend zusehen, oder gar ihr zu Gefallen die Ausübung irgend einer religiösen Handlung verhindern. Dieß war es indeß, was die Opposition hauptsächlich verlangte, eben weil sie überhaupt keine Religion wollte, wie sich denn auch späterhin nach der July-Revolution diese Gesinnung offen herausgestellt hat. In diesem Sinne war aller äußerer Schutz, welchen man auch in gesetzlichem Wege der Religion gedeihen ließ, und welcher der Kirche, wie jeder andern, im Staate rezipirten Gesellschaft gebührte, durchaus in der Ordnung. Hiermit hing genau zusammen, daß selbst Geistliche in die Verwaltungsbehörden mit aufgenommen wurden, weil nur dergestalt die Interessen der Kirche erkannt und gewahrt werden konnten.

Auch daß die Erziehung nach Möglichkeit wieder unter religiöse Einwirkung gestellt, daß religiösen Gesellschaften Freyheit und Begünstigung gegeben ward, gehörte gleichfalls in diese Sphäre, und führte dem großen Ziele zu, Frankreich zu gesittigen und die christliche Grundlage desselben zu befestigen. Von diesem Gesichtspunkte allein muß lediglich die Zulassung der Jesuiten, und Gesellschaften, wie diejenige der Société des bons livres, der Association von St. Joseph zur Hülfe und Unterricht für arme Handwerker, der Société de la défense de la religion catholique, der Société des bonnes études und andere angesehen werden. Mochte eine solche Beschützung der Kirche die Gegner auch erbittern, da auf diesem Wege allein eine wahre Restauration möglich ward, so konnte hievon nicht abgelassen werden.

Bey allem dem ist indeß nicht zu läugnen, daß der Natur des französischen Charakters gemäß, der in der neuern Zeit, allem Uebertriebenen und Heftigen hold ist, auch in diesen Bestrebungen für religiöse Belebung sich höchst aufreizende und durchaus verwerfliche Elemente fanden. Nichts war bey der Wildheit und Starre der entgegenstehenden, weitverbreitenden Partey ungeschickter, als dieselbe zu offenem Kampfe und mit Uebermuth herauszufordern: dem Panier des Liberalismus gleichsam das Banner der Kirche entgegen zu setzen, und offene Feldschlacht angriffsweise da anzubieten, wo ein ruhiges und gemessenes Wirken weit eher zum Ziele geführt hätte. Hierher gehört vor allen Dingen das, was man die Congregation genannt hat. Schon früher unter Napoleon bestand ein Verein frommer Priester und Laien, welche den Fortschritten des Unglaubens und der Irreligiosität, hauptsächlich unter den höheren Klassen der Gesellschaft, ein Ziel zu setzen suchten. Dieses an sich sehr lobenswerthe Benehmen, welches selbst von Napoleon keine Hinderung fand, erhielt natürlich durch die Restauration eine größere Ausdehnung. In den erstern Zeiten derselben blieb, wie wir schon früher gesagt haben, und der Verfasser selbst es gewissermaßen zugab, das Bestreben und der Zweck der Congregation auch größtentheils derselbe, und ohne besondere fremde Beymischung. In der Zeit hingegen, von welcher wir jetzt sprachen, und während des Villéleschen Ministeriums ward diese Verbindung ein vollständiges, politisches Instrument, und bildete gewisser Weise einen Theil der innern Verwaltung. Anstellungen und Beförderungen machten sich oft allein durch dieselbe, kleinliche Intriguen und persönliche Interessen wurden innerhalb der Congregation in Gang gesetzt, und vielfach Verstellung und Lüge gebraucht, um durch frommen Schein irgend einen äußern Vortheil zu erlangen. Es lag das in dem französischen Charakter, alles zur Partey und zur politischen Farbe

zu machen, welches auch hier die Religion in ihren Kreis zog; noch übler aber war die Heftigkeit und Unbescheidenheit, womit dieß der andern Partey gegenüber geschah. Selbst Gutgesinnte wurden durch dieses falsche Spiel vom Hofe und von der Kirche entfernt.

Ferner muß man hierher die Missionen rechnen; zwar nicht im Allgemeinen, denn selbst Lacretelle stellt ihre Nützlichkeit bey dem damaligen Zustande Frankreichs nicht in Abrede, aber wohl jene theatralischen Weisen, womit dieselben das Land und die Städte durchzogen. Lacretelle sagt hierüber, obgleich etwas übertrieben: **Tout ce que les missionnaires ajoutaient de leur chef, aux cérémonies, aux prières de l'église, offrait un appareil à la fois théatral et mesquin.** Ferner gehören hierher viele sonstigen Auftritte, wo junge Priester in gutem, aber unverständigem Eifer in geistlichen Dingen sich benahmen. Endlich trägt der französische Clerus bey aller Vortrefflichkeit ein Element jansenistischer Strenge an sich, welches ihn zu Uebergängen untauglich macht, und Aussöhnungen und Aufhebung von Vorurtheilen erschwert. Die Kirche oder die christliche Religion mußte jedenfalls als wieder im Entstehen und Begründen gedacht, und hiernach alle Maßregeln eingeleitet werden; viele Geistliche und Royalisten traten aber oft so auf, als wenn sie noch unter den alten Verhältnissen und im ungestörten Besitz der öffentlichen Meinung wären. Ihre Gegner besaßen offenbar das ganze, oder den größten Theil des Terrains, sie handelten als seyen s i e Meister davon. Am häufigsten gab sich dieß in den Kammern und in der religiösen Gesetzgebung kund. So z. B. das Sakrilegiengesetz war in seinem ersten Entwurfe, und selbst, wie es angenommen ward, durchaus dem damaligen Zustande der Gesellschaft unpassend, und die Anträge mehrerer der heftigen Royalisten bey dieser Gelegenheit zeigten einen Eifer ohne Verstand und Umsicht. In einem Staate, wo eigentlich alle Religionsübungen anerkannt waren, durfte an sich schon die Gesetzgebung die Vergehen gegen die Staatsreligion nicht mit solcher Schärfe und Härte ahnden. Sodann aber war zu bedenken, daß vielleich ein Drittheil, ja die Hälfte der französischen Nation dem gänzlichen Unglauben, oder vollständiger Verläugnung jedes christlichen Elements anheimgefallen war. Hierauf mußte also auch die Gesetzgebung besondere Rücksicht nehmen. Was allgemein beynahe nicht mehr heilig gehalten wurde, war nicht mit Gewalt und unter Todesstrafe dafür zu erklären. Hier war offenbar wieder der Zustand der ersten Christenheit vorhanden. Die religiöse Gesetzgebung innerhalb der Sphäre des Staates konnte erst eintreten, nachdem der Glauben allgemeine Geltung erhalten hatte. Nicht Konstantin, obgleich

das Christenthum schon von ihm zur Staatsreligion erklärt ward, gab jene ausschließenden, religiösen Strafgesetze, sondern nach gänzlicher Erlöschung des Paganismus traten dieselben ein.

Dessen ungeachtet können wir dem Verfasser nicht beystimmen, wenn er in diesen Mißgriffen eine Hauptursache des Sturzes der regierenden Dynastie sucht. Immer muß man jene unversöhnliche, fanatisch begeisterte, revolutionäre Partey, welche unter den frühern Ministerien so großes Feld gewonnen hatte, als die eigentliche Ursache jenes Sturzes des Thrones ansehen. Allerdings waren diese Mißgriffe eine Ursache mehr, um durch die Umtriebe jener die Bourbons verhaßter zu machen; allein der Verfasser irrt, wenn er glaubt, daß ohne dieselben die Regierung viel sicherer gestanden hätte. Die July-Monarchie, welche sich beynahe ganz offen gegen alle Religion erklärte, lief dessen ungeachtet die größte Gefahr, von jener Partey verschlungen zu werden; und bis auf diesen Augenblick ist wahrlich geringe Aussicht vorhanden, daß sie sich mit Erfolg gegen dieselbe behaupten werde. Wo überhaupt die Grundelemente der gesellschaftlichen Ordnung zerstört sind, wo im Allgemeinen keine Religion, keine Sitte, keine historischen Institutionen mehr vorhanden sind, wo also nur eine große gesinnungslose Masse sich darstellt, wie dieß in Frankreich während der Restauration mehr oder weniger der Fall war, da kann bey aller Mühe und Arbeit der Regierung von keiner Sicherheit derselben die Rede seyn. Hier sich Popularität und Liebe fortdauernd zu erhalten, ist unmöglich. Im Gegentheil greift die Verführung und der Einfluß einer verschlagenen und thätigen Partey dergestalt und so schnell um sich, daß der Umsturz der bestehenden Verfassung in einem Augenblick erfolgen kann.

Der Congreß zu Verona und die Uebertragung der Präsidentschaft des Conseils an Herrn v. Villèle beschließen den siebenten Band unseres Werkes. Die Hauptfrage, welche auf jenem Congresse entschieden wurde, war bekanntlich die Intervention in die spanischen Angelegenheiten. Der Verfasser verkennt von seinem Standpunkte aus die eigentliche Bedeutung derselben. Weil er die revolutionären Bestrebungen meistentheils nicht im Zusammenhange mit den geistigen und gesellschaftlichen Zuständen der ganzen europäischen Menschheit betrachtet, so begreift er eben so wenig die Nothwendigkeit, gegen dieselben Seitens aller Regierungen Europas in die Schranken zu treten; besonders nicht das Interesse Frankreichs, wenn sich in Spanien ein förmlicher Herd der Revolution bildete, solchen zu zerstören. Ein unglücklicher Irrthum hält einen großen Theil der politischen Schriftsteller heutiger Zeit gefangen. Sie sehen, wie wir schon gleich anfäng-

lich bemerkten, in der Revolution weit weniger die Anarchie, als eine vollständige neue Gestaltung der Dinge, eine wahrhafte Reconstituirung der Gesellschaft. Dieß war sogar damals die Ansicht der englischen Diplomaten, die in der spanischen Revolution mehr oder weniger eine bloße, jedem Volke unbestreitbare Abänderung seiner Verfassung erblickten, und die eigene Revolution des Jahrs 1688 in Erinnerung brachten, daher auch eine vollständige Passivität in jener Angelegenheit beobachteten. Die Politik des Fürsten Metternich, dessen vorzugsweise Einwirkung in alle diplomatischen Verhältnisse der Zeit auch der Verfasser, wenn gleich zum öftern auch in französischer Weise anerkennt, entschied indeß in einem höhern welthistorischen Interesse, und die Intervention ward, und zwar nöthigenfalls durch eine französische Armee, auf dem Congresse zu Verona beschlossen. Der Verfasser leitet das theils aus dem Hasse der Alliirten gegen die constitutionellen Verfassungen, oder aus der träumerischen Furcht Alexanders vor geheimen Gesellschaften, oder endlich aus den Umtrieben der französischen und spanischen Royalisten her.

Es ist nicht weiter nöthig, in die folgende, ziemlich weitläufige Erzählung von den Vorbereitungen und Diskussionen der Kammern über den spanischen Krieg und seine Ausführung und Beendigung selbst weiter einzugehen, da nichts besonders Neues darüber gesagt ist. Der Widerstand der Liberalen, als die in der Unterdrückung der Revolution Spaniens sich selbst angegriffen sahen, und als Episode in diesen Intriguen die Austreibung Manuels aus der Kammer, die Verlegenheit Villèles wegen Beyschaffung der nöthigen Geldmittel zu einem so kostspieligen Unternehmen, und sein Zaudern, darauf einzugehen, welches hauptsächliche Ursache seines ersten Zerwürfnisses mit den heftigen Royalisten wurde, endlich die Ouvrardsche Geldspekulation auf Kosten des Staatsschatzes, welche späterhin ähnliche Erörterungen vor die Kammern brachten, als sie in England früherhin der Hastingssche Prozeß lieferte; alles das nimmt beynahe die Hälfte des achten Bandes unseres Werkes ein.

Die glückliche Beendigung des spanischen Krieges hatte die Popularität der Regierung und noch mehr die Stellung des Ministers sehr befestigt, und es schien diesem der günstigste Zeitpunkt, eine dauernde Grundlage für die Erhaltung der monarchischen Doctrinen zu legen. Offenbar war es die Deputirtenkammer, als der Mittelpunkt aller parlamentarischen Bewegungen, deren besonderer Organisation es in diesem Sinne bedurfte. Von hier aus hatten von jeher die Gegner ihre thätigsten Angriffe auf das Königthum begonnen; je mehr, und auf je längere Zeit sie also von den revolutionären Gesinnungen gereinigt werden konnte, je

weniger zwischen ihr und den Stimmführern der liberalen Massen in der Nation ein unmittelbarer Zusammenhang Statt fand, desto ungestörter war die Wirksamkeit der Regierung, und desto mehr konnte sie an Macht zunehmen. Dieß war die Ursache zu der Einführung der Septennalität der Kammer. Aehnliche Gründe hatten früherhin in England im Jahre 1716, als es sich darum handelte, die hannöversche Linie gegen die Einflüsse der Anhänger des Hauses Stuart zu schützen, die Septennalität des Unterhauses, dessen Mitglieder sonst alle drey Jahre gewählt wurden, herbeygeführt; denn auch dort war in so bewegten Zeiten die wenigst mögliche Störung ihrer Macht den Ministern höchst wünschenswerth geworden. Von Seiten des französischen Ministers war es indeß, als er diesen Plan ausführte, ein großer Mißgriff, daß er bey der Bildung einer auf sieben Jahre bestehenden Kammer mehr auf eine Art ministerielle Lotterie sah, auf eine bloß in seinen persönlichen Ansichten und Interessen handelnde Vereinigung von Deputirten, wie auf eine wahrhaft royalistische Kammer, die wo möglich alle bedeutenden Farben dieser Partey in sich vereinigte, und zu einer wirklich royalistischen Macht, wie dieß wohl mit dem englischen Unterhause wenigstens früherhin der Fall war, erhoben werden konnte. Dieß lag indessen nicht in den Absichten Villèles; seine ministerielle ausschließende Wirksamkeit, worauf ihm Alles ankam, und sein persönlicher Ehrgeiz hatten ihm binnen Kurzem einen großen Theil der bedeutendern Royalisten entfremdet, und eine nicht geringe Contraopposition schon in der jetzigen Kammer von dieser Seite her entstehen lassen. Seine Absicht ging daher dahin, diese nicht weniger, wie die Persönlichkeiten der linken Seite von der neuen Kammer möglichst auszuschließen, und sich eine Deputirtenversammlung bloß in seinem Sinne zu bilden. Hierin glauben wir, muß man den Hauptgrund des so bald erfolgten Sturzes des Villèleschen Ministeriums erblicken. Nachdem die bisherige Kammer aufgelöst war, gelang es dem Minister freylich, in der Hauptsache seinen Plan durchzuführen, und den größten Theil der Wahlen in seinem Sinne zu leiten; indeß die neue Kammer, welche zugleich die auf sieben Jahre bestehende darstellen sollte, bestand nun zuvörderst dem Mehrtheile nach aus den unbedeutendern royalistischen Talenten, und dadurch, und als bloßer persönlicher Anhang des Ministers, verlor sie sowohl bey den Liberalen, als noch mehr bey den Royalisten, den Charakter jeder großartigen parlamentarischen Repräsentation. Wie sehr sich in diesem Sinne die allgemeine Meinung aussprach, läßt sich am besten aus der Biographie des Députés de la chambre septennale entnehmen, ein Buch, dessen Verfasser selbst Royalist, und welches zwar mit Leidenschaftlichkeit geschrieben ist, in-

deß doch die Wahrheit dessen, was wir oben behaupteten, unläugbar hervorstellt. Vor allem aber steigerte diese so ausschließend ministeriell gebildete Kammer die eben erwähnte royalistische Opposition dergestalt, daß sie oft derjenigen der Liberalen nichts nachgab, ja in manchen Fällen ein gemeinsames Handeln beyder so entgegenstehenden Parteyen bewirkte. Die Männer, welche an der Spitze dieser royalistischen Opposition standen, waren schon gleich anfänglich la Bourdonnaye, Vitrolles und Delalot; späterhin kam noch Chateaubriand hinzu, und man kann sagen, daß sein schriftstellerisches Talent allein, vorzüglich durch die Angriffe des Journal des débats und anderer kleiner Broschüren, das Ministerium Villèle um alle Popularität und Vertrauen brachte. Unglückliches Schicksal der Restauration, welche auf dem höchsten Glanzpunkt ihrer Macht von ihren Anhängern selbst die tödtlichsten Wunden erhielt. Nie hätten die Royalisten bey einem so gefährlichen und so wachsamen, gemeinschaftlichen Feinde sich so vergessen dürfen, unter sich selbst einen beynahe unversöhnlichen Krieg zu führen. Diese Spaltung kann man als den hauptsächlichsten Grund des nachherigen Sieges der liberalen Partey ansehen. Freylich war die einzige Ursache derselben in der Verschiedenheit der geistigen Richtungen zu suchen, wie wir dieß schon früher bemerkten, und nicht so sehr ein bloßes Parteyenspiel, wie es der Verfasser darzustellen sucht; indeß es war die höchste Unklugheit, deshalb und in so gefährlicher Zeit die Einheit und den Zusammenhang aufzugeben, welche allein die Monarchie retten konnten.

Die erste Gelegenheit, wo der Minister diesen Widerstand erfuhr, war das Gesetz über die Umwandlung der Renten; kaum war es durch die Deputirtenkammer zu bringen. Die Pairskammer aber verwarf dasselbe mit einer bedeutenden Stimmenmehrheit; selbst der Erzbischof von Paris, Mr. de Guelen, befand sich in der Opposition. Ueberhaupt, so große Gerechtigkeit man dieser Maßregel von einem blos finanziellen Gesichtspunkte aus, und in Rücksicht der dringenden Zeitumstände, vorzüglich bey der Nothwendigkeit der Entschädigung der Emigranten mag widerfahren lassen, so lag eine gewisse Einseitigkeit darin, eben die finanzielle Rücksicht allein vorwalten zu lassen. Beynahe der größte Theil der Rentner von Paris, kleine und große, erlitt durch dies Gesetz den empfindlichsten Schaden, und die Abneigung, ja Haß, welche ihnen dadurch gegen die Regierung eingeflößt werden konnte, war wahrlich in der damaligen Zeit von keinem geringen Gewicht. Jetzt, nach Verwerfung dieses Gesetzes, trat der Bruch des Ministers mit Chateaubriand ein, welcher bisher dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten vorgestanden

hatte. Jene Verwerfung schrieb Villèle dem ganz passiven Benehmen Chateaubriands rücksichtlich des obigen Gesetzesvorschlages bey. Der edle Pair ward auf eine empfindliche Weise jener Stelle entsetzt, und von dieser Zeit an kannte sein Widerwille und Haß gegen Villèle und dessen Verwaltung keine Gränzen. Der Verfasser sagt über dieses für die Restauration wahrlich höchst wichtige, ja entscheidende Ereigniß: »je ne sais, si l'enivrement d'une victoire de palais avait complètement aveuglé M. de Villèle, et s'il était impatient de montrer sa puissance; mais on ne s'explique pas cet esprit de mauvaise compagnie, qui le poussa à renvoyer d'une manière inconvenante et inouïe un de ses plus puissans collègues;« sodann weiter p. 262: »M. de Villèle crut faire là un coup d'autorité; il constata un seul fait, c'est, qu'il avait un grand ascendant sur l'esprit d'un roi malade et prêt à s'éteindre. Au dehors, les derniers débris de son crédit tombèrent. L'opinion se prononça contre M. de Villèle avec une unanimité remarquable. Tous les hommes dévoués à M. Chateaubriand, qui se groupaient dans la chambre autour de MM. Bertin de Veaux et Agier, passèrent à l'opposition. Le Journal des Débats prit sa haute parole contre le système de M. de Villèle: la révolution fut complète. Toute la presse royaliste devint hostile; elle eut un prétexte pour attaquer avec violence; elle ne se l'épargna pas.« Diesem Bruche folgte bald darauf eine Entfernung aller mit Chateaubriand und der Contreopposition zusammenhangenden Royalisten aus der Verwaltung, und so wurde derselbe eigentlich unheilbar, und führte nothwendig über kurz oder lang zu dem Sturze des Ministers selbst. Was sonst die materielle Ordnung, die Leitung der Administration überhaupt anbetrifft, so erhielt sie allerdings nach diesem Ereigniß eine Einheit, einen Zusammenhang und eine gewisse moralische Begründung, welche sie lange als eine der vorzüglichern ministeriellen Regierungen der neuen Zeit wird erkennen lassen, auch es allein ihrem Urheber möglich machte, seine Herrschaft gegen so viele Feinde siegreich zu behaupten. Der Verfasser hebt dieß zu Ende des achten Theils gleichfalls hervor.

Nachdem die royalistische Presse den Ministern feindlich gegenüberstand, kam noch hinzu, daß die königl. Gerichtshöfe in der Verfolgung von Preßvergehen lauer wurden. Der Verfasser schiebt dieß hauptsächlich auf die hyperreligiöse Richtung der Regierung, welche, wie früherhin in jansenistischer Zeit, die Parlamente dem Hofe entfremdet hatten. Wer indeß die Geschichte jener Zeit näher kennt, weiß, welche niedrigen Intriguen damals spielten, um jene zu verderben und irre zu leiten. In dieser Zeit

fand dieß offenbar noch mehr Statt, und es ist nicht schwer einzusehen, daß die vielfachen Verbindungen der Doctrinärs und der übrigen Häupter der Liberalen, wie Lafayette, Odilon Barrot, Benjamin Constant und anderer, die gerade mit diesem Theile der Gesellschaft in vielfachen Berührungen standen, die Abwendung der Gerichtshöfe von der königl. Sache sehr erleichterten. Freylich war nicht ohne Einfluß die antireligiöse Richtung der Zeit überhaupt, die, wie überall, auch in Frankreich am meisten die Rechtsgelehrten ergriffen hatte, und der Richtung des Hofes für das Kirchliche allerdings nicht hold seyn mochte.

Ein anderer Umstand, dessen der Verfasser erwähnt, trug zu dieser Art Opposition der Gerichtshöfe vielleicht am meisten bey; dieß war ein von dem Grafen Artois ausgehendes Projekt, durch geheime Agenten die hauptsächlichsten liberalen Blätter an sich zu kaufen, und auf diesem Wege, da ohne königl. Genehmigung keine weitere Journale herausgegeben werden durften, die liberale Presse gänzlich zu beseitigen. Diese geheime Machination kam aber zur Oeffentlichkeit, und gab zu famösen Prozessen Veranlassung, die bey der damaligen Stimmung und allgemeinen Begeisterung für Freyheit der Presse die Regierung in ein sehr verdächtiges Licht setzten. »Dès lors,« sagt der Verfasser p. 303, »les moyens, qu'il employait (nämlich das Ministerium) contre les journaux pour les éteindre et les anéantir, lui échappèrent. La presse triomphante, sûre en quelque sorte de l'impunité, devint plus vive, acariâtre; elle ne pardonna pas au pouvoir les tentatives qu'il avait faites pour l'asservir. Le ministère fut obligé de se réfugier dans la censure.« So ward die Censur, und zwar in Folge des Gesetzes von 1822, welches die Einführung derselben unter besonders schwierigen Umständen dem Könige überlassen hatte, wieder hergestellt. Ein neuer Beweis, daß, wie wir früher schon ausführten, die Censur nothwendige Bedingung jedes höhern und geistigen Staatslebens ist; vor allen Dingen aber dort, wo eine solche Aufregung und solche Leidenschaft, ja Bosheit sich allgemein in der Gesellschaft entwickelt hat, wie damals und jetzt noch in Frankreich. Es ist an sich schon widersprechend, geistige Vergehen durch bloße nachträgliche materielle Strafen vergelten, oder gar verhindern zu wollen. Das bestentworfene Preßgesetz kann hier nicht aushelfen, vermehrt im Gegentheile nur das Uebel; denn die in Folge dieser Gesetze entstehenden gerichtlichen Verfolgungen erzeugen unvermeidlich öffentliche Skandale der betrübendsten und aufregendsten Weise, abgesehen davon, daß bey einer bloß geistigen Produktion, wo das Faktum und die Gründe, welche es herverbrachten, so schwer zu constatiren sind, jede juristische Beur-

theilung mangelhaft, ja oft unmöglich wird. Nachträgliche Strafen aber, wenn sie durch ihre Härte gleichsam die vorgängige Censur ersetzen, und Preßvergehen unmöglich machen sollen, werden förmlich widersinnig, wie dieß die neueste französische Gesetzgebung rücksichtlich der Presse, nach dem Attentate Fieschis, auf das Klarste zeigt.

Nachdem dergestalt der Minister sich eine Festung erbaut hatte, aus welcher er nach allen Seiten frey sich bewegen konnte, oder nachdem zum ersten Male in Frankreich seit der Restauration ein Ministerium sich gebildet, welches ungehindert und festen Schritts die Monarchie wieder aufzuführen suchte, starb Ludwig XVIII. Der Verfasser sagt: »Il y avait une véritable douleur dans la capitale: cette bourse, ces théâtres fermés, ces prières des agonisans dans toutes les églises. jetaient une teinte sombre sur la population, qui se pressait autour des Tuileries et à l'Hôtel-de-ville, pour recueillir les bulletins;« sodann weiter: »Il me reste de juger cette vie de roi si remplie. A mesure, que les événemens s'éloignent, la postérité place haut le nom de Louis XVIII. Quand on compare la France, telle que la prit la restauration, envahie, désolée, sans crédit, sans prospérité, avec une dette immense, des charges accablantes, et la France telle que Louis XVIII la laissa, brillante de prospérités, on se demande, si le prince, qui fit tant pour le pays ne mérite pas une de ces nobles places, que réserve la reconnaissance des peuples. Les temps marchent, les idées se rectifient, une nation sérieuse ne s'attache plus aux poétiques désolations de la conquête; Napoléon fit de grandes choses; qu'en reste-t-il. Louis XVIII remplit son règne d'institutions utiles, fonda la liberté! la liberté, que la restauration a faite; car, je le demande, où étaient les idées libérales sous l'empire, même à sa décadence?«

Es ist nicht zu läugnen, daß Ludwigs Persönlichkeit viel dazu beytrug, die Wiederherstellung der Dynastie zu vermitteln; denn beynahe alle Parteyen huldigten ihm, indem er den flüchtigen und äußerlichen Sinn der Nation für sich zu gewinnen verstand. In wie weit er indeß selbst, und wie weit seine Regierung geeignet war, dem Lande Ruhe und Festigkeit zu geben, möchte man sehr bezweifeln; offenbar war von ihm der Grund des Falles der Monarchie unter seinem Nachfolger gelegt, wie wir dieß glauben zureichend nachgewiesen zu haben. Dem Verfasser ist daher schwerlich beyzustimmen, wenn er gerade jene unglückliche Mitte, welche Ludwig XVIII. zu halten suchte, und die die Regierung in einen Zustand steter Schwäche und Unent-

schlossenheit stellte, als eine besonders hervorzuhebende Eigenschaft bezeichnet. »Eh bien!« heißt es am Schlusse des achten Bandes, »avec un tact parfait il ne s'en aperçut pas, et continua son système de *balancement et de fusion*. rien ne lui avait plû davantage que le personnel de l'armée d'Espagne, que cette alliance de tous les services et de tous les souvenirs!«

»Aujourd'hui nous commençons à comprendre la pensée de son système; le règne de son successeur a relevé l'éclat du sien, et la folie des ordonnances de juillet l'habileté de ses tempéramens et de sa modération politique.«

Ludwig hatte sich Heinrichs IV. Beynamen zum Muster genommen; er bedachte indeß nicht, daß etwas anderes, eine mit Ruhm und Sieg gekrönte große Persönlichkeit, und etwas anderes, ein blos gutmüthiger, kranker, aus langem Exil durch fremde Macht zurückgeführter Fürst. Bey jenem war Nachsicht und Vergessen Huld, bey diesem erschien sie als Schwäche.

Wir wollen den Verfasser noch bis zu dem Sturze des Villèleschen Ministeriums begleiten, und sodann die Beurtheilung seines Werkes schließen, weil von da eigentlich der frühere Kreisgang der Restauration wiederkehrt, d. h. ein unglücklicher Mittelweg, der wie unter Decazes nichts entscheidet, sondern alle Hauptbedingungen des gesellschaftlichen Lebens nur noch stärker in Frage stellt, und der, wie es nachher sich zeigte, endlich bloße Entscheidung der Gewalt, als den einzigen Ausweg darbietet. »Jamais,« sagt der Verfasser im Anfange des neunten Theils, »popularité pareille n'avait salué l'avénement d'un roi,« hinsichtlich der Thronbesteigung Karls X. Unglücklicher Weise verband man mit dieser freudigen Begebenheit, gleichsam als don gratuit, um jene Popularität festzuhalten, die Aufhebung der Censur, eine höchst bedauerungswerthe Maßregel, da sie über kurz oder lang zu erbitternden Reaktionen führte, und von Royalisten und Liberalen mit gleicher Zügellosigkeit benutzt ward, um Minister, wie Königthum zu stürzen. »Ainsi,« sagt der Verfasser p. 22, »un grand résultat de fusion et d'amour était obtenu. Tous les partis saluaient la restauration; tous rivalisaient autour de la nouvelle couronne de générosité et de grace; on se réconciliait avec la légitimité. Rapprochement solennel! Charles X rendit la presse libre, et c'est devant la presse, que son gouvernement s'écroula!«

Nach dem Verfasser ist es hauptsächlich unter der Regierung Karls X., wo das, was er la suprématie du clergé, la transformation de la monarchie royale en une espèce de pouvoir d'église et d'épiscopat nennt, sich ganz besonders bemerkbar

machte, und den Sturz der Restauration herbeyführte. Ein eigener Abschnitt, esprit religieux, les Jésuites, 1824, läßt sich hierüber weitläufig aus. Wir haben schon früher das Erforderliche deshalb gesagt, und bemerken nur noch, daß auch der Verfasser das Geschrey der Tagesblätter und der übrigen künstlich in Umlauf gesetzten Schriften, die heftigen Reden der Liberalen in der Kammer, endlich solche öffentliche Schaustücke der Gegner, wie die Denunciation des Grafen Montlosier gegen die Jesuiten, und überhaupt die ganze Bewegung, welche sich damals kund gab, als eine viel zu allgemeine und tief gehende Stimme der Nation ansieht, anstatt daß sie nur einem, auf der Oberfläche erregten Sturme gleich, der nach den Absichten seiner Urheber eben so schnell verschwinden gemacht, als angefacht werden konnte. Die Revolution hat das Eigenthümliche, daß, wo sie keine offene Gewalt brauchen kann, sie durch Schreckbilder wirkt, welche wie in einer Laterna magica in unaufhörlicher Reihenfolge die Gemüther in Bewegung setzen.

Der Verfasser ist endlich der Meinung, daß die Regierung Karls X. fester gestanden, wenn er das Ministerium Villèle aufgelöst hätte, und etwa Chateaubriand und andere, der öffentlichen Meinung nicht so entgegenstehende Royalisten an das Ruder der Regierung gestellt haben würde. Indeß, es ist nicht abzusehen, wie je eine Transaction auch zwischen diesen Männern und den ihnen scharf und starr gegenüberstehenden Persönlichkeiten der Demokratie, Lafayette, Odilon Barrot, und vor allen den Doctrinärs je zu Stande gekommen wäre, und der Haß des Villèleschen Ministeriums hätte sich nothwendig endlich auch auf jene übertragen. Uebrigens, was die Persönlichkeit des neuen Königs betrifft, so kann ihm auch der Verfasser seine größte Huldigung nicht versagen. »Et pourtant Charles X,« heißt es p. 46 des neunten Theils, »se montrait gracieux, bon pour tous. Il cherchait à détruire de fâcheuses divisions, à beaucoup oublier, à pardonner plus encore.« Vor Allen war es der Herzog von Orleans, welcher von dem Könige die unzweydeutigsten Beweise von Liebe und Vergessenheit aller früheren Unbilde erhielt. Nur auf ausdrückliche und persönliche Verwendung des Königs ward das Gesetz wegen Apanagirung des ungeheuern Gutsbesitzes des Hauses Orleans, und dadurch seine vollständige Unabhängigkeit von den Kammern angenommen. Die ersten gesetzgebenden Arbeiten der neuen Kammern waren höchst bedeutende Gegenstände, weil sie die innersten Interessen der Gegenwart berührten, gleichsam die wunden Flecke der Gesellschaft betrafen. Auch kann man sagen, daß die Bewegung, welche dieselben veranlaßten, sich über ganz Frankreich erstreckte, ja alle Staats-

männer von Europa in Anspruch nahm. Es war dieß das Gesetz der Entschädigung der Emigrirten durch eine Milliarde, welche ungeheure Summe der Staatsschuld zuwuchs, und in Folge dessen der früherhin gescheiterte Gesetzesvorschlag wegen der Conversion der Renten wirklich durchgeführt ward. Das zweyte und dritte Gesetz war das wegen der Sakrilegien, und der Wiederherstellung religiöser weiblicher Orden.

Die Durchführung jenes ersteren Gesetzes mit einer solchen Ordnung, Klarheit und Sicherheit, unter allen Angriffen einer erbitterten Opposition, machte allein den Ruhm Villèles, als eines der ersten Minister der neuern Zeit, so weit es Verwaltung und äußere Gewandtheit anbetrifft, begründen. Erhöht noch wird jener Ruhm, wenn man bedenkt, daß diese Maßregel von der Gerechtigkeit geboten ward, und die schreyendste Verletzung einer zahlreichen und der Monarchie treugesinnten Klasse von Unterthanen, so viel es möglich, wieder ausglich, ja, wie der Verfasser zeigt, auf die Consolidation des Grundbesitzes späterhin den wohlthätigsten Einfluß äußerte. »Il y eut un grand mouvement dans les propriétés,« sagt der Verfasser, »leur valeur augmenta, les biens nationaux s'équilibrèrent avec le prix des autres propriétés, les consciences se raffermirent. Le milliard de l'indemnité mit le pouvoir dans la main de la propriété foncière.«

Des Gesetzes über die Sakrilegien haben wir, wie seine Unzeitigkeit, schon früher erwähnt, die Berathschlagungen darüber gaben der Opposition unnöthiger Weise Gelegenheit, die Gemüther über alle Gebühr aufzuregen.

Die Krönung zu Rheims, die Verhandlung wegen der Anerkennung von St. Domingo, und der Entschädigung der Pflanzer;. das Gesetz wegen Vorzug der ältesten Söhne und der Substitutionen; die Petition Montlosier gegen die Jesuiten; die Prozesse wegen Preßvergehen gegen den Constitutionell und den Courier français, füllen einen großen Theil des neunten Bandes unserer Geschichte. Offenbar war es, daß in den letzten gerichtlichen Verhandlungen die antimonarchischen und antireligiösen Gesinnungen der Gerichtshöfe immer mehr hervorgetreten, und deutlich ihren Zusammenhang mit der entgegenstehenden Parten kund gaben. Denn die oberflächlichste Lection jener Blätter aus dieser Zeit läßt ihre Tendenz, die Religion und die Monarchie zu untergraben, überall auf das Grellste erkennen, und dessen ungeachtet wurden sie freygesprochen. Der Verfasser befindet sich daher in großem Irrthum, wenn er dieser Opposition der Gerichtshöfe — ihre Trennung von der Sache des Thrones, lediglich aus der hyperreligiösen Richtung des Königs und der Verwaltung erklärt.

Indem der Constitutionell und der Courier français, troß ihrer augenscheinlichen Impietät, womit sie jede positive Religion auf das Frechste untergruben, womit sie zugleich die Grundlagen der Monarchie angriffen, frey gesprochen wurden, zeigten die Richter, daß sie nicht sowohl Feinde der Dynastie, als Feinde der Religion und Monarchie überhaupt waren.

Die Petition Montlosier gehörte zu jenen Schauspielen, die in revolutionären Zeiten nur auf augenblickliche Aufregung berechnet sind, und deren ganze Wichtigkeit in Nichts zurücksinkt, sobald der ruhige Zustand der Dinge, oder auch nur irgend ein anderes Interesse wiederkehrt.

Wie wir schon früher erwähnten, läßt sich der Verfasser wiederum durch das Geschrey der Zeit hinreißen, wenn er von jeßt an in alle Akte der Verwaltung den feudalistischen, noch mehr aber geistlichen Einfluß hineinzieht. Was war z. B. geeigneter, als das Geseß über die Substitutionen, um der immer mehr um sich greifenden, die Sicherheit des ganzen Staats bedrohenden Zerstückelung des Eigenthums vorzubeugen, und wer mußte deßhalb dem Ministerium nicht Dank wissen. So soll nach ihm der Entwurf des Peyronnet'schen Preßgeseßes, von welchem demnächst die Rede ist, ursprünglich von der religiösen Partey und der Geistlichkeit ausgehen. Wir fragen ihn, ob der Zustand der Presse damaliger Zeit minder ausgelassen, minder den Geseßen der Sitte und Gesellschaft Hohn sprach, als etwa jeßt zur Zeit des Attentats von Fieschi?! Und dennoch wurden von der July-Monarchie, wahrlich ohne Einfluß der Priesterschaft, jene Geseße noch überboten. So wurde also auch damals die Verwaltung durch die Zeitumstände selbst zu einer solchen Maßregel ganz naturgemäß gezwungen, obgleich es freylich nicht weniger im Interesse der Religion lag, jener Zügellosigkeit zu steuern. Daß eine außerordentliche Aufregung hiedurch hervorgebracht wurde, ließ sich im Voraus einsehen; der Verfasser selbst aber gesteht ein, daß die Presse Karls X. Regierung verschlungen habe: »Charles X rendit la presse libre et c'est devant la presse, que son gouvernement s'écroula!« Wenn nun also eingeschritten werden sollte, so ist es wunderbar, daß der Verfasser sagt: »c'était un véritable *engagement* du ministère envers la *majorité catholique;* et je le répète la conséquence du système religieux dans lequel on s'engageait.« Vergleicht man dieses Urtheil mit dem, was, wie gesagt, heute in Frankreich geschieht, so sieht man, wie sowohl der Verfasser, als die Masse sich selbst getäuscht oder von andern hintergangen worden sind. Die Liberalen, und noch mehr die Contreopposition in beyden Kammern

brachten es so weit, daß dieser Gesetzentwurf zurückgenommen werden mußte.

»Niemals,« heißt es p. 317 des neunten Theils, »brachte etwas einen größern Eindruck hervor, als die Zurücknahme des Preßgesetzes. Paris erleuchtet, Feuerwerk, Schießen in den Straßen, überall offenbarer Ausbruch der Volksfreude; endlich einer der schönen Tage der Restauration (?); mit seiner Pracht und Festen, und alles dieses gegen den Gang, welchen eine thörichte Gewalt dieser Restauration aufdrückte.« Was diese Freude bedeutete, zeigte sich bald in den Skandalen bey dem Leichenbegängniß des Herzogs von Liancourt, noch mehr bey der berüchtigten Parade der Nationalgarde, wo den König und die königl. Familie das Geschrey »Nieder mit den Ministern! Nieder mit den Jesuiten!« empfing, und welches die Auflösung der Nationalgarde veranlaßte.

Nichts scheint klarer, als daß dieß die Frucht der immer mehr Kraft gewinnenden Partey war, deren geheime Verbindungen und vollständige Organisation der Verfasser selbst früherhin so klar dargethan hat. Jetzt behauptet er indeß, daß alles aus der gerechten und allgemeinen Volksstimmung hervorgegangen, und die Maßnahmen der Regierung allein die Schuld getragen hätten.

Die Censur und die Auflösung der Kammer waren der Vorabend von dem Sturze des Ministeriums Villèle. Dergestalt war die Macht der Gegner des Ministeriums, so wie auch ihr Haß unter den Royalisten in der Kammer selbst gesteigert, daß keine andere Wahl übrig blieb, als die Kammer aufzulösen, und zugleich die Presse, die eben so royalistischer Seits alles aufbot, das Ministerium zu verfolgen und moralisch zu vernichten, unter die Zügel der Censur zu legen. Verbunden ward mit dieser Maßregel eine Ernennung von 76 Pairs, alle der ministeriellen Partey zugethan. Doch der Minister hatte sich über seinen Einfluß bey den Wahlen zur neuen Kammer geirrt. »La presse,« heißt es, »fut d'autant plus vive, plus influente, que sa parole fut rapprochée des élections; elle n'eût que quelques jours de liberté, et cela suffit pour ébranler les esprits. Dans un plus long terme elle se serait peut-être usée, et chaque phrase n'eût pas porté son effet.« Eben so reichten die gewöhnlichen Hülfsmittel, welche man von Seiten der Regierung zur Leitung der Wahlen früherhin in Bewegung gesetzt hatte, nicht zu. »Jamais action,« sagt der Verfasser, »plus tracassière et moins forte; ces petits moyens, qui réussissent, quand les esprits sont calmes, n'empêchent rien, lorsque l'agitation est vivace et l'opinion réveillé.« Die Gesellschaft, »aide toi, le

ciel t'aidera,« ward der Ausdruck dieser Bewegung; Carbonari und selbst Royalisten vereinigten sich in ihr. »On se réunit,« heißt es p. 370, »on s'entendit sur les candidats. Les deux oppositions, royaliste et libérale, se firent de mutuelles concessions; on porta ses candidats réciproques. Union étrange, et que la haine contre M. de Villèle avait pu seule opérer, on vit le nom de M. de la Bourdonnaye à côté de celui de M. de Constant, M. de Lafayette et M. Ferdinand de Berthier portés sur des communes listes. La fusion fut complète; je ne sache pas un combat plus acharné, avec des armes plus aiguës, plus mordantes. La presse, toujours silencieuse, s'en vengea dans des saturnales de dix jours: tout fut dénoncé, surveillé, flétri.«

Welche Pläne und Hoffnungen übrigens schon damals gehegt wurden, zeigte ein öffentliches Schreiben von Cauchois Lemaire an den Herzog von Orleans. »Wechseln Sie ihr herzogliches Wappen,« heißt es, »gegen die Bürgerkrone. Nur Muth, Fürst; in unserer Monarchie ist ein schöner Platz einzunehmen, der Platz, welchen Lafayette in einer Republik besetzen würde: der des ersten Bürgers von Frankreich. — Das französische Volk ist ein erwachsenes Kind, welches einen Vormund haben muß, seyen Sie es, damit es nicht in schlechte Hände fällt. Endlich, damit der Wagen, der so elend gelenkt wird, nicht umstürzt, haben wir von unserer Seite alle Kräfte angewandt. Versuchen Sie das Ihrige, und halten wir die Räder gemeinschaftlich am Rande des Abgrundes.«

Der größte Theil der Wahlen der Departements fiel gegen das Ministerium aus. Paris war erleuchtet; zugleich aber wurden Barrikaden in der Straße St. Denys errichtet, und ein förmliches Gefecht mit den Truppen, von denen einige zu schießen weigerten, bezeichnete den eigentlichen Standpunkt der Dinge.

Die neue Kammer blieb in der Mehrheit noch royalistisch; aber neben einem großen Zuwachs von heftigen Liberalen war die Contreopposition in solchem Grade gewachsen, daß dem Minister nichts anderes übrig blieb, als seine Stelle zu verlassen. So fiel das Ministerium Villèle. Wir haben früherhin die Hauptursache davon angegeben. Der Verfasser fällt über dasselbe das harte Urtheil: »M. de Villèle peut s'accuser d'avoir porté un coup fatal aux Bourbons de la branche ainée. Il usa tous les ressorts du gouvernement en les tendant outre mesure; il remit à ses successeurs toutes les armes du pouvoir *usées et flétries*; tout fut dès lors concession, parceque tout avait été trop violent, trop en dehors des lois et de l'opinion; tout avait été poussé à bout; on avait remué le pays

comme à plaisir.« Wie wenig dieß wahr ist, ergibt sich von selbst, wenn man bedenkt, daß der Verfasser, obgleich Royalist, die revolutionäre Gesinnung als die constitutionelle des Landes anerkennt, oder sie vielmehr stets mit derselben verwechselt und verwirrt, und daher das Ministerium Villèle mit seiner monarchischen Tendenz und Abweisung der Revolution als eine widernatürliche Unterdrückung des constitutionellen Lebensprozesses ansieht. Wollte man dieselben Maßstäbe der Beurtheilung wie der Verfasser annehmen, so wäre jeder englische Minister mit einer gleichen Verwerflichkeit zu bezeichnen; denn durchaus nicht mehr ist auch von Villèle geschehen.

Wir schließen hiemit unsere Beurtheilung; denn aus dem Bisherigen ist klar, wie die Catastrophe des Jahres 1830 sich jetzt, nachdem der Revolution von Neuem unter dem Ministerium Martignac der Zügel losgelassen wurde, naturgemäß entwickeln mußte. Aus den eigenen Thatsachen des Verfassers wird es übrigens ersichtlich, wie falsch der Hauptbeweis seines Werkes ist, als seyen die Bourbons durch ihre monarchischen und religiösen Uebertreibungen gestürzt worden. Dem aufmerksamen Beobachter springt in die Augen, daß in Frankreich, als eine christliche Monarchie gedacht, und dieß besagte die Charte selbst ausdrücklich, hiefür damals kaum das Allerwesentlichste geschehen ist, und daß dieses, weder von einer Gesellschaft die selbst den höchst möglichsten Grad bürgerlicher, aber wahrer Freyheit, noch von einer solchen, die nur die geringsten Grundlagen einer wahrhaften, positiven Religion haben wollte, irgend hätte Widerstand oder gar Empörung nach sich ziehen können. Nur wo eine große Faktion ist, die jeder Autorität und jeder positiven Religion den Krieg erklärt, konnten jene Maßregeln der Bourbons feindselig aufgenommen werden und ihren Sturz herbeyführen. Des Verfassers Behauptung heißt also eigentlich nur so viel, als: weil die Bourbons hätten überhaupt regieren wollen, wären sie gestürzt. Im Gegentheile kann man sagen, weil jene monarchischen und religiösen Grundlagen nicht planmäßig und entschieden genug entworfen, weil von Anfang an den revolutionären Doctrinen und Personen die höchste Duldsamkeit widerfuhr, wurde der Fall der Regierung vorbereitet. Den größten Mißgriff ließ man sich offenbar rücksichtlich der Presse, leider nach Ansicht der Royalisten selbst, zu Schulden kommen. Sie in dem Maße, und zwar im Gebiete der Journalistik, wie es beynahe während der ganzen Restauration der Fall war, frey geben, hieß sein eigenes Todesurtheil unterschreiben. Der Verfasser gesteht dieß, wie wir sehen, an mehreren Stellen seines Werkes zu, und das Verfahren der heutigen Machthaber in Frankreich bestätigt es auf das

vollständigste. Mit dem freyen Gebrauche dieser Waffe ist es jeder nur etwas mächtigen Gegenpartey in unserm heutigen gesellschaftlichen Leben möglich, die Regierung zu stürzen. Der Zustand Frankreichs war überdieß der eines Geisteskranken; den Lauf seiner Gedanken in diesem Zustande durch die Presse frey geben, hieß die Krankheit bis zum höchsten Paroxismus steigern. Hierin, in der Zügelung dieser Gedankenzustände, lag wahrlich alles. Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst ist das politische Leben der Gesellschaft immer mehr ein ganz geistiges geworden; aus äußerlichen Halt- und Bindemitteln oder Fassungen in die innere Welt zurückgetreten; diese letztere also unberücksichtigt lassen, oder gar entfesseln, heißt der Anarchie Thür und Thor öffnen, oder wahrlich nicht regieren. Endlich war es zuletzt der bedauerungswürdige Zwiespalt unter den Royalisten selbst, welcher eine bedeutende Ursache zum Sturze der Monarchie gab. Der persönliche Ehrgeiz eines Theils derselben, und der Zwiespalt der Ansichten Anderer, hat sie sogar die Rettung des Vaterlandes vergessen lassen. An ihrer Spitze steht Chateaubriand und la Bourdonnaie, und ersterer hat vielleicht den größten Antheil an jenem unglücklichen Ereigniß.

Sieht man übrigens auf England, wo unter dem Ministerium Pitt eine gleiche Faktion und dieselben Doctrinen wie in Frankreich das Land bewegten, und wie entschieden man dort sich gegen dieselben benahm, und dennoch die wahre Freyheit unverletzt blieb, so hat man Rechtfertigung der Bourbons, und zugleich was sie hätten thun müssen.

Art. VI. 1) Leben und Denkwürdigkeiten Johann Mathias Reichsgrafen von der Schulenburg, Erbherrn auf Emden und Delitz, Feldmarschall in Diensten der Republik Venedig. — Aus Originalquellen bearbeitet, in zwey Theilen. — Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung, 1834.

2) Stammtafeln des Schulenburgischen Geschlechts. Herausgegeben von Friedrich Albrecht Grafen von der Schulenburg auf Closterroda, königlich sächsischem wirklichen geheimen Rath, Kammerherrn, bevollmächtigten Minister und außerordentlichen Abgesandten bey Seiner österreichisch kaiserlich königlich apostolischen Majestät, Ritter des königlich sächsischen Hausordens der Rautenkrone, des Civil-Verdienst-, des kaiserlich königlich österreichischen Leopold-, und des königlich preußischen rothen Adlerordens Großkreuz, des Johanniterordens Ritter. Wien 1821, gedruckt bey A. Strauß.

Wir glauben, den aufmerksamen und vaterländisch gesinnten Lesern der Wiener Jahrbücher einen unzweydeutigen Dienst

zu erweisen, wenn wir diese beyden, eng in einander verbundenen Werke eines in der diplomatischen Welt lang und rühmlich bekannten und auch auf dem wissenschaftlichen Boden fest gewurzelten Edelmannes eben des hier genannten erlauchten Hauses auch als ein eng verbundenes Ganzes betrachten und würdigen. — Das Horazische: fortes creantur fortibus, nec imbellem feroces progenerant aquilae columbam! ist für jeden mit überwiegendem Geiste, mit gebietender Kraft in die großen Begegnisse des Rathes und Krieges eingreifenden Worthy eine eben so edel in den Kreis der Pairs einführende Taufesweihe, als Alle, die es nicht so weit gebracht haben, auch den Ruhm zu verachten, und durchaus nur von heute zu datiren, kaum ohne innere Bewegung Goethe's tiefgedachte, tiefempfundene Worte werden wiederholen können:

> Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
> Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe
> Den Hörer unterhält, und, still sich freuend,
> An's Ende dieser schönen Reihe sich
> Geschlossen sieht! — — — Wir möchten jede That
> So groß gleich thun, als wie sie wächst und wird,
> Wenn Jahre lang durch Länder und Geschlechter
> Der Mund der Dichter sie vermehrend wälzt.
> Es klingt so schön, was unsre Väter thaten,
> Wenn es, in stillen Abendschatten ruhend,
> Der Jüngling mit dem Ton der Harfe schlürft! — —
> Und was wir thun, ist, wie es ihnen war,
> Voll Müh' und eitel Stückwerk!
> So laufen wir nach dem, was vor uns flieht,
> Und achten nicht des Weges, den wir treten,
> Und sehen neben uns der Ahnherrn Tritte
> Und ihres Erdenlebens Spuren kaum.
> Wir eilen immer ihren Schatten nach,
> Der, göttergleich, in einer weiten Ferne
> Der Berge Haupt auf gold'nen Wolken krönt! — —
> Da greift manch' edler Jüngling nach dem Schwert,
> Und künft'ge Thaten drängen, wie die Sterne,
> Rings um ihn her, unzählig aus der Nacht! —

Nach der Hauptabtheilung in den rothen, weißen und in den schwarzen Zweig hat das schulenburgische Geschlecht sich seit dem dreyzehnten Jahrhundert in mehr als ein halbes Hundert verschiedener Häuser getheilt: Hehlen, Betzendorf, Angern, Closterroda, Wollmirstet, Emden, Kehnert, Apenburg, Lieberosa, Salzwedel rc. rc. — Die Lehensverhältnisse, Fideikommisse, Substitutionen und Majorate, das Erbküchenmeisteramt und die Landeshauptmannschaft in der Mark Brandenburg, das Münzrecht und die Wappenschilde der Schulenburge werden mit seltener Gründlichkeit erörtert. — Mehr als sechzig Stammtafeln stellen

sämmtliche Verzweigungen dieser, wie kaum irgend eine andere ausgebreiteten Familie dar. — Es folgen die schulenburgischen Stiftungen für fromme und wohlthätige Zwecke, Stiftungen von Klöstern, von Kirchen und Schulen und Hospitälern für Witwen und unverheiratete Töchter aus schulenburgischem Blute, für Comthureyen des Johanniter- oder Malthesер- und des deutschen Ritterordens. — Von den erheblichen urkundlichen Titeln werden zweckmäßige Auszüge gegeben, das Bedeutendste aber in Extenso abgedruckt, und die Güter sorgfältig aufgezählt, welche dieses hochberühmte Haus als Eigen, Pfand oder Lehen im Verlaufe so langer Zeiten besessen hat. — Unmöglich ist, daß diese weit eingreifenden archivalischen Nachrichten nicht von vielseitigem Nutzen seyn sollten, für die Specialhistorie der Länder, über welche das berühmte Haus wie ein fruchtbarer und fruchtbringender Strom sich ergossen hat.

Ein Kleinod dieser trefflichen Zusammenstellung ist das Verzeichniß der Schulenburge, die im geistlichen, im Civil- und Militärstande hohe Ehrenstellen bekleidet, und ihren Namen durch Thaten auf die Nachwelt gebracht haben, — darunter sind die Fürstbischöfe Werner und Christoph zu Lebus und Ratzeburg, Heinrich und Dietrich zu Brandenburg, Letzterer einflußreich in den Händeln des falschen Waldemar (des Müllers Jakob Rehbock), und wundersam genug durch gleiches Vertrauen beehrt von den einander offen und heimlich feindseligen, einander in der Mark Brandenburg nachfolgenden Fürstenhäusern Bayern-Wittelsbach und Böhmen-Luxemburg. — Wie des unbedeutenden Ludwigs des Römers und seines noch unfürstlicheren Bruders Otto, war der fast ein halbes Jahrhundert auf dem Stuhle von Brandenburg sitzende Dietrich von der Schulenburg auch der vertrauteste Rathgeber Kaiser Carls IV. und seines Sohnes Sigismund, Herrn der Mark Brandenburg und in einem großen Theile Pommerns und Großpolens, Gemahls der anjouischen Maria, Königin von Ungern, Tochter Ludwigs des Großen. — Nach dem Tode des halbverrückten und ganz tyrannischen Bruders Wenzel folgte Sigismund auch in dem, von Hussens Scheiterhaufen lichterloh brennenden Böhmen nach dem Tode des Gegenkönigs Rupert von der Pfalz an der deutschen und an der ersten Krone der abendländischen Christenheit, an der kaiserlichen.

Der Johanniterorden zählte drey Schulenburge als Heermeister und sechs Commenthure, der deutsche Orden einen Commenthur der Balley Sachsen, — daß die Schulenburge in erzbischöflich magdeburgischen, churbraunschweigischen, churbrandenburgischen, chursächsischen Diensten oberste Hofämter bekleidet kann ihren wohlbegründeten Ruhm unmöglich erhöhen, —

fünf Schulenburge waren dirigirende Staatsminister unter Preußens großem Friedrich, einer im Herzogthum Braunschweig, — dreyßig Schulenburge trugen die preußischen Orden des rothen und schwarzen Adlers, den Orden pour le mérite und des eisernen Kreuzes, — drey und dreyßig Schulenburge blieben vor dem Feinde, davon unter preußischen Fahnen funfzehn in folgenden Schlachten: — 1268 wider die Mauren in Galicien, 1292 wider die Ostfriesen, 1327 wider die heidnischen Lithauer, 1458 bey Rothenburg, 1519 auf der Soltauerheide, 1525 in der Schlacht von Pavia bey der Gefangennehmung Franz I. von Frankreich, 1542 in der Türkenschlacht bey Ofen und Pesth, 1547 im schmalkaldischen Kriege bey Ingolstadt, 1547 in der Mühlbergerschlacht und bey der Gefangennehmung des Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen, 1553 (zwey) in der Schlacht bey Sievershausen, 1557 bey S. Quentin, 1568 an der Enns gegen die Spanier unter den ersten Geusen, 1597 bey Amiens, 1607 in Holland, 1632 in Magdeburg und Coblenz, 1634 bey Nördlingen, 1641 bey Hildesheim, 1642 bey Wolfenbüttel, 1657 vor Krakau, 1669 auf Candia, 1689 vor Bonn, dann (zwey) bey Molwitz, 1741 bey Roßbach und Breslau, 1806 bey Auerstedt, 1813 bey Leipzig, 1814 bey Chateau Thierry.

Albrecht von der Schulenburg hatte wider die Mauren in Spanien, wider die Friesen, wider die aufrührerischen Flamänder gedient, und auf der Soltauerheide den Tod gefunden; Werner hatte den größten Theil Pommerns für Brandenburg, sich selbst des Helden Albrecht Achilles höchste Gunst und noch als ein hoher Siebziger im Turniere den ersten Preis errungen, Mathias war unter Johann Cicero und beyden Joachims brandenburgischer Kriegspräsident, der eifrigste Verfechter des protestantischen Lehrbegriffs, und mehrmals an Luther gesendet, Joachim zeichnete sich wie durch seinen strengen Haushalt und großen Reichthum, so in den niederländischen Heerfahrten durch Kriegsmuth aus; — Alexander, ein Bruder des Feldmarschalls Jakob, und mit ihm in den Freyherrnstand erhoben, hieß der Hierosolemitaner, durchpilgerte mit dem Nürnberger Patricier Führer den ganzen Orient und Aegypten unter mannigfaltigen Abenteuern. — Herrliche Sammlungen kamen aus dem Morgenlande in sein Bücher- und Raritäten-Cabinett zu Altenhausen; Jakob lernte den Krieg von Antonio de Leyva. Ein Günstling Moritzens von Sachsen, focht er mit ihm bey Mühlberg, gegen die Türken, in der Exekution von Magdeburg, im Sturm der tyrolischen Ehrenbergerklause, bey der Verjagung Carls V. aus Innsbruck, bey dem Moritzen tödtlichen Sievershausen, und als des Kaisers und

des Reiches Feldmarschall abermal gegen die Türken, als 1566 der bis dahin in drey Welttheilen unüberwindliche Padischah Suleyman das vom Heroen Niclas Zriny vertheidigte Szigeth belagerte, und hiebey seine große Laufbahn beschloß.

Dem Feldmarschall Johann Mathias von der Schulenburg, dem heldenmüthigen Vertheidiger Corfu's und Heeresfürsten der Republik Venedigs, weihen sich diese Denkwürdigkeiten. — Alexander war einer der berühmtesten Führer der Reiterey, erprobt an den heißen Tagen von Neerwinden, Schellenberg, Blindheim, Oudenarde und Malplaquet, — Jakob Alexander stritt in dreyzehn Feldzügen, in jenen des polnischen Wahlkrieges, in welchen der große Eugen nur ein Schattenbild seines früheren Ruhmes war, in jenen des österreichischen Erbfolgekrieges bey Dettingen, Rocoux und Lawfeldt, im siebenjährigen Kriege bey Hastenbeck, Crevelt, Minden, Landwehrhagen, Emsdorf, Lutterberg und Corbach. — Werner und Johann Georg standen im dänischen Dienste, jener als Feldmarschall und Elephantenritter ausgezeichnet in allen Feldzügen des spanischen Erbfolgekrieges, wie als Gesandter in Paris. — Levin Friedrich und Christoph Daniel waren sardinische Generäle der Infanterie, im spanischen und österreichischen Successionskriege von Freund und Feind bemerkt. — Ludwig Ferdinand von Oeynhausen, Graf von der Schulenburg, ein Schwestersohn des berühmten venetianischen Feldmarschalls, schwang sich im unglücklichen Türkenkriege 1738 und 1739 und im österreichischen Erbfolgekrieg in Italien bis zum Feldzeugmeister. — Er war vermählt mit der Witwe des berühmten Fürsten Adam Lichtenstein, gebornen Gräfin Kottulinski. Jener Fürst, von den Wienern »der reiche Hanns Adam« oder der »Crösus Oesterreichs« genannt, war der Erbauer der Wiener Vorstädte Lichtenthal und Roßau. — Von ihm ist auch die herrliche lichtensteinische Gemäldegallerie mit Rubens Deziusschlacht, von ihm ist das Wiener Stadtbanko, der Pallast in der Roßau, das Majoratshaus in der Schenkenstraße; von seiner Tochter, vermählten Herzogin von Savoyen, ist das Wiener adelige Damenstift, die savoyische Ritterakademie, die savoyischen Domherrn und die savoyische Kreuzcapelle bey St. Stephan, vieler geringern Stiftungen zu geschweigen, mit einem Worte, von Vater und Tochter mehr als vom ganzen übrigen Adel aus allen Jahrhunderten Wiens zusammengenommen.

Ein Zweig der Schulenburge hatte sich früh in Luxemburg und in der Champagne niedergelassen. Sie wurden eifrige Hugonoten, und dennoch einer aus ihnen Marschall von Frankreich und Ritter vom heiligen Geiste, es war Johann von der Schu-

lenburg, Graf von Montdejeu, der ruhmbedeckte Vertheidiger von Coblenz und Ehrenbreitstein. Er hatte auch jener, dem alten, gewaltigen Böhmen tödtlichen Pragerschlacht am weißen Berge beygewohnt, als Rittmeister des Winterkönigs, Pfalzgrafen Friedrich.

Achatz Schulenburg, preußischer Generallieutenant, ein Liebling des ersten Königs Friedrich, errichtete jene berühmten Kürassiere, später das Regiment der Königin, die 1745 bey Hohenfriedberg zwey und siebzig Standarten der österreichischen Kavallerie gewonnen, — die Brüder Levin Rudolph und August Ferdinand Schulenburg, Generallieutenant und Generalmajor, gehörten unter die Zierden des siebenjährigen Krieges. — Letzter that Wunder unter Seidlitz bey Roßbach, warf mit den bellingischen Husaren die Schweden an der Peene, und fing den französischen Gesandten Caulaincourt, Großvater des unter Bonaparte bey der Gefangennehmung des Herzogs von Enghien, als Botschafter in Rußland und als Minister des Aeußern bekannt gewordenen Herzogs von Vicenza. — In der Schlacht von Mollwitz, welche Neipperg, der Unterzeichner des Belgrader Friedens (10. April 1741), und mit ihr das herrliche Schlesien an Schwerin verlor, und die eben so entschieden für Oesterreich gewonnen war, als die Schlacht von Marengo, blieben der österreichische und der preußische Befehlshaber der Reiterey, Römer und Schulenburg, auf dem Bette der Ehre. — Nur allein die Standhaftigkeit und das bessere Feuern des preußischen Fußvolks unter dem alten Dessauer erhielt das Feld, die preußische Reiterey war einmal über das andermal in die Flucht geschlagen, und großentheils vom Schlachtfelde verschwunden. Eine gänzliche Muthlosigkeit hatte sich ihrer nach so vielen stets vergeblichen Versuchen bemeistert. Nun stellte sich der Generallieutenant Adolph Friedrich Schulenburg, der vierte Mann in der Colonne, an die Spitze der Leibschwadron seines Regiments, und blieb mit allen Offizieren ritterlich auf dem Platze, mit ihm noch Christoph Albrecht und Christoph Hieronymus, welcher als todt liegen gelassen, vergessen und bereits aus den Ranglisten gestrichen, bey einem wackern Pfarrer der Umgegend seine Heilung fand, und mit der wiederkehrenden Sprache auch über seinen Namen und über seine Verhältnisse Rechenschaft geben konnte.

Merkwürdig ist, wie in Carls VI. schulenburgischem Grafendiplom vom 7. Dezember 1728 sieben zu gleicher Zeit lebende Generale des Namens und Stammes Schulenburg aufgeführt waren: — 1) Mathias Johann, venetianischer Feldmarschall, n. 1661, † 1747. — 2) Alexander, churbraunschweigischer Generallieutenant, n. 1662, † 1733. — 3) Daniel

Bodo, churfürstlich sächsischer Generallieutenant, n. 1662, † 1732. — 4) Achatz, königlich preußischer Generallieutenant, n. 1669, † 1731. — 5) Levin Friedrich, königlich sardinischer Feldzeugmeister, n. 1670, † 1729. — 6) Werner, königlich dänischer Generalmajor, n. 1679, † 1755. — 7) Adolph Friedrich, königlich preußischer Generalmajor, n. 1685, † 1741. — Hiebey sind die vielen gleichzeitig lebenden Stabs- und Oberoffiziere des Hauses Schulenburg nicht inbegriffen, noch genannt.

Wie in den meisten deutschen Staaten die Emporkömmlingswuth durch das Maitressen- und Bastardwesen auch die alte Aristokratie keineswegs verschont, vielmehr nur eifersüchtig gemacht hat, wenn der dritte und vierte Stand schönere und wohlgefälligere Opfer darzubieten hatte, gibt auch der Reichthum der Häuser Platen, Moltke, Wallmoden und Andere Erinnerungen genug für die hannöverischen und wiederum andere für die braunschweigischen Lande. — Das Schicksal der Gemahlin des wollüstigen und veränderlichen Georgs I., der sogenannten Prinzessin von Ahlen, Erbin von Celle, Sophie Dorothee, die er, wie es bis nun erscheint, ohne alle andere Schuld, als des Leichtsinns und der Unvorsichtigkeit, in mehr als dreyßigjähriger Haft hielt, einen Vorwand und einen Schein mit beyden Händen ergreifend, den gerade das Bewußtseyn materieller Schuldlosigkeit einerseits, andererseits die Nothwendigkeit, Vertraute zu haben und einem unerträglichen Zustande zu entrinnen, herbeygeführt hat, dieses allzubittere Schicksal kann niemals ohne inniges Mitleid betrachtet werden. Das begünstigte Hoffräulein von Schulenburg, durch Geist und Gemüth, Anmuth und Schönheit wahrhaftig eine Melusine, folgte 1714 Georg dem Ersten nach England. — 1719 erhob sie Georg der Erste zur Herzogin von Kendale und Mounster, Marquise und Gräfin von Dungamor, Gräfin von Feversham, Baronesse von Glastenburg und Dundalk, und die Reichskanzley gab auch am 17. April 1722 der Melusina ein Fürstendiplom von Eberstein an der Weser, ohnferne Holzminden und Fürstenberg:

»Dieweilen dieselbe Reichsgräfin Ehrengard Melusina vor einigen Jahren von dem durchlauchtigsten Fürsten und Herrn Georg, König von Großbritannien 2c., sowohl wegen ihrer eigenen, als der Verdienste ihrer Vorfahren mit der Würde einer Herzogin in England geziert worden sey — und in Betracht ihres bewiesenen Diensteifers und ihrer Ehrfurcht gegen uns, das heilige römische Reich und unser erlauchtes Haus Oesterreich, haben wir gedachte Ehrengard Melusina, Reichsgräfin von Schulenburg und englische Herzogin von Ken-

dal zur wahren Fürstin des heiligen römischen Reichs ernannt und erhoben, und dem Verein der übrigen Reichsfürsten beygesellt.«

»Damit aber dieser unserer und des heiligen römischen Reichs Fürstinn die Wirkung unserer kaiserlichen Huld und Gnade noch in höherem Maße zu Theil werde, haben wir derselben nicht nur das Prädicat Hochgeborene beygelegt, sondern auch gestattet, daß sie zeitlebens sich des Titels und Namens von der unmittelbaren Reichsgrafschaft Eberstein bediene, und als solche anerkannt werde.«

»Ferner bestätigen wir das ihr von uns verliehene reichsgräfliche und durch die erlangte Würde einer Herzoginn in England vermehrte Stammwappen« rc. rc.

Ein anderes wichtiges Dokument, besonders für die Ansicht der Verhältnisse zu auswärtigen Staaten, ist die am 10. Jänner 1747 zu Wien ausgefertigte Bestallung der Kaiserin Theresia für den Grafen Schulenburg-Oeynhausen zum Oberbefehl der gegen Genua schleunig zusammengerafften Armee, als dieses die Oesterreicher unter Botta durch eine von Frankreich angefachte und durch den Marschall Richelieu unterstützte Volks-Insurrection hinausgeschlagen hatte.

»Du wirst Dich äußerst bemühen, Alles, was nur immer an Truppen aufgebracht werden mag, nebst denen aus Deutschland dahin sendenden Rekruten zur vorhabenden Entreprise gegen Genua zusammen zu nehmen, und solche mit möglichsten Kräften ohne allen Verschub ins Werk zu setzen, damit dasselbe wiederum ehebaldigst in unsere Botmäßigkeit gelange.«

»Du hast auch die geringste Aussicht auf die vorhin geschlossene, in Abschrift hier anliegende Capitulation nicht mehr zu tragen, sondern die Republique, weilen dieselbe ohngeachtet ihrer anfangs bezeigten Niederträchtigkeit und selbstiger Unterwerfung unserer Gewalt und Disposition nunmehro wider die ihr obliegende Verpflichtung und Submission so gröblich sich vergangen, dahero mit Recht die empfindlichste Bestrafung verdient, nicht anders, als wie ein mit Gewalt der Waffen erobertes Land anzusehen, selbes wie es mit den bayerischen und modenesischen Landen geschehen, in der Administrirung zu halten. Und so viel die aufrührische Tumultanten und Rädelsführer anbetrifft, die Betretende sogleich beym Kopf zu nehmen, gegen selbe mit aller Schärfe, ohne Ansehung der Person, fürzugehen, auch durch Statuirung öffentlicher Exemple anderen einen Schrecken und Abscheu zu erwecken, und da hiernächst ganz sicher verlautet, daß nicht nur genuesische,

sondern sogar spanische und französische, in dießseitiger Kriegsgefangenschaft befindliche, damals auf Parola entlassene Offiziers zu sothaner Rebellion sich gebrauchen lassen, und den Pöbel angeeifert, auch unterstützt haben, so werden nicht weniger dieselbe bey ihrer Betretung als Parole-Brüchige nach denen Kriegsregeln zum gleichmäßigen Beyspiel und Warnung derer übrigen auf das schärfeste abzustrafen seyn.«

Aehnliche wichtige Gaben für die Historie mehrerer Epochen finden sich auf vielen Blättern dieses reich ausgestatteten, in seiner Art wahrhaft klassischen Werkes.

Die Denkwürdigkeiten seines großen Ahnherrn Johann Mathias beginnt der Verfasser mit der nicht zu bezweifelnden Bemerkung, daß die deutsche Literatur eben sowohl an jenem Zweige geschichtlicher Quellen Mangel leide, den man Memoires oder Denkwürdigkeiten benennt, als Frankreich diese Art von Lebensbeschreibungen in größerer Anzahl als andere Staaten besitze. Er bezeichnet insonderheit aus der Categorie, welche ausnahmsweise auch ohne Belege großen historischen Werth haben, die »Mémoires du Cardinal de Retz,« der »Mademoiselle de Montpensier,« und vor allem die letzte Ausgabe der »Mémoires du Duc de St. Simon,« so wie als Beyspiel von denjenigen Redactionen, die durch Beybringung trügerischer oder längst durch den Druck bekannter Allegate sich auszeichnen, das bereits bis zum sechsten Theile gekommene Werk: »Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état,« genannt werden könnte. — Aus der Fluth der Denkwürdigkeiten, aus der Epoche von Napoleons Weltherrschaft und Sturz zieht der in jenen großartigen, anderthalb Jahrzehenden unter mehrfach bedeutsamen optischen Winkeln gar wohl bekannte Verfasser vor die ersten Bände der »Mémoires de Bourienne« und das »Manuscrit de mil huit cent douze, par le Baron de Fain.«

Nach einem wohlverdienten Lobe der brittischen Geschichtschreiber überhaupt, rühmt der Verfasser insonderheit Wilhelm Coxe, den besten Reisebeschreiber der Schweiz und späterhin Geschichtschreiber des Hauses Oesterreich, der Bourbons in Spanien und des großen Robert Walpole, als Muster nimmt er sich Coxe's Leben des Herzogs von Marleborough (1818). Er rühmt zugleich Katzners Leben des Marschalls und Herzogs Friedrich von Schomberg, den er überhaupt in Gesinnungen und Geschicken mit Schulenburg parallelisirt.

»So wie Schomberg (sagt der Verfasser), war auch Schulenburg aus einem der edelsten protestantischen Geschlechter Deutschlands entsprossen; so wie dieser suchte auch er von Jugend auf Kenntnisse und Erfahrungen in der Kriegs-

kunst überall da zu erwerben, wo es Gelegenheit dazu gab; wie Schomberg diente er mit Auszeichnung mehreren Fürsten und Regierungen, kämpfte fast mit allen Völkern Europas, blieb stets wie dieser seinem protestantischen Glauben getreu, und erreichte so wie er außerhalb seines Vaterlandes die höchsten militärischen Ehrenstellen; aber minder glücklich als Schomberg, beendigte Schulenburg sein langes Leben durch Altersschwäche gebeugt in seinem Hause, während jener in seinem fünf und siebzigsten Jahre das seinige siegbekrönt auf dem Bette der Ehre vollendete.«

Der Kaiser von Oesterreich verwilligte 1829 dem um dieses Reich vielfach verdienten Verfasser die Benützung von sieben und zwanzig Bänden des »Archivio diplomatico« zu Mailand. Sie enthalten größtentheils Original-Berichte des Feldmarschalls Schulenburg an die ersten Behörden der Republik Venedig, reine Abschriften derselben, und endlich ein gründliches und höchst umständliches Tagebuch der Feldzüge gegen die Türken von 1716, 1717 und 1718, in welchen der Feldmarschall die Streitkräfte der Republik sowohl bey der Vertheidigung von Corfu, als in offensiven Versuchen gegen die türkischen Besitzungen auf den Küsten von Albanien und Dalmatien befehligt hatte. — Die erste Abtheilung geht von 1661 bis 1698, und schildert Schulenburgs braunschweigische Dienste. In diesen verdiente Schulenburg die ersten Sporen in dem sogenannten letzten Kreuzzuge zur Erlösung Ungerns vom anderthalbhundertjährigen Türkenjoch unter dem Herzog Carl von Lothringen, dem Prinzen Ludwig von Baden, vorzüglich aber unter dem jungen Churfürsten Max Emanuel von Bayern, der in der Wiedereroberung zweyer Hauptplätze, der Königsstadt Buda (Ofen) und der letzten Vormauer Belgrad (griechisch-Weissenburg), unglaubliche Kühnheit bewies, so daß die Türken auf seinen bloßen Anblick mit dem Ausrufe: »der blaue König!« sich in wilde Flucht warfen. — Darauf diente Schulenburg in den Zügen wider die Vergewaltigungen Ludwigs XIV., Züge, deren Seele der große Wilhelm von Oranien, Erbstatthalter der vereinigten Niederlande, und nach Jakobs II. Verjagung König von Großbrittannien gewesen ist. Jeremias von Chauvet, hannöverischer Feldmarschall, und auch schon bey Gran und vor Neuhäusel gegen die Türken ausgezeichnet, war Schulenburgs erster Lehrer in der Kriegskunst. Dieser wurde in raschem Schritte 1690 Major, 1692 Obristlieutenant, 1693 Dragoneroberst, bald aber auch in diplomatischen Sendungen gebraucht, um gegen die Errichtung der hannöverischen Chur an den Höfen von Bayreuth, Cassel, Darmstadt, Münster, Gotha und Stuttgart zu wirken. Den Churfürsten von Bayern in

Brüssel (wo er die Generalstatthalterschaft für Spanien führte) umzustimmen, und in Paris Ludwig XIV. um so mehr gleichen Sinnes zu machen, je weniger der eifrige Beystand diesem Monarchen entgegen oder ihm angenehm seyn konnte, den der hannöverische Hof dem kaiserlichen sowohl im Türkenkriege als in den Rheinfeldzügen weit über das Verhältniß seiner Bevölkerung und seiner sonstigen Macht geleistet hatte. — Bis dahin war auch die uralte böhmische Churstimme nicht in Wirksamkeit gewesen, der Wiener Hof wollte beydes zugleich durchsetzen, fand aber mehr Geneigtheit wegen Böhmen, als für die neue Chur Hannover. Doch auch Ersteres sollte mit den bedeutendsten Opfern erkauft werden, zum Beyspiel der Churfürst von Bayern, des Kaisers Schwiegersohn, begehrte für seine Zustimmung nicht weniger als die Markgrafschaft Burgau, die Grafschaft Neuburg, den Schlüssel des Inn, ein auf der Donauzollstätte Krems und Stein haftendes, so wie ein älteres, an Bayern schuldendes Kapital, ungehinderte Religionsübung der Katholiken in den Herzogthümern Hannover und Celle, — beständiges Verbleiben der, dem Großvater des Churfürsten, dem ersten Maximilian, verliehenen Chur bey Bayern, auch nach dem Erlöschen des wilhelminischen Zweiges und Radicirung derselben auf die Herzogthümer Ober- und Niederbayern: — auf welche überspannte Forderungen der österreichische Gesandte Dominik Andreas Graf von Kaunitz, Großvater des berühmten Staatskanzlers und Fürsten Wenzel Anton Kaunitz, natürlich nicht einging.

Fünf Jahre (1697—1702), von Abschluß des Ryswicker Friedens, bis Europa durch den Tod Carls II. und durch die Erledigung der ungeheuern Erbschaft von Spanien und Indien und durch den nordischen Krieg in hellen Flammen stand, war Schulenburg im savoyischen Dienste, jenes staatsklugen Victor Amadeus, mit einem selbstgeworbenen deutschen Regimente. Sein erster Feldzug war ein trauriger gegen die armen Waldenser. Im spanischen Erbfolgekriege stand Savoyen auf französischer Seite, und Schulenburg erhielt eine schwere Wunde im Angriff auf Chiari gegen seinen alten Freund, den Prinzen Eugen von Savoyen, der hier gegen das Haupt seines Hauses, Victor Amadeus, stritt (11. September 1701). Es war dieser 11. September für Eugen ein eben so herrlicher Tag, als durch Marengo, Friedland und Raab der 14. Juny für Napoleon. Am 11. September 1697 hatte Eugen bey Zentha das ungeheure Türkenheer vor den Augen des Großherrn in die Theiß gestürzt oder niedergehauen. Am 11. September 1701 schlug er Villeroi bey Chiari. Am 11. September 1709 sicherte er dem Kaiser die Niederlande durch den Sieg von Malplaquet über

Villars. Es widerstrebte Schulenburg, mit Franzosen wider Deutsche zu streiten. — Auf den Gütern seines Hauses angekommen, traf ihn eine Ladung in den Dienst des Polenkönigs Friedrich August von Sachsen; der Feldmarschall Adam Heinrich Graf von Steinau, der Held von Argos und Scio, als er noch Venedig gedient, lenkte die Aufmerksamkeit auf ihn. Er sollte ein sächsisches Subsidiencorps für den Kaiser in die Niederlande führen, doch sein Geschick zog ihn gegen Norden, wo der achtzehnjährige Carl XII. Dänemark so eben zum Travendaler Frieden gezwungen, und bey Narva mehr Russen zu Gefangenen gemacht hatte, als er selbst Soldaten zählte. In der Schlacht bey Clissow, 19. July 1702, befehligte Schulenburg das Fußvolk, und verschaffte den Sachsen die Möglichkeit eines geordneten Rückzuges. Beyde Könige waren in Person zugegen. »Aus ihren Berichten erhellet, daß weder August noch Carl mit irgend einem Plan zu Werke ging, sondern daß sie gegen einander rückten, sich aufzusuchen, und in einem Gefecht das Glück oder die Tapferkeit entscheiden zu lassen.«

»Carl zog in Polen umher als ein Abenteurer, um den Feind zu finden und zu schlagen, da wo er ihm begegnete; August hingegen und seine Partey suchten die Punkte auf, wo die Schweden nicht waren, und hofften auf solche Weise im Königreich Polen theilweise festen Fuß zu behalten. Nur auf dem Schlachtfelde entwickelte Carl tactische Talente, wandte jedoch die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln, um den Sieg vorzubereiten, nicht an. Denn wir sehen aus dem schwedischen Bericht, daß er drey Stunden vom Feind und am Morgen der Schlacht weder die Stellung des feindlichen Lagers, noch die Eigenthümlichkeiten des Terrains kannte, auf welchem er in Begriff stand, eine Schlacht zu liefern.« — In diesem Blindekuhspiel war Schulenburg der Einzige besonnen und planvoll. Glücklicher war es in Ingermanland, Carelien und Liefland gegangen. Peters Trachten nach Häfen an der Ostsee für seines Reiches Schiffahrt und Handel dämmerte der Reife entgegen. Bey der Erstürmung Marienburgs gerieth jene schöne Dragonerfrau in Gefangenschaft, die in der Folge als Sclavin des Marschalls Scheremetjeff, den nach seiner Gewohnheit trunkenen großen Czar zu Bette brachte, ihn am Pruth rettete, und zuletzt wahrscheinlich tödtete, um nicht dem Kammerherrn Mons in die andere Welt nachgeschickt zu werden, und nun durch Menzikow den Thron bestieg.

Die Schulenburg im sächsischen Dienst gleich Anfangs zugedachte Rolle, dem Kaiser ein Subsidiencorps zuzuführen, wurde gleich nach der Clissower Schlacht verwirklicht, während Fried-

rich August durch die schöne Aurora Königsmark von Carl vergeblich Frieden zu erhalten suchte.

Bey Pisek zog Schulenburg sein Corps von sechs Infanterie- und vier Cavallerieregimentern zusammen. Er kam unter einem alten Bekannten aus dem Türkenkriege, dem Grafen Schlick, Schwager des Hofkanzlers, Grafen Wratislaw, aber auch einem andern alten Bekannten gegenüber, dem zu Frankreich getretenen Churfürsten Max Emanuel von Bayern.

Von diesem aber schien die Siegesfreudigkeit seiner Jugend völlig gewichen, die so oft das Entsetzen der Türken gewesen war. — Statt um Bayern wenig bekümmert, das durch seine Festungen und durch die Landfahnen wider den ersten Anlauf geschützt war, und schnell und mit aller Kraft auf Wien loszugehen, und dort den Rakoczyschen die Hand zu bieten, die bis in Wiens Vorstädte schwärmten, und das Marchfeld und Steinfeld verheerten, suchte der Churfürst die Vereinigung mit den ungrischen Mißvergnügten auf dem weitesten, schwierigsten und abenteuerlichsten Wege, durch Tyrol, mit dem bekannten, unglücklichen Ausgange. Er siegte zweymal über Schlick und Styrum, bey der eisernen Birn und bey Höchstedt, und keiner von beyden Vortheilen wurde verfolgt wie er konnte und sollte. Beyde Male war Schulenburg der Retter der Kaiserlichen vor noch größerem Unheil. Nirgend sind jene beyden Treffen vorzüglicher beschrieben als hier. Auch sind die über jedes ausgezeichnetere Individuum angefügten biographischen Notizen eine wahre Zierde der verdienstvollen Arbeit.

Prinz Louis von Baden erscheint auch hier als unverträglich, rachsüchtig und ränkevoll. Wie sein unwürdiger Zank mit dem tüchtigen Reitergeneral Dünnewald bey Salankemen die Niederlage der Türken auf ein Haar in einen Sieg derselben verwandelt hätte, ward auch durch seine Leidenschaftlichkeit das Loos der großen Tage vom Donauwörter Schellenberg und von Blindheim auf die Spitze gestellt.

Der Feldmarschall von Thüngen, der bey der Taufe seiner Kinder immer im Exorcismus fragen ließ: »entsagst du auch dem Teufel und den Franzosen?« und keinen heiligeren Schwur hatte als: »so wahr ich Hanns Carl heiße.« — Während der Belagerung von Landau hatte durch die Unbilden der Jahreszeit das Rauben und Plündern der Soldaten so zugenommen, daß man glaubte, den kleinsten Diebstahl mit der größten Strenge ahnden zu müssen. Da erblickte Thüngen eines Tages einen Musketier, der einer Bauersfrau mit Gewalt ein Paar Aepfel aus dem Korbe riß, und schrie ihm zu: »So wahr ich Hanns Carl heiße, Kerl, in drey Stunden mußt du hängen.« — Vergebens berief sich der

Unglückliche auf Noth und Hunger, auf Weib und Kind, und wie sein Vater den Marschall einst aus Türkenhand gerettet: umsonst, der unwiderrufliche, furchtbare Schwur war einmal ausgesprochen. Nur sollte der alte Schelm vor seinem Tode sich noch eine Gnade ausbitten dürfen. Außer dem Pardon, würde der Commandirende, so wahr er Hanns Carl heiße, Alles gewähren. — Erst auf dem Richtplatze wollte der arme Sünder seine letzte Bitte Thüngen offenbaren, und hatte die Gegenwart des Geistes, nachdem der General ihm noch einmal »so wahr er Hanns Carl heiße« zugeschworen, ihn zu bitten, wenn er eine Stunde gehangen habe, hinaufzusteigen, und ihm einen Liebesdienst zu erweisen, zu welchem schwerlich Jemand Lust gehabt haben würde. — »So wahr ich Hanns Carl heiße, der Kerl hat mich überlistet« (rief Thüngen), »Pardon!« — Es waren gerade die Sachsen, über welche Thüngen am meisten klagte; aber Schulenburg hatte nicht minder zu klagen, daß man seine Truppen an Sold, Kleidung und Nahrung unaufhörlich Mangel leiden ließ.

Der §. 8 des unterm 16. Jänner 1702 zwischen dem Wiener und Dresdner Hofe abgeschlossenen Bundesvertrages verstattete, die sächsischen Truppen nach Hause zu berufen, falls der Churfürst in seinen Erbstaaten angegriffen würde. Dieser Nothfall traf nur zu bald ein, und so wie Schulenburgs sonstige Dispositionen ein Muster der Umsicht genannt werden können, ist selbes auch der Weise nach zu rühmen, womit er dieses (trotz des Widerstrebens der kaiserlichen Generale) durch rasche Concentrirung, nächtlichen Abmarsch und Flußübergang, dann durch angestrengte Eilmärsche ins Werk setzte, und doch damit die Rücksichten gegen das Heer, bey dem er diente, möglichst vereinigte. — Sein Herr hatte ihm diesen Abmarsch mit dem Beysatze anbefohlen: »Im Maßen wir uns bey längerer Verzögerung und unsern Chur- und Erblanden dadurch zugehenden Ungelegenheit an Eure Person halten, und keine Entschuldigung annehmen werden, sie habe Namen wie sie wolle.«

Die sächsische Armee war ohne Mannszucht und innern Gehalt, — ihre Führung eine verzweiflungsvolle Aufgabe. Das Gefecht von Posen, vor allen die Schlacht bey Fraustadt und bey Punitz, waren furchtbare Belege dazu. Dennoch wird Schulenburgs Zurückzug von Punitz auf ewig in der Kriegsgeschichte leben. Schwer verwundet und aufs Aeußerste erschöpft fand Schulenburg in einem Dörfchen dreyßig Kürassiere mit ihrem Rittmeister, und befahl ihnen, seine Bedeckung zu bilden. Kaum war er todesmüd eingeschlummert, waren die elenden Feiglinge verschwunden. — Sie machten Schulenburg den sächsisch-

polnischen Dienst zum Ekel, noch mehr die bis in einen unrühmlichen Zweykampf ausartende Mißhelligkeit mit dem Günstling, Grafen von Flemming.

Ueber den traurigen Ausgang des Liefländers Patkul, russischen Gesandten in Dresden, erscheinen hier zum ersten Male wichtige und die einzig wahren Aufschlüsse. Indessen bleibt der ganze Hergang völkerrechtswidrig und empörend, so wie die Hinrichtung des bey Warschau gefangenen Generallieutenants Peikul, der beharrlich mit Patkul verwechselt worden ist. Nie hat sich auf dem Gipfel seiner Macht Bonaparte erlaubt, solche Gräuel zu vollenden, wie hier Carl XII. — Schimpflicher hat sich wohl nie ein Heer benommen, als das sächsische bey Fraustadt, wo Schulenburg glauben durfte, den glänzendsten Sieg in der Hand zu haben, während er zuletzt nur mit zwey Begleitern vom Schlachtfelde kümmerlich entfloh, so daß »nicht das Geringste mehr auszurichten, maßen sobald nur der Feind sich etwas genähert, alles so confus wiederum geworden, daß keine Hoffnung mehr übrig war, dem Feind auch einzigen Widerstand zu thun, worauf man dieselbe bis Fraustadt geführet, und wie die Leute, sobald sie nur in Unordnung gerathen, alles Bitten, Vorstellen und Zureden der sämmtlichen Offiziere ungeachtet, die auch viele auf der Stelle niedergeschossen, das Gewehr gutentheils niedergeworfen, und als unempfindliche Leute ihren Weg fortgesetzt, haben endlich fünf feindliche Escadrons diese in Unordnung gehenden Leute umringt, und ihnen zugerufen, ob sie Quartier haben wollen? welches dieselben auch sogleich angenommen, und sind viele, absonderlich von denen Franzosen, welche, ob sie schon über fünf- bis sechshundert Schritt auf die Seite und voraus gewesen, dennoch zurückgekommen, und haben sich gefangen nehmen lassen, welches ich alles mit meinen Augen leider ansehen müssen. Die Artillerie hat nicht an allen Orten ihren Effect gethan, gestalt denn von denen sechs sechspfündigen Stücken, wobey die Munition in Brand gerathen, und alle umstehenden Offiziers und Constablers verbrannt, nur drey losgeschossen werden konnten, und ist mehrentheils verloren gegangen. Man muß sich verwundern, daß, da die sämmtliche Armee mit so großer Freude gegen den Feind anmarschirt, und nichts mehr gewünscht, als mit demselben in Action zu kommen, woher es geschehen, daß man auf einmal wahrnehmen mußte, wie die Leute so gar consterniret und confus wurden, das Gewehr weggeworfen, und auf keinerley Art und Weise wieder zurecht zu bringen gewesen. Gewiß ist, daß nach aller gemachten Disposition und der Offiziere ernstlichen Bemü-

hungen, da man überdem wahrnehmen konnte, wie bey männiglichen ein guter Muth und großes Verlangen gewesen, den Feind zu sehen, man einen glücklichen Ausschlag der Sache hoffen mußte, auch die Gelegenheit des Erdreichs nach aller Ueberlegung des daraus zu erwartenden Vortheils so eingenommen gewesen, daß ohne entzogenen göttlichen Beystandes die Sache gar glücklich und nach allem Wunsch und Verlangen ausschlagen sollte; wie sich aber sämmtliche Commandanten und Offiziere dessen äußerst angelegen seyn ließen, und in ihren Kräften und Vermögen nicht gestanden, die Leute in Contenanz zu halten, noch zu ihrer Defension zu bringen, ohngeachtet sie sich so als unvernünftige Menschen todtstechen, schießen und gefangen nehmen ließen, so ist wohl unmöglich, eine Action mit gutem Succeß zu endigen, wobey der meiste Theil der Cavallerie und Infanterie weder Herz noch Hand gebrauchen will.« — Sorau, den 15. Februar 1706. — Ein Privatbrief aus Liegnitz sagt über diese Fraustädter Schlacht: — »Erschrecklich sind die Proceduren deren Schweden an den Moscowitern, daß diese, so sich unter die Sachsen verborgen, alle sind hervorgesuchet und nachdem erschossen worden; weder Franzose noch Moscowiter hat einig Quartier bekommen. Die Aktion hat sich den 13. hujus um halb 11 Uhr angefangen, in der andern Stunde darauf ist alles vorbey gewesen; die Schweden haben zuvor ihre Betstunde gehalten, und insgesammt gesungen: »Eine feste Burg ist unser Gott;« der General, so die Schweden commandiret, soll seine Leute zuvor zum Gebet ermahnet haben, sagend: »Ihr Kinder! vor menschlichen Augen sind wir verloren, und ist fast unmöglich, daß einer von uns wird davon kommen, doch vertrauet Gott, und wenn ich werde rufen fallet, so fallet von euren Pferden und eilet, daß ihr hinter ihre Stücke kommen möget, maßen sie so nahe an einander avanciret, daß es etwa funfzig Schritt gewesen. Indem der schwedische General siehet, daß sie die Leute abblasen und anfangen zu feuern, schreyet der General: fallet! so fallen die Schweden, vor dem vielen Dampf haben die Sachsen nichts rechts erkennen können, sie haben vermeinet, daß die, so fallen, todt geschossen; ehe sie nun wieder zur Ladung kommen, sind die Schweden schon unter ihren Stücken, die Constabler haben sie todt gestochen, und nachdem die sächsischen Stücke auf sie selbst gerichtet; auf solche Art sind die Sachsen in die höchste Confusion gerathen, und haben denen Schweden das Feld gelassen. Den 19. hujus hat General Rehnschild vier Meilen hinter der Lissa gestanden; man redete damalen, als wenn der König August entgegen ginge. Am 20. hujus hielten die

Schweden Rasttag. Zu Lissa steht ein Regiment Infanterie, welche, wie die Rede gehet, dem sächsischen Churprinzen sollen zukommen; diese will der König von Schweden zuvor montiren; die besten Kerlen von denen Gefangenen stecken sie unter ihre Regimenter. Die Sachsen hatten zu ihrem Feldzeichen eine Rose von weißem Papier, ihr Wort war: »Greif an und schone nicht,« die Schweden hatten Stroh auf dem Hut. Ihr Wort war: »Mit Gottes Hülfe.« (Liegnitz, am 26. Febr. 1706.)

Schulenburg trug das große Unglück und die unverschuldete Schmach standhaft, vorzugsweise mit den Mitteln beschäftigt, die Folgen des Mißgeschicks zu mildern, und dem König Carl eine neue Diversion in Polen zu bereiten. Aber die Hoffnung, Carls Leidenschaftlichkeit werde ihn auf das mittägliche Rußland werfen, oder es würden Gründe höherer Politik ihn von Sachsen abhalten, täuschte. Er rückte vielmehr rasch dahin vor, mit 25,000 Mann, denen Schulenburg keine 6000 entgegen zu setzen hatte, bis an den Thüringer Wald zurückweichen mußte, und sie zuletzt mit genauer Noth als Contingent bey der Reichsarmee unterbrachte. Indessen hatten die Bevollmächtigten Imhoff und Pfingsten jenen harten Frieden von Altranstädt mit Schweden unterzeichnet, der sie als Staatsverbrecher auf den Königsstein brachte, obgleich sie eigentlich nur einer unerbittlichen Nothwendigkeit gefolgt waren. Der Schweden Unglauben an die ihnen heimlich mitgetheilte Friedensnachricht zog ihnen die Niederlage von Kalisch zu, in welcher selbst der Oberfeldherr Mardefeld in Gefangenschaft gerieth. — Die beyden Könige Carl und August, Söhne zweyer Schwestern, Töchter des Dänenkönigs Friedrichs III., sahen sich oft, ohne daß sie die feinen und liebenswürdigen Manieren Augusts, die Härte und Roheit Carls zu mildern vermocht hätten. — Carl, der seinem Gegner so ungroßmüthig, so unerbittlich gewesen, der Sachsen auf eine Art aussog, die länger als ein halbes Jahrhundert verderblich fortwirkte, hatte gleichwohl in August das seltsame Zutrauen, daß er sich häufig in dessen Gewalt gab. In der That wollte August von Schulenburgs Entwurf, Carln in seinem Hause in Altranstädt Nachts aufzuheben, welches Schulenburg aufs Genaueste recognoscirt hatte, nie etwas hören. Man erzählte Carln: den Tag nach seinem unvermutheten Besuch in Dresden sey eine Berathschlagung des geheimen Consiliums zusammenberufen worden. Carl erwiederte: »Immerhin mögen sie heute sich darüber berathen, was sie gestern hätten thun sollen.«

Schulenburg sah Carln öfters, und wurde von ihm in seiner Art ausgezeichnet behandelt. Carl ließ ihn in sein innerstes Gemach treten, und da Schulenburg nach der ersten Verbeugung

nichts sagte, und erwartete, daß der König ihn anreden würde, so ging letzterer ebenfalls stillschweigend immer näher auf ihn zu, und drängte ihn auf diese Weise bis in einen Winkel, wo er ihn endlich ansprach, über allerhand Kriegsvorfälle sich mit ihm unterredete, und zuletzt sehr munter, und, gegen seine Gewohnheit, scherzhaft wurde. Bey Tafel saß Schulenburg neben dem König. Diese dauerte nur eine halbe Stunde; alle Speisen wurden auf einmal aufgetragen; der König aß wenig und hastig, und trank nur Halb-Bier; während der ganzen Mahlzeit sprach der Monarch kein Wort und sah fast Niemanden ins Gesicht; nach der Tafel begab man sich in ein anderes Zimmer, woselbst der König sich mit den Fremden und seinen Generälen noch über eine Stunde über mannigfaltige Gegenstände unterhielt.

Schulenburg schildert Carl den XII. groß, wohlgewachsen, von schönen Gesichtszügen und schönen Augen. Er war höchst einfach angezogen, und hatte die Gewohnheit, seine Haare mit den Fingern zu kämmen; seine Einfachheit artete in Unreinlichkeit aus; seine Kleidung war die eines einfachen Dragoners, zwey Rüstwagen trugen sein sämmtliches Gepäcke.

Carl wußte sich sehr gut zu verstellen und seine Anschläge geheim zu halten; die Frauen fürchtete er, weil die Liebe Größeres unterbreche und hindere, die Predigt und das Gebet. Sittenfehler wurden strenge gerügt. Selbst Generale mußten Kirchenbuße thun. — Täglich zweymal stieg Carl zu Pferde. — Immer ging es im gestreckten Galopp, selbst mitten durch volkreiche Städte. Als Carl das ausgesaugte Sachsen wieder verließ, wurde die ganze Armee bezahlt (die Offiziere hatten zu zwey, zu dritthalb Jahre keinen Sold bekommen); jeder Soldat erhielt einen Sack, der zugenäht und vom Hauptmann versiegelt wurde. — Brauchte der Soldat unterwegs Geld, so meldete er sich beym Hauptmann, der den Sack öffnete, gab, was der Gemeine brauchte, und dann wieder schloß. Der König hielt viel auf Piken. Sein Fußvolk war so eifersüchtig auf ihr vom König selbst entworfenes Exercitium, daß wenn es sich übte, Posten ausgestellt wurden, um alle Zuschauer vom weitem zu entfernen. Das Heer bestand aus mehreren Nationen, und hatte doch in allen diesen Feldzügen keine Deserteurs noch Traineurs.

König August schloß nach dem Frieden mit Schweden einen Subsidientractat mit den Seemächten, und das sächsische Corps kam in Folge dessen an den Rhein, Schulenburg aber als Beobachter in die Niederlande zu den zwey großen Heeresfürsten und Freunden, Eugen und Marleborough. Er wirkte mit Rath und That in der Schlacht von Oudenarde und bey der Belagerung von Lille. Bey dieser erschien auch unvermuthet König August, um

die Meinung der beyden großen Generale über seinen Wunsch zur Wiedererlangung Polens zu vernehmen. Marleborough meinte, man solle ihn nur sich in die Tiefen des russischen Reiches stürzen lassen. Er werde sich dort auf eine Weise zu Grunde richten, daß man ihn auf immer los sey, und er in den Berechnungen der europäischen Politik nicht mehr in Anschlag kommen. — Ganz anders Eugen. Man konnte an ihm gewahren, in wie gutem Gedächtniß am österreichischen Hofe Carls plötzliches Erscheinen in Schlesien war, mitten in der großen und bedenklichen Verwicklung des spanischen Erbfolgekrieges und des Rakoczischen Aufstandes in Ungern, wo Carl den Schlesiern die Glaubensfreyheit wiederbrachte, das Geschenk Gustav Adolphs. Der päpstliche Nuntius trat hierüber den Kaiser an. — »Danket Gott (sagte Joseph), daß Carl nicht begehrt hat, Ich solle lutherisch werden, der Himmel weiß, was ich gethan hätte?« Prinz Eugen nun sagte: »Man möge ja nicht zu fest auf Carls Untergang in Rußland bauen. Er sey der Mann, dies Reich über den Haufen und nach Asien zurück zu werfen, während Oesterreich anderwärts festgehalten, und der Ausgang des Krieges gegen Frankreich noch gar nicht abzusehen sey. Beyde große Feldherren gaben Schulenburgs freywilliger Mitwirkung zu allen glänzenden Waffenthaten ein edles Zeugniß. Dasselbe geschah bey der Belagerung von Tournei und Mons. Letzteres zu retten, geschah die blutigste aller Schlachten dieses Krieges, die Schlacht von Malplaquet, in welcher Schulenburg Eugens gesammte Infanterie und die Hauptangriffe befehligte. — Schulenburg war auch der erste Lehrer des nachmals auf denselben niederländischen Schlachtfeldern so berühmt gewordenen Grafen Moritz, insgemein des Marschalls von Sachsen. Seine Mutter, Aurora, Gräfin von Königsmark, die anmuthigste, die geistreichste, die gefühlvollste aus allen den Geliebten König Augusts, war aus einem Heldengeschlechte, das mit diesem Moritz würdig beschloß. Ihr Großvater war nach Banner und Torstenson der letzte Führer von Gustav Adolphs Heer. Sein war die letzte Waffenthat des dreyßigjährigen Krieges, die Erstürmung der kleinen Seite von Prag. Aurora's Vater fiel als holländischer Generallieutenant vor Bonn, ihr Oheim, Feldmarschall Venedigs, war der Held von Athen, von Argos, von Korinth, von Negropont. Ihr Bruder, Philipp Christoph von Königsmark, büßte mit dem Leben die Neigung, die er der Gemahlin des nachmaligen König. Georgs I., Sophie Dorothea (insgemein die Prinzessin von Aalen genannt), einer Tochter Herzogs Georg Wilhelm von Celle und des Fräuleins Eleonore d'Obbreuse, eingeflößt haben sollte.

Daß nach dem Tode des Marschalls Ogiley sein Feind Flemming nach der Anciennetät das Commando des sächsischen Heeres erhielt, bewog Schulenburg, den Dienst König Augusts zu verlassen; endlich trat er, als ein neuer Türkenkrieg ausbrach, als Feldmarschall und Oberbefehlshaber sämmtlicher Landtruppen in die Dienste der Republik Venedig (1715). Er wurde zugleich in den Reichsgrafenstand erhoben. — Schulenburg hatte früher eifrig österreichische Dienste gewünscht. Er scheint es dem Prinzen Eugen beyzumessen, daß dieser Wunsch nicht in Erfüllung ging. — Die ganz und gar verschiedene Gemüthsart Beyder mag allerdings ihren Antheil hieran gehabt haben? Vielleicht aber auch nur ein ähnlicher Anlaß, wie jener, warum Kaunitz und Lucchesini so erbitterte Gegner wurden (welche Feindschaft sich, wie in der Politik fast immer, von einer personellen zur reellen auswuchs), daß nämlich der feingebildete, verschmitzte Italiener den alten Fürsten, der bey vielen edeln und großen Eigenschaften doch auch die Eigenheit hatte, allwissend und eine Taschenprovidenz zu seyn, an seiner eigenen Tafel darüber schraubte, einen Vers als Horazisch citirt zu haben, der doch dem Martial angehöre!? —

Der zweyte Band beginnt mit dem Türkenkriege 1715 — 1718. — Die Vertheidigung Corfu's war eine Angelegenheit von ganz Europa, die Mittel gering, die Werke vernachläßigt; Schulenburg that das Unmögliche, Eugen siegte bey Peterwardein, die rauhe Jahreszeit nahte heran, und die Belagerung wurde fast eben so unbegreiflich aufgehoben, wie jene Wiens 1529 durch den großen Suleyman. Die strafbare Unthätigkeit der venetianischen Flotte ersparte den Türken noch bitterern Verlust, und auch Schulenburgs Vorschlag, die erste Bestürzung zu benützen und die albanischen Festungen und Albanien wegzunehmen, oder sich des höchstwichtigen Candien, des alten Creta, zu bemächtigen. — Kaum daß der Generalproveditore Loredan Schulenburg vergönnte, sich Butrintos, Corfu gegenüber, zu bemächtigen. — In Wahrheit, sagt der Verfasser: Seit der Schlacht von Lepanto waren die Osmanen Italien nicht so nahe gerückt, und hatten keine so kraftvolle Unternehmung zur See in diesen Gegenden begonnen. Wäre es ihnen gelungen, Corfu einzunehmen, so hätten sie einen starken Waffenplatz an der albanischen Küste inne gehabt, wo ihre Flotten überwintern, und von wo aus sie das Königreich Neapel so wie die Küsten der päpstlichen Staaten hätten bedrohen können; selbst die Lagunen von Venedig wären für Streifzüge nicht sicher gewesen. Um die Wichtigkeit, welche man damals auf dies Ereigniß legte, zu würdigen, muß man sich erinnern, daß kaum einige dreyßig

Jahre verflossen waren, daß die Türken durch die Belagerung von Wien die Christenheit in Schrecken gesetzt hatten, und daß der gegenwärtig regierende Sultan ein unternehmender Monarch von großen Fähigkeiten war. Venedig erscholl von dem Ruhm seines tapfern Vertheidigers, und die Republik erkannte großmüthig seine Verdienste um das allgemeine Beste. Der Senat bewilligte Schulenburg einmüthig einen lebenslänglichen Gehalt von 5000 venetianischen Ducati (5000 Thaler C. M.), und der Freystaat schenkte ihm einen goldenen, mit Brillanten besetzten Degen, 8000 Ducati an Werth; deßgleichen dekretirte er, daß des Feldmarschalls Bildsäule in Corfu aufgestellt werden sollte, und zwar unverzüglich, »adhuc viventi,« wie die auf dem Fußgestell der Statue sinnreich verfaßte Inschrift besagt; auch wurden späterhin vier ehrenvolle Denkmünzen auf dies Ereigniß geprägt, welche ihres schönen Stempels wegen noch heute die Münzsammlungen zieren.

Schulenburgs Aufnahme in Rom war characteristisch. Der Papst ermahnte den Helden, katholisch zu werden; er vergünstigte dem Ketzer Degen, Hut und Handschuhe in Gegenwart des heiligen Vaters behalten zu dürfen, äußerte sich aber höchst mißvergnügt über das Benehmen der Republik. — Die Unternehmungen auf Prevesa und Vonizza gelangen mit geringem Verlust, und verschafften der Republik den Schlüssel von dem Meerbusen von Arta, und durch den Besitz dieser beyden Festungen befand man sich im Stande, aus demjenigen Theile von Albanien, der unter dem Namen von Xeromeros bekannt ist, bedeutende Kriegscontributionen zu ziehen. — Hätte man in Venedig den Muth gehabt, Schulenburgs Rathschlägen zu folgen, die Herrschaft Venedigs würde bis über die Bocche di Cattaro und Ragusa hinunter und über das Hochgebirge Albaniens und Bosniens ausgebreitet worden seyn. Die Linie von der Hauptstadt Zara bis Spalatro müsse beharrlich vertheidigt werden. — Dieß werde durch Aufstellung bey Dernis und Clissa bewirkt. — Zara, Sebenico, Trau und Spalatro müßten besonders in Bedacht genommen werden. — Dalmatien müßte mit fünftausend Mann Milizen (Craine) gesichert, und Cattaro verstärkt werden. — Seine Ansichten verdienen gerade im gegenwärtigen Augenblicke die höchste Aufmerksamkeit. — Der Ausdruck »Cernide« ist ein venetianischer Provinzialism. Zur Zeit der höchst drohenden Ligue von Cambray wurden von dem aufs Aeußerste gebrachten Venedig, außer den Soldtruppen zwey Gattungen unbezahlter Milizen errichtet, die städtischen und die vom platten Lande; beyde wurden unter dem Namen Cernide verstanden; die ersteren wurden vorzüglich zum Dienste des Geschützes gebraucht; die

anderen, um die Bagage zu beschützen, und gewissermaßen mehr durch ihre Zahl als durch wirkliche Dienstleistungen einige Bedeutung zu haben. Die innere Verfaulung Venedigs hinderte jedoch die Ausführung dieses Vorhabens, welches vollendet, die Republik vielleicht noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben würde.

Schulenburg wünschte den venetianischen Dienst zu verlassen. Doch hielt er es für durchaus unschicklich, als der polnische Wahlkrieg ausbrach, und sich längs der venetianischen Gränzen entzündete. Schulenburg schlug das Hauptquartier seiner Neutralitätsarmee in Verona auf. Im kaiserlichen Heere zählte er gar viele Freunde und Waffenbrüder, im französisch-sardinischen gar viele hochachtungsvolle Bekannte, darunter selbst den achtzigjährigen Marschall Villars. Mercy, der aus lauter Ungeduld bey Parma blieb, wird von Schulenburg geschildert als ein Mann von Erfahrung und Verdienst, unermüdet, verwegen, das Kühnste am Liebsten unternehmend, aber gerade über die Schlacht, die er mit seinem Blute bezahlt, hart angeklagt vom Herzog von Würtemberg. Er blieb zur unglücklichen Stunde, und nun schien Niemand mehr ein Interesse zu haben am Gewinne des blutigen Spiels. — Schulenburg meint, sie wären, wenn sie nur gewollt, treffliche Krieger, und wären sie nur nicht uneinig, ein glücklicher Ausgang unfehlbar. Der Ausgang des ganzen Feldzugs wäre entschieden gewesen. Auch das Urtheil über Königseck ist anziehend. Die österreichischen Feldherren behandelten Schulenburg als alten Freund und Diener des Kaiserhauses. Er war in intimen Verhältnissen mit der Gräfin Caroline Fuchs, Erzieherin der großen Theresia, Tochter des Grafen Mollart, des Letzten seines Geschlechts, der das eroberte Bayern unbarmherzig gebrandschatzt, und Mutter der Gemahlin des Siegers von Collin, Leopold Daun.

Eugen, der eigentliche Wiederhersteller Oesterreichs, eben so liebenswürdig im Leben, als groß im Felde, der mit einer Schlacht, bey Zentha, die Türkenmacht für immer gebrochen, bey Hochstädt Deutschland, bey Turin Italien, bey Malplaquet die Niederlande gewonnen, in Wissenschaft und Kunst so herrlich, als im Rath und im Felde, — Menschenfreund und Freund und Liebhaber ohne Gleichen, — in Allem so positiv und sanguinisch, als Schulenburg durch die Verneinung unangreifbar und höchst bedeutend, war freylich als Siebziger nimmer derselbe, der er mit dreyßig und vierzig gewesen. — Alle von diesem edeln Geiste Verdunkelten traten nun hervor mit der überaus wichtigen Entdeckung, daß ein Greis mit einem Viertelhundert von Feldzügen und gewonnenen Haupt-

schlachten kein Jüngling mehr sey. — Eugen, dieß selber fühlend, und selbst beym Baue des Belvedere schwer geneckt, schenkte einst dem Kaiser einen herrlichen kleinen Tacitus, in welchem jener die Worte auf Goldgrund vorfand: »Beneficia eo usque laeta sunt, dum videntur exsolvi posse, dum autem multo antevenere, pro gratia odium redditur.«

Guido Starhemberg, sechs Jahre älter als Eugen, und eilf Monate nach ihm verstorben, in Ungern, in Italien, vor allem in Spanien kampfbewährt, war, wie sein Oheim Rüdiger, dessen Adjutant er in der Vertheidigung Wiens gewesen, Eugens öffentlicher und heimlicher Widersacher und Spötter. — Großartige, weiche, schwungvolle Seelen sind immer im Nachtheil gegen die Schälke, die stets verneinen. In diesem Sinne ist das Schreiben der Gräfin Fuchs an Schulenburg aufzufassen: — »Notre Prince Eugène est revenu comme il est parti, c'est-à-dire foible d'esprit comme de corps; il vient de passer quelques jour sur sa terre (à Schloßhof), où il avait grande compagnie, qui a eu soin de le divertir par des masques et toute sorte de jeux d'enfans, plus convenables à la faiblesse de son grand âge qu'à son caractère. Hier notre bon Guido Stahremberg a accompli sa 78me année, il ne quitte plus son lit, mais il raisonne encore si juste de tout ce qui s'est fait du passé et de ce qui s'est fait présentement, que tous ceux qui l'entendent ne peuvent assez s'étonner, au lieu que notre Prince Eugène ne se souvient pas de la parole, qu'il vient de prononcer.«

Kaum hatte Münnich mit seinen Russen den König Friedrich August wider den von Frankreich begünstigten Stanislaus Lesczinsky abermal auf den unruhigen Thron der polnischen Adelsrepublik gesetzt, als er gegen die Türken an den Don eilen mußte. — Oesterreich nahm nicht nur als Bundesgenosse Rußlands, sondern mit seiner Macht an dem Kriege Theil, um wieder zu verlieren, was Eugens Siege vor zwanzig Jahren errungen hatten. Damals durfte der Held und Staatsmann sich seiner einen Lieblings-Idee überlassen, von der Wiederherstellung des großen, alten Ungerns (wie unter den Arpaden, unter Ludwig dem Großen und zum Theil noch unter Mathias) mit dem ganzen rechten Donauufer bis an das schwarze und adriatische Meer. Dafür hätte er die Venediger auf dem festen Lande durch Morea und durch die Inseln entschädigt, den Spaniern aber beyde Sicilien willig gelassen, die im polnischen Wahlkriege dennoch und umsonst verloren gingen. — Dießmal drangen die Kaiserlichen auch in das wichtige Bosnien. Es geschahen wie vor vierzig Jahren Versuche zur Erlösung der Griechen. Aber das anfängliche leichte

Glück schlug furchtbar um. Die Türken selber mochten schwer begreifen, wie sie denn jetzo gar so leicht die Schule Eugens überwanden, und wie Neipperg, auf geheime Befehle der Thronfolgerin Theresia, den Belgrader Frieden mit undiplomatischer Unordnung und Uebereilung abschloß. Es half wenig, daß ein Paar Generale, die ohne alle Noth feste Plätze übergeben und schon vor den Türken sich kopflos gezeigt, die Köpfe zum zweyten Male durch den Nachrichter verloren, daß die Commandirenden und die Unterhändler, Seckendorf, Wallis, Neipperg, nach einander auf die Festung oder, wie Königseck, ins Frauenzimmer der Kaiserin kamen. — Die Wallachey und Serbien, jene Edelsteine in Ungerns heiliger Krone, und die mit dem Blute so vieler theuern Helden und begeisterten Gottesstreiter ersiegte und vertheidigte Vormauer Belgrad ging verloren. — Rußland mußte gleich darauf mit seinem Frieden folgen, obgleich Münnich bey Stawutschane entscheidend gesiegt hatte, und Assow, Oczakow und Chotym gefallen waren. — Schulenburg bezeigte den tiefsten Schmerz über den Ausgang so schöner Hoffnungen der gesammten Christenheit. — Zu diesem Kriege suchte Oesterrich Schulenburg als Feldmarschall, Preußen bot ihm die nämliche Würde, er aber beharrte bis ans Ende in den Diensten der erlauchten Republik, und befehligte zweymal aus seinem Hauptquartier Verona das kleine Beobachtungsheer Venedigs während des polnischen Wahlkrieges und während des österreichischen Erbfolgekrieges nach dem Tode Carls VI. bis zum Aachner Frieden, den aber Schulenburg nicht mehr erlebte.

Schön ist das Zeugniß, das der altergraue, in so vielen Beobachtungen geübte Schulenburg dem österreichischen Befehlshaber in der Lombardey, Otto Ferdinand Grafen von Traun gibt (dd. Verona, am 1. November 1736): »Ich habe hier den General Grafen Traun bey mir, der zu Mailand wie zu Mantua, zu Parma und Piacenza das Generalgouvernement geführt. Er ist ein Zögling Guido Starhembergs, und war lange dessen Generaladjutant, darauf Gouverneur von Messina. Er hat nichts, denn er ist gar zu uneigennützig. Der Vater mußte als Protestant aus Oesterreich auswandern. Der Sohn ist wieder katholisch geworden. Traun ist gegenwärtig Witwer; ein äußerst rechtschaffener Mann, von langer Diensterfahrung und vollendetem Scharfsinn, reich und richtig im Denken, reif im Urtheile, unfähig sich zu übereilen; mit einem Wort, ein ausgemachter Staats- und Kriegsmann. Der Kaiser wäre glücklich, besäße er mehrere dieses Schlages! Glaubt Ihr wohl, daß Traun 1696 als Cadett unter dem verstorbenen König von Preußen in der berühmten Belagerung Namurs diente, die der General Arenheim

befehligte. Wir kannten uns nie. Wer uns aber hier beysammen sieht, sollte glauben, wir wären seit zwanzig Jahren vertraute Freunde. Traun war auch das Werkzeug des Glückes meines Neffen Schulenburg-Oeynhausen. — Traun hat vom Kaiser 120,000 Gulden Fixum, ohne die Emolumente, aus denen ein Anderer 200,000 Gulden schneiden würde. Er hat seinem Sohn eine vortreffliche Erziehung gegeben, die soll sein bestes Erbstück seyn; fürwahr, Gesinnungen eines solchen Edelmannes würdig.«

Der preußische Gesandte, Graf Podewils, berichtete Trauns Tod folgendermaßen an den großen Friedrich, welcher Traun »seinen Lehrer in der Kriegskunst« nannte, unter dem er wohl noch ein Paar Feldzüge hätte machen mögen.

Wien, am 28. Februar 1748.

Der Hof erhält so eben durch Estafette Nachricht, daß der Marschall Traun in seinem siebzigsten Jahre zu Hermannstadt in Siebenbürgen, dessen commandirender General er war, plötzlich gestorben sey. Dieser General, aus der Schule der Prinzen von Baden und Savoyen, vereinigte, nach dem Urtheil der Kenner, fast alle Talente eines großen Anführers. Sein Geist war nicht minder fähig, die größten und kühnsten Entwürfe aufzufassen, als in das Detail einzugehen, welches die Ausführung verbürgt. Er hatte das Vertrauen und die Liebe der Soldaten. In der Arbeit unermüdbar, schien er darin seinen einzigen Lohn zu suchen. In allen Gelegenheiten erprobte er die größte Uneigennützigkeit. Sein ganzes Wesen war äußerst einfach, edel, aber gewinnend und zuvorkommend, und eine seltene Bescheidenheit war die Krone dieser Tugenden.

»Wer ist denn der junge Mensch?« fragte Stanhope in Spanien den kalten, tiefen Starhemberg über Traun. »Der junge Mensch wird bald Armeen commandiren,« antwortete Guido. In der That war Traun der Adjutant Starhemberg's, mit dem Adjutanten Eugens, Ludwig Andreas Grafen von Khevenhüller, die Stützen in der höchsten Bedrängniß der großen Theresia, von ihren Feinden nur mehr »die Großherzogin von Toskana« genannt. — Nicht Traun, nicht Khevenhüller erlebten im Aachner Frieden das Ende des österreichischen Erbfolgekrieges. Der sechs Jahre jüngere Khevenhüller starb 26. Jänner 1744, vier Jahre vor Traun (starb 10. Febr. 1748). Zwey Monate nach Trauns Hintritt (30. April 1748) waren in Aachen die Friedenspräliminarien unterzeichnet.

Schulenburgs körperliche Constitution war vortrefflich und durch strenge Mäßigkeit gestählt. Am 8. August 1681 geboren,

stand er bey seinem, am 14. März 1747 erfolgten Ende bereits im sechs und achtzigsten Lebensjahre.

Seine Leichenfeyer war würdig und prachtvoll. Noch bey seinen Lebzeiten erhob sich seine Bildsäule in Corfu. Sie blieb unversehrt, als ein Wetterstrahl ins Pulvermagazin der alten Festung fuhr: »Intactus fulmine laurus« schrieb man nach diesem Vorfall auf den Sockel. Diese Statue wurde bereits im September 1716 errichtet. Ein zweytes Denkmal erhob sich Schulenburg im Arsenal zu Venedig 1747.— Vier Medaillen verewigten ihn. Man hat auch eine schwedische über Rheinschilds Sieg bey Fraustadt, wo die Feigheit der Truppen ihn so schmählich verließ.— Seine Züge sind in Kupferstich und Oelgemälden kunstgemäß und treu überliefert.

Der Marschall Johann Mathias von der Schulenburg war von hoher und kräftiger Gestalt, in allen ritterlichen Uebungen gewandt und wohlgeübt. Sein Haar war braun, das Auge dunkel und lebhaft, die Stirne hoch, die ganze Haltung edel. Er hatte eine starke Adlernase, der Mund war klein, die Unterlippe stark und ihm höheren Alter etwas hängend. Der Bau war stark und kraftvoll. Schulenburg blieb aus einem, schon in der Jugend gefaßten Grundsatz stets unvermählt, doch hatte er von einer polnischen Dame einen natürlichen Sohn. Vier und zwanzig Feldzüge, sieben und achtzig Schlachten, Treffen und Actionen, Belagerungen und Blokaden hat Schulenburg mitgemacht, und dennoch ein Lebensziel erreicht, das den wenigsten Menschen zu erreichen vergönnt ist.

Art. VII. 1) Zur neuesten Literatur. Von Ludolf Wienbarg. Verlag von C. Löwenthal. Mannheim 1835. 166 S.

2) Nero. Tragödie von Karl Gutzkow. Stuttgart und Tübingen. Cotta. 1835. 197 S.

3) Hannibal. Tragödie von Grabbe. Düsseldorf, bey J. H. C. Scheiner. 1835. 174 S.

4) Aschenbrödel. Dramatisches Mährchen von Grabbe. Düsseldorf, bey Scheiner. 1835 99 S.

»Wir machen ein Gesetz an (für) die junge Production, und an (für) die junge Kritik unserer Zeit,« beginnt der Verf. von Nr. 1 seinen ersten, Goethe und die Weltliteratur überschriebenen Aufsatz, »wir machen ein Gesetz, das Moses und die Propheten — Lessing, Herder, Goethe und Schiller in sich befaßt, das nämlich, sich auf den Standpunkt der heutigen Weltliteratur aufzuschwingen.«

»Das Wort ist ein Wort Goethe's,« fährt der Verfasser fort, »und zugleich ein prophetischer Blick Goethe's, der mit halbgebrochenem, strahlenlosem und doch so weitsichtigem Auge in die entstehende große Literaturbewegung der Völker hineinsah. — — Idee und Wort hat er uns gleichsam zum Vermächtniß hinterlassen. Wäre das Wort Naturphilosophie noch nicht erfunden, so müßte man es herbeyschaffen; eben so das Wort Weltliteratur.«

Gegen das Wort selbst nun, als Wort, läßt sich so wenig etwas einwenden, als gegen irgend ein anderes; nur — was auch Goethe gesagt hat — ein Begriff muß bey dem Worte seyn: denn sonst ist immer zu besorgen, daß uns ein solches Wort, ohne hinreichend bestimmten Begriff, besonders wenn es ein so hochtönendes ist, wie das Weltliteratur, zuletzt die allerschlimmsten Streiche spiele.

Der Begriff von Weltliteratur läßt sich nach einer doppelten Beziehung auffassen. Zuerst nach einer äußerlichen. Die Schranken der literarischen Verbindung zwischen den gebildeten Völkern, nicht bloß Europa's, sondern selbst der entferntesten Welttheile sind gefallen; die Literatur jedes einzelnen Volkes hat aufgehört ein ausschließliches Eigenthum desselben zu seyn, und ist zum Gemeingut für alle übrigen geworden. Indiens und China's Literatur ist uns nicht fremder, als es uns noch vor sechzig, siebzig Jahren die spanische oder portugiesische waren; Nord- und Südamerika beschicken den literarischen Markt; Völker, die noch vor einigen Decennien als halbe Barbaren angesehen wurden, und es zum Theil auch noch waren, beeifern sich rüstig auf demselben ihrer Firma Beachtung und Credit zu verschaffen, und wenn Bürger vor sechzig Jahren im Scherze sang:

— auch bey den Tungusen
Nach tausend Jahren ehret man,
So Gott will, unsre Musen.

so geht seine Prophezeyung vielleicht schon vor Ablauf des Jahrhunderts in Erfüllung, und die tungusische Literatur tritt dann auch ihrerseits in den Kreis der europäischen Bildung. Kriegszüge, Reisen, vielseitiges Sprachstudium, eine fast aufs Höchste gestiegene literarische Betriebsamkeit, vor Allem aber eine nach allen Seiten hin in tausend Verzweigungen sich ausbreitende, Alles ausbeutende und Alles umsetzende Journalistik haben dem literarischen Verkehr eine Ausdehnung und Vielseitigkeit gegeben, für welche der Name einer Weltliteratur in dieser Beziehung nichts weniger als zu kostbar ist.

Doch diese Beziehung selbst ist eine äußerliche. Die Literatur ist aber überall das Product und der Abdruck eines Innerlichen,

nämlich der geistigen Thätigkeit einer Zeit oder einer Nation, und der bey dieser sie leitenden oder beherrschenden Ideen. Eine Literatur kann daher nirgends als bestehend gedacht werden, so lange eine Zeit die Ideen, welche sie verarbeitet, nicht bis auf einen solchen Grad durchgearbeitet, und im Leben selbst verwirklicht hat, daß beyde, Idee und Wirklichkeit, vermöge ihrer Wechselwirkung, in diesem als ein reines Product erscheinen. Aus dem Begriff einer so innigen Verbindung zwischen Literatur und Leben ergeben sich nun ein paar nicht unwichtige Folgerungen, und zwar zuerst diese, daß in einer Zeit, in welcher alle Elemente des intellectuellen wie des wirklichen Lebens noch in der heftigsten Gährung und im feindseligsten Widerspruch begriffen sind, und in der noch keine von jenen Ideen, um welche es sich hier handelt, in diesem Streit einen so entschiedenen und so allgemeinen Sieg errungen hat, daß sie, als reines Ergebniß ins Leben getreten, eine feste Grundlage für die Literatur abzugeben vermöchte, — daß in einer solchen, noch unausgegohrenen Zeit noch von keiner Weltliteratur die Rede seyn kann; nur um so weniger, da keine Literatur ohne bestimmten Charakter gedacht werden mag: ein so heftiger und feindseliger Widerstreit der schroffsten Gegensätze aber, wie unsere Zeit ihn darstellt, dem literarischen Treiben in derselben durchaus keinen andern Charakter zu haben gestattet, als den der tiefsten Verworrenheit und Zerrissenheit. Läßt sich nun der Begriff einer auf gewissen allgemein verbreiteten Ideen ruhenden Weltliteratur gleich keineswegs als ein chimärischer abweisen: so kann eine solche, da jede Literatur nur auf demjenigen fest ruht, was im Leben und durch das Leben selbst mit voller Entschiedenheit sich entwickelt und zur Reife ausgebildet hat, nur dann entstehen, wenn jener Streit einst geschlichtet seyn wird, und seine Ergebnisse im Leben selbst sich die volle Geltung und Anerkennung errungen haben werden. Dabey nun kann es keineswegs ersprießlich seyn, wenn das in sich selbst noch vielfach verworrene und zu keiner innern Sicherheit gelangte Hinstreben zu einem Ergebniß, voreilig für das Ergebniß selbst, das Werdende für das Gewordene genommen wird: weil ein solcher Mißgriff den Strebenden die richtigen Gesichtspunkte für die Anwendung ihrer Kräfte nothwendig verrücken muß.

Eine zweyte Folgerung, die sich aus dem festgehaltenen Begriffe der innigsten Vereinigung zwischen Literatur und Leben ergibt, ist diese, daß es nicht die Sache eines Einzelnen, noch einer Clique, noch, im Entwicklungsgange einer ganzen Literaturperiode, die Sache eines einzelnen Zeitabschnittes seyn kann, der Literatur den Gang ihrer Ausbildung vorzuzeichnen, und dersel-

ben ihr Gepräge aufzudrücken. Denn angenommen, daß der glücklichste Scharfblick des Einzelnen oder Einzelner, und das höchste Maß genialer Geisteskraft, der Zeit zuvoreilend, das Ziel ihrer Entwicklung und die Stadien, welche sie bis zu demselben zu durchlaufen hat, richtig erkannt habe: so wird doch, trotz der fortwährenden Wechselwirkung zwischen Literatur und Leben, bey dem überwiegenden Einfluß des letzteren auf die erstere, das endliche Ergebniß jede zu Anfang oder in der Mitte des Entwicklungsprozesses vorgenommene Berechnung als eine unzulängliche erscheinen lassen. Am mißlichsten aber wird der Versuch des Einzelnen oder Einzelner, der Literatur ihrer Zeit zu sagen: »So sollst du künftig aussehen,« immer dann seyn, wenn diese Zeit eine in vielfachen Widerspruch mit sich selbst befangene, und die Lösung ihrer inneren Zerrissenheit eine noch sehr ferne liegende ist. Ueberhaupt vermag der Einzelne hier nie mehr, als was im Leben selbst bereits gereift ist, im Bewußtseyn seiner Zeitgenossen zu einem höheren Grade von Klarheit zu erheben. Deßwegen ist es denn auch nicht minder mißlich, den Anfang einer großen Literaturbewegung an einen einzigen Namen zu knüpfen, als von der Periode jener Reife ihr Ergebniß bestimmen zu wollen. Am wenigsten aber möchte Ref. Goethe als den Mann bezeichnen, der so entschieden auf die neuere Literaturrichtung eingewirkt habe: da gerade ihm die Ideen und Interessen seiner Zeit auf einen gewissen Grad immer fremd geblieben, wenigstens nie mit Entschiedenheit von ihm ergriffen und festgehalten worden sind. Sollte aber durchaus ein Einzelner als der Mann bezeichnet werden, dessen Mund das Wort des Räthsels gesprochen habe! so würde, weit eher als Goethe, J. J. Rousseau genannt werden müssen. Auch deutet der Verfasser S. 24 ganz richtig an, wie der große Impuls zu den neueren Bewegungen in der Literatur und im Leben dreyhundert Jahre früher gesucht werden müsse; ein Impuls, der fortwirkte, wie sehr auch das geistige Leben im siebzehnten Jahrhundert und in der ersten Hälfte des achtzehnten ermattend in sich selbst zusammenschrumpfte.

Wie man aber den Einfluß des Einzelnen auf die Literatur leicht unrichtig und meistens zu hoch anschlägt, wenn man die innige Verbindung zwischen Literatur und Leben, und bey Betrachtung ihrer Wechselwirkung das überwiegende Gewicht der Letzteren aus dem Auge verliert: so auch bey der Berechnung des Einflusses, welchen die Literatur des einen Volkes auf die eines anderen ausübt. So ist z. B. der Einfluß der deutschen Literatur auf den Umschwung, welchen die französische in der neuesten Zeit genommen hat, nicht zu bestreiten: eine richtige Schätzung desselben kann jedoch nur dann Statt finden, wenn man in Berech-

nung zieht, welche Elemente eines solchen Umschwungs bey den Franzosen sich vorfanden, in ihrem politischen, wie in ihrem geselligen Leben; in ihren Sitten, in ihrem Charakter und in den verschiedenen Perioden ihrer Literatur, sowohl der älteren, als jener während des Kaiserreiches. Erscheint nun der Einfluß der deutschen Literatur auch noch in dieser Berechnung als ein sehr bedeutender: so stellt er sich doch etwas geringer heraus, als ihn die gerechte Freude der Deutschen, den Werth ihrer Literatur von einer Nation anerkannt zu sehen, welche sonst immer mit übermüthiger Verachtung darauf herabzusehen gewohnt war, ihn gewöhnlich anzusetzen pflegt.

»Es ist sonderbar,« sagt der Verf. S. 22, »wenn der Weltgeist den Menschen etwas offenbaren will, so flüstert er es zuerst den Deutschen ins Ohr, und diese machen ein Religionssystem, eine Philosophie, eine Literatur daraus. Die Denker und Dichter der deutschen Nation fühlten von jeher den Drang und die Kühnheit, sich als nackte Gedanken vor den Weltgeist hinzustellen, und ihm auf die naivste Weise seine Geheimnisse abzufragen.« Die ganze Stelle ist selbst etwas sonderbar, und wohl auch etwas naiv. Aber es ist etwas an der Sache. Die Stellung des deutschen Volkes zu dem geistigen Leben anderer Nationen ist allerdings eine eigenthümliche. Nicht daß der Weltgeist, wie der Verfasser sagt, demselben seine Geheimnisse immer zuerst ins Ohr lispelte; im Gegentheil, es ließe sich ohne Mühe nachweisen, daß er sie den Deutschen meist etwas später vertraute, als andern Nationen: sondern darum, weil kein anderes Volk so, wie das deutsche, Beruf und Geschick hat, seine Andeutungen richtig zu verstehen. Diesen Vorzug aber dankt der Deutsche der glücklichen Vereinigung von Gemüths- und Verstandestiefe mit einer lebendigen Phantasie und Empfänglichkeit für jede Anregung geistigen Lebens, welche ihn vor allen übrigen Völkern auszeichnet; jenem tieferen Ernst, jener aufrichtigen Achtung für Wahrheit, Recht und Sittlichkeit, und jener ruhigen Besonnenheit in Erforschung der ersteren, die überall die nächste Bedingung für ein richtiges Verstehen der Andeutungen des Weltgeistes sind. Diese glückliche Eigenthümlichkeit des deutschen Geistes stellt nun auch auf das Bestimmteste sein Verhältniß zu der sich gestaltenden Weltliteratur heraus. Der Deutsche nämlich ist vor allen andern Nationen berufen und befähigt, mit unbefangener Wahrheitsliebe und fester Besonnenheit die Ideen, welche die Grundlage der künftigen Weltliteratur ausmachen sollen, sicheren Ergebnissen entgegen zu führen, und in dieser Beziehung läßt sich mit Recht sagen, daß er vor allen andern Nationen berufen sey, in den Debatten über diese Ideen das Wort zu führen. Darum hätte der Verfasser,

indem er für die junge Kritik und für die junge Production das Gesetz machte, sich auf den Standpunkt der heutigen Weltliteratur zu stellen, sehr gut gethan, ihr zugleich die Weisung zu geben, es im Geist echt deutscher Eigenthümlichkeit zu thun. Dadurch würde er seinem Gesetze eine erste Unterlage und jene sichere Bestimmtheit gegeben haben, die ihm offenbar abgehen, und die kein gutes Gesetz entbehren kann. Denn so unbestimmt, wie es an beyde die Forderung ausspricht, sich zu dem Standpunkte der heutigen Weltliteratur aufzuschwingen, kann es, da diese überall den Charakter der Verworrenheit und Zerrissenheit ausspricht, beyde leicht zu dem Glauben verleiten, sie genügten ihm vollkommen, und förderten die Interessen der Zeit auf das kräftigste, wenn sie sich wie immer in diese Verworrenheit hineinstürzten, und fürs Erste nur tüchtig aufräumten, das heißt, mit der unbedingtesten Entschiedenheit wegzuschaffen und wegzuwerfen suchten, was sie irgend mit der Richtung, welche sie, die junge Kritik und die junge Production, der Literatur und dem Leben zu geben denken, im Widerspruch fänden. Ein solcher Irrthum wäre in der That ein sehr trauriger: denn er könnte die junge Production und die junge Kritik zuletzt leicht verleiten, Religion, Recht und Sittlichkeit mit gleich dreistem Uebermuth anzugreifen, wie sie achtenswerthe literarische Namen angegriffen haben; er könnte, dadurch selbst den feindseligsten Recriminationen guten Schein und Klang gebend, den edelsten Interessen der Zeit nur Nachtheil bringen; er könnte endlich leicht die junge Kritik und die junge Production selbst gerechter Schmach preisgeben, und ihr wohlgemeintes Bestreben der Literatur und durch diese der Zeit selbst einen tüchtigen Ruck zu geben, als eine gleich freche und kindische Anmaßung erscheinen zu lassen. Darum hätte der Verfasser, wie gesagt, als Gesetzgeber eben nicht so übel gethan, der Aufforderung an beyde, sich zu dem Standpunkte der heutigen Weltliteratur aufzuschwingen, etwa noch die Weisung beyzufügen, sich vorerst über die Bedingungen klar zu werden, welche in der Zeit selbst gegeben sind, wenn sie auf die Literatur und durch diese auf das Leben selbst ersprießlich einwirken wollen. Die erste dieser Bedingungen aber ist Mäßigung und Besonnenheit, weil eben diese die leidenschaftliche Aufgeregtheit und Verworrenheit der Zeit in der Literatur wie im Leben überall am meisten verläugnet; weil ohne diese auch das Recht sich nie den Sieg erringt, und keine große Idee ohne sie zur Reife gebracht, und in das Leben eingeführt werden mag. Die zweyte dieser Bedingungen ist, daß die Literatur ihre abhängige und untergeordnete Stellung gegen das Leben erkennen lerne; daß sie, weil ihre Rückwirkung auf dieses allerdings eine große und tief eingreifende, diese nicht

für eine unabhängige halte, und dem Leben die Gesetze und den Gang seiner Entwicklung nicht nach einseitigen Speculationen und poetisirenden Theorien vorzeichnen zu können wähne: sondern den Gesetzen für ihr Streben in diesen nachforsche, und darüber zum hellsten Bewußtseyn zu gelangen suche. Die dritte Bedingung endlich ist, daß sie über die lockende Idee einer Weltliteratur das Festhalten und Ausbilden der nationellen Eigenthümlichkeit nicht vergesse, welche allein in der Literatur wie im Leben eine sichere Unterlage für das Selbstgefühl, und somit für die Kraft wie für den Werth eines Volkes abgibt. Ueberdieß: sollte bey der künftigen präsumirten Weltliteratur die nationelle Eigenthümlichkeit zu einem überall wiederkehrenden Typus sich verflachen: so würde ja eben keine Nation Ursache haben, es für einen großen Gewinn zu halten, wenn sie, was sie zu Hause hätte, überall auch auswärts zu finden wüßte.

Der zweyte Aufsatz führt die Ueberschrift: Fürst Pückler. Unstreitig der beste der ganzen Sammlung.

Höchst unklar und unbefriedigend sind dagegen die beyden folgenden Aufsätze, wovon der erstere: Raupach und die deutsche Bühne, der andere: Karl Immermann, überschrieben ist. Herb, aber treffend, sagt der Verfasser von Raupach: »In Raupach steckt mehr als ein Dichter; aber alle zusammen machen keinen ganzen aus.« — Was Raupach abgeht, um ein ganzer tragischer Dichter zu seyn, ist jene erhabene Idee von der tragischen Kunst, welcher die Vollendung des Kunstwerks für sich selbst das Höchste ist; jene Ruhe im Gestalten, und in der Ausführung jene Kraft, sich zu beherrschen, ohne welche die künstlerische Vollendung nirgends erreicht wird. Weil nun mehr als ein Dichter in ihm steckt, so gelingt ihm manches, was nur dem echten Dichter gelingen kann; weil aber jene höhere Weihe ihm selbst fehlt, fehlt sie nothwendig auch seinen Werken. Uebrigens muß man, wenn von Raupach die Rede ist, nie sein Verdienst um die Bühne vergessen, ein Verdienst, das um so bedeutender ist, da andere Dichter, und vorzüglich die jüngsten, weder viel Lust noch Geschick zeigen, es mit ihm zu theilen oder es ihm streitig zu machen.

Man würde dem Verf. Unrecht thun, wenn man ihm den Vorwurf machte, daß sich ihm, wie manchem Andern, der Begriff des Nationalen in der vagen Idee einer Weltliteratur verdunste und verflüchtige. Allein sein Bestreben, das Bild eines dramatischen Nationaldichters hinzustellen, gelingt ihm darum nicht besser. Daß die Wahl nationaler Stoffe zu einem solchen nicht hinreiche, ist ganz richtig; allein der Werth solcher Stoffe in Beziehung auf eine nationale Bühne will denn doch etwas

schärfer ins Auge gefaßt seyn. Denn die nationale Eigenthümlichkeit eines Volkes in der Gegenwart ist ja überall ein Produkt seiner Vergangenheit, und dieser Zusammenhang besteht für die poetische Auffassung und Darstellung nicht weniger, als für die historische Entwicklung. Auch in jener findet die Gegenwart ihren hellsten Reflex in der Vergangenheit: so wie diese, als das Zeugende, ihren völligen Abschluß nur in dem Erzeugten, in der Gegenwart, findet. Darum wird sich die Eigenthümlichkeit einer Nation in der Behandlung solcher Stoffe immer am prägnantesten darlegen lassen, und die Interessen der Gegenwart werden in der Darstellung der Vergangenheit ihren bestimmtesten Reflex finden, wenn der Dichter nur sonst den nationalhistorischen Stoff recht zu behandeln, und jenen Reflex hervorzubringen versteht.

Ganz richtig bemerkt der Verf., wie kein deutscher Dichter in dem Sinne, wie Shakspeare und Calderon, ein Nationaldichter seyn könne. »Sie dichteten,« sagt er, »für eine Nation, in welcher die äußern Lebensverhältnisse zwar sehr bunt und mannigfaltig, die innern Culturzustände aber durchaus nicht sehr verschieden waren: so daß Glaube, Geschmack, Sitte, Lebensweise, Charakter ein starkes, volksthümliches Gepräge trugen.« Dabey bleibt nur zu bemerken, daß die Bestimmtheit und Abgeschlossenheit, mit welcher die inneren Culturzustände jener Völker sich ausbildeten, in der schärferen Bestimmtheit ihren Grund hatte, mit welcher die äußeren Lebensverhältnisse bey ihnen sich herausgestellt hatten, was seinerseits wieder Folge theils äußerer zufälliger Einwirkungen, theils ihrer eigenthümlichen Naturanlage war. Der Deutsche aber konnte nie zu gleicher Bestimmtheit in seinen äußeren Lebensverhältnissen gelangen, und seine Nationaleigenthümlichkeit ist daher mehr eine innere, als eine äußere; sie ruht mehr auf der Eigenthümlichkeit und der Verbindung seiner sittlichen, wie seiner intellectuellen Vorzüge und Anlagen, als auf scharf ausgeprägten äußeren Lebensformen; und die Beschaffenheit, so wie die Wechselwirkung der ersteren ist weit höher, denn alle zufälligen äußeren Umstände, als Grund anzuschlagen, warum die letzteren bey ihm mit minderer Entschiedenheit, als bey anderen Völkern sich herausgebildet haben. Jeder deutsche Dichter nun, der jene innere Eigenthümlichkeit seines Volkes sicher zu erfassen und in seinen Schöpfungen abzudrücken weiß, wird ein Nationaldichter im vollsten Sinne des Wortes genannt werden dürfen, und als solcher seinem Volke theuer bleiben oder werden, was die junge wie die alte Kritik immer dagegen zu sagen haben möchten.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, läßt zwar allerdings auch der Verf. Schiller für einen Nationaldichter gelten:

allein man weiß nicht, wie man es nehmen soll, wenn er gleich darauf fortfährt: »Wie, sollen wir jungen Dichtern den Rath geben, in Schiller's Fußstapfen zu treten, und gleich ihm nach dem Ruhm zu trachten, deutsche Nationaldichter zu heißen? Nimmer. Andere Sterne winken der Zeit, andere Ziele thun sich ihr auf, und kaum bedarf es der Warnung für eine junge dramatische Kraft, die in Freyheit ihr Talent spielen lassen kann, sich nicht den trägen Angewöhnungen der Bühnenwelt und den philisterhaften Bedürfnissen eines Publicums zu unterwerfen, das sich vor einem echt tragischen Drama ärger fürchtet, als vor der Pest.« — Wie soll man das nun verstehen? Wenn Schiller ein echter Volksdichter war, warum nur müßte die junge dramatische Kraft gewarnt werden, in seine Fußstapfen zu treten? — natürlich nicht als servum pecus, was sich von selbst versteht. — Was sind das nur für neue Sterne, welche der jungen dramatischen Kraft leuchten, die in Freyheit ihr Talent spielen lassen kann; und was sind es für neue Ziele, welche sich ihr öffnen? Hat es ohne die innere Freyheit des Schaffens je ein großes dramatisches Talent gegeben: entbehrten Sophokles und Shakspeare der äußern Freyheit? und wenn nicht: was will, kann und wird die junge dramatische Kraft vor ihnen voraushaben? Was sind das nur für träge Angewöhnungen und für philisterhafte Bedürfnisse des Publicums, denen Schiller und Goethe sich gefügt haben? Warum nur muß das deutsche Publicum, das sich im Ganzen einen richtigen Sinn bewahrt hat, wie viele Querköpfe es auch zu verwirren suchten, von der jungen Kritik sich so geradezu philisterhaft schelten lassen? Auch wüßte Ref. nicht, daß das deutsche Publicum vor Macbeth und Hamlet, vor Wallenstein und Tell sich so unbändig gefürchtet hätte. Warum also müßte es sich von der jungen Kritik solche Rodomontaden und solche Sottisen in den Bart werfen lassen?

Der Verf. selbst nennt seine Andeutungen über die präsumtive Umgestaltung, welche die dramatische Poesie durch die junge Kritik und die junge Production erfahren soll, »dunkle und orakelmäßige.« Das Orakelmäßige hat ihnen Ref. nicht absehen können: denn sie enthalten nichts, wozu es der Divinationsgabe eines Orakels bedurft hätte. Dunkel aber können sie in soferne genannt werden, als Unbestimmtheit und Unklarheit in den Begriffen überall Dunkelheit erzeugen. Da es nun dem Verf. nicht beliebt hat, sich bestimmter zu erklären, so bleibt es die Sache des Lesers, sich jene orakelmäßigen Andeutungen, so gut er es selbst kann, zu deuten, und sich auf seine eigene Faust Licht zu schaffen. Unglücklicher Weise aber trifft es sich, daß er sich bey

diesem Bestreben mannigfaltig beirrt findet. Denn da der jungen dramatischen Kraft ganz neue Sterne winken und ganz neue Ziele sich öffnen: so sollte er nicht weniger als eine gänzliche Umgestaltung der dramatischen Kunst in ihren Grundbedingungen erwarten, und daß die junge dramatische Kraft auf ganz andern Bahnen fortschreiten werde, als die ältere, als Aeschylus und Sophokles, Shakspeare und Calderon de la Barca. Die Grundsätze aber, nach welchen jene Meister verfuhren, haben ihre Wurzel nicht in willkürlichen, keck und luftig zusammengebauten Kunsttheorien, sondern in der menschlichen Natur selbst: und somit ist es klar, daß die angekündigte Umgestaltung der dramatischen Poesie, trotz jener neuen Sterne und Ziele, nicht auf das Wesentliche derselben gehen kann. Allerdings läßt die Form des Drama dem Genius jedes Zeitalters, jedes Volkes, neben jenen allgemeinen Gesetzen, unbeschränkten Raum genug, um sein Talent in Freyheit spielen zu lassen. Von diesem Gesichtspunkte aus hätte also der Verfasser das Bild des künftigen Drama in bestimmten Zügen für den Leser entwerfen müssen. Was er ihm aber in seinen orakelmäßigen Andeutungen davon bietet, kommt diesem wenig zu Gute. »Die Handlung,« sagt er, »muß in jedem Drama Hauptsache seyn.« — Das ist sie von jeher in jedem guten Drama gewesen. — Viel Handlung verlangt er. — Ins Himmels Namen; in Shakspeare's historischen Dramen ist viel, in Sophokles Philoktet sehr wenig, wenn gleich eine sehr vollständige Handlung. — Eine über ihre Unmittelbarkeit hinausgehende Handlung. — Gibt es eine, die, ohne dieser Forderung zu genügen, dramatisch wirksam wäre? — Charaktere durch Handlungen, nicht durch Worte dargestellt. — Wenn der Begriff von Handlung nicht allzu materiell gefaßt wird, so wird jeder Leser als etwas Bekanntes zugeben, daß diese Art, einen Charakter darzustellen, die beste und wirksamste sey. — »Keinen oratorischen Phrasenprunk.« — Auch das, wird der Leser glauben, verstehe sich von selbst, wie alles Vorhergehende, und somit wird er ungewiß bleiben, worin denn eigentlich das eigenthümliche Gepräge des neuen Drama bestehen solle.

Glücklicher Weise kömmt ihm hier die Vergleichung zu Hülfe, welche der Verf. zwischen der ältern Bearbeitung von Immermann's Trauerspiel in Tyrol und der neueren anstellt. Wenn er sich nun dieser Vergleichung zu Folge den Begriff bildete, der Verf. suche zunächst der dramatischen Poesie die möglichst größte Freyheit in der Construction, wie in der Ausführung zu vindiciren; er verlange von der Handlung den raschesten Gang, die schlagendsten Effecte, die prägnantesten Beziehungen;

von der Diction aber, ohne alle Rücksicht auf das, was man sonst Würde der tragischen Diction nannte, überall den lebendigsten und bezeichnendsten Ausdruck: so würde er sich der Idee eines solchen Drama nicht versagen können; vorausgesetzt, daß sie von einem Dichter des ersten Ranges realisirt würde, der sich dabey mit Sicherheit zu zügeln und zu beherrschen wüßte. Leicht aber dürfte ihm dabey bange werden vor einer solchen Umgestaltung des Drama unter den Händen von Dichtern, bey welchen jene Bedingungen nicht Statt finden, und die daher unbedenklich die ungebundenste und abenteuerlichste Willkür mit Freyheit, Derbheit und Roheit mit Kraft, und die trivialste Natürlichkeit mit dem Streben nach den einfachsten, lebendigsten und wahrsten Naturlauten verwechselten. Es dürfte leicht die Besorgniß in ihm entstehen, die präsumtive Umwandlung des deutschen Drama dürfe dann weit eher zum Verfall als zur Aufnahme desselben führen; eine Besorgniß, zu welcher mehrere Leistungen der jungen Production guten Grund geben. Denn wo ist nur in dem unter Nr. 2 angeführten Trauerspiele Nero von Gutzkow »der starke, warme Hauch der Poesie, der widerstrebende Bildungselemente versöhnt, und Natur und Studium in ein Ganzes zusammenschmilzt?« wo ist hier »der tiefe tragische Geist der Volksdichtung, ohne den kein Dramatiker zum Tragiker sich stempelt?« Wo sind hier nur »die großen, leuchtenden Fracturgedanken, die weithin gesehen werden;« die Charaktere, durch Handlung dargestellt, die Motive, an welche das Interesse sich festknüpfen könnte: oder wo ist nur hier überhaupt eine Handlung, wo sind nur hier überhaupt Charaktere und Motive zu finden? Ref. hat seit langer Zeit nichts so ganz jedes festen Kernes Entbehrendes, nichts so ganz in Dunst und Nebel sich Auflösendes gelesen.

Ihr wollt nur immer Mannheit und Entschlossenseyn,

sagt Julius Binder S. 50,

Partey, gespreiztes Wesen, frühe Reife;
Ihr haßt am Hut die jugendliche Schleife,
Und drängt, sich jung den Männern anzureih'n.
Kunst, und in der Kunst die Form, und in den Formen Scherz —
Die rühren nirgends euer stoisch Herz;
Charakter wollt ihr, wo genießen
Noch will der Jugend heiteres Zerfließen.

Hier zerfließt denn freylich Alles, aber ein heiteres läßt dieses Zerfließen sich eben so wenig nennen, als die dramatische Kunst, die feste Gestalten fordert, beym Zerfließen auf irgend eine Weise gewinnen kann.

Grabbe nennt der Verf. die geniale Mißgeburt des echten tragischen Volksdichters. Das wenigstens ist gewiß, daß in G. alle Elemente eines echten tragischen Dichters vorhanden sind, bis auf eines, dessen Mangel inzwischen alle mehr als zur Hälfte unnütz macht, die Besonnenheit künstlerischen Schaffens und Gestaltens. Nicht das stößt uns bey der Lesung dieses Hannibals zurück, daß der Dichter ohne alle Rücksicht auf historische Wahrheit verfährt, und Alles mit dem tollsten Uebermuth zusammen- und durch einander wirft, sondern daß er es nicht bloß ohne Vortheil, sondern mit dem unbedingtesten Nachtheil thut. Es hat nie ein gutes Drama ohne innere Nothwendigkeit gegeben, und beym historischen Drama liegt diese in dem Zusammenhang der geschichtlichen Ereignisse. Diese poetisch darzustellen, ist die Sache des Dichters. Mag er das mit wenigen, keck geschwungenen Pinselstrichen thun, wie G. es liebt, und in scharfen Gegensätzen von Licht und Schatten. Nur daß die Auffassung eine tiefe, die Zeichnung richtig — die beyden Scipionen sind zur Hälfte Caricaturen, Fabius ist es ganz — und die Wirkung eine vollständige sey. Das Letztere konnte sie hier nicht seyn. Indem der Dichter, so zu sagen, zwey Dramen in eines zusammenschmolz — den Vertilgungskampf Roms mit Carthago und Hannibals Antheil an diesem Kampfe — und indem er so willkürlich dabey verfuhr, wie er es that, mußte er dieselbe auf beyden Seiten verfehlen. Carthago's Fall nach Hannibals Tode hob die Wirkung auf beyden Seiten; diesem vorausgehend, schwächt er den Antheil an Hannibals Untergang.

Freyeren Spielraum, als in der Tragödie, hat die Willkür im Mährchen, und das unter Nr. 4 erfreut nicht weniger durch heiteren Humor, als durch echt poetische Färbung.

Die beyden letzten Aufsätze sind: Heinrich Heine, und: Lucinde, Schleyermacher und Gutzkow, überschrieben. Bis hierher ist Ref. dem Verf. gefolgt; weiter mag er ihm nicht folgen. Er hat einen sehr hohen Begriff von Heine's Genie, und bewundert seinen oft wahrhaft großartigen lyrischen Witz. Was sonst über ihn zu sagen wäre, ist in einem vielgelesenen Journal ihm erst vor Kurzem recht deutlich und mit möglichster Unumwundenheit gesagt worden. Zur Herausgabe der Briefe über die Lucinde hatte wohl weder G. noch sonst jemand ein Recht, da Schleyermacher selbst die Exemplare, so viel er deren habhaft werden konnte, aufgekauft, und somit seinen Willen, das Werk zu unterdrücken, auf das Bestimmteste ausgesprochen hatte. Noch weniger hat Ref. über das junge Deutschland zu sagen. Er glaubt nämlich, es sey schon viel zu viel darüber gesagt worden. Der leidenschaftlich zuchtmeisternde Ton wird das

Uebel hier überall nur ärger machen. Wenn Einige von denjenigen, welche sich das junge Deutschland nennen, durch freche Angriffe auf Religion, Sitte und achtungswerthe Namen empörten: so bedarf es keines Journals, um sie zu ächten; das Publicum wird sie ächten. Bis jetzt wenigstens besitzt es noch gesunden Sinn genug, um solche Angriffe zu würdigen, und sich mit Unwillen davon abzuwenden. Auch wäre wenig mehr an ihm zu verderben, wenn es anders wäre.

M. Enk.

Art. VIII. The history of Ireland, by *Thomas Moore*. (Ausg. Paris.) Baudry European library. 1835. (Geschichte von Irland, von Thomas Moore.)

Die Geschichte eines Landes zu schreiben ist eine Aufgabe, deren Lösung nicht Vielen gegeben ist. Selbst unter den Wenigen aber, welche wir Geschichtschreiber nennen mögen, wird die Auswahl durch so mannigfache Umstände und Einwirkungen dergestalt bedingt, daß die Reihe der wirklich empfehlenswerthen auf eine ziemlich geringe Anzahl herabschmilzt. Denn obschon die Historie oder Geschichte, da sie es nur mit dem wirklich empirisch Geschehenen zu thun hat, recht eigentlich die Wissenschaft der Wahrheit ist, oder doch seyn sollte, so weit nämlich die letztere auf dem hier einschlagenden Gebiete von dem menschlichen Auge erreicht werden kann; so lehret nichts desto weniger dieselbe Erfahrung, welche der Geschichte im Allgemeinen zum Stoffe dient, daß Leidenschaftlichkeit, Parteyensucht und Irrthum, ja daß Falschheit, Böswilligkeit und gottloses Streben sich dieses Zweiges menschlichen Wissens fast mehr noch bemeistert haben, als eines jeglichen andern; und daß es daher, zur nicht geringen Demüthigung des Menschengeschlechtes, bey einer Geschichte im concreten Falle nicht bloß darauf ankömmt, die Thatsachen neben einander gereiht zu sehen, sondern auch, und wir möchten sagen vorzüglich, auf den Geist, in welchem sie zusammengetragen; auf den Gesichtspunkt, aus welchem sie aufgefaßt; auf das Licht, in das sie gestellt; auf die Gesinnung, mit der sie beleuchtet sind. Es gibt Ereignisse in der Weltgeschichte, vornehmlich der jüngeren Jahrhunderte, welche, durch Anfangs vielleicht willenlos parteyische, dann späterhin leidenschaftlich gewordene, hierauf theilweise wenigstens mit Absicht falsch geschraubte, im ferneren Verlaufe der Zeiten aber mit Unachtsamkeit nachgesprochene, auch oftmals aus Menschenfurcht und anderen Schwachheiten unerörtert gebliebene, und am Ende von der Mehrzahl für wahr gehaltene Darstellung, ihrem richtigen Standpunkte gänzlich entrückt sind, und deren eigentliche und wahre Beschaffen-

heit dem bey weiten größeren Theile nicht allein des lernenden, sondern auch des lehrenden Publikums dergestalt verloren gegangen ist, daß nunmehr die berichtigende Stimme wirklich kritischer und gründlicher Historiker, welche, den Wust des neueren Geschreibes auf die Seite schiebend, zu den wahren Quellen hinaufsteigen, nur mit großer Mühe und mit dem Aufwande vielen Muthes, selbst bey den Gutgewillten unserer Zeitgenossen, sich Gehör zu schaffen vermag.

Je überwiegender aber diese gewisse Verkehrtheit der Ansichten auf dem Felde der Historie geworden ist, desto erwünschter wird es uns seyn, dieselbe von Männern behandelt zu sehen, deren Name bereits für das Werk einige Bürgschaft leisten darf. Wir zählen daher das Erscheinen der hier angezeigten Geschichte von Irland von Thomas Moore zu den erfreulicheren Begebenheiten, und wissen, im Namen des stets lernbegierigen deutschen Publicums, dem Herrn Peter Klee, Pfarrer zu Habkirchen in Rheinbayern, um so mehr Dank für die von ihm begonnene deutsche Uebersetzung dieses Werkes *), welche freylich bis jetzt nur in der ersten Abtheilung des ersten Bandes auf 160 Seiten gr. 8. (zu Mainz bey Kirchheim, Schott und Thielmann) erschienen ist. Eine Anzeige der Verleger verspricht jedoch, daß die zweyte, um einige Bogen stärkere Abtheilung binnen wenigen Wochen versandt werden sollte. Ein jeder Band soll dann auch fernerhin in zwey Abtheilungen ausgegeben werden, und der zweyte und dritte Band unverzüglich nachfolgen.

Hibernien, bereits in den heidnischen Jahrhunderten die heilige Insel genannt, zur Zeit der abendländischen Christenverfolgungen aber eine unberührt gebliebene Zufluchtsstätte der christlichen Lehre, und als solche eine reiche Schatzkammer der Segnungen derselben, zur späteren Austheilung nach allen Richtungen, bis in das Herz von Deutschland, ja an die Gestade der Donau; würde schon aus diesem Grunde in seinen Schicksalen auch für unser Vaterland von manchem Interesse seyn, wenn wir auch selbst die wichtige Stellung, welche Irland im gegenwärtigen Augenblicke in politischer Hinsicht in so vielfachen Beziehungen vorzugsweise einnimmt, hier gar nicht in Betrachtung ziehen wollten. Die irische Geschichte bietet aber außerdem noch durch ihre mannigfaltige Verflechtung mit den Begegnissen anderer Reiche, namentlich des Orients, Großbritan-

*) Eine zweyte Uebersetzung ist erschienen zu Würzburg von Dr. August Schäfer.

niens und Spaniens, durch die stete Unabhängigkeit der Insel von der Alles umfassenden Zwangsherrschaft der Römer, durch die frühzeitig errungene Bildungsstufe ihrer Bewohner; durch die lebhafte wissenschaftliche und Handelsverbindung derselben mit verschiedenen der ältesten Völker des Ostens wie des Abendlandes, und endlich durch die reichhaltigen, wenn auch zum Theil an das Fabelhafte gränzenden Nachrichten aus dem grauen Alterthume, für den Geschichtsfreund eine reiche Ausbeute lehrreicher und angenehmer Beschäftigung dar.

Die ersten Bewohner des von der Natur vielfach gesegneten Eilandes sollen, nach Thomas Moore (Cap. I. S. 1: Ursprung des irischen Volkes. Frühere Nachrichten über Irland), Sprößlinge desselben celtischen Stammes gewesen seyn, von welchem Gallien, Britannien und Spanien ihre ursprüngliche Bevölkerung erhielten, wie dieses aus den zahlreichen, bis jetzt noch vorhandenen Denkmalen des uralten Glaubens, welchen die ersten aus Asien nach Europa überflutenden Stämme aller Orten mit sich gebracht, und zugleich aus der Sprache entnommen wird, indem die irische Mundart von der ältesten Sprache der Celten, der bis jetzt bestehende reinste Dialekt ist.

Obgleich man aus der Nachbarschaft beyder Inseln schließen möchte, daß die Schicksale Irlands mehr oder weniger an jene von Britannien geknüpft gewesen, und namentlich die Bevölkerung des erstern von der größern Schwesterinsel ausgegangen, so scheint doch das Gegentheil aus vielfachen Gründen mit mehr als Wahrscheinlichkeit angenommen werden zu müssen, und es ist Thatsache, daß Irland in den ältesten Zeiten außerhalb seiner Verbindung mit Britannien eben so eine eigenthümliche Berühmtheit erlangt hatte, als es gewiß ist, daß in weit spätern Jahren Britannien fast durch fünf Jahrhunderte von den Römern inne gehabt wurde, ohne daß man wüßte, daß während dieses ganzen Zeitraums auch nur ein einziger Römer den irischen Boden betreten hätte. Es bezeugt vielmehr, unter andern Gründen, die bereits erwähnte frühzeitige Berühmtheit Irlands eine unmittelbare Verbindung desselben mit den Handel treibenden phönizischen Colonien in Spanien, durch welche allein eine abgelegene Insel des atlantischen Oceans der Welt bekannt werden konnte. Erst in einer späteren Periode, als die ursprünglichen celtischen Bewohner Britanniens von den daselbst eingedrungenen belgischen Galliern immer härter bedrängt wurden, suchten dieselben sich gegen Westen hin Luft zu verschaffen, und Irland, dessen Bewohner einen Dialekt derselben, damals allen Celten Europas gemeinsamen Sprache redeten, gewährte ihnen die verlangte Zu-

flucht. Aus den Namen der Berge und Flüsse geht hervor, daß das jetzige Wales von einem Volke bewohnt gewesen, das dieselbe Sprache hatte wie die Irländer, indem die Berge und Gewässer jenes Landes irische Namen führen. Daß aber die irischen Celten von den Westküsten Spaniens herübergekommen, und nicht aus Gallien durch Britannien, beweiset auch der Umstand, daß die Irländer insgemein das Wort Gallier gebrauchten, um damit einen Fremden zu bezeichnen, oder Einen, der nicht ihre Sprache redete. Ueberdieß beträgt die Entfernung vom Cap Ortegal bis zum Cap Clear, die in nördlicher und südlicher Richtung sich einander fast gegenüber liegen, nicht über 150 Seemeilen, von welchen man zwey Drittheile bis zur Insel Ushant im Angesichte des Landes zurücklegen konnte: so wie denn auch die Ueberfahrt von Spanien nach Irland, dem Zeugnisse des Appian gemäß, mit Benützung der Fluth nur einen halben Tag dauerte.

Es scheinen auch die Phönizier erst von Irland aus mit Britannien Handel getrieben, und von dort her Zinn, Bley und Felle eingetauscht zu haben. Diesen Handel sollen sie aber dergestalt im Geheimen und als Monopol betrieben haben, daß die brittischen Inseln, nebst Irland, den Griechen lange Zeit hindurch nur einer dunkeln Beschreibung nach bekannt waren, welche ihnen von den Phöniziern geliefert wurde. Daher jene Volkssagen von den glücklichen Inseln, den Hesperiden, der Insel der Calypso, der Insel Jernis in den Argonauticis, und Homers Wohnungen der Frommen und elysäischen Gefilde der Seligen. Sie wurden die Zinn-Inseln genannt, Oestrumniden oder Scilly-Inseln, Cassiteriden (nach Anderen Cassisteriden), oder mit dem celtischen Namen Albion und Jerne oder Hibernien. Erst zur Zeit des Aristoteles lernten die Griechen jene Inseln selbst kennen, wie dieß aus einer Schrift (de mundo) hervorgeht, welche ihm oder einem seiner Zeitgenossen zugeschrieben wird, und in welcher die erste Erwähnung von den brittischen Hauptinseln unter den Namen Albion und Jerne geschieht *).

In dem geographischen Gedichte des Festus Avianus, in welchem die Fahrten des Hanno und Himilko jenseits der Meerenge beschrieben werden, wird das Tagebuch des Letztern angeführt, welches er, den Weg der Phönizier nach Spanien und dessen Küsten entlang befolgend, aufgezeichnet, und in einem Tempel zu Carthago niedergelegt hat, wo es noch im vierten Jahrhundert befindlich gewesen. Nach diesem werden die Oestrum-

*) Ein gewisser Midacritus soll das erste Bley von den Cassiteriden nach Griechenland gebracht haben.

niden oder Scilly-Inseln beschrieben, als zwey Tagereisen von der größeren Heiligen-Insel entfernt, die von den Hiberniern bewohnt wäre, und in der Nähe der letztern erstrecke sich die Insel der Albionen, und man ersieht zugleich aus diesem Gesange, daß selbst damals schon Carthago mit Irland in dem lebhaftesten Verkehre war: so wie denn aus der Geographie des Ptolemäus, der im Anfange des zweyten Jahrhunderts schrieb, und dessen Nachrichten, wie man als erwiesen annehmen will, auf einem alten tyrischen Atlas gegründet seyn sollen, hervorgeht, daß Irland bey weitem ausführlicher gekannt war, als Britannien; denn in der Beschreibung des letztern kommen offenbare Fehler vor, während Irland, obgleich außer den Gränzen des römischen Reiches belegen, mit einer auffallenden Genauigkeit behandelt wird. Endlich bezeugt auch Tacitus, daß »Irlands Gewässer und Häfen, ihres Handels und ihrer Schiffahrt wegen, besser gekannt waren, als jene Britanniens« *), ein Ausspruch, der den irischen Geschichtschreibern nicht wenig zur Freude gereicht.

Nach einer kurzen Abhandlung über die Bedeutung des der Insel der Hibernier in dem heidnischen Alterthume beygelegten Namens der Heiligen-Insel, aus welcher u. A. hervorgeht, daß daselbst nach einem Zeugnisse, welches Strabo mittelst eines Fragmentes aus dem Alterthume mittheilt, derselbe Götzendienst, namentlich für Seefahrer, getrieben wurde, als auf der Insel Samothrazien, wonach man daher annehmen kann, daß die alten Phönizier auf ihren Seezügen eben so im Westen zur Verehrung ihrer Götter in Irland anlegten, als sie es im Osten, in Samothrazien thaten, und woraus noch deutlicher erhellt, nicht allein wie sehr Irland in den alleraltesten Zeiten mit den Phöniziern im Verkehr gewesen, sondern auch jene Voraussetzung ihre Stütze erhält, daß Hibernien von dem Oriente aus mit Niederlassungen versehen worden, welche daselbst ihren Cultus begründet: geht der Verfasser im zweyten Capitel über auf das Alter des irischen Volkes, und nimmt aus dem vermischten Charakter der Religion des alten Hiberniens an, daß dasselbe durch jene Mischung bevölkert worden sey, welche sich an den spanischen Küsten, die schon in früher Vorzeit mit den Phöniziern in Verbindung gewesen, aus der Vereinigung der Letzteren mit der eingebornen Rasse oder den Celten gebildet hatte.

Die Religion der Celten, jene Ausartung der ursprünglichen Anbetungsweise, in welche die Cananiten schon frühzeitig verfielen, und welche die rohen Steine und Säulen, die ihre

*) Tacit. Agric. c. 24.

Väter nur als heilige Denkzeichen gesetzt hatten, in Götzen verwandelte, läßt sich noch jetzt in den alten Traditionen und Denkmalen Irlands aufweisen, in welchen man sogar drey verschiedene Stufen der Abgötterey erkennen möchte, nämlich jene erste rohe Verehrungsart der celtischen Vorfahren aus dem Osten, sodann die Einführung von Bildern, die sich in etwas dem menschlichen Aussehen nähern, und endlich jene Merkmale des mehr verfeinerten Feuerdienstes, welche jetzt noch zur Verschönerung des Landes dienen; und während einige ihrer Religionsgebräuche und Götternamen geradehin auf die Phönizier zurückführen, gibt es andere, die sie durch Vermittlung der Letzteren von den Persern erhalten zu haben scheinen. Diese gemischte Natur ihres Cultus gab sich auch in den Namen ihrer Priester kund, indem sie dieselbe bald Magier hießen, bald Druiden.

Die Hauptgottheit der Irländer war, wie bey den Phöniziern, die Sonne, unter dem Namen Baal oder Bel. Daher von Grian, welches in der alten celtischen, und noch jetzt in der irischen Sprache die Sonne heißt, die noch gegenwärtig üblichen Namen von ehemals dem Götzendienste gewidmeten Plätzen, wie **Knoc-Greine, Tuam-Greine** oder **Hills of the Sun** u. a. m. Daneben bestand das alljährliche Baal-Feuer-Fest, mit den nämlichen Gebräuchen, wie sie noch heut zu Tage bey den Persern beobachtet werden, und noch jetzt trägt die jährliche Rente, welche die Pächter im Monat May ihren Grundherren entrichten, den Namen **Cios-na Bealtinne**, oder Baal-Feuer-Rente, so wie denn auch im ganzen Lande noch die Gewohnheit besteht, in der ersten Maynacht Freudenfeuer anzuzünden.

Was aber die Uebersiedlung des irischen Cultus aus den Morgenlanden am deutlichsten beweisen möchte, ist der Umstand, daß in Irland wie im Orient die Meinung einer dissentirenden Sekte zu finden war, welche das Wasser allein für einen Gegenstand der Anbetung hielt, das Feuer aber als einen bösen Geist verabscheute. Nächstdem ist es aber nur zu gewiß, daß in Irland, wie in allen Ländern, wo der Sonnengott Baal angebetet wurde, auch Menschenopfer einen Theil des Götzendienstes ausmachten. Am Vorabend des großen Samhinfestes im Frühlinge wurden alle diejenigen, welche die Druiden in dem vorhergehenden Monate März vor ihrem Richterstuhle auf dem Berge Usneach zum Tode verurtheilt hatten, in Folge dieses feyerlichen Spruches zwischen zwey Feuern verbrannt, und eine Ebene in der jetzigen Grafschaft Leitrim, welcher sie den Namen Mag-Sleacth oder Mord- und Schlachtfeld gaben, war dazu bestimmt, in jener Nacht dem Hauptgotte Crom-Cruach denselben schrecklichen Tribut zu bringen, welchen die phönizische Colonie Carthago

durch Hinopferung ihrer erstgebornen Kinder dem Saturn entrichteten.

Der Verfasser widmet zur Herleitung des Alters des irischen Volkes den runden Thürmen (Round Towers), die einen so merkwürdigen Theil der irischen Alterthümer ausmachen, eine eigene Abhandlung. Wie alt diese in Irland in bedeutender Anzahl sich vorfindenden schmalen, runden Thürme seyn müssen, erhellet aus einer von Giraldus mitgetheilten Erzählung, nach welcher die Fischer von Lough Neagh den Fremden, wenn sie über diesen See fuhren, dieselben unter dem Wasser zeigten, wohin sie wohl zur Zeit der Ueberschwemmung, durch welche dieser Sumpf entstanden ist, und welche man in das Jahr des Heils 62 setzt, versunken seyn müssen. Es ist über diese Thürme von den dortigen Alterthumsforschern viel gestritten und geschrieben worden. Die Einen haben behauptet, daß sie von den Dänen erbaut wären. Allein weder in den eigenen skandinavischen Reichen finden sich Spuren ähnlicher Bauten, noch auch in andern Ländern Europas, welche jene Völker inne gehabt. Und während man in Irland an Plätzen, welche nie unter dänischer Herrschaft gewesen, runde Thürme oder Ueberreste davon antrifft, hat es in den Hauptsitzen derselben, wie Waterford und Wexford, nie dergleichen gegeben. Aus dem Namen Thurmgebete (Turrish prayers), welchen noch heut zu Tage Gebete erhalten, welche an gewissen Stationen verrichtet werden, scheint hervorzugehen, daß sich die ersten Christen Irlands jener Thürme zu religiösen Funktionen bedient haben, welches nach dem in allen Ländern üblich gewesenen Grundsatze, die religiösen Gebräuche und Genossenschaften des alten Gottesdienstes in den neuen aufzunehmen, wohl zu erklären ist; so wie sich auch wirklich an einigen solcher Thürme Kreuze oder andere, offenbar in späteren Zeiten beygefügte Bilder vorfinden. Daß sie aber, wie Andere behaupten wollen, als Gefängnisse für Büßer aufgebaut worden, oder auch zur Aufbewahrung der christlichen Heiligthümer in Zeiten der Gefahr, ist um so unwahrscheinlicher, als die Kirchen selbst nur aus Holz und Weiden errichtet wurden; wie hätte man daher zu untergeordneteren Zwecken so große Werke der Baukunst haben aufführen sollen?

Wieder Andere meinen, jene Thürme seyen zu Wachthürmen oder Baken bestimmt gewesen. Allein mehrere derselben, z. B. einer in dem Thale Glendalough, der wegen seiner romantischen Lage einer der interessantesten ist, stehen in tiefen Ebenen, und werden von Anhöhen beherrscht. Ueberhaupt liefert ihre Beschaffenheit, und namentlich der Umstand, daß die Thüre oder der Eingang derselben sich regelmäßig achtzehn bis sechzehn Fuß

über dem Boden befindet, einen Beweis, daß sie überhaupt nicht zu einem modernen Gebrauche bestimmt gewesen seyn können. Gerade die erschwerte Benützung dieser Thürme macht es vielmehr wahrscheinlich, daß sie als Tempel zum Feuerdienste gebraucht wurden, und zwar, um darin die heilige Flamme gegen Verunreinigung zu bewahren. Diese Annahme gewinnt noch dadurch an Kraft, daß, während in keinem Theile des europäischen Festlandes ähnliche Bauten aufgewiesen werden können, man in Bhaugulpore in Hindostan zwey Thürme gefunden hat, die mit jenen in Irland in allen Einzelnheiten der Form übereinstimmen, und es sollen dieselben gleichfalls einer nun erloschenen und sogar vergessenen Cultform angehört haben.

Aus der auffallenden Aehnlichkeit dieser indischen Thürme mit den irischen nimmt ein nicht genannter Geschichtschreiber Veranlassung, den Ursprung des irischen Volkes direkt aus jenen Gegenden herzuleiten, und auch unser Verfasser hält es nicht für unwahrscheinlich, daß Irland von dorther in irgend einer früheren Zeit wenigstens einen Zuwachs von Bevölkerung erhalten habe. Jedenfalls ist so viel gewiß, daß wohl zu keiner Periode der ganzen irischen Geschichte ein solcher authentisch erweisbarer Stand der Dinge existirt hat, welcher die Schwierigkeiten der Frage über die Entstehung und Bestimmung dieser Thürme lösen könnte. Sie müssen demnach in Zeiten gesetzt werden, die über dem Bereiche der Geschichte hinausliegen. Betrachtet man aber hieneben die Aehnlichkeit jener beyden Thürme in Bhaugulpore, so wie der Feuertempel in Persien mit den irischen runden Thürmen, so wird man um so mehr zur sichern Annahme der engen Verbindung des irländischen Volkes mit dem Oriente in vorhistorischer Zeit berechtigt.

Ein noch weit bestimmteres Zeugniß für den Ursprung und das hohe Alter der irischen Bevölkerung geben noch andere Antiquitäten der Insel. Unter die vorzüglichsten derselben gehört das Cromleach, das gewöhnlichste aller celtischen Monumente, nicht allein in Europa, sondern auch in Asien. Es sind dieses schräge Steine, die zu Altären dienten, und, wie man behauptet, unter dem Namen Bothal oder Gotteshaus durch die dem Götzendienste sich zugewendeten Kananiten von den Hebräern herstammen sollen, welche dieselben Bethel nannten, eine Benennung, von welcher auch augenscheinlich das die geheiligten Steine der Heiden bezeichnende Wort baetyli hergenommen ist. Der Verfasser beschreibt mehrere solcher Cromleachs, von denen einige von auffallender Größe sind, so daß man von dem Labacolly oder Hags-Bed bey Glamworth ein fünf und zwanzig Fuß hohes und sechs Fuß breites Zimmer machen könnte.

Nicht minder alt, und bey den celtischen Völkerschaften gewöhnlich, sind die Kreise aufrecht stehender Steine, entweder mit einer Säule oder einem Altare in der Mitte, welche bald zum Gottesdienste, bald zu Volksversammlungen gebraucht wurden. Es finden sich mehrere dergleichen in Irland, so wie auch die sogenannten Rocking Stones, welche mit den beweglichen, aber ihrer großen Schwere wegen nicht von der Stelle zu bringenden heiligen Steinen der Perser Aehnlichkeit haben. Der berühmteste solcher heiligen Hügel war jener von Usneach (Hill of Usneach) in West Meath, sowohl wegen der häufig daselbst gehaltenen Volksversammlungen, als auch, weil auf seinem Gipfel die fünf ursprünglichen Provinzen von Irland sich berührten, weßhalb auch der Stein, welcher die gemeinschaftliche Gränze der fünf Provinzen bezeichnete, der »Nabel von Irland« genannt wurde (wovon ein Mehreres weiter unten).

Endlich erwähnt der Verfasser noch der Grabhügel (Barrows oder Cairns), welche mit denen in Griechenland Aehnlichkeit haben; ferner der heiligen Haine, wie sie bey den ältesten Geschlechtern des Orients in Uebung gewesen, und zuletzt die besondere Verehrung der Eiche, welche allen celtischen Völkerstämmen eigen war, und beweist sodann im dritten Capitel, welches von den Druiden und Magiern der Irländer handelt, daß auch der ihren Religionsdienst besorgende Priesterstand in vielen Stücken von jenem der Britten und Gallier verschieden war, und folglich auf die uralte directe Verbindung mit den orientalischen Völkern oder deren westlichen Colonien hindeutet. Ja Thomas Moore nimmt sogar an, daß der Druidismus, als eine eigenthümlich umgestaltete Form des celtischen Glaubens, in Irland selbst entstanden, von dort aus in den übrigen westlichen Ländern verbreitet, und nach den verschiedenen Localverhältnissen in Gallien und Britannien erst umgeändert worden sey. Der Anfang der Celebrität von Irland, sagt der Verfasser, fällt in der That in eine so frühe Periode, daß zur Zeit, wo die Carthager Albion nur dem Namen nach kannten, der Ruhm Jerne's als eines Sitzes der Heiligkeit schon ein altherkömmlicher war; indem die Anhänglichkeit an den vielleicht von Samothrazien aus auf seine Küsten gebrachten Cultus ihm, wie wir gesehen, den Namen heilige Insel erworben hatte. Wer den Vorrang, den diese Insel gleichsam als Stapelplatz des Götzendienstes einnahm, bedenkt, wird es nicht unwahrscheinlich finden, daß auf ihren Ufern eine neue Religion entstanden seyn möge. Daß eine ähnliche Behauptung Julius Cäsar's von Britannien, welches er die Wiege des Druidismus nennt, eigentlich auf Irland allein bezogen werden müsse, weiset

der Verfasser mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit nach. Der schlagendste Grund scheint aber aus der Sprache hergenommen zu seyn, indem das Wort Druid, über dessen Ursprung mancherley Untersuchungen angestellt worden, ohne allen etymologischen Zwang in der irischen Sprache zu finden ist. Droid nämlich heißt ein Weiser oder Magier, und das Wort ist diesem Begriffe dergestalt entsprechend, daß die Stelle bey Matth. 2, 1, wo es heißt: die Weisen oder Magier kamen aus dem Morgenlande, in der irischen Mundart also lautet: »Die Druiden kamen aus dem Morgenlande;« auf gleiche Weise sind im alten Testamente Exod. 7, 11 die Worte »Magier Aegyptens« mit »Druiden Aegyptens« gegeben.

Das vierte Capitel, in welchem von dem Alter der irischen Sprache und zugleich den Kenntnissen der irischen Magier oder Druiden die Rede ist, enthält sehr interessante Aufschlüsse und Bemerkungen über die Sprache der Irländer, aus welcher die uralte Abkunft der Letzteren allerdings mit einer Art von Evidenz bewiesen wird. So häufig und verschieden auch die Denkmale sind, sagt Thomas Moore, welche Irland als stumme Beweise seines Alterthums aufzuweisen hat, so rühmt es sich doch noch eines weit schlagenderen Beweises in der lebenden Sprache seines Volkes, — in jenem reinsten, wenn nicht einzig existirenden Dialecte der ältesten von allen europäischen Sprachen, — jener Sprache, die, wie man sie auch immer nach den verschiedenen und vagen darüber ersonnenen Theorien nennen mag, japhetisch, cimmerisch, pelasgisch oder celtisch, allgemein als diejenige anerkannt wird, welche durch die Noachiden am früheſten vom Oriente hergebracht worden, und daher das Vehikel der ersten über Europa dämmernden Kenntnisse war. In dem jetzt noch geschriebenen und gesprochenen Dialekte dieser Ursprache besitzen wir ein Denkmal von dem hohen Alter des Volkes, dem er angehörte, welches keine Sophisterey erreichen, und keine Zweifel entkräften können.

Die Irländer haben auch die beschränkte Zahl der Buchstaben (sechzehn) beybehalten, wie sie ursprünglich in dem cadmeischen Alphabet enthalten waren, während alle neueren und vermischten Sprachformen die Zusatzbuchstaben der Griechen angenommen haben. Und sie hingen so sehr an ihren eigenen Buchstaben, daß, wenn sie nach Einführung des römischen Alphabetes durch den h. Patricius lateinische Worte schreiben wollten, sie keinen römischen Buchstaben gebrauchen mochten, sondern zwey oder mehrere ihrer alten Buchstaben zusammensetzten, um den erwünschten organischen Laut auszudrücken.

Uebrigens erscheint es wahrscheinlich, daß die Kenntniß der

Buchstaben den Irländern schon von Alters her eigen gewesen, zum Mindesten ihren Druiden. Sie schrieben mit einem eisernen Griffel oder Stylus, auf buchenen Täfelchen, woher ihre Buchstaben ursprünglich Feadha oder Hölzchen genannt wurden, und der Verfasser widerspricht geradezu der Behauptung derjenigen, welche annehmen, daß die Kenntniß der Buchstaben überhaupt erst durch den h. Patricius nach Irland gekommen sey. Neben der besondern Hartnäckigkeit, mit welcher die Irländer an ihrem Alphabete festhielten, möchte wohl für diese Ansicht auch noch sprechen, daß ihr einheimisches Alphabet eine ganz eigene Ordnung hat, indem B. L. I. N. darin die Anfangsbuchstaben bilden, daß ferner die vielen ruhenden Consonanten in der irischen Sprache, welche zwar geschrieben, nicht aber ausgesprochen werden, sich ohne Kenntniß der Schrift gar nicht hätten erhalten können; und endlich, daß in jenen späteren Zeiten, wo Irland anfing, die Aufmerksamkeit des modernen Europa auf sich zu ziehen, der daselbst gesprochene celtische Dialekt sich in einer solchen Reinheit erhalten hatte, daß die Philologen sich desselben bedienen konnten, um Untersuchungen über Verwandtschaften und stufenweise Bildung anderer, neuerer Sprachen anzustellen, welches ebenfalls schwerlich hätte der Fall seyn können, wenn nicht die Sprache in der Schrift einen fortwährenden Anhaltspunkt gehabt hätte, da wir sogar bey unbestrittenem Vorhandenseyn der Schreibekunst seit dem h. Patricius sehen, wie sehr sich die alt-irische Sprache bis auf den heutigen Tag verändert hat. Auch scheint es in der That unwahrscheinlich, daß eine Insel, die so ganz in der Nähe der Quellen der damaligen Civilisation belegen, und wie sich nicht bezweifeln läßt, mit dem Volke (den Phöniziern), das in jenen Tagen die Schreibkunst verbreitete, so lange im Verkehre war, eines so großen Vortheils nicht sollte theilhaftig geworden seyn *).

Das fünfte Capitel handelt von den poetischen oder bardischen Nachrichten über die Bewohner Irlands. Der Verfasser rühmt hier zuvörderst die von Dr. O'Connor in der Ursprache mit der lateinischen Uebersetzung und erklärenden Noten besorgte Ausgabe der irischen Chroniken, wodurch das Publicum zum ersten Male in den Stand gesetzt worden wäre, über die Zuverlässigkeit und den Werth der alten

*) Wir erwarten, wohl nicht mit Unrecht, aus den, dem Vernehmen nach in einem Kloster bey Oporto wieder aufgefundenen neun Büchern phönizischer Geschichte des Philo von Byblos bestimmte Angaben über die Colonien dieses so altberühmten Volkes, die ohne Zweifel auch über die Urgeschichte der »grünen Insel« neues Licht verbreiten werden.

Documente zu urtheilen; eine Bemerkung, die den Freunden der Geschichte von Interesse seyn möchte.

Was die bardischen Geschichtschreiber selbst betrifft, so liegt es am Tage, daß sie nur mit der größten Vorsicht gehandhabt werden können, indem es oftmals schwer zu unterscheiden ist, ob das erzählte Factum selbst, oder nur dessen Ausschmückung Dichtung ist, und der Verfasser macht die sehr richtige Bemerkung, daß während die Griechen es verstanden, den Schleyer der Dichtung sehr anmuthig über die nackte Wirklichkeit zu werfen, mögen die Barden das entgegengesetzte Verdienst haben, den schwärmerischsten und übertriebensten Fiktionen die nüchternen Züge der Wirklichkeit zu leihen.

Die irischen Barden, und nach ihnen spätere Historiker des Landes, steigen mit ihrer Geschichte hinauf bis zu dem antediluvianischen Zeitalter. So wenig man nun auch geneigt seyn kann, hierbey den Glauben der Leser in Anspruch zu nehmen, oder ihm Gewalt anthun zu wollen, so möchte es demungeachtet nicht uninteressant seyn, von jenen uralten Bardennachrichten einige Rechenschaft zu geben, zumal, da aus den verschiedenen Erzählungen doch auch manches Wahre hervorleuchtet, wenn es auch nur der Umstand wäre, daß Irland nach und nach durch fremde Colonisationen occupirt worden ist.

Die erste Landung schreibt man einer Nichte des Noë zu, Namens Cesara. — Sylvester Giraldus, scriptor pervetustus, wie ihn Stanihurst nennt [1]), erzählt die angebliche Begebenheit sehr anmuthig. Den alleräItesten Geschichten Hiberniens gemäß, sagt er [2]), hatte Cesara, eine Nichte des Noë, da sie gehört, daß in Kurzem eine Sündfluth seyn würde, den Entschluß gefaßt, mit ihren Genossen zu Schiffe nach den weitgelegensten Inseln des Westens, welche bis dahin noch gar kein Mensch bewohnt hatte, zu fliehen, indem sie hoffte, wo niemals eine Sünde begangen worden, würde auch die Strafe der Sündfluth nicht Statt haben. Nachdem sie nun die Fahrzeuge, welche in ihrer Begleitung waren, durch Schiffbruch verloren hatte, kam sie mit einem allein übrig gebliebenen Schiffe, auf welchem sie mit drey Männern und funfzig Weibern segelte, ein Jahr vor der Sündfluth von ungefähr an die Küsten Hiberniens. Obgleich sie aber auf scharfsinnige Weise und mit einem

[1]) Richardi Stanihursti Dubliniensis de rebus in Hibernia gestis, libri quatuor etc. Lugduni Batavorum ex officina Christophori Plantini. M.D.LXXXIIII.

[2]) Giraldi Cambrensis Praefatio, cap. I. citirt cum annotationibus in einem Appendix zu obigem Werke des Stanihurst.

für ein Frauenzimmer lobenswerthen Verstande dem Ungemach auszuweichen getrachtet hatte, so konnte sie dennoch dem gemeinschaftlichen und fast allgemeinen Untergange nicht entgehen.

Sehr naiv stellt sich der Erzähler selbst den Zweifel auf, und fährt fort: allein da fast Alle durch die Sündfluth vertilgt worden, so scheint es des Zweifels nicht unwerth zu seyn, auf welche Weise dies Andenken jener Dinge, und sowohl der Abfahrt als der Landung, nach der Sündfluth bewahrt worden sey. Indessen, fügt er hinzu, die jene Geschichten zuerst geschrieben haben, mögen die zusehen; denn ich komme, um die Geschichte an das Licht zu ziehen, nicht um sie zu bekämpfen: vielleicht ist das Gedächtniß jener Dinge durch irgend eine steinerne Inschrift erhalten worden, gleichwie man von der Tonkunst liest, daß sie vor der Sündfluth erfunden sey.

Giraldus läßt die in den Fluthen umgekommene Heldin dieser Geschichte sogar begraben, ohne natürlich zu erwähnen, wer dieses Geschäft übernommen, und behauptet, daß die Stelle noch zu seiner Zeit Grabhügel der Cesara, das Ufer aber, wo sie gelandet, das Schiffs-Ufer (litus navicularum) genannt wurde.

Noch höher als Giraldus erhebt sich Roderich O'Flaherty [1]), der, gleich den Vorgenannten, von dem Verfasser oftmals erwähnt wird. Nachdem er nämlich schon vor der Cesara oder Cäsarea, wie er sie nennt, drey Schiffer aus Spanien, mit Namen Cappa, Lagne und Luasat, durch widrige Winde nach Irland hat verschlagen, und daselbst, an der Mündung des Muadus, eines der ursprünglichen zehn Flüsse Hiberniens, landen, späterhin aber durch die Sündfluth hat verschlingen lassen, gibt er den Tag der Landung der Cäsarea genau an, als vierzig Tage vor der Sündfluth, am funfzehnten Tage des Mondes, an einem Samstage. Zugleich nennt er als Begleiter der Cäsarea die Baronna und Balba, dann funfzig andere Frauen und drey Männer, Namens Bithus, Ladraus und Finthanus. Bithus soll dem Sliaw-Beatha, einem Berge in Ulster, Ladraus dem Ardladran im Wexfordischen, Finthanus dem Begräbnißplatze Feartfintain bey Tultuinne und Cäsarea dem Cuil Keaseach und Carn Keasseach in Connaught den Namen gegeben haben.

Stanihurst [2]) gibt sich zwar nicht die Mühe, obige Historie zu widerlegen, allein er stellt die launige Frage, erstlich,

---

[1]) In seinem Werke: Ogygia, seu rerum hibernicarum Chronologia etc. Londini, A. D. 1685.

[2]) Stanihurst: annotationes in cap. XI.

wenn jenes so sehr scharfsinnige Frauenzimmer die herannahende Sündfluth erspähen konnte, warum blieb sie nicht bey ihrem Oheim? und zweytens, wer vermochte es, zu Schiffe nach Hibernien zu gelangen, da die Schiffahrt vor der Sündfluth gänzlich unbekannt war?

Die zweyte, oder nach O'Flaherty die dritte Landung soll im Jahre 312 nach der Sündfluth, also um das Jahr 1970 nach Erschaffung der Welt, geschehen seyn, und zwar am vierzehnten Tage des Maymonats, an einem Mittwoch, von einem Häuptling, Namens Partholan (oder Bartholan), einem Sohne des Sera, aus dem Geschlechte Japhet's, des Sohnes Noë. Mit ihm sollen gekommen seyn seine Gattin, Namens Elgnatha oder Elga, drey Söhne, Namens Rudricius, Slangius und Laganus (oder Ruthurugus, Sallanus und Languinus), nebst ihren drey Frauen und tausend andern Männern. Ihr Landungsplatz soll Imberscеine in Kerry (vielleicht auch Inverslainge, wo der heilige Patric gelandet ist) gewesen seyn, und die Residenz des Partholanus die Insel Inis-Samer auf dem Flusse Erne. Als Gewähr dieser Landung wird erzählt, daß von Languinus (wie Giraldus ihn nennt) der Laginer See, von Sallanus der Berg Salanga am jetzigen St. George-Canal, der später nach einem vom h. Dominicus am Fuße des Gebirges gestifteten Kloster der Dominikanerberg (nach O'Flaherty vom h. Domangardus, einem Schüler des h. Patricius, der Berg des Domangardus), und endlich von Ruturugus ebenfalls ein See gleichen Namens benannt worden wäre. Unter diesem Bartholanus sollen, wie Giraldus berichtet, plötzlich vier große Seen, aus der Erde hervorquellend, entstanden, und vier große Waldungen unter vielem Schweiße von Menschenhänden ausgerottet und urbar gemacht worden seyn. Uebrigens soll sich wenig Ausgezeichnetes unter ihm zugetragen haben, seine Nachkommenschaft jedoch binnen dreyhundert Jahren auf neuntausend Männer herangewachsen seyn. Endlich aber, so heißt es, sie nach einem siegreichen Kriege mit den Riesen, vermuthlich von der durch so viele erschlagene Riesenkörper verderbten Luft, eine Pest ausgebrochen, welche das ganze Geschlecht des Bartholanus, mit alleiniger Ausnahme des Ruanus, dahingerafft. Dieser hingegen soll, obgleich es dem Geschichtschreiber selbst unglaublich erscheint, bis zur Zeit des h. Patricius, also ungefähr 2041 Jahre, am Leben geblieben seyn. Nachdem er von diesem Heiligen die Taufe empfangen, habe er ihm von der Geschichte seines Zeitalters Rechenschaft gegeben.

Nach O'Flaherty, der eine förmliche Zeitrechnung seit

jener Invasion aufstellt, ist im zehnten Jahre nach der Landung des Bartholan die erste Schlacht in Irland geliefert worden, bey Sliawnaibh auf dem Moy-ithischen Felde, wo Bartholan als Sieger gegen die Fomorier, den Kiculus, Sohn des Gallus, und dessen Mutter Lothlomnia, nebst achthundert Andern getödtet, er selbst aber verwundet worden.

Dieselben Fomorier finden wir wieder als afrikanische Seeräuber unter Nemed (oder Nemeth), einem Sohne des Agnominius, der mit den Seinigen, nachdem die Insel nach dem Aussterben der Bartholaner (wobey freylich des, dem Tode fast entwichenen Ruanus keine Erwähnung geschieht) eine Zeit lang wüst gelegen, angeblich zur Zeit des Patriarchen Jakob, von Scythien her nach Irland gekommen seyn soll. Die von diesen Nemediern mit obigen Fomoriern geführten blutigen Kriege bilden, nach unserm Verfasser, einen der anziehendsten Gegenstände der alten irischen Muse. Allein diese Fremdlinge haben auch mancherley wieder mit den Riesen zu thun bekommen, deren es zu ihren Zeiten in Irland sehr viele gegeben haben soll.

Als Söhne des Nemed werden genannt Star (oder Starne), Gerbanal (oder Hiarbanal), Aninn (oder Andinn) und Fergus. Auch unter ihm erzählt man wiederum von vier plötzlich entstandenen Seen und vielen ausgerotteten Waldungen. Eben so wird seine Nachkommenschaft noch mehr als die des Bartholan so zahlreich angegeben, daß die Insel sie kaum zu fassen vermochte. Durch häufige Kriege aber mit den erwähnten Riesen und durch anderes Ungemach verschiedener Art sind fast Alle in kurzer Zeit zu Grunde gegangen. Die Wenigen, welche den Gefahren entronnen, flüchteten sich, wie Giraldus erzählt, theils nach Scythien, theils nach Griechenland, O'Flaherty aber läßt einen Enkel des Bartholan, Namens Britan, Sohn des Fergus, sich nach Britannien wenden, und diesem Lande, welches bis dahin nur die große Insel genannt worden wäre, seinen jetzigen Namen geben, und sendet den Ibathes (oder Bathes), Sohn des Gerbanel, nach dem Norden Germaniens, von woher seine Nachkommen, die Danannen, späterhin wieder nach Irland zurückkehren.

Thomas Moore scheint das Factum der Landung dieser Nemedier anzunehmen, und erklärt die Fomorier, einen Stamm afrikanischer Seeräuber, für carthagische Handelsleute. Sie hatten auf einer Insel an der Seeküste von Ulster eine Veste erbaut, welche nach ihrem Anführer Conang hieß. Die Insel aber erhielt den Namen Tor-inis oder Turminsel. Die Nemedier erstürmten dieselbe, und vernichteten sie dergestalt, daß von diesem gewaltigen Bau keine Spur mehr zurückblieb. Nachdem

aber die Fomorier Verstärkung erhalten, erfolgte eine allgemeine Land- und Seeschlacht, in welcher die Afrikaner den Sieg erfochten, und die nemedische Colonie, wie oben angegeben, zerstreut wurde. So kam das Land noch einmal in die Gewalt jener fremden Räuber, und ward auf zwey Jahrhunderte in eine Oede und waldbewachsene Wildniß verwandelt.

Sonderbar genug verschwinden mit diesen ausgerotteten Colonien bey den alten Historikern auch stets die Riesen, von denen jene, während der Zeit ihrer Dauer, so hart bedrängt wurden, und es möchte daher, vielleicht nicht ohne Grund, die Meinung aufgestellt werden können, daß diese sogenannten Riesen, welche stets unterliegen müssen, die recht eigentlichen (celtischen) Urbewohner Irlands waren, deren Hinüberkunft zum großen Theile über alle Geschichte hinausreicht, und welche den fremden Colonien beständig haben weichen müssen. Vielleicht möchten dieselben mit den Hiberionaces identificirt werden können, welche, wie wir weiter unten sehen werden, der h. Patricius den Scoten oder den damals Herrschenden in Irland gegenüberstellt. Stanihurst seinerseits widmet in seinen Annotationen zu Giraldus (ad cap. XIII) jenen Riesen eine eigene solcher Bemerkungen, und theilt eine ganze Reihe von Citaten aus den Kirchenvätern über die Giganten der heiligen Schrift mit, welchen er die Riesen Irlands zur Seite gibt.

Ueber die nächstfolgende Colonie walten in den Ansichten der Historiker einige Verschiedenheiten ob. Stanihurst erzählt (lib. I. p. 20): Im Jahre 2535 nach Erschaffung der Welt seyen fünf Brüder, vornehme und berühmte Männer, mit einem bewaffneten und wohlgeordneten Geschwader in Hibernien gelandet. Sie hätten geheißen Gandius, Genandius, Sagandus, Rutheragus und Slanius. Da sie das Land unbebaut, und darin eine bewundernswürdig geringe Anzahl von Einwohnern vorgefunden, so hätten sie den Beschluß gefaßt, die ganze Insel in vier an Größe ganz gleiche Provinzen zu theilen, und sich, einem Jeden in feiner Provinz, die Herrschaft zu befestigen. Damit jedoch Slann (oder Slainge), der jüngere und noch unmündige von den Brüdern, nicht ganz leer ausginge, so wären sie übereingekommen, von ihren Provinzen ein Jeder ein Stück abzugeben, und es ihm zu verehren. Slane hätte dies Geschenk bereitwillig angenommen, und es wäre sein Antheil Medien (Meth) benannt worden. Anfänglich hätten diese fünf Brüder friedlich neben einander geherrscht; späterhin aber hätten sich Zwistigkeiten unter ihnen entsponnen, welche in Krieg ausgeartet seyen, in Folge dessen der Jüngere, Slane, nachdem er die übrigen theils vernichtet, theils in die Flucht geschlagen,

die Alleinherrschaft über die Insel erlangt, und als erster König von Irland regiert habe. Seine Grabstätte befände sich in der Nähe eines Berges, der den Namen dieses Monarchen führe.

Die Erzählung bey Giraldus stimmt in der Hauptsache mit Obigem überein, nur nennt er den Sagandus: Gangandus, und gibt zugleich den Dela, einen Nachkommen der nach Griechenland gegangenen Nemedier (dessen Vater nach O'Flaherty Loich geheißen), als Vater dieser fünf Brüder an. Hiernächst läßt er dieselben das Land sogleich in fünf Provinzen theilen, welche, wie auch Thomas Moore anführt, sämmtlich an einem Steine, den sie im Mittelpunkte der Insel errichtet hatten, und den Giraldus den Nabel Hiberniens nennt, zusammenstießen. Das Land nun, um diesen mittelsten Stein, habe Medien geheißen, sey aber keine eigene Provinz gewesen, sondern es habe ein jeder der fünf Brüder einen Antheil daran gehabt, weil es das fruchtbarste und urbarste Land gewesen sey. Dieses bestreitet Stanihurst in seinen Annotationen, und behauptet, er hätte nie gelesen noch gehört, daß Medien, welches nach ihm die ältesten Geschichtschreiber (in pervetustis scriptoribus) Medien genannt hätten, und in der Landessprache Meth heiße, nicht die fünfte Provinz Hiberniens gewesen wäre: außer Leinster, Munster, Connaught und Ulster gäbe es keine andere fünfte Provinz als Medien, daher möchte es wohl ein zwiefaches Medien gegeben haben, wovon das eine West-Medien genannt worden, jenes Medien im Mittelpunkte der Insel aber nur von geringem Umfange gewesen wäre.

O'Flaherty dagegen, welcher diese Colonie der fünf Brüder die belgische nennt, und sie von Groß-Britannien herüberkommen läßt, erwähnt ebenfalls nicht der Provinz Medien; anstatt ihrer aber theilt er die Provinz Munster in Nord- und Süd-Munster. Er behauptet zugleich Ogygia part. III. c. VIII), diese unter dem Collectiv-Namen der Belgier begriffenen Fremdlinge seyen unter sich durch drey Benennungen unterschieden gewesen, nämlich Gallenier, Damnonier und Belgier.

Fast noch größere Verschiedenheit der Ansichten herrscht über den Abgang dieser belgischen Colonie. Nach der Erzählung, welche unser Verfasser liefert, der diesen Ankömmlingen ebenfalls den Namen Belgier gibt, zugleich aber anführt, daß sie den Irländern unter der Benennung der Firbolgs bekannt seyen, dauerte ihre Herrschaft nicht länger als dreyßig bis vierzig Jahre, wo sie von den Tuatha-de-Danaans, einem wegen seiner Schwarzkunst berühmten Volke, vertrieben worden wären. Diese, so erzählt derselbe, hatten sich eine Zeit lang in Griechenland, wo sie diese geheimnißvolle Kunst erlernten, aufgehalten, zogen von da nach

Dänemark und Norwegen, und gelangten während ihres Aufenthaltes in diesen Ländern zu dem Besitze gewisser Wunderschätze, unter anderen des Schicksalssteines (Stone of Destiny), des Zauberspeers und des magischen Kessels. Mit diesen Wundergaben ausgerüstet, nahm der Danaerstamm zuerst seinen Weg gegen Schottland, und nachdem er sich daselbst einige Jahre aufgehalten, segelte er unter Anführung seines Häuptlings Nuad mit der silbernen Hand (Nuad of the Silver Hand) nach Irland. Hier, unter dem Schutze des Nebels, den ihre Zaubersprüche geschaffen hatten, gelandet, drangen diese Abenteurer in das Innere des Landes, und hatten, ehe man sie gewahr wurde, Sliabh und Jaruinn, den Eisenberg (Mountain of Iron) zwischen den Seen Allen und Eiren erreicht. Die überraschten Belgier, von plötzlichem Schrecken ergriffen, zogen sich in aller Eile nach Connaught zurück, wo bey Moytura, an den Ufern des Sees Masg, jene blutige Schlacht Statt fand, welche unter dem Namen der Schlacht des Thurmfeldes (the Battle of the Field of the Tower) lange ein Lieblingsthema des irischen Gesanges war. Von ihren Angreifern total geschlagen, flohen die Belgier nach der Insel Man, Nord-Aran und den Hebriden, und die siegreichen Danaer wurden die einzigen Herren des Landes.

In der Folge der Zeit wurde auch den Tuatha-de-Danaan ihre Herrschaft wieder entrissen; indem ein glücklicher Einfall von den spanischen Küsten der danaaischen Dynastie ein Ende machte, und das Zepter jenem milesischen oder scotischen Geschlechte übertrug, welches so viele Jahrhunderte hindurch Irland seine Könige gab.

So weit Moore. Bevor wir aber von diesen Milesiern, welche einen neuen Differenzpunkt abgeben, weiter handeln, kehren wir zu den Firbolgs oder Belgiern zurück.

Nach Giraldus, dem ältesten der uns zu Gesichte gekommenen Historiker von Irland, haben von diesen belgischen Brüdern und ihren Nachkommen neun Könige regiert, jedoch alle insgesammt nicht länger als ungefähr dreyßig Jahre (cap. XV). O'Flaherty (Og. c. IX) gibt ihnen, nach Cömanus *), sieben und dreyßig Jahre, und nennt die neun Könige also: Slainge, der nach einem Jahre bey Dumha-Slainge (später Dinrige) begraben wurde. Rudric (Rutheragus) kam nach zwey Jahren bey Bruigh-na-boinne ums Leben. Gannus und Gannanus regierten vier Jahre gemeinschaftlich, bis eine Pest sie dahinraffte. Sengannus, der letzte der fünf Brü-

*) In poëmate Ethnicorum Hiberniae Regum.

der, ward von seinem Nachfolger Fiachus ermordet. Dieser, ebenfalls ein Enkel des Dela, durch dessen Sohn Starne, ward von seinem Neffen Rindal, Sohn des Gannan, nach fünfjähriger Regierung erschlagen. Rindal fiel nach sechs Jahren unter dem Schwerte des Fobgene, eines Sohnes des Sengannus, und jener endlich ward von seinem ihm nachfolgenden Neffen Achajus, einem Sohne des Rindal, ebenfalls getödtet. Achajus regierte zehn Jahre lang.

Diese Aufzählung von so kurz nach einander ermordeten Königen scheint O'Flaherty selbst unglaublich, daher folgt er vielmehr der Meinung eines andern Sängers, welcher der Colonie der Belgier eine Dauer von achtzig Jahren verleiht. Darauf erscheint denn Nuad an der Spitze der Danaer, und unterjocht die Belgier bey Moyture. Hier büßet er eine Hand ein, und läßt sich dieselbe künstlich von Silber wieder bereiten. Der Goldschmied Cred, sagt O'Flaherty, hat die Hand verfertigt, und der Medicus Mirch, ein Sohn des Dian Kekt, hat sie an dem Arme befestigt.

Hierauf zählt derselbe auch von der danaischen Colonie neun Könige auf. Zuerst nämlich wurde, während Nuad seine Hand heilte (A. M. 2737), Breasus, ein Sohn des Alatanus, und Abkömmling der Fomorier, dem neu erworbenen Reiche vorgesetzt. Nach sieben Jahren nahm Nuad die Regierung wieder an sich, Breasus aber, dem das Privatleben nicht behagen wollte, regte die Fomorier zu einem neuen Kriege an, und es kam zu einer abermaligen Schlacht bey Moyture. Balar Bemen oder Ballibemmih, der Heerführer der Fomorier, fiel jedoch durch einen, von der Hand seines Enkels (Tochtersohnes), Lugad mit der langen Hand, mittelst einer Maschine geschleuderten Stein, und auch Breas ward erschlagen, so daß den Danaern der Sieg verblieb. Jedoch auch dieses nicht ohne Blut, indem der König Nuad und viele Andere als Opfer fielen. Dagda, nachmals König von Irland, erhielt von Kethlenda, der Gattin des Balar, eine böse Wunde.

Auf Nuad folgte jener Lugad mit der langen Hand, und regierte vierzig Jahre. Er wird als der Erste angegeben, der in Irland ein Pferd bestiegen. Ihm folgte Dagda, welcher achtzig Jahre herrschte. Nach ihm regierte Dalboet zehn Jahre. Unter ihm machte sich Orbsen oder gewöhnlich Manannan mac Lir genannt, durch seinen Handel mit Britannien besonders berühmt. Er erhielt davon, so wie von seiner Fertigkeit im Schwimmen und Tauchen, seinen Beynamen. Dalboet zeugte sieben Söhne und drey Töchter, von denen die eine, Dananna, Moriogna oder die große Kö-

nigin genannt wurde, denn sie gebar ihrem Vater Dalbort drey Söhne. Nach ihr wurden zwey Berge in Munster die Brüste der Danana genannt.

Auf Dalbort folgte dessen Sohn Fiach, welcher nach zehn Jahren zugleich mit sechs Söhnen seines Bruders Ollav erschlagen wurde.

Die letzten drey Könige dieses Stammes, Maccuill, Mac-Kauckt und Mac-Grene, Enkel des Königs Dagda, regierten nach einander durch brüderliches Abkommen durch dreyßig Jahre. Ihre Gattinnen hießen Banba, Fodla und Eria (oder Iria), und nach der letzteren soll Hibernien seinen gewöhnlichen Namen Ern (oder Irn) (und daher Irland) erhalten haben.

Giraldus erwähnt von dieser Danaer Colonie gar nichts, sondern erzählt nur, daß das Geschlecht des Slane theils durch inneres Ungemach, theils durch einen Krieg mit Abkömmlingen der Nemedier, welche von Scythien aus herübergekommen, geschwächt, und größtentheils vernichtet worden wäre. Und hierauf läßt er sogleich die Milesier erscheinen. Es waren dieses nach seiner Angabe (c. XVI) vier edle Söhne des Königs Milesius (Miles), welche mit einer Flotte von sechzig (oder dreyßig) Schiffen aus Spanien herüberkamen, und, da sich Niemand gegen sie auflehnte, die ganze Insel in Besitz nahmen. In der Folge aber theilten die beyden Vorzüglicheren unter ihnen, Heber und Herimon, das Land unter sich in zwey gleiche Theile. Herimon bekam den Süden und Heber den Norden. Nach einiger Zeit aber entzweyten sich die Brüder, und nachdem Heber in einem Kriege geblieben, ward Herimon Alleinherrscher Iberniens.

Diese beyden Brüder haben einige Bedeutsamkeit in der irischen Geschichte, zuvörderst, weil nach der Meinung Einiger, namentlich des Giraldus, die neueren Irländer von diesen Milesiern ihren Ursprung herleiten, und demnächst, weil Herimon in Folge dieser Annahme für den ersten Monarchen Irlands aus dem hibernischen oder irischen Volke gehalten wird; endlich aber, weil von Heber nach Einigen (nach Anderen von dem Flusse Hiber (Ebro) in Spanien) der Name Hibernien hergeleitet wird. Darum widmen auch die bardischen Sänger dieser Colonie, welche, obgleich aus Spanien kommend, dennoch aus Scythen bestanden haben soll, ein ganz besonderes Interesse, und erzählen ihre Schicksale schon längst vor ihrer Landung in Irland. Alle traditionellen Spuren und Geschichten ihres Landes, sagt unser Verfasser, die sich auf die Phönizier beziehen, schreiben sie dieser scythischen Colonie zu. Sie begleiten dieses

auserwählte Volk auf seinen Zügen durch verschiedene Länder, bringen es, während seinem Aufenthalte in Aegypten, durch Heirats- und Freundschaftsbündnisse mit den meisten Helden der heiligen Schrift in Verbindung, und führen es endlich nach Spanien, welches sie ganz ihrer Herrschaft unterwerfen.

Von hier aus nun landeten die oben genannten Söhne des Golam Miles Donnerstag den ersten May A. M. 2934 (nach O'Flaherty) in Hibernien (also circa 1000 Jahre v. Chr. G., um die Zeit des Königs Saul), und erfochten bey Talten in Midien einen Sieg über die Danaer, welcher sie zu Herren der Insel machte, der sie bis zur Ankunft des h. Patricius 131 Könige geliefert haben sollen.

So viel aber auch über diese milesische, scythische oder scotische Colonie geschrieben worden ist, so wird dennoch dieselbe, und namentlich von unserm Verfasser, sehr in Zweifel gezogen, obgleich von ihr im Verlaufe der Zeiten die ganze Bevölkerung Irlands den Namen der Scoten erhalten haben soll, den sie bis zum zehnten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung geführt hat. Thomas Moore hält in dem sechsten Capitel, auf welches wir jetzt übergehen, und das einen historischen Ueberblick der Colonisirung Irlands bilden soll, nur das traditionelle Element, auf welches die Erzählung von den Milesiern gegründet ist, in sofern für den Historiker für werthvoll, als es das Vorhandenseyn früherer Traditionen und Erinnerungen von Verbindungen mit den spanischen Küsten und dem Oriente bekundet, in welchen, wie bereits oben dargethan, Jerne vor Zeiten muß gestanden haben. Hätten die Barden, sagt der Verfasser, in ihren Berichten über die früheren Ansiedlungen nur in sofern die natürliche Reihenfolge der Begebenheiten eingehalten, daß sie jene Colonie, welche sie als den Stamm des irischen Volkes angesehen wissen wollten, an den Anfang und nicht an das Ende ihres Verzeichnisses gesetzt hätten, so würden sie uns wenigstens jene chronologischen Schwierigkeiten erspart haben, von denen jetzt ihre ganze Geschichte voll ist. Dadurch, daß die milesische Colonie erst nach den Firbolgs (Belgiern) und Tuatha-de-Dañaans ihre Stelle erhielt, wurden sowohl Dichtung als Wirklichkeit ihrem wahren Standpunkte entrückt, indem eine eingebildete Colonie mit wirklichen Begebenheiten und bekannten Personen in Verbindung gesetzt, während andrerseits die authentischen Belgier und Damnier (Damnonier), anerkannt historische Wesen, durch die Einreihung unhistorischer Eindringlinge gleichsam aus der wirklichen Welt hinaus- und in so entlegene Zeiträume zurückgedrängt werden, daß die nüchterne Chronologie sich vergebens bemühen würde, sie zu erreichen.

Der Verfasser nimmt nun nach seinen historischen Untersuchungen an, daß sich die in Frage stehende scotische (s. g. milesische) Colonie nicht früher als zweyhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung in Irland niedergelassen habe, indem alle Urkunden und Traditionen darin übereinkommen, daß sie unmittelbar nach den Firbolgs und Danaern sich des Landes bemeisterten, der erste Einfall aber, den die belgischen Stämme (Firbolgs) von den Küsten Britanniens oder auch unmittelbar von Gallien aus in Irland gemacht, schwerlich früher, als um das dritte oder vierte Jahrhundert v. Chr. G. Statt gefunden haben dürfte. Zur Unterstützung dieser Ansicht wird noch angeführt, daß Ptolomäus in seiner Geographie (im Anfange des zweyten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung) unter den Stämmen, welche er von Irland aufführt, der Scoten gar keine Erwähnung thut, ja daß auch selbst bis zum vierten Jahrhundert kein Schriftsteller sich des Wortes Scotia für Irland oder Scoti für einen seiner Völkerstämme bedient habe, welches, troß der Abgeschlossenheit, in welcher Irland ehemals verblieben, und der Trennung, in der es gegen das römische Reich gestanden, dennoch beweisen möchte, daß die scotische Colonie nicht bereits ein- bis zweytausend Jahre bestanden, und daß sie sich nicht dergestalt der Insel bemeistert habe, daß der frühere Name seiner Bewohner ganz verdrängt worden wäre.

Dieses Letztere beweiset der Verfasser auch noch dadurch, daß zur Zeit, da der h. Patricius, der Apostel Irlands, seine Confessiones, eine allgemein als echt anerkannte Schrift, schrieb, also um die Mitte des fünften Jahrhunderts, der Name der Scoten sich noch nicht über die ganze Nation erstreckte, sondern nur eine besondere Benennung eines Theils derselben war. Diejenigen aber, welche er Scoten nannte, gehörten durchgängig zu der hohen und herrschenden Classe, während er die Masse des Volkes Hiberionacés nennt, von dem Namen Hiberione, womit er stets die Insel selbst bezeichnet. Aus diesem Stande der Dinge — ähnlich dem der Franken in Gallien, als sie, obgleich Herren des Landes, demselben ihren Namen noch nicht gegeben hatten — folgert der Verfasser, daß zur Zeit des h. Patricius die scotische Dynastie noch nicht so lange konnte bestanden haben, und daß, wenn man ihren Anfang von dem ersten bis zweyten Jahrhundert vor Christus datire, sie vollkommen den Rang des Alterthums habe, auf welchen sie Anspruch machen könne.

Der Ursprung der Scoten oder Schotten bleibt aber demungeachtet immer noch ein Räthsel, auch in richtiger Beleuchtung mit der Fackel der Geschichte, und nach gehöriger Reinigung der betreffenden Nachrichten von den bardischen Zusätzen. Die alten

und neuen Historiker überbieten sich einander in Hypothesen. Lingard (Gesch. v. England, Bd. I. Cap. 1), der sie von Irland aus zuerst im vierten Jahrhundert in Verbindung mit den Attacoten im Norden Britanniens erscheinen läßt, drängt ihre frühere Existenz in die Mitte jenes Eilandes zurück, während er die belgischen, brigantischen, damnischen und die aus Spanien herübergekommenen Stämme an die Seeküsten versetzt, und dadurch gewissermaßen eine umgekehrte Ordnung der Colonisirung anzudeuten scheint, als die irischen Historiker annehmen. Unser Verfasser sucht in der weiteren Verfolgung der Entwicklung seiner Ansichten den wahren Ursprung der Scoten in einer andern Richtung, und ergreift den ersten Faden zur Auffindung derselben aus dem, was die bardischen Geschichtschreiber selbst ihm bieten, welche die Scoten als ein Volk schildern, das von den Scythen abstamme, und von ihnen seinen unterscheidenden Namen erhalten habe. Unter dem Worte Scythia, wie es in den ersten Jahrhunderten des Christenthums gebraucht wurde, verstand man, sagt der Verfasser, Germanien und die nördlichen Gegenden Europas; und zur ferneren Bestärkung dieser Ansicht fügen die Barden noch bey, die Scoten seyen mit den drey Colonien, welche ihnen vorangegangen, nämlich mit den Nemediern, Danaern und Belgiern von einer und derselben Rasse, und mit ihnen in der Sprache verwandt gewesen. Wie weiter oben erwähnt worden, sollten aber die Nemedier sowohl, als die Danaer aus Scythien gekommen, und zum Theil dorthin wieder zurückgekehrt seyn, und auch den Belgiern wird teutonische Abkunft zugeschrieben. Nächstdem führt der Verfasser noch als authentisches Zeugniß die Karte des Ptolomäus an, aus welcher hervorgehe, wie frühe schon von dem nördlichen Belgien und von den Küsten des deutschen Meeres her abenteuerliche Stämme den Weg nach den östlichen irischen Küsten gefunden hätten, und fügt aus den, einige hundert Jahre vor Patricius verfaßten irischen Annalen einige Beyspiele sowohl freundlichen, als auch feindlichen Verkehres der Irländer mit jenen Küstenvölkern hinzu. Aus dem ganzen Zusammenhange zieht alsdann derselbe, in Uebereinstimmung mit andern Historikern (wie O'Flaherty), den Schluß, daß die Scoten ein Zweig desselben großen scythischen Schwarmes gewesen seyen, welcher das nördliche europäische Festland inne gehabt; und daß es ihnen gelungen sey, nachdem sie in Irland Fuß gefaßt, nicht allein die alten Hiberionaces des h. Patricius, sondern auch jene anderen fremden Colonien, von denen die Urbewohner der Reihe nach unterjocht worden, unter ihre Herrschaft zu bringen.

Bevor wir die Scoten hier verlassen, möchten wir als Anec-

dote nicht übergehen, wie Giraldus (l. c. cap. XVII) erzählet, die Irländer wären ehemals Scoten, sie wären auch Gaidelen genannt worden. Die alten Historien nämlich berichteten, ein gewisser Gaidelus (oder Gabelius), ein Enkel des Fen (von welchem behauptet wird, er sey der Erfinder der alten druidischen Ogham- (oder Geheim-) Schrift, und habe in der Ebene Schenaar eine Akademie der Sprachen gegründet, in welcher der reinste irische Dialekt, Bearla Faini genannt, betrieben worden sey), habe nach der allgemeinen Sprachverwirrung zu Babel die Kenntniß mehrerer Sprachen besessen. Aus diesem Grunde habe ihm der König Pharao seine Tochter, Namens Scotia, zur Ehe gegeben; und weil, wie man sagte, die Hibernier von diesen beyden abstammten, so seyen sie auch nach ihnen Gaidelen oder Scoten benannt worden.

Ein anderer, vom Verfasser angeführter Archäologe von Irland erzählt, derselbe Gaidelus habe während seines Umganges mit Moyses von diesem die Verheißung oder Weissagung erhalten, wo immer seine Nachkommen bleiben oder wohnen würden, sollten die Schlangen keine Gewalt haben, Menschen und Thieren zu schaden. Dieser Ausspruch sollte sich denn in Candia und Irland bewährt haben, wo die Schlangen nicht jene Bösartigkeit haben sollen, als in andern Ländern.

Mit der Geschichte von dem Ursprunge der Scoten setzt nunmehr der Verfasser jene eines andern, in der Geschichte der brittischen Inseln nicht minder merkwürdigen Volkes in Verbindung, nämlich der Picten, welche überall mit den Scoten zugleich in Erwähnung gebracht werden. Der V. Beda leitet ihren Ursprung ebenfalls aus Scythien her (V Beda hist. eccl. l. 1. c. 1). O'Flaherty (Ogyg. cap XVIII) läßt dieselben zur Zeit des ersten Königs der Milesier oder Scoten, Herimon, in Irland ankern und um Aufnahme bitten, nach deren Verweigerung aber nach dem Norden Britanniens segeln, wo sie sich niederlassen, nachdem sie vorher mit den Scoten Freundschaft geschlossen, und von ihnen Frauen begehrt, mit dem Versprechen, daß die Könige der Picten eben so aus dem Geschlechte (prosapia) der Frauen, als aus dem der Männer erwählt werden sollten *). Er gibt zugleich an, daß sie nach der allgemein angenommenen Meinung aus jenem Theile des oberen Germaniens gekommen

*) Der Verfasser erwähnt späterhin ebenfalls dieses Heiratsvertrages, und fügt hinzu, der Grundsatz, die königliche Erbfolge nach der weiblichen und nicht nach der männlichen Linie zu bestimmen, wäre von den Picten stets beybehalten worden.

seyen, woher die Gothen und Dänen entsprossen, welches ehemals das nordische Scythien, später Dänemark, Schweden und Norwegen genannt worden wäre.

Daß die Picten mit den Scoten in freundschaftlichen Verhältnissen lebten, scheint aus ihren gemeinschaftlichen Heereszügen nach dem Innern von Britannien hervorzugehen, wo sie, zuerst, und bis dahin gänzlich unbekannt, in der Mitte des vierten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung unter dem Kaiser Constantius auftreten, und den römischen Feldherren die Spitze bieten, bis sie endlich von Theodosius in ihre nordischen Küstenländer zurückgedrängt werden. Lingard (a. a. O.) hält sie für dieselben Völkerschaften, welche seit der ältesten Bekanntschaft Britanniens unter dem Namen der Maäten und Caledonier den Norden des Landes inne hatten, und nach mancherley Zügen durch den römischen Feldherrn Agricola (um das J. d. G. 78) über ihre Berge zurückgedrängt wurden, und deren Namen, nachdem sie durch zwey Jahrhunderte der Schrecken der civilisirten Britten gewesen, ohne irgend eine bekannte Ursache aus der Geschichte verschwinden, während zu gleicher Zeit die der Picten und Scoten an ihre Stelle treten. Lingard rechnet dieses einem Fehler in der römischen Geographie zu, indem man unter Caledoniern alle jene verwandten und unabhängigen Clans verstanden habe, welche zwischen dem Gebiete der Römer und der nördlichen Spitze der Insel hausten, während dieser Name nur den Bewohnern des langen aber schmalen Landstriches, der sich von Lochfinn an der westlichen, bis zum Meerbusen von Tayne an der östlichen Küste erstreckt. Im vierten Jahrhundert soll alsdann dieser Irrthum entdeckt und berichtigt worden seyn, und seitdem sollen nicht allein die Caledonier, sondern auch ihre südlichen Nachbarn, die fünf Stämme der Maäten, angefangen haben, unter der allgemeinen Benennung der Picten bekannt zu seyn, ein Wort, welches vielleicht von der Gewohnheit, den Körper zu bemalen, noch wahrscheinlicher aber von dem Namen, den sie in ihrer eigenen Sprache geführt, hergenommen seyn möchte.

So gezwungen auch diese Annahme erscheinen dürfte, so wird sie demungeachtet in der Hauptsache von unserm Verfasser getheilt. Daß die Picten, sagt er, die ursprünglichen Bewohner Nord-Britanniens, und mit den Caledoniern ein Volk waren, scheint jetzt allgemein angenommen, und unter den verschiedenen, über ihren Ursprung herrschenden Meinungen hat die Vermuthung Camden's, daß sie nur Britten unter anderem Namen gewesen, von denen einige im Lande geboren, andere durch den Schrecken der römischen Waffen dahin getrieben worden, bis jetzt

die allgemeinste Aufnahme gefunden. Hierbey setzt jedoch der Verfasser voraus, daß man diese alten Britten von den Walisern unterscheide, indem diese von den alten Cimbern (Teutonen) abstammten, jene aber Celten oder Galen waren, und theils aus der Verwandtschaft der Sprache, theils aber aus der Uebereinstimmung der Namen von Gewässern und Bergen in Wales mit jenen in dem nördlichen, gebirgigen Lande der alten Picten folgert der Verfasser die Behauptung, daß diese Letzteren die Altvordern der Waliser gewesen waren, und nach und nach den Namen Waliser erhalten hätten.

Ferner sollen die Picten, nachdem die Römer Britannien verlassen (also zu Anfang des fünften Jahrhunderts), die lange bewachten Gränzen durchbrechend, sich ohne Widerstand aller mitten im Lande gelegener Provinzen bemächtigt, und jenes Regnum cumbrense oder das Königreich Strat-Clyde gegründet haben. Hier, unter dessen vermischter Bevölkerung, welche aus allen nordbritannischen Stämmen zusammengesetzt war, ist alsdann ihr alter Name Picten ungewöhnlicher geworden, und hat sich allmälich ganz verloren. Die Sachsen, nachdem sie von den weiter südlich und westlich wohnenden Britten in das Land gerufen worden, und gegen welche sie sich tapfer vertheidigten, gaben ihnen alsdann den germanischen Namen der Walli oder Wälschen, unter dem sie viele Jahrhunderte lang in der Geschichte Britanniens eine besondere Rolle spielen.

Die Geschichte der Scoten, zu der wir uns nunmehr zurückwenden, und welche der Verfasser im siebenten Capitel vorträgt — Geschichte von Irland von der Landung der scotischen Colonie bis zur Ankunft des heil. Patricius —, ist, wie aus dem bisher Gesagten bereits hervorgehen möchte, sehr ungewiß, und der Verfasser selbst beginnt diesen Abschnitt mit der Aeußerung des, wie er sagt, bey weitem glaubwürdigsten irischen Annalisten (Tigernach), daß alle Urkunden der Scoten bis auf die Zeit des Königs Kimbarth unzuverläßig seyen. Dieser Monarch, der nach den älteren Geschichtschreibern der fünf und siebzigste König von Hibernien und der sieben und funfzigste der milesischen Dynastie war, soll, nach denselben Quellen, ungefähr 300 Jahre vor Christus gelebt haben (nach O'Flaherty 354 Jahre. Der Verfasser setzt aber die Zeit seiner Regierung, nach seinen oben entwickelten Ansichten, bey weitem später, und unbekümmert um die Regentenlisten und chronologischen Berechnungen der irischen Alterthumsforscher, und ohne zu bestimmen, in wiefern man sich, der übertriebenen Zeitangaben ungeachtet, auf die Wirklichkeiten selbst verlassen könne, ist es die Absicht desselben, einen Umriß der Geschichte

des heidnischen Irlands zu liefern (wie oben angegeben), von der Landung der scotischen Colonie, bis zu der großen Epoche der Bekehrung der Irländer zum Christenthume durch den heil. Patricius. In das Detail der Kriege und Blutvergießungen einzugehen, welche so viele Blätter der heidnischen sowohl als der christlichen Annalen Irlands anfüllen, hält der Verfasser nicht für nothwendig, und will von den bürgerlichen Angelegenheiten vorzüglich jene herausheben, die sich durch die allgemeine Uebereinstimmung der Tradition am meisten zu bewähren scheinen, und die selbst da, wo sie als geschichtliche Thatsache für zweifelhaft gelten mögen, wenigstens Sittengemälde abgeben.

Als nach dem entscheidenden Siege über die Tuatha-de-Danaan, die beyden Brüder Heber und Heremon (oder Herimon) die Insel dergestalt unter sich getheilt hatten, daß jener Leinster und Munster erhielt, dieser aber Ulster und Connaught, verliehen sie ihrem dritten Bruder, Namens Amergin, die Würde eines Erzbarden oder vorsitzenden Ministers (Breton) über die Geschäfte der Justiz, Poesie, der Philosophie und des Cultus, worin man den Ursprung jener dichterischen Gesetzgeber und Chronisten findet, die unter allen scotischen Fürsten an den Staatsgeschäften einen so wesentlichen Antheil nahmen, während man in der getheilten, von der Familie geführten Oberherrschaft die Elemente jenes Regierungssystems erkennt, das sich so lange unter ihren Nachfolgern erhalten hat.

Nachdem Heremon, wie bereits angezeigt worden, die Alleinherrschaft erreicht hatte, fiel auch sein jüngerer Bruder, der friedliche Barde, unter seinem siegreichen Schwerte. Es sollen von demselben noch drey Gedichte vorhanden seyn, über deren Aechtheit man Beweise geführt haben will.

Die nächsten Nachfolger des Heremon übergehend (seine drey Söhne Mumneus, Lugneus und Lagneus, hierauf Eurial und Ethrial, dann Conmalius, dessen Grabmal unter dem Namen Feart-Conmail bey Onachmacha noch vorhanden seyn soll), erwähnt der Verfasser von Tigheramas (dem Nachfolger des Conmail), daß man unter seiner Regierung in den Wäldern am Liffeyflusse eine Goldgrube entdeckt, und in Irland die ersten Goldarbeiten verfertigt habe. Auch sollen zu seiner Zeit (wie O'Flaherty erzählt, P. III. c. XXI) wiederum neun Seen und drey Flüsse entstanden, er selbst aber, der den Götzendienst in Irland eingeführt, bey einem Opfer, das er dem scheußlichen Götzen Coom-Cruach gefeyert, mit der ganzen ihn umgebenden Menge auf eine wunderbare Weise umgekommen seyn.

Unter Achy (oder Achaj) Edgathach ward ein Gesetz

gegeben, nach welchem bestimmt wurde, wie viele Farben ein jeder seinem Stande nach tragen dürfe. Die Anzahl stieg von Eins, bey dem gemeinen Volke und den Soldaten, bis Sieben, bey den Königen. Es ist dieses eine auffallende Uebereinstimmung mit jenem Gebrauche der patriarchalischen Zeiten, nach welchen die buntfarbigen Kleider die eigenthümliche Tracht der Prinzen und Prinzessinnen waren. Auch stammt von den buntfarbigen Kleidern der alten Scoten und Irländer das jetzt noch bey ihren schottischen Abkömmlingen übliche Nationalkleid (Plaid genannt) her.

Unter den Nachfolgern des Achy (nämlich Kermnai, Sobarch, Achai-Föbarglas, Fiach-Labran, Achai-Mumon — von welchem die Provinz Munster — Momonia — ihren Namen haben soll — Aeneas-Olmucab — oder Ollbhnad-dhach, der Siegreiche, indem ihm eine ganze Reihe von Siegen zugeschrieben werden —, Enn-Airghthach — der zuerst silberne Schilder hat verfertigen lassen, und sie, so wie auch Pferde und Wagen, unter die Seinigen austheilte —, Rotheact, Sednai, Fiach-Finnscotha, Munemon, — der zuerst die Vornehmeren mit goldenen Halsketten schmückte — und Faldergod — der den Edlen goldene Ringe gab —) nennt der Verfasser wiederum nur den Ollamh-Fodhla, Sohn des Königs Fiach, und Nachfolger Faldergods, als einen großen Gesetzgeber und königlichen Weisen. Einige seiner Einrichtungen sollen ihn nur kurze Zeit überlebt haben, allein was seine Regierung zu einer wichtigen Aera in der Gesetzgebung machte, war die Einführung des großen Fes oder der dreyjährigen Nationalversammlung zu Tara, wo die Hauptpersonen der drey die Nation (oder den Staatskörper) bildenden Stände, nämlich der Monarch, die Druiden oder Ollanchs und die Plebejer (Gemeinen), erschienen, um das Gemeinwohl betreffende Gesetze und Verfügungen zu erlassen *). Zugleich aber wurden in diesen Versammlungen die Urkunden des Königreichs geprüft, die für die Nationalgeschichte in den Provinzial-Annalen enthaltenen Materialien gesichtet und kurz zusammengefaßt, das Resultat aber in das große Nationalregister, der Psalter von Towa genannt, eingetragen. Diesen Psalter wollen einige neue Schriftsteller noch gesehen haben, andere dagegen behaupten, er sey schon längst zu Grunde gegangen, wohl aber sey die im zehnten Jahrhundert unter dem Namen Psalter of Cashel veran-

*) Daß die Plebejer auf diesen Versammlungen erschienen seyen, wird von Anderen bestritten. Der Verfasser kommt weiter unten noch einmal hierauf zurück.

staltete Sammlung irischer Urkunden zum Theil eine Copie jenes alten Psalters.

Dieser, z. B. auch den Persern durch Gesetz zur Pflicht gemachte Gebrauch, die Begebenheiten in Chroniken niederzuschreiben, hat sich in Irland bis in späte Zeiten erhalten, und der Seanachie oder Geschichtschreiber galt jederzeit an den Höfen der Könige, wie in dem Hause jedes untergeordneten Häuptlings, für ein ordentliches Glied des Familienverbandes. Späterhin lebte dieser Sinn für Aufzeichnung geschichtlicher Thatsachen fort in den klösterlichen Chronikenschreibern.

Gleichwie es bey den Aegyptiern und Lacedämoniern Sitte war, führte Ollanch Fodhla auch die bis auf die spätesten Zeiten herabgekommene Erblichkeit der Aemter, Künste und Gewerbe in den Familien ein, welches eine Folge des bey allen Völkern des Orients vorherrschenden Stabilitätsprinzipes war. Zu den wichtigsten dieser erblichen Aemter gehörten die der Herolde, der praktischen Aerzte, der Barden und der Musiker. Diesen wies Ollanch Fodhla Ländereyen an, und gründete zugleich eine öffentliche Schule zu Tara, welche späterhin unter dem Namen Mur-Ollam-ham oder Colleginm der Gelehrten berühmt wurde.

So viel sich auch mit Recht gegen diese Erblichkeit, besonders in Bezug auf Künste und Wissenschaften, einwenden läßt, namentlich wenn sie als feststehendes Prinzip erscheint, so kann doch andrerseits nicht übersehen werden, daß sie auch ihre guten Seiten hatte, indem sie durch Forterbung der früheren Erfahrungen und Forschungen von einer Generation zu der andern in gewisser Hinsicht eine Art von Communität bildete, wodurch in manchem Betrachte dasjenige ersetzt werden konnte, was in späteren Zeiten die gelehrteren geistlichen Orden zu so großen und unsterblich gewordenen Leistungen vermocht hat.

Von Ollanch Fodhla kommt der Verfasser, mit Uebergehung von einigen dreyßig Königen (nach O'Flaherty fünf und dreyßig), sogleich auf den bereits oben erwähnten Kimbaoth (oder Kimbaith), oder die Erbauung des herrlichen Pallastes der Fürsten von Ulster, Ermania, wonach sie hinfüro Könige von Ermania heißen *). Von diesem Zeitpunkte soll,

*) Aus der ganzen Reihe der 35 Könige, welche O'Flaherty a. a. O. Cap. XXXI bis XXXVI aufzählt, ist nichts besonders Merkwürdiges anzuführen, als etwa, daß Sednå Innaradh zuerst den Sold für die Krieger eingeführt; Enny der Rothe zuerst Silbermünzen mit dem Bildnisse geprägt haben, und daß nach den bardischen Geschichtschreibern von allen diesen Königen nur drey eines natürlichen Todes gestorben seyn sollen.

wie wir gesehen haben, die Morgendämmerung der irischen Geschichte ihren Anfang nehmen.

In der Nähe des Pallastes Ermania stand die Wohnung der von den Barden hoch besungenen Ritter vom rothen Zweige.

Von den Nachfolgern des Kimbaoth (nämlich Macha, die einzige Frau, welche den hibernischen Thron inne gehabt; und Reactus, welcher Einfälle in Britannien gemacht) nennt der Verfasser den Hugony den Großen. Dieser König, welcher mehrere Eroberungen im westlichen Europa gemacht haben soll, hat die Pentarchie in Irland abgeschafft, und das Land in fünf und zwanzig kleinere Dynastien getheilt, welche dem königlichen Throne zinsbar waren. Wie O'Flaherty erzählt, hatte Hugony mit seiner Gemahlin Cäsarea, einer Heldin ex gente Gallorum, fünf und zwanzig Kinder, welche er an die Spitze jener fünf und zwanzig Landestheile stellte. Die früheren vier Provinzialkönige nöthigte er, auf ihr Erbfolgerecht zu Gunsten seiner Familie zu verzichten, und ließ sie »bey allen sichtbaren und unsichtbaren Dingen schwören,« nie aus einer andern Familie einen obersten Herrscher anzunehmen. Hierdurch befreyte er sich von der Eifersucht des Provinzial-Königthums, und begründete zugleich eine aristokratische Gewalt. Es dauerte diese Einrichtung ungefähr bis zum Anfang unserer Zeitrechnung, wo sie unter Achaj Fedloch mit der alten Form wieder vertauscht wurde.

Nach Hugony folgten bis auf Conary d. Gr., in einem von den Barden auf dreyhundert Jahre berechneten Zeitraume wiederum dreyßig Könige, von denen wenig zu erzählen ist *). Die Regierungsjahre des Conary werden als äußerst glückselig, ruhig, friedlich, fruchtbar und heiter geschildert. O'Flaherty bringt dieses (a. a. O. cap. XLV) auf eine sehr zarte und liebenswürdige Weise mit der Geburt des Weltheilandes in Verbindung, in deren Zeitalter die Regierung jenes Monarchen gesetzt wird. Nach den vielen bis dahin Statt gehabten Stürmen, sagt er, wäre es gewissermaßen nur die Zusammenstellung der Zeiten, welche den, jene Herrlichkeit schildernden Schriftstellern Glauben verschaffen könnte, »indem es nicht zu verwundern schiene, daß diese Tage vor allen andern höchst glückselig gewesen wären, in welchen der Elemente Erschaffer und der Verleiher aller Güter von der Kindheit bis zum Tode mit uns gemeinschaftliche Luft genießend (vescens), in menschlicher Gestalt die Länder durchwanderte, und bey dem Scheine goldener Dämmerung

*) Die Namen derselben s. bey O'Flaherty a. a. O.

des christlichen Glaubens die Botschaft des Evangeliums durch die Predigten der Apostel aller Orten sich verbreitete.«

Unter der, wie man sagt, sechzigjährigen Regierung Conary's des Großen leuchtet bey den Chronikenschreibern vorzüglich der Name des jungen Helden Cuchullin (oder Cucul-land) hervor, dessen in seinem kräftigsten Lebensalter (sieben und zwanzigsten Jahre) und in der Mitte seiner ruhmvollen Laufbahn erfolgter Tod nach ihren Berichten im zweyten Jahre Christi Statt gefunden hat. Den Ruhm dieses irischen Kriegers, sagt der Verfasser, haben die Leser der neuern Zeit aus jenem glänzenden Gewebe von Dichtung und Fälschung kennen gelernt, welches der Welt als Ossian's Gedichte dargeboten wurde, und worin derselbe in einem jener kühnen, in diesem Werke häufig vorkommenden Fluge des Anachronismus mit dem Dichter und Helden Oisin, der erst um die Mitte des dritten Jahrhunderts geblüht hat, zusammengestellt wird.

Cuchullin gehörte, nebst seinem Vetter Conal-Cearnach und andern Helden, zu den Rittern vom rothen Zweige, und ward besonders berühmt in dem siebenjährigen Kriege zwischen Connaught und Ulster, Tain-bo-Cuailgen genannt, von einem Viehraube, den die Leute der Königin Maud von Connaugt zu Cuailgen in der Grafschaft Louth verübt hatten, und welcher die Ursache eines Krieges war, der so vielen Stoff zu Erzählungen und Romanen geliefert hat.

Cuchullin focht auf Seiten Conquovar's, Königs von Ulster, welcher sich dadurch noch besonders berühmt gemacht hat, daß er sich der Barden annahm, als das Volk, um der vielen Mißbräuche willen, welche sich allmälich in ihre Gewalten eingeschlichen, sie zu vertreiben drohte. Er brachte bey ihnen Reformen zu Stande, die ihnen die Gunst des Volkes wieder zuwendeten, und um für die Zukunft ihren gerichtlichen Entscheidungen eine festere Norm zu geben, veranstaltete er unter der Aufsicht Forchere's und einiger anderer Dichter eine Sammlung der alten Gesetze, welche ihre staunenden Zeitgenossen unter dem Namen Beathe Neimid oder himmlische Urtheile empfingen.

Unter diesem Conquovarus soll auch das erste Gerücht von dem Leiden und Sterben Jesu Christi nach Irland gekommen seyn, und auf diesen König einen solchen Eindruck gemacht haben, daß er, von Sinnen gekommen, sein Leben in einem Walde endete, gegen die Bäume streitend, als wären sie die jüdischen Peiniger des Herrn. Auf diese Weise soll er in hohem Alter sein Leben bis zum funfzehnten Jahre nach dem Leiden Jesu Christi hingeschleppt haben.

Mit dem Eintritte in die christliche Zeitrechnung gewinnt die Geschichte Irlands an nöthiger Sicherheit, theils weil man jener Periode näher kömmt, bis zu welcher die authentischen Annalen des Landes hinaufweisen, theils weil die römischen Nachrichten über Britannien, wenigstens von ferne her, einiges Licht über die Schwesterinsel verbreiten. Es war unter der Regierung des irischen Königs Crimthan (Nianair), oder nach Andern unter der seines Nachfolgers (Carbreus Feliceps), wo Agrikola seine siegreichen Unternehmungen in Britannien verfolgte; und die bloße (bereits oben erwähnte) Angabe des Tacitus z. B., sagt der Verfasser, daß zur Zeit, als er schrieb, die Gewässer und Häfen Irlands in Folge des Handels und der Schiffahrt besser bekannt waren, als jene Britanniens *), eröffnet einen solchen Rückblick in die frühere Geschichte, daß, in Verbindung mit ähnlichen, aus anderen Schriften des Alterthums hervorscheinenden Lichtfunken, die Ansprüche der Insel auf frühe Civilisation glaublich gemacht, und sogar manches Großsprecherische in ihren Annalen gerechtfertigt werden dürfte.

Daneben klagt der Verfasser indessen über die Aufschlüsse, welche derselbe Historiograph über die innere Politik Irlands liefert. Alles, sagt der Verfasser, was er uns darüber berichtet, ist von trauriger Wichtigkeit, indem es uns zeigt, wie frühe die Irländer durch innere Zerwürfnisse berühmt geworden waren, und wie frühe diejenigen, in deren Interesse es lag, sie zu schwächen, ihre Zwistigkeiten zu benutzen gelernt hatten.

Indem wir uns jedoch vorbehalten, in die nunmehr heller werdende Geschichte Irlands in einem noch folgenden Aufsatze näher einzudringen, glauben wir hier, gewissermaßen an der Gränzscheide der Mythe und Historie, einen schicklichen Ruhepunkt gefunden zu haben, und brechen daher unsere kritische Berichterstattung bey dem Anfange der christlichen Zeitrechnung ab.

H.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Tacit. Agricol. cap. 24.

Art. IX. Reise zum Ararat, von Dr. F. Parrot. Zwey Theile. Berlin 1834, bey Haude und Spener.

Wie das Buch selbst, so soll auch die Anzeige desselben, ohne Vorrede und Einleitung, sogleich zur Sache selbst übergehen. Am Ende wird das Werk seinen Meister loben oder tadeln, und an seinen Früchten wird man seinen Werth erkennen.— Es zerfällt in zwey Abtheilungen, deren erste die eigentliche Reisebeschreibung und die zweyte die damit verbundenen wissenschaftlichen Abhandlungen enthält.

Die Reise ging im März 1829 von Dorpat über Moskau, Orel, Charkow und Neu-Tscherkask im donischen Kosakenlande an der nördlichsten Spitze des schwarzen Meeres. Von da ging es dem Flusse Manetsch entlang bis an das östliche Ende des Manetsch-Sees, dann südlich nach Mosdok, Wladikavkas und Tiflis, von wo sie der Weg über Erivan und das Kloster Etschmiadsin an den Berg Ararat führte, auf dem die Reisenden im September ankamen und bis Ende October verweilten, wo sie dann wieder über Tiflis durch Imereti und Mingreli auf ihrem Rückwege Kaleh und Poti an dem östlichsten Ufer des schwarzen Meeres besuchten, von da über Kobi, Grosnaja und Kislar am kaspischen Meere nach Astrachan kamen, und am 1. März 1830 wieder die Heimat begrüßten. Die Reisegefährten Parrot's waren vier junge Studierende aus Dorpat, Fedorov, Adlerskron, Hehn und Schiemann, die ihm, wie wir sehen werden, auf seinem Zuge gute Dienste leisteten.

Der Ararat ist, seit dem Frieden von Turkmantschai (10. Februar 1828), der Markstein der russischen Gränze gegen die Türkey und Persien. Der Verf. benützte die Zeit, wo eben die russischen Truppen jene Gegenden von den räuberischen Kurden, auf eine Weile wenigstens, gereinigt hatten, und er machte die Reise auf eigene Kosten, so wie auch seine Begleiter, von welchen bloß Fedorov einige astronomische und meteorologische Instrumente von der Regierung erhielt. Hehn suchte diese Reise zum Besten der Botanik und Schiemann zum Vortheile der Zoologie zu benützen. Doch wurden am Ende der Unternehmung allen die Kosten der Reise durch Geld und ehrenvolle Geschenke mehr als vergütet. An Instrumenten wurde mitgenommen ein Reichenbachscher Theodolit, zwey Chronometer, ein Pendel-Apparat, eine Declinations- und Inclinations-Nadel, drey Reisebarometer und eine feine Wage. Die Anschaffung dieser Werkzeuge verspätete die Abreise, und so kamen sie erst in der heißen Jahreszeit an den Ort ihrer Bestimmung, wo die Sonnenhitze alles ausgetrocknet hatte, und besonders von dem Pflanzenreiche nur eine spärliche Ernte erlaubte.

Der erste interessante Theil dieser Reise fällt in die Gegenden, die der Fluß Manetsch bewässert. Er entspringt in der Nähe der westlichen Ufer des kaspischen Meeres, mitten zwischen Astrachan und Kislar, und zieht von da westlich bis an das schwarze Meer, in welches er bey Asov, gegenüber von Taganrok, sich ergießt. Die Gegenden um diesen Fluß sind vorzüglich von Kalmücken bewohnt, aber auch christliche Armenier ziehen nomadisch in den weiten Flächen herum, und selbst an Kosaken fehlt es nicht, da das eigentliche Land der donischen Kosaken nördlich an diese Gegenden gränzt. Der Verf. hatte sich es hier zum Hauptzweck gemacht, das Gefälle dieses Flusses zu bestimmen, daher einer seiner Gefährten mit einem Barometer zwey bis drey deutsche Meilen dem Flusse entlang vorauszog, während er selbst zu gleicher Zeit an seinem Orte dieses Instrument gebrauchte, um dadurch die alte Meinung zu bestätigen oder zu widerlegen, daß das kaspische und das schwarze Meer in der Vorzeit nur ein einziger See gewesen seyn soll. Wir werden von den Resultaten dieser barometrischen Beobachtungen später sprechen, und verweilen jetzt nur mit dem Verfasser einige Augenblicke bey den Kalmücken, die ihrem Nomadenleben mit einer Art von Lust anhängen, da sie doch jetzt nicht mehr, wie wohl früher, dazu gezwungen sind, sondern vielmehr von ihren Nachbarn täglich Aufforderungen erhalten, auch ihr eigenes Leben bequemer einzurichten. So sehr sind sie durch Gewohnheit in diese Lebensart verliebt, daß eine Aenderung derselben sich nicht einmal mit den Grundsätzen ihrer Religion vertragen würde. Das Hauptgeräthe des Hauses ist dem Kalmücken sein Haus selbst, das auf einem leichten Wagen transportirt, und in der Zeit von einer Stunde herabgenommen und auf irgend einer Stelle bewohnbar aufgegestellt werden kann. Ihr vorzüglichstes Getränke ist der Branntwein, aus Milch durch einfache Destillation gezogen, und von Tag zu Tag in der erforderlichen Menge bereitet. Gesäuerte Pferdemilch wird im Sommer zur Kühlung getrunken, und gekäste Milch, auf Filzdecken an der Sonne getrocknet, dient statt des Brotes, und wird für den kommenden Winter bewahrt. Ihre Speisen sind, etwa den schlechten Thee ausgenommen, den sie aus den nördlichen Provinzen von China beziehen, sämmtlich aus dem Thierreiche; denn das wenige Mehl, welches sie in ihrer Haushaltung verbrauchen, erhalten sie durch theuren Tausch von den benachbarten Russen. Wurzel, Kräuter und Früchte kennen sie kaum als Nahrungsmittel, und doch gehören sie zu den sanftesten und friedliebendsten Menschen der Erde. Die Häute ihrer Thiere gärben sie sehr einfach mit saurer Milch und Kalk. Leinwand aber, Tuch oder Baumwollenzeuge verschafft sich der wohl-

habendere Kalmück bloß durch Tauschhandel mit den Nachbarn, indem er ihnen für diese Waaren seine Pferde und Kamehle anbietet. — Sie bekennen sich zu der Religion des Budda, die in Indien entstanden, aber von da durch die braminische Lehre verdrängt, nach Tibet und der Mongoley übergegangen ist. Nach Budda'scher Lehre ist Gott mit der Welt wesentlich Eins, und steht nicht über ihr, so wie er auch nicht vor ihr bestand, sondern beyde sind aus dem unermeßlichen Raume zugleich hervorgegangen. Alle lebenden Wesen gehen durch mannigfaltige Metamorphosen einer stetigen Vollkommenheit entgegen, wenn sie anders nicht darin durch fremden Einfluß gehindert werden, und das Höchste, was sie zu erreichen haben, ist die Stufe des Budda selbst. Diese Seelenwanderung wird als ein Leben auf dem unermeßlichen stillen Weltmeere gedacht, an dessen Gestaden nur der vollendete Budda Ruhe findet. Doch ist alles dieß mehr Sache ihrer Priester; das Volk selbst modificirt sich diese Ansichten nach seinem Bedürfniß, und vergebens sucht man unter dem letzteren nach festen oder auch nur allgemein angenommenen Principien. Religiöser Unterricht fehlt gänzlich, selbst Priester und dem Gottesdienst gewidmete Orte sind oft auf großen Strecken nicht zu finden, sondern bloß da, wo sich eben ein sogenanntes Kloster befindet. In diesen Klöstern vereinigen sich die daselbst wohnenden Priester an Festtagen zum Gebete, das von gellenden Pfeifen, Trompeten und Trommeln begleitet wird. Das Volk nimmt daran keinen Theil, auch fehlt der Raum in der engen Stube dazu. Es begnügt sich, zu wissen, daß jene für sie alle beten, und kennt eigentlich den Unterschied zwischen Sonn- und Arbeitstag gar nicht. Es ist ihm genug, bey jeder wichtigeren Angelegenheit seines Lebens die Formel: omma nibad maechum herzusagen, von der die meisten selbst nicht recht wissen, was sie eigentlich bedeutet.

Oestlich von Andrejevka breitet sich der Manetsch-Fluß sehr aus, und bildet mehrere große Seen, von welchen die meisten viel Salz enthalten. In den Sommermonaten bedeckt sich das Wasser dieser Seen mit einer zolldicken Salzkruste, die mit Schaufeln in Böte gesammelt, am Ufer angehäuft und mit Schilf bedeckt wird, bis man es abholt. Diese Kruste ist offenbar die bloße Folge der durch die Sommerwärme vermehrten Ausdünstung des Wassers. Auch sind diese Seen alle so seicht, daß sie gleichsam als Pfannen von sehr großer Ausdehnung betrachtet werden können, in welchen das Salzwasser durch Erwärmung sehr leicht den nöthigen Grad der Concentration annehmen kann, um das Salz auszuscheiden.

In Wladikavkas (die Russen sprechen Kavkas statt Kaukas

oder Kaukasus) kam der Verfasser mit dem Prinzen Chosref-Mirza zusammen, einem von den 380 Kindern und Großkindern des jetzt regierenden Schahs von Persien, Fet-Ali. Der letzte hat gegenwärtig 86 Söhne und 53 Töchter, von welchen viele schon wieder verheiratet sind, und zahlreiche Nachkommenschaft haben. Fet-Ali hatte mehrmals in seinem Leben die Freude, wie er selbst es nennt, seine Familie in einer einzigen Woche um zwanzig neue Glieder vermehrt zu sehen.

Bey Kobi hat man bereits die bedeutende Höhe von 7530 Par. Fuß über dem Meere erreicht. Dieß ist ein Hauptpunkt der langen kaukasischen Gebirgskette, die sich zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, von Anapa bis Baku, hinzieht.

Tiflis ist der Hauptort der transkaukasischen Besitzungen der Russen. Diese Stadt könnte durch ihre örtliche Lage einer der reizendsten Puncte der Erde seyn, aber sie ist wasserarm, ohne Fluß, und auf der Südseite von einem Halbkreise nackter Berge umgeben, durch welche die ohnehin schon glühende Sonnenhitze noch sehr vermehrt wird. Die Luft in Tiflis, zur Zeit des höchsten Sommers, gleicht der eines Glühofens, und sie ist wohl die vorzüglichste Ursache der gallichten Krankheiten, die hier zu Hause zu seyn scheinen. Der Menschenschlag in und um Tiflis und überhaupt in ganz Georgien ist bey beyden Geschlechtern äußerst schön, aber diese wunderschönen Menschen sind auch ganz entsetzlich faul. Sparsamkeit, Reinlichkeit, industrielle Thätigkeit, weibliche Sitte, Ordnungsliebe und andere ähnliche Dinge sind ihnen beynahe gänzlich fremd. Die Feld- und Ackergeräthe sind noch so unvollkommen wie vor Jahrtausenden; bessere Mühlen sind unbekannt, so daß das feine Mehl aus Rußland eingeführt werden muß; ihr Fuhrwerk ist roh und ungeschickt, wie in dem gerühmten goldenen Zeitalter; die Weiber schminken sich auf das unmäßigste; die Männer scheren ihr ganzes Kopfhaar glatt ab, und tragen dafür, selbst mitten in ihrem heißen Sommer, große Pelzmützen; beyde besuchen täglich ihre heißen Schwefelbäder, und beyde lieben den Wein über alle Güter der Erde u. s. w. Vieles mögen zu diesen Umständen die ewigen Kriege beygetragen haben, unter welchen dieses Volk seit mehr als anderthalb Jahrtausenden zu leiden hatte. Die alten Römer, die griechischen Kaiser, die Araber, Chingis-Chan, Tamerlan, Türken und Perser tummelten sich hier herum, und ließen keine Kultur aufkommen. Die Kunst zu lesen und zu schreiben ist in diesem unglücklichen Lande, das doch so glücklich seyn könnte, nur das Eigenthum weniger Auserwählten, und was man auch, besonders von russischer Seite, zur Beförderung der Kultur und Industrie ver-

sucht hat, alles scheiterte an alten Vorurtheilen und an der Indolenz der Einwohner.

In Tiflis mußte übrigens der Verf. länger verweilen, weil in Erivan (dem alten Erzerum) die morgenländische Pest ausgebrochen war. Er benützte diese Zeit von nahe drey Monaten zu astronomischen und andern Beobachtungen, zu Ausflügen in die Umgegend u. dgl. Man fand die nördl. Breite des Thurmes der Kathedralkirche zu Tiflis 41° 41′, und die Länge von Ferro 62° 34′. Die Neigung der Magnetnadel war 55° 31′, und die westliche Abweichung derselben 3° 47′. Besonders merkwürdig erschien ihm die Regelmäßigkeit der Witterung in diesen Gegenden. Im May wird die Wärme und Trockenheit der Luft schon lästig, in den folgenden Monaten bis zum August steigert sie sich beynahe bis zum Unerträglichen. Im July und August bleibt alles, was kann, von 9 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends zu Hause, verschließt die Fenster, und besprengt den Boden mit Wasser, um nicht vor Hitze zu verschmachten. In Bengalen, wo diese Noth wohl noch in einem höheren Grade herrscht, besteckt man die offenen Fenster mit grünem Laubholz, welches durch seine Verdunstung eine Abkühlung von 5 bis 6 Grad Réaum. bewirken soll. Aber hier ist dieses Mittel unanwendbar, da es kein Laubholz in der Gegend gibt. Uebrigens scheinen die flachen und ebenen Dächer der Häuser, wie sie im ganzen Orient und auch hier schon gefunden werden, ein gar treffliches Abkühlungsmittel zu seyn. Sie bestehen bekanntlich nur aus einer rohen horizontalen Schichte von Erde oder Thon, deren Dicke etwa 1 bis 1½ Fuß beträgt. Diese Dächer ziehen die Feuchtigkeit des Regens und selbst die des Nachtthaues stark an, und lassen sie bey Tage wieder verdunsten, wodurch eine sehr beträchtliche Abkühlung in den Wohnungen entsteht, während im Gegentheil unter unseren gewöhnlichen europäischen Dächern eine wahre Reverberirhitze erzeugt wird. Jener Vortheil wird noch dadurch vermehrt, daß diese flachen orientalischen Söller gewöhnlich mit Kräutern dicht bewachsen sind, abgerechnet die köstlichen Abende, die man auf ihnen im Kreise seiner Familie und seiner Freunde zuzubringen, und auch wohl die ganze Nacht daselbst im sanften Schlafe zu verträumen pflegt.

Die größte Hitze, die der Verf. in Tiflis fand, betrug 30⁴⁄₁₀ Grad R. am 28. Julius. Aber nicht sowohl diese große Hitze, als vielmehr das geringe Nachlassen derselben zur Nachtzeit macht den Sommer daselbst so beschwerlich. Um 10 Uhr Abends findet man noch oft 23 bis 25° R., und selbst um Mitternacht 20 bis 21. Die höchste Temperatur des Tages fällt nicht, wie wohl sonst an andern Orten, auf 2 Uhr, sondern zwischen 5 und 6 Uhr des

Abends, und von da fällt sie wieder bis sechs Uhr Morgens, im höchsten Sommer nämlich, da diese Epochen mit den Jahreszeiten offenbar sich ändern müssen. — Eben so regelmäßig zeigte sich der tägliche Gang des Barometers. Im hohen Sommer steigt dasselbe ohne Ausnahme von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends um $1^4/_{10}$ Linien, wo es dann wieder bis 6 Uhr Morgens eben so regelmäßig fällt, so regelmäßig, daß der Verf., wenn gleich nur scherzweise, seinen Freunden öfter die Uhrzeit, die eben Statt haben mußte, am Barometer abgelesen hatte.

In Georgien wird der Wein nicht in Fässern, die man dort nicht kennt, sondern in Krügen und, nach Art der Alten, in Schläuchen aufbewahrt, welche letztere aus Thierhäuten verfertigt werden. Man sieht hier, nicht ohne Befremden, in den Vorrathshäusern und selbst auf den Straßen der Stadt Schafe, Ziegen und selbst Ochsen und Pferde liegen, die im Innern ganz hohl, durchaus, auch Hals und Füße nicht ausgenommen, mit Wein angefüllt sind; aber bald findet es der fremde Reisende sehr bequem, ein solches Weinzickelchen, das nur einige Bouteillen enthält, mit sich zu nehmen, und sich davon bey der großen Sonnenhitze zu laben. Der Georgier selbst aber begnügt sich mit einem solchen Antheil wohl nur selten. Am gewöhnlichsten wird der Wein in Krügen verkauft, sogenannten Tungen, deren jeder fünf unserer gewöhnlichen Bouteillen hat, und, da der Wein wohlfeil und beliebt ist, so ist es nichts seltenes, daß ein Mann täglich zwey solcher Krüge zu sich nimmt, ohne deßhalb für unmäßig angesehen zu werden.

S. 58 u. f. gibt der Verf. die Beschreibung der Ackerbaugeräthe mit Abbildungen, die manches von dem bey uns Bekannten Abweichendes enthalten, aber hier ohne Umständlichkeit nicht gut mitgetheilt werden können. Wir bemerken bloß, daß er dieselben Barometerbeobachtungen, die er oben an dem Flusse Manetsch angestellt hatte, auch von Tiflis bis zu dem Berge Ararat fortsetzte. Sein Zweck war nämlich, die Höhe des letztern Berges über der Meeresfläche zu erhalten, wozu er die Barometerhöhe auf diesem Berge, die zwischen ihm und Tiflis, und endlich eine ähnliche Kette von Beobachtungen zwischen Tiflis und dem Meeresufer benützen wollte.

Achtzig Werste von Tiflis, also südlich von dem Hauptzuge des Kaukasus, fängt ein System von weniger ausgebreiteten, unter sich gleichsam isolirten Gebirgsreihen an, zu deren einer der Ararat gehört. Auf dem Wege von Tiflis zum Ararat überstieg er den Berg Agiböuk, der 5460 Par. Fuß Höhe über dem Meere hat, dann den Besobdal von 6268 Fuß, und den Pambak von 7355 Fuß, mit welchem letzten der in der ganzen Gegend

ausgezeichnete Berg Alaghe's, von 12870 Fuß Höhe, in Verbindung steht, der auf seiner Nordseite bereits beständigen Schnee trägt. Jenseits dieses Berges erblickt man zuerst den Ararat. Von hier ging sein Weg zunächst nach dem Kloster Etschmiadsin, nur eine d. Meile westlich von der Stadt Erivan, und etwa sieben Meilen nördlich vom Ararat, mit dem es nahe in demselben Meridian liegt. Man sieht hier, da die Gegend, wenigstens zwischen den Bergen, sehr fruchtbar ist, viele Dörfer und armenische Klöster, auch manche Ruine von alten Burgen, zum Zeichen der frühern guten Bevölkerung des Landes. Zwischen dem Kloster und Etschmiadsin liegt das breite Thal, in welchem der schon in der Vorzeit berühmte Fluß Araxes sich dem kaspischen Meere zuwälzt, in das er sich, nachdem er sich mit dem Kur vereinigt hat, bey Salian ergießt.

Das Kloster Etschmiadsin, zu dem viele Nebenklöster und Dörfer gehören, ist wohl das berühmteste Kloster der Erde. Es ist der Sitz des armenischen höchsten Priesters oder des Patriarchen, des heiligen Synods und der ganzen hohen Geistlichkeit der armenischen Confession. Es ist der Mittelpunct, von dem die Strahlen dieses Glaubens ausgehen, und welchem wieder aus allen Punkten der Erde, wohin er sich verbreitet hat, die Früchte der Dankbarkeit und der Verehrung in solchem Maße zuströmen, daß der Reichthum und der Glanz dieses obersten geistlichen Sitzes dem des päpstlichen Stuhles gegenüber wohl in Ehren bestehen würde, wenn die Machthaber Persiens sich diese Fundgrube nicht von jeher zu Nutze gemacht hätten, um daraus theils regelmäßige, theils von Umständen und Launen eingegebene Erpressungen zu holen. Man ließ sich dieß gefallen, weil man mußte, und weil dafür der armenische Glauben neben dem Islam eine Duldung erfuhr, die er in den türkischen Provinzen Kleinasiens lange nicht in diesem Grade hat. Auch sind die Armenier, dieser Gegend wenigstens, wieder so gescheidt, daß sie in ihrem Anzuge und in ihrem ganzen äußeren Benehmen sich ganz den Türken und Persern fügen, so daß man sie kaum mehr von einander unterscheiden kann, während sie in den eigentlich türkischen Provinzen zu dieser Conformität gezwungen werden. Die Perser sind überhaupt viel toleranter, als die Türken. Der gegenwärtige persische Befehlshaber sorgt selbst dafür, daß die christlichen Kirchen in gutem Stande erhalten werden, und Schah Abas wohnte öfter dem armenischen Gottesdienste mit vieler Andacht bey, und hing selbst in der Hauptkirche eine kostbare Lampe zu seinem Angedenken auf. Schon der berühmte Reisende Tavernier (dessen Reisebeschreibung mit noch fünf andern i. J. 1681 zu Genf

herunskam) bemerkte diesen großen Unterschied in der Toleranz bey den Persern und Türken.

Die Gegend um das Kloster ist öde, aller Baumvegetation beraubt, und schon im ersten Sommer ist alles von der Sonnenhitze verdorrt. Bäume werden nur um die Klöster gepflanzt. Gegenstände des Feldbaues sind hier die Baumwolle, der Ricinus, seines Oeles wegen, Melonen, Tabak und Reis, an den Ufern der Bäche etwas Getreide. Die Häuser sind von Lehmerde, ihre Dächer flach, die Fenster nur kleine Löcher, und diese größtentheils nach der Hofseite gewendet. Böse Hunde wehren jedem Fremden den Zutritt in die Dörfer, deren Anblick für den Ankommenden nichts Anziehendes enthält. Es ist schwer zu erklären, warum man den Hauptsitz der armenischen Christenheit in eine solche öde, unfruchtbare und traurige Gegend verlegt hat. Allgemein wird hier angenommen, daß der Erlöser, nach seiner Himmelfahrt, sich an diesem Orte, wo jetzt die Hauptkirche des Klosters steht, herabgelassen, und dem h. Gregor, dem Erleuchter des armenischen Volks, aufgetragen habe, hier einen Tempel zu erbauen. Etschmiadsin heißt daher noch in der armenischen Sprache »Niederlassung des Eingebornen.« Man setzt die Gründung dieses Klosters in das Ende des dritten Jahrhunderts. Die Tataren aber nennen dieses Kloster Utsch-Kilissa, d. h. Kloster der Drey, womit sie wahrscheinlich auf die Dreyeinigkeit anspielen, da sie mehrere christliche Kirchen eben so nennen.

Die Aufnahme unseres Reisenden in Etschmiadsin war die gastfreundlichste, die er nur wünschen konnte. Auch Tavernier vor 150 Jahren rühmte schon die edle Hospitalität dieser Mönche. Eine umständliche Beschreibung desselben mit einer angemessenen Zeichnung gibt dem Leser einen lebhaften Eindruck des Ganzen, so daß er alles gleichsam vor seinen Augen liegen sieht. Eben so lebhaft wird der öffentliche Gottesdienst in der Kirche und der erste Besuch bey dem Patriarchen geschildert. Dieser führt eigentlich den Titel: Katholikos, während von den Armeniern selbst der geringere Name Patriarch nur den Erzbischöfen zu Jerusalem und Konstantinopel beygelegt wird. Der gegenwärtige war ein Mann von 93 Jahren, und hatte in früheren Zeiten viele Reisen nach Indien, Persien u. s. gemacht. Er wurde als ein gebildeter Mann von offener Rechtlichkeit gerühmt. Aber der Verf. fand bey den meisten dieser Herren Mißtrauen und Zurückhaltung an der Stelle jener Tugend, was wohl eine Folge der traurigen Lage seyn mag, in welcher das Kloster seit so vielen Jahrhunderten unter oft sehr rauhen Herren und unter beständigen Kriegsunruhen geschwebt hat. Andere europäische Sprachen, als die russische, wurden in dem Kloster von Niemand gesprochen, und

auch russisch sprechen nur drey sehr unvollkommen. Dieß ist wohl die Folge des eingezogenen Lebens dieser Mönche, von welchen die meisten, ihr ganzes Leben durch, die Mauern ihres Klosters nicht verlassen. Aber auch die alten Sprachen, Griechisch und Latein, sind hier eben so gänzlich unbekannt. Und doch ist ihre Bibliothek voll von griechischen und römischen Klassikern, und doch haben sie, sollte man denken, Langeweile genug, um wenigstens aus diesem Grunde zuweilen zu jenen Büchern zu fliehen. Ueberhaupt fand der Verf. von irgend einer wissenschaftlichen Tendenz der Bewohner dieser Mauern auch nicht die geringste Spur. Er erkundigte sich über die Quellen der Geschichte des armenischen Volkes, und hörte, daß man in dieser Beziehung das Werk des Agathangágos aus dem dritten Jahrhundert und das des Moses von Chorene aus einer viel spätern Zeit vorzüglich hochschätzt. Die Geschichte der Bekehrung des armenischen Volkes zum Christenthume wird hier aus diesen Chronikenschreibern umständlich mitgetheilt. Traurig ist es, wie auch in diese weitverzweigte christliche Kirche früh schon Spaltungen eingerissen sind, die noch bis auf unsere Zeiten fortwuchern. So besteht ein eigener, zweyter Katholikos zu Sis in Cilicien, und ein dritter auf der Insel Achthamor im See Wan, der schon seit 700 Jahren dort regiert. Ein großer Theil der Geistlichkeit und der Layen Armeniens hat sich sogar ganz dem katholischen Glauben ergeben, wozu, wie unser Verf. S. 99 erzählt, vor etwa 100 Jahren ein Mann, Namens Warthabed Mechitar, Veranlassung gegeben haben soll. Er war von dem redlichen Bestreben beseelt, Wissenschaft, gute Sitten und Religiösität unter dem Volke einheimisch zu machen. Da er aber in seinem Unternehmen zu viel Widerstand von der übrigen armenischen Geistlichkeit erfuhr, so warf er sich dem Papst in die Arme, der ihn auch unter der Bedingung aufnahm, daß er die Artikel, in welchen die katholische von der armenischen Kirche abwich, aufgeben sollte. Er brachte dieses Opfer, und wurde anfangs in dem Benedictinerkloster in Morea aufgenommen. Als später die Republik Venedig dem Benedictinerorden die Insel St. Lazarus schenkte, wurde auch er hieher berufen. Obschon er hier seinem Volke in Armenien nicht mehr auf die Weise, wie er früher gewünscht hatte, helfen konnte, so blieb ihm doch immer ein großes Verdienst um dasselbe, das auch von der sogenannten orthodoxen Geistlichkeit in Etschmiadsin allgemein anerkannt wird. Er gründete nämlich auf dieser Insel St. Lazarus eine eigene, große und sehr wohl eingerichtete Druckerey, in welcher sehr viele nützliche Bücher in armenischer Sprache gedruckt, und dann nach Armenien versendet werden. Die ganze armenische Kirche Kleinasiens wird mit diesen Büchern

reichlich versorgt, und darunter sind nicht bloß erbauliche, sondern auch viele rein wissenschaftliche. Die Congregation der Mechitaristen fährt bis auf den heutigen Tag fort, diesen äußerst wohlthätigen Einfluß auf ihr Stammland auszuüben. So weit der Verfasser. Was er noch weiter über diesen Gegenstand sagt, wird der Leser am besten selbst S. 100 u. f. nachlesen können. Nur gestehen wir, nicht einzusehen, wie nach dieser Beschreibung der innern Organisation und der äußern Stellung des berühmten Klosters der Chef desselben mit dem des Vaticans in Eine Reihe gestellt werden konnte. Der Verf. wurde bey dem ersten Anblicke desselben von einer Begeisterung ergriffen, die wohl auf gutem historischen Grunde ruhte, aber bald durch Gefühle anderer Art umgestimmt wurde. Er nahte sich, wie er sagt, diesem altergrauen und weltberühmten Kloster während eines fürchterlichen Ungewitters, wo alles, Menschen und Thiere, die Straße und das freye Feld verließ, um unter irgend einem Obdache Schutz zu suchen, während er, von dem, was außer ihm vorging, nichts empfindend, und von dem über ihm brüllenden Donner nichts hörend, sich bloß den Eindrücken der vor ihm ausgebreiteten Landschaft und den tiefen Gedanken an eine alte, vielbewegte Zeit voller welthistorischer Ereignisse schwelgerisch überließ. »Konnte ich auch anders?« setzt er hinzu. »War ich nicht am »Fuße des Ararat, des heiligen Noahberges, auf dessen dürrem »Boden noch jetzt unverkennbare Spuren von jenen Fluthen zeu»gen, welche einst, zur Erhaltung des Menschengeschlechts, sich »von seinem himmelanstrebenden Gipfel herabstürzten?« (Wird uns der Verf. diese unverkennbaren Spuren jenes Ereignisses in der That an dem Ararat nachweisen?) »Befand ich mich nicht,« fährt er weiter fort, »in dem Thale des Araxes, zu dessen Ufern »einst Hannibal flüchtete, nachdem er in Italiens Fluren das »Uebermaß seiner Kühnheit gebüßt hatte?« (Demnach war Hannibal bloß ein verwegener Abenteurer?) »War ich nicht in der »Nähe des ehemaligen Artaxata, der großen und reichen Haupt»stadt des alten Armeniens, wo Tiridates, der Parthe, die in »Rom empfangene Königskrone trug, und die ersten, spärlich »ausgestreuten Keime des Christenthums zu ersticken bemüht war, »bis er selbst, am Ende seines Lebens, von Gregor dem Erleuch»ter, den Schatz des christlichen Glaubens in sich aufnahm? »Befand ich mich nicht an den uralten Mauern Etschmiadsin's, »dem Glaubens-Palladium des armenischen Volks, bey dem das »Christenthum, von den ersten Jahrhunderten seiner Entstehung, »trotz der ewigen Verfolgungen, der unaufhörlichen Kriege zwi»schen Parthern, Römern, Persern und Türken, dennoch so innige »Pflege fand, daß unter all diesem Unkraut der glückliche Same

»nicht erstickte, sondern, obgleich entstellt, einer späteren, glück»licheren Zeit aufbehalten wurde, mit Opfern an Gut und Blut, »wie wohl schwerlich irgend ein anderes christliches Volk sie auf den Altar der Religion niedergelegt hat« u. s. w. Diese Stelle mag als eine Probe der Darstellung des Verfassers, da, wo er sich über den gewöhnlichen Vortrag des Berichterstatters erhebt, und zugleich als eine der vielen ähnlichen Aeußerungen gelten, zu welchen er die Gelegenheit, so oft sie sich in seinem Buche darbietet, mit einer Art von Vorliebe ergreift, und auf die wir später wieder zurückkommen werden.

Am 10. Sept. verließ er das Kloster mit seinem Katholikos, seinen 12 Bischöfen, 40 Archimandriten und einer Menge Diaconen, um sich dem Ziele seiner Reise, dem heiligen Berge Ararat, zu nähern. Auf dem Wege dahin fanden sie in dem trockenen Sandboden und an den kurzen Gräsern eine Menge von purpurrothen Würmchen, die besonders sehr häufig an den Wurzeln der Grasart Dactylis litoralis angetroffen wurden. Dieselben Würmchen braucht man in Persien zur Bereitung der Scharlachfarbe, und man verkauft daher auf den Märkten diese Thierchen getrocknet um sehr theures Geld. Daraus könnte also auch dieser Gegend um den Araxes ein schöner Handelszweig und ein großer Gewinn erwachsen. Der Scharlach, mit welchem in Europa gefärbt wird, kömmt bekanntlich von der amerikanischen Cochenille, die dort auf mehreren Cactus-Arten über der Erde lebt. Das Männchen der Cochenille ist ein geflügeltes Insect, das zum Färben nicht gebraucht wird; das Weibchen aber, welches bloß kriechen, nicht fliegen kann, ist von der Größe eines Kirschkerns, ganz weich, wie eine Beere, und durch und durch vom reinsten Dunkel-Amaranth, das in der Sonne, wegen der sammtartigen Oberfläche des Thieres, zwar im schönsten Lichte, aber mild und ohne Glanz scheint. Getrocknet schrumpft es zur Größe eines Hirsekorns ein, und bekömmt einen bläulichen Anflug.

Am Fuße des Ararat kamen sie zu dem großen Dorfe Arguri, von nahe 175 Familien. Hier soll, wie die Sage geht, Noah, als er aus der Arche stieg, dem Herrn einen Altar gebaut, und von allem reinen Vieh ihm Brandopfer gebracht haben (Genesis VIII. 20). An diesem Orte soll jetzt die Dorfkirche stehen, und die umliegenden Weinberge sollen dieselben seyn, von denen es heißt (ibid. IX. 20): »Und Noah fing an und ward ein Ackersmann und pflanzte Weingärten.« — In einer bedeutenden Höhe über diesem Dorfe liegt das kleine Kloster St. Jacob, wo die Reisenden eine Art von Stützpunct für ihre Excursionen auf dem

Berge hatten, und wo sie ebenfalls mit der größten Gastfreundschaft aufgenommen wurden.

Der Ararat trägt diesen seinen Namen wenigstens schon seit 3300 Jahren, da er in der Genesis schon und auch jetzt noch so genannt wird, wenigstens in der Bibel, selbst in der armenischen Ausgabe des alten Testaments. Das gemeine Volk in der Umgegend heißt ihn Massis, die Türken und Perser aber Agridagh, d. h. steilen Berg. Er besteht eigentlich aus zwey Bergen, die auch der große und der kleine Ararat heißen; ihre Gipfel stehen nahe 1 $\frac{3}{5}$ d. Meilen von einander ab, während sich ihr Fuß verschmilzt. Der Gipfel des großen Ararat liegt unter 39° 42′ Breite und 61° 55′ Länge von Ferro, und hat eine Höhe von 16254 Par. Fuß über dem Meere (also 38 Mal mehr, als die Höhe des Stephansthurms in Wien beträgt), oder nahe doppelt so viel, als der St. Gotthardsberg in der Schweiz. An seiner nördlichen Seite hat er eine große, tiefe Schlucht, die manche mit einem ausgebrannten Krater vergleichen, die aber wohl nur ein Spalt seyn mag, den der Berg in der Vorzeit erhalten hat. Der Gipfel ist bis auf eine senkrechte Höhe von 3300 oder in schräger Richtung nahe 13000 Par. Fuß mit ewigem Schnee und Eis bedeckt. Beyde Berge stehen als selbstständig, nicht als Theil eines andern Gebirges, in der Gegend, obschon sich allerdings in der Nähe andere, kleinere Gebirge an ihn anschließen. Die ersten Abbildungen desselben findet man schon bey dem alten Chardin (Journal de Voyage du Chardin. London 1686), aber sie sind sehr mittelmäßig und ungetreu. Tournefort (Relation d'un voyage du Levant. Amsterd. 1718) hat viel Vorzüglicheres geleistet, aber er ließ sich durch seine Phantasie zu grotesken Uebertreibungen verleiten. Morier (Voyage en Perse. Paris 1813) verfiel in denselben Fehler, und hielt sich nicht treu an die Natur des Gegenstandes, und so geht es auch dem geistreichen Ker-Porter (Travels in Georgia. London 1822) und Kotzebue (Reise nach Persien. Weimar 1819). Das Beste, was bisher an Zeichnungen dieses Berges geliefert worden, ist von William Ouseley (Travels in various countries of the East. London 1823) gegeben worden. Unser Verf. theilt nun hier S. 126 auch seine eigenen Zeichnungen mit, von welchen er versichert, daß sie wenigstens das Verdienst haben, daß sie der Wahrheit ganz gemäß, und auch in getreuer Perspective dargestellt seyen. Ref. muß natürlich die Beurtheilung dieser Zeichnungen, die sich dem Auge übrigens sehr artig darstellen, denjenigen überlassen, die das Original derselben in der Natur selbst gesehen haben.

Am 12. Sept. fing der Verf. von dem Kloster St. Jacob aus

seine Excursionen auf dem Ararat an. Schon am ersten Tage, wo sie der Schneegränze des Berges ziemlich nahe kamen, erreichten sie eine Höhe von 11675 P. F. über dem Meere. Hier blieben sie in einer Höhle über Nacht. »Kaltes Gestein war unser Lager und das starre Eishaupt des Berges unser Ofen« (?). An schattigen Stellen rings herum lag schon etwas Schnee, und die Temperatur der Luft war auf dem Gefrierpuncte, obschon sie am Mittag zuvor vor Hitze verschmachten wollten. Am folgenden Morgen ging es weiter aufwärts. Wie sie selbst höher stiegen, stiegen auch die Schwierigkeiten der Unternehmung. Nun ging der Weg bereits über Felsenkämmte und Gletscher, und bey der Höhe von 13180 Fuß kamen sie an den untern Rand der Eisrinde. Die Neigung derselben betrug hier nahe 30 Grade gegen den Horizont. Nun gehört aber eine Böschung von 35 bis 40 Grad bereits zu den völlig unersteiglichen, wie alle Bergbesteiger wissen, wenn man nämlich nicht zu Stufen und Leitern Zuflucht nimmt. Unsere Reisenden mußten sich auch hier mit ihren Eisenstäben an vielen Orten zuerst Vertiefungen aushauen, um darin Fuß fassen zu können. Sie wären vielleicht schon bey diesem ersten Versuche an den Gipfel gelangt, aber als der Abend kam, und sie noch eine große Strecke vor sich hatten, und sich bereits sehr ermüdet fühlten, mußten sie auf ein Nachtlager denken, und deßhalb wieder rück- oder abwärts gehen. Sie hatten jetzt die Höhe von nahe 14550 P. F., also nahe die des Montblancs, erreicht, und dennoch lag der eigentliche Gipfel noch in beträchtlicher Hervorragung über ihnen. Das Herabsteigen war gefährlich, da man leicht ausgleiten konnte, und dann nichts da war, den Stürzenden aufzuhalten. Auch glitt einer der jungen Begleiter wirklich aus. Der Verf. wollte den Stürzenden mit seinem Eisenstabe aufhalten, wurde aber bey diesem Bemühen selbst mit fortgerissen, und legte auf diese Weise »besinnungslos wohl eine halbe Werst, also nahe 1600 Fuß, zurück, wo er dann zwischen den Lavatrümmern unweit des untern Randes des Gletschers liegen blieb. Dabey wurde sein Barometer zertrümmert, seine Taschenuhr ging auf, und wurde mit dem Blute seines Körpers bespritzt, »und von meinen übrigen Sachen war durch die Centrifugalkraft meiner wirbelnden Bewegung auch das Letzte mir aus den Taschen geschleudert, ich selbst aber nicht wesentlich beschädigt worden.« Der Verf. wird uns wohl erlauben, die ganze Geschichte nicht genau ad verbum anzunehmen. Ein bischen Licht und Schatten wird übrigens bey jedem Gemälde erfordert, und so wollen auch wir mit seiner Darstellung nicht weiter rechten. Den Bewohnern des Klosters wollten sie ihr Unglück nicht erzählen, weil diese das Mißlingen ihrer Unternehmung für eine Strafe

des Himmels erklärt hätten, indem man in jenen Gegenden allgemein glaubt, daß der Ararat seit Noah's Zeiten von keinem Sterblichen erstiegen sey, auch nicht erstiegen werden könne, und daß endlich auf dem Gipfel desselben die Arche noch bestehe, aber von Niemand, ohne zu sterben, gesehen werden dürfe. Auch soll der türkische Pascha der nahe liegenden Provinz Bajaset einen hohen Preis auf die Besteigung dieses Berges vergebens gesetzt haben. Der berühmte Reisende Tournefort, und nach ihm Morier, hielten den steilen Gipfel desselben für ganz unerreichbar, obschon man aus seiner Relation nicht recht klug wird, ob er seine Behauptung von der Unersteigbarkeit des Gipfels im Ernste oder bloß zum Scherz vorträgt, wie denn auch seine Begeisterung für diesen Gegenstand noch lange nicht an die unseres Verf.'s reicht, indem jener sagt: Cette Montagne est un des plus tristes et des plus désagréables aspects, qu'il y ait sur la terre.

Am folgenden Tage nach seiner Ankunft im Kloster wurde er krank, wahrscheinlich in Folge der ausgestandenen Ermüdung. Doch stellte er sich, so wie auch seinen ruinirten Barometer, bald wieder her, und nun ging es an die Zurichtung zur eigentlichen Ersteigung des Berges. Am 18. Sept. setzte sich der Zug in Bewegung, der aus dreyzehn Personen bestand. Am Abend des ersten Tages waren sie nicht weit von der Schneegränze, wo sie ihr Nachtlager aufschlugen. Am folgenden Morgen wurde die Eisregion überschritten. Bald mußten in dem glatten und steilen Eise Stufen ausgehauen werden, wenn man höher gelangen wollte. Der Vordermann der Gesellschaft machte mit seinem Instrumente nur leichte Einschnitte in den Boden, die dann von jedem Folgenden um etwas vergrößert wurden, auf daß jeder seinen Theil an der Arbeit haben, und beym Herabsteigen die jetzt nothwendigen größeren Stufen schon bereit seyn möchten. Auf diese Weise erhoben sie sich in einer Stunde nahe 600 Fuß senkrechter Höhe. Später kamen sie auf eine breite, horizontale Eisfläche, wo sie das große hölzerne Kreuz aufrichteten, das sie zum Andenken dieser Reise mitgeschleppt hatten, und durch welches zugleich die Mühe ihrer Unternehmung sehr erhöht wurde. Die Höhe dieses Eisfeldes über dem schwarzen Meere betrug 15138 P. Fuß, also schon beträchtlich mehr, als die Höhe des Montblanc. — Da es schon Mittag war, und die Witterung ungünstig zu werden drohte, so dachten alle, wenn gleich mit Wehmuth, dießseits des erreichten Zieles zu bleiben, an die Rückreise. Am 20. Sept. kam die Gesellschaft wieder in dem Kloster von St. Jacob an.

Am 26. Sept., da die Witterung sich so gut anließ, wurde der dritte Versuch gemacht, den Gipfel des Ararat zu erreichen.

Dabey wurden die Erfahrungen der zwey vorhergegangenen Versuche mit Einsicht benützt. Dießmal erreichten sie am ersten Abend bereits die Schneegränze. Am andern Morgen ging es frisch aufwärts. Aber die Beschwerden wuchsen bald zu einem schwer zu ertragenden Grade. Mehrere Bauern von der Gesellschaft fühlten sich unwohl, und mußten zurückbleiben. Um Mittag waren sie auf dem Eisfelde, wo sie letzthin das Kreuz errichtet hatten.— Endlich, nach drey Uhr Abends, am 27. Sept. 1829, standen sie auf dem ersehnten Gipfel. Er bildet eine schwach gewölbte, fast kreisförmige Fläche von nahe 200 Schritten im Umkreise, die am Rande nach allen Seiten hin steil abfällt. Der Verf. glaubte hier den Punct erkannt zu haben, auf dem Noah's Arche gestanden hat! Dabey wird Ker Porter's andere Meinung von diesem Puncte durch theologische und physische Argumente widerlegt. Nahe bey dieser Stelle wurde denn auch wieder ein neues, obgleich kleineres hölzernes Kreuz errichtet. Durch Barometer und durch trigonometrische Beobachtungen fand sich die Höhe des Berggipfels 16254 Par. Fuß über dem Meere. — Drey Viertelstunden nach ihrer Ankunft begannen sie den Rückzug, und kamen am späten Abend an dem Orte ihres letzten Nachtlagers und am folgenden Tage wieder im Kloster an.

Nach dieser Erzählung geht der Verf. zu seiner Selbstvertheidigung gegen die Angriffe über, welche man in Beziehung auf die Wahrhaftigkeit dieser Erzählung, man sieht nicht recht, ob schon aufgestellt hat, oder erst künftig aufstellen will. Zwar wird eines Mannes erwähnt, der die Unmöglichkeit der Sache nachzuweisen versucht habe, aber weder der Name des Mannes, noch seine Gründe werden angegeben. Das Nähere soll man in der Zeitung von Tiflis, Jahrgang 1831, Nr. 11 und 22 lesen, und damit, heißt es, scheint die Sache abgethan. Da es dem Verf. aber doch wieder nicht ganz abgethan scheinen mußte, so fand er sich veranlaßt, die ihn begleitenden Personen zu einer *eidlichen Deposition* vor ihren Vorgesetzten aufzufordern, die denn auch hier umständlich mitgetheilt wird. Ref. kann sich nicht in die nähere Untersuchung dieser Actenstücke einlassen, und würde es mit vielen Lesern lieber gesehen haben, wenn dieser Theil der Reisebeschreibung weggeblieben wäre, da sie Fremde nur wenig interessiren kann, und da die Wahrheit der hier zu bestätigenden Sache am Ende doch wohl mehr und kräftiger aus der Erzählung selbst, als aus der Zeugenschaft solcher Leute, wie die hier zu Hülfe gerufenen, hervorgehen muß. Gewiß wird gar mancher Leser, der die ganze Relation bis S. 166 mit Unbefangenheit gelesen, und gegen die Wahrheit derselben kein weiteres Bedenken gehegt hat, bey den nun folgenden Erörterungen

aufgescheucht, ohne doch durch sie, da sie, besonders die der S. 167, unvollständig ist, wieder gänzlich beruhigt zu werden. Wenigstens ist dieß das Gefühl des Referenten, dem es bis hieher nicht eingefallen ist, an der Wahrhaftigkeit der Erzählung, im Ganzen genommen, zu zweifeln. Der Verfasser, dessen Candidat wir, als Fremde, gern alles schuldige Recht widerfahren lassen, scheint, wie es aus mehreren seiner Ausdrücke hervorgeht, durch Angriffe eines Anderen in einen gereizten Zustand versetzt worden zu seyn, und in einer solchen Stimmung vertheidigt man sich nur selten gut. Warum ließ er nicht, in seinem Innern beruhigt und seiner Sache gewiß, die Reden anderer auf sich beruhen. Die Wahrheit wird sich, nach ihrer Art, selbst Bahn machen, wenn auch erst spät. Dieß geduldig zu erwarten — theilt er dieß nicht mit so vielen andern ehrenwerthen Männern? Und wenn nun seine Gegner in der That der Art sind, wie sie ihm erscheinen, werden sie sich durch diese Gegenreden nicht wieder zu neuen Repliken aufgefordert finden? — Wie gesagt, wir zweifeln durchaus nicht an der Wahrhaftigkeit seiner Aussage, daß er den Gipfel des Ararat in der That erstiegen habe, aber wir zweifeln an der Haltbarkeit der Gründe, welche er für diese Thatsache anführt. Er appellirt z. B. an mehreren Stellen seiner Schrift an seine Offenheit, an seinen geraden Sinn, an seine Liebe zur Wahrheit u. s. Wir geben dieses zu bey ihm und bey allen, von denen wir keine Beweise für das Gegentheil haben, aber wir wünschten, daß man weniger von diesen Eigenschaften sprechen möge, weil sie, nicht durch bloße Wortversicherungen, sondern durch den Character, durch die Thaten des Mannes erkannt zu werden pflegen, und diese Thaten sind hier die Schriften des Mannes, die eigenhändige Beschreibung seiner Reise selbst, die uns, wie gesagt, noch nicht den leisesten Zweifel gegen jene Eigenschaften eingeflößt hat, und auch wohl keinem andern Leser einflößen wird, der sich nicht mit der Diatribe befaßt, die derselben zum Schlusse, und, wie es scheint, zur Bestätigung angehängt ist. Eine an sich gute Sache, und als eine solche wird sie jeder unbefangene Leser ansehen, der von jenen Klatschereyen nichts weiß, muß man nicht durch seichte Gründe vertheidigen wollen, weil man ihr dadurch nur schaden kann. Welcher Grund ist aber der, der S. 177 vorgebracht wird: »Zur Beseitigung der Zweifel über die Offenheit, mit welcher ich die Sache »von Anfang an behandelte, erwähne ich hier nur, daß die Zei»tung von Tiflis (die hier zugleich wacker gelobt wird) die unmit»telbar von mir an dem Herrn Herausgeber gemeldeten Nachrich»ten von meinen Reisen auf den Gipfel des Ararat enthält.« — Als ob noch keine Zeitung der Welt irgend eine unrichtige Nachricht

enthalten hätte, oder als ob alles, was in einer Zeitung steht, auch schon sofort wahr und ungezweifelt seyn müßte. Ich würde von irgend einer Nachricht viel lieber den umgekehrten Schluß gelten lassen: »sie wird wohl nicht wahr seyn, weil sie nur in einer Zeitung steht.« Auch legt der Verf. ein besonderes Gewicht darauf, »daß dieselbe Zeitung sogar auch die Angabe der barometrisch gemessenen Höhe des Berges enthält, die doch gewiß nicht anders, als durch die Beobachtung eines Barometers auf dem Gipfel gefunden werden konnte.« — Diese Argumentation erinnert an den alten Streit des griechischen Philosophen, der seinen Gegner, welcher an dem Daseyn des Mannes im Monde nicht glauben wollte, mit den Worten schlug: »Der Mann im Monde muß aber durchaus da seyn, denn wie könnte er denn sonst der Mann im Monde seyn.« — Als ob, wird der Gegner sagen, wer eine Nachricht von der Reise erfinden, nicht auch eine von Barometerbeobachtungen dazu erfinden könnte.

Was die mineralogische Beschaffenheit des Berges betrifft, so fand sie der Verf. durchaus vulkanischer Art, was S. 178 u. f. umständlich erläutert wird. Die botanische Ausbeute der Excursion konnte, wie auch der Verf. selbst bemerkt, wegen der Beschaffenheit des Bodens nur gering seyn, obschon er es an Fleiß und Eifer nicht fehlen ließ. Er fand hier das merkwürdige Cerastium ganz dem ähnlich, welches auf den Höhen des Elbrus getroffen wird. In derselben Höhe von 12000 Fuß über dem Meere wächst auch die Saxifraga muscoides, Aster alpinus, Draba incompta, Arenaria recurva u. s. Er fand auch hier die Bemerkung wieder bestätigt, die er schon früher auf den Pyrenäen und auf den Alpen gefunden hatte: daß bey den Pflanzen auf bedeutenden Höhen die Wurzeln immer stärker und größer sind, als in der Ebene; daß die Blüthen eben so vollständig und reich, oft selbst reicher als in der Tiefe sind, wenn anders der Boden Nahrung genug gibt: daß aber dagegen die Blätter und die den Stengel umkleidende Haut und überhaupt alles Grüne an den Pflanzen verkümmert, obschon sie der Kälte viel mehr widerstehen, als die zarteren Blüthentheile. Die Ursache sucht er darin, daß das Hauptgeschäft der Blüthenblätter in der Aushauchung luft- und dunstartiger Bestandtheile besteht, die durch die dünnere Atmosphäre auf hohen Bergen eher befördert als geschmälert wird. Die Blätter aber werden bey allen nur etwas höher wachsenden Pflanzen immer kleiner, je mehr sich ihr Standort von der Meeresfläche entfernt, selbst ihr Grün wird immer unansehnlicher, als unverkennbare Wirkung der verdünnten Atmosphäre, aus welcher die Blätter bestimmt sind, Nahrungstheile einzufangen. Uebrigens findet man am Ararat noch Wallnüsse,

Apricosen, Weiden und italienische Pappeln bis 6000 Fuß über dem Meere und Birken bis 7800 Fuß.

Die Schneegränze des Ararat ist, nach des Verf.'s Beobachtungen, gegen 13300 P. Fuß über dem Meere, also sehr hoch, wozu wohl, nebst der südlichen geographischen, auch die topographische Lage und Umgebung des Berges beytragen mag.

Die Gastfreundschaft dieser Gegenden ist schon ächt orientalisch. Ueberall fanden sie die beste Aufnahme, die möglich reichste Bewirthung, und dafür Geld anzubieten, wurde für kränkend, ja beleidigend gehalten. Dieser Tugend entgegengesetzt ist die leider eben so in Mode stehende Sucht zu rauben und zu plündern, was besonders die Kurden sehr gut verstehen. Der Verf. erzählt, daß diese Kurden im Jahre 1827 die deutsche Colonie Katharinenfeld, unweit Tiflis, ohne alle äußere Ursache, in der Nacht überfallen und ausgeplündert, und alle Bewohner, die sie nicht niedermachten, mit sich genommen hatten, um sich von ihnen als von Sclaven bedienen zu lassen. Unter den letzten war auch ein alter Mann aus Schwaben. Der Kurde, sein neuer Herr, hatte bey dieser Gelegenheit, unter andern Dingen, auch eine Tabaksdose erbeutet, deren Inhalt er aber nicht zu benützen wußte. Der alte Colonist, der gern schnupfte, wagte es endlich, sich von seinem Herrn eine Prise aus dieser Dose auszubitten. Der Kurde war über das Manöver, das er den Alten machen sah, nicht wenig verwundert, und als er bey seinen Weibern ankam, war es eines seiner ersten Geschäfte, dieses Wunderthier, das sich trockenen, beißenden Staub in die Nase stopfte, vorzuführen. Er ließ ihn in der Gegenwart der Frauen das Experiment wiederholen, und diese unterhielten sich dabey so wohl, daß sie ihm, nachdem der Vorrath in der Dose ausgegangen war, selbst Tabaksblätter zerrieben, und die Dose füllten, und ihn überhaupt sehr gut behandelten.

Nach der Zurückkunft vom Berge beschäftigte sich der Verf. mit magnetischen und Pendelbeobachtungen, während Fedorow die geogr. Länge und Breite des Berges bestimmte, und in der Ebene des nahen Araxes eine trigonometrische Vermessung der Umgegend unternahm.

Unter den Bewohnern Georgiens sind vorzüglich die Kurden merkwürdig. Sie sind noch jetzt größtentheils Nomaden, und haben seit undenklichen Zeiten die Ebenen des alten Mesopotamiens, des Euphrats und Tygris bewohnt. Von ihrem Ursprung weiß man nichts Gewisses. Von den Türken und Persern unterscheiden sie sich durch Gesichts- und Körperbildung sowohl, als auch durch ihren Character. Drouville, der lange unter ihnen war, hielt sie für Nachkommen der Beduinen oder für ehemalige

Araber. Sie sind die gebornen Feinde und Gegner der Christen, und doch leben sie in inniger Verbindung mit den Nestorianern, mit welchen sie gleichsam zu Einem Volke verschmolzen sind, obschon sie selbst sich zu dem Islam bekennen. Beyde haben gleiche Tracht und Gewohnheiten, ziehen mit einander in den Krieg, und genießen auch die Früchte des Friedens, oder vielmehr ihrer gemeinschaftlichen Räubereyen mit einander. Die Nestorianer sind eine christliche Secte, die in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts entstand, wo der Patriarch Nestorius in Konstantinopel, wegen seinen abweichenden Ansichten über einige religiöse Dogmen, auf zwey Synoden der Ketzerey beschuldigt und abgesetzt wurde. Seine zahlreichen Anhänger trennten sich darauf von der katholischen Kirche, und flüchteten sich sammt ihm und allen ihren Bischöfen nach Persien, wo sie gut aufgenommen wurden, und sich bald von da über Aegypten, Syrien, Arabien, Indien, die Tatarey und selbst bis China verbreiteten, besonders aber in dem alten Chaldäa Fuß faßten. Diese Secte ist daher eine der ausgebreitetsten der christlichen Religion. Bey ihrem Gottesdienste brauchen sie noch heut zu Tage die alte chaldäisch-syrische Sprache, und ihr Ritus ist dem katholischen sehr ähnlich, und von dem armenischen stark abweichend. Sie sind ohne Neigung für den Handel, zu dem die Armenier so viel Talent haben, aber dafür tapfere Krieger, während die letzten häufig feig sind. Ihre Weiber sind schön und arbeitsam; die Stickereyen derselben sind in ganz Kleinasien als die besten bekannt. Sie durchbohren sich, um ihren Männern noch mehr zu gefallen, das rechte Nasenläppchen, und hängen sich einen großen, bis zum Kinn herabhängenden Ring hinein. Vergebens würde man sie von dieser Mode abzubringen suchen, ohne welche sie den Anstand zu verletzen glauben. Diese Ringe sind öfter so schwer, daß sie das Nasenläppchen zerreißen, wo dann sofort ein neues Loch neben dem alten angebracht wird. Ihr Patriarch, den sie Kalifat nennen, übt eine moralische Gewalt ohne Gränzen über das ganze Volk aus. Er wird für unfehlbar, und als unmittelbar der Erste nach Gott angesehen.

S. 105 und 207 ff. bemüht sich der Verfasser, aus den vielen Wasseradern in der Umgegend des Ararat und aus den großen Felsenblöcken dieses Berges, die immer kleiner werden, je tiefer sie liegen, einen, wie er sagt, »physischen Beweis für die Richtigkeit der historischen Nachricht von der Sündfluth abzuleiten, und dadurch zu zeigen, daß eine aus reiner Quelle geflossene Wahrheit, was auch Zweifelsucht und Unglaube darüber sagen mögen, selbst nach Jahrtausenden noch ans Licht treten kann.« — Als Probe einer tatarischen Mahlzeit mag Folgendes

gelten. Die Tafel, d. h. die runde Steinplatte auf einem niedrigen Gestelle, einem Schämel gleich, war außer den dürren Brotkuchen noch mit folgenden Speisen besetzt: Gesalzene Lachsforellen; kaltes, gekochtes Schaffleisch in viereckigen, kleinen Stücken; hart gesottene Eyer aus den Schalen genommen und in Hälften geschnitten; gekäste Milch und weißer Käse nebst einigen Arbusen (Wassermelonen). Jedes dieser Gerichte lag auf einem besonderen metallenen Teller, und alle diese Teller standen auf einem sehr großen flachen Teller von verzinntem Kupfer. Jeder aß nun nach Belieben von welcher Schüssel er mochte, und nahm sich seine Speisen mit den Fingern, da von anderem Tischgeräthe irgend einer Art, wie sie bey uns gebräuchlich sind, nichts vorhanden war. Dazu kam eine große Kanne goldfarbenen Weins, ächter Noah-Wein, der die fröhliche Mahlzeit würzte, an deren Ende jeder mit herzlichem Händedruck von dem andern schied.

Rührend und sehr gut geschildert ist das Bild des ehrwürdigen Archimandriten Warthabed Karapet von dem Kloster St. Jacob am Fuße des Ararat. Solche Erscheinungen sind für ein wohlorganisirtes Gemüth gleich einem stärkenden Balsam zu achten, daher wir sie auch unseren Lesern nicht vorenthalten dürfen.

Schon früher, ja gleich bey seinem ersten Eintritt in das Kloster, machte unser Verf. die Bekanntschaft dieses edlen Mannes. Wir wollen ihn mit seinen eigenen Worten reden lassen.— Meine erste Frage bey dem Eintritt in den Hof des Klosters war nach dem geistlichen Vorsteher desselben. Er stand vor mir: ein ehrwürdiger Greis, von hoher Gestalt mit verklärten Zügen, die durchaus keine Leidenschaft, sondern nur tiefe Ruhe und edle Resignation ausdrückten. Ein graues Haupt, mit der spitzigen Kapuzinerkappe aus schwarzem, indischem Zeuge bedeckt; ein langer, grauer Bart; ein Paar große, tiefliegende Augen mit einem Blick voll sanftmüthigen Sehnens nach einer höheren, besseren Welt. Sein einfaches Gewand war von blauem Zeuge, in der einen Hand hielt er den Rosenkranz und die andere lag über der Brust. — Nachdem die neu angekommene Gesellschaft freundlich aufgenommen, und derselben die Wohnung angewiesen war, verfügte man sich in den Hof zurück, wo das Reisegepäcke lag. Der Verf. zog einen Weinschlauch aus dem Gepäcke, um die ermüdete Gesellschaft zu erquicken. Der erste Becher wurde dem Herrn des Hauses credenzt, dann nahmen die übrigen. »Eine muntere Freude ergoß sich in der Caravane, und unser ehrwürdiger Wirth entzog sich den lauter werdenden Ausbrüchen des Frohsinns der Uebrigen nicht; zwar blieb sein stilles Wesen unverändert, aber

eine milde Freundlichkeit legte sich in die Falten seiner edlen Gesichtszüge, und ein Ausdruck väterlichen Wohlwollens sprach aus seinem Blick zu unsern Herzen.« — Dieß war der Anfang ihrer Bekanntschaft. Sehen wir nun auch das Ende derselben. — Der Verfasser hatte seine Arbeiten in der Umgegend geendet, und zog nun von seiner letzten Excursion wieder dem Kloster St. Jacob zu, um daselbst Abschied zu nehmen, und die Rückreise in seine Heimat anzutreten. — »Bald befand ich mich wieder im Angesichte des lieben kleinen Gebäudes, das ich nun bald für immer verlassen sollte. War es ein ähnliches Gefühl der bevorstehenden Trennung, was den Archimandriten Karapet bewog, mir auf dem Wege entgegen zu kommen, oder war es sein täglicher Gang zum Gottesacker, der ein zufälliges Zusammentreffen von uns beyden veranlaßte. Er begegnete mir in einiger Entfernung vom Kloster, wandte sich zu mir, und drückte durch seine würdigen und bescheidenen Mienen im orientalischen Geiste so viel innige Freude des Wiedersehens, so viel rein menschliches Wohlwollen aus, als ein, unter lauter Entbehrungen und Drangsalen durch volle drey und neunzig Jahre dem Grabe herangewachsener Mann noch zu hegen und zu äußern fähig seyn kann. In der That war dieses Grab schon seit vielen Jahren ein heiteres Ziel seiner Wünsche. In einem ärmlichen Kloster, hoch am Abhange des alten Ararat, in völliger Abgeschiedenheit von der gebildeten, ja von der ganzen übrigen Welt, bloß von zwey Dienstleuten umgeben, die seinen geringen Hausstand und seine kleine Viehheerde besorgten, hätte der edle Greis in Betrachtungen über die Werke Gottes und die Fügungen des Schicksals immerhin noch ein glückliches Leben führen können. Aber es war ihm nicht einmal gegönnt, ungeachtet seiner Resignation auf die gewöhnlichen Glücksgüter dieser Erde, frey zu bleiben von den empfindlichen Wirkungen des Eigennutzes und der Habsucht persischer Unterbeamten, die sich nicht entblödeten, ihre Vexationen und ihre eigenmächtigen Besteuerungen selbst bis zu dem armen Kloster auf der Höhe des Ararat auszudehnen, die mühsam erzogene Heerde als eine Räuberbeute abzuführen, und den ehrwürdigen Greis sogar mit körperlichen Mißhandlungen zu betrüben. — Jene allgemeine Ruhestätte, zu der er schon so manchen seiner Brüder begleitet hatte, konnte daher auch ihm, im Leben noch, nur ein Ort der Sehnsucht seyn. Er durfte nicht hoffen, daß nach seinem Tode sich irgend wer bemühen würde, für seine Ruhestätte zu sorgen, und so machte es ihm Vergnügen, dieß selbst zu thun. Seit mehreren Jahren arbeitete er daher auf dem schönen Hügel unweit dem Kloster, auf welchem der Friedhof desselben liegt, mit eigenen Händen an

seinem eigenen Grabe. Nachdem er, mühselig genug, die Gruft ausgegraben hatte, war er beschäftigt, sie auch mit Steinen auszulegen, und täglich sah ich den guten Alten in seiner abgenützten Klostertracht, die Kelle und etwas Mörtel in der Hand, zufriedenen Herzens hinaufwandern, um wieder einen Stein zu den andern zu fügen. Auch traf ich ihn einst auf den zusammengetragenen Steinen sitzend eingeschlummert, vielleicht in behaglichem Vorgefühl der Ruhe, nach der er sich sehnte, und die ihn hier bald umfangen sollte. Noch sehe ich den Anflug von kindlicher Freude in dem veralteten Antlitz, als er mir die Steinplatte zeigte, die er sich von einem Steinhauer zurichten, und mit einer armenischen Grabschrift versehen ließ, und das war wohl die einzige Freude an vergänglichem Gute, wenn man einen Grabstein so nennen darf, welche der edle Greis in der ganzen Zeit unserer Bekanntschaft in seinen Zügen wahrnehmen ließ.«

Am 27. und 28sten October benützten sie noch die gute Witterung zur Besteigung des kleinen Ararat. Die Beschwerden der Expedition waren hier viel geringer, und das Gestein des Berges wurde ebenfalls ganz vulkanischen Ursprungs gefunden. Er fand den Gipfel des kleinen Ararat 12284 P. F. über dem Meere, oder 3970 Fuß geringer, als die Höhe des großen Berges. Was ihm besonders auffiel, war die Menge mohammedanischer Gräber, die er auf dem Gipfel des kleinen Ararat fand, und von denen man ihm auch schon vorausgesagt hatte. Sie bestanden in Kränzen von an einander gelegten, etwa kopfgroßen Steinen, die auf der bloßen Erde in Kreisen von meistens drey Fuß Durchmesser geordnet waren. Nur eins von diesen vielen Gräbern, das größte, hatte zwey schief aufgerichtete Steinplatten von $2^1/_2$ Fuß lang und einen Fuß breit, mit tatarischen Inschriften, die nicht vollständig entziffert werden konnten. Das darauf befindliche Datum ist vom Jahre 650 der türkischen, also von dem Jahre 1292 der christlichen Zeitrechnung.

Nach seiner Rückkunft im Kloster St. Jacob fand der Verf. noch einen magnetischen Felsen nur 900 Fuß von diesem Kloster entfernt. Wenn er seine Magnetnadel innerhalb einer Fläche von etwa einem Quadratfuß auf einem Steine dieses Felsens hin- und herrückte, so zeigte sie bald Nord, bald Ost, bald Süd, und lief so alle Compaßstriche durch. Er hatte aber, da die Abreise drängte, nicht mehr Zeit, den interessanten Gegenstand näher zu untersuchen.

Wir verlassen auch hier die Reisenden, die nun in größtentheils bekannten Gegenden wieder der Heimat zuziehen, und wenden uns zu dem zweyten Theile dieses Werkes, der die zu

dieser Reise gehörenden wissenschaftlichen Abhandlungen enthält, die wir hier kurz anzeigen wollen.

Die erste dieser zehn Abhandlungen spricht über ein barometrisches Nivellement überhaupt. Hier werden zuerst die, wie es scheint, sehr guten meteorologischen Instrumente beschrieben, und dann kömmt die Art der Beobachtung, die hier näher beschrieben wird, wobey man allerdings mit viel Umsicht zu Werke gegangen ist. Es ist bereits oben gesagt worden, daß immer zwey Beobachter, jeder mit Barometer und Thermometer versehen, in beträchtlicher Entfernung (von 2 bis 3 d. Meilen) von einander zu gleicher Zeit beobachtet haben. Die zur Berechnung angewendete Formel ist die von Laplace in der Mécanique céleste.

Die zweyte Abhandlung betrifft die Bestimmung des Höhenunterschiedes zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere. Man hatte in den neuesten Zeiten als ganz richtig angenommen, daß der Wasserspiegel des kaspischen Meeres um nahe 300 P. F. tiefer liege, als der des schwarzen Meeres. Nachdem der Verf. die Arbeiten seiner Vorgänger besprochen, und einstweilen a priori aus dem Laufe der Flüsse u. dgl. allgemeine Betrachtungen über diesen Gegenstand abgezogen hat, geht er nun zu seinen eigenen barometrischen Nivellements längs des Manetsch-Flusses über. Er sah vorzüglich darauf, daß die beyden correspondirenden Beobachtungen gleichzeitig gemacht, und daß die beyden Barometer immer mit einander selbst verglichen wurden. Die vor der Ankunft auf dem Ararat Statt gefundene Nivellirung des Manetsch gab kein genügendes Resultat, da sie nicht weit genug fortgesetzt werden konnte. Aber auf der Rückreise wurde Astrachan, am Ausflusse der Wolga in das kaspische Meer, mit Alt-Tscherkask, am Ausflusse des Don in das schwarze (eigentlich in das mit dem schwarzen Meere verbundene asowische), durch eine fortlaufende Kette von Barometerhöhen verbunden, und dadurch gefunden: daß zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere ein erheblicher Höhenunterschied nicht Statt habe. In der That fanden sie aus ihren Barometerbeobachtungen das Niveau des schwarzen Meeres nur 3 3/5 P. Fuß tiefer, als das des kaspischen. Als Nebenresultate fand sich noch der Fall des Manetsch ungemein klein, nur 4 Zoll auf eine deutsche Meile, während der des Dons 3.6 Fuß, und endlich der der Wolga wieder nur 0.8 P. F. auf eine Meile beträgt, und mit dem letzten stimmt auch nahe der Fall des Uralflusses überein, Uebrigens fand sich auch bey diesen, wie bey den meisten andern Strömen, daß das untere Ende derselben ein viel schwächeres Gefälle hat, als die oberen, weiter von der Mündung entfernten Theile.

Das alles wäre nun recht schön, wenn nur das Mittel, welches man hier gewählt hat, um den Zweck zu erreichen, etwas sicherer wäre. Aber ich fürchte, daß man auch mit den besten Barometern und mit der größten Umsicht bey den Beobachtungen, doch in den meisten Fällen nur sehr wenig verläßliche Resultate erhalten werde. Barometerbeobachtungen sind nämlich, wie bekannt, sehr gute und bequeme Mittel, um sehr große Höhenunterschiede zweyer einander nahe liegender Stationen, also z. B. die Höhe eines bedeutenden Berges über seinem Fuße zu bestimmen. Aber das Gefälle eines Flusses wird sich auf diese Weise nur schwer mit einiger Genauigkeit finden lassen. Bezeichnet nämlich H den Unterschied der Höhen beyder Beobachtungsstationen, und ist b die beobachtete Barometerhöhe an der obern und b′ an der untern Station, so hat man bekanntlich, wenn man H in Par. Toisen ausdrückt, und auf die kleineren Correctionen wegen der Temperatur und der Polhöhe, die hier außer der Untersuchung fallen, keine weitere Rücksicht nimmt:

$$H = 9437 \log \frac{b'}{b}$$

Differentiirt man diesen Ausdruck, so erhält man.

$$dH = 4098 \left(\frac{db'}{b'} - \frac{db}{b}\right)$$

oder da hier b nahe gleich b′ ist, wenn von dem Gefälle eines Flusses auf die Strecke von einigen wenigen Meilen die Rede ist,

$$dH = \frac{4098}{b} (db' - db)$$

Wenn man nun annimmt, daß die Differenz der Fehler in den abgelesenen Barometerhöhen, sie mögen nun ihren Grund in der Theilung der Scale, in der Ausdehnung derselben, in der Einwirkung der Temperatur auf die Luft und auf das Quecksilber oder in der Ablesung selbst haben, den zehnten Theil einer Linie betrage, und dieß wird sehr oft der Fall seyn, besonders wenn die Fehler der beyden Beobachter entgegengesetzte Zeichen haben, wo dann aus der Differenz jener Fehler die Summe derselben wird, so erhält man den daraus entspringenden Irrthum im Nivellement dH gleich

$$dH = \frac{409.8}{b}\,.$$

wo b in Linien und dH in Toisen ausgedrückt wird. Die folgende kleine Tafel zeigt diese Fehler des Nivellements für verschiedene Höhen über dem Meere:

Mittlere Barometerhöhe an den beyden Stationen.	Daraus folgender Fehler des Nivellements.
28 Zolle.	7.3 Par. Fuß.
27	7.6
26	7.9
25	8.2

Also selbst am Ufer des Meeres, wo die Barometerhöhe nahe 28 Zolle beträgt, ist der zu befürchtende oder schwer zu vermeidende Fehler schon über 7 Fuß. Nun gibt es aber bey unserer Reise S. 19 und 28 ff. mehrere Stationenpaare, deren Höhendifferenz in allem nur 4, 3, ja sogar nur 2 Fuß beträgt, während der Fehler, den man dabey nicht leicht vermeiden kann, 7 Fuß, also zwey- und dreymal größer, als diejenige Höhe ist, die man durch dieses Verfahren bestimmen will.

Noch deutlicher vielleicht wird dieser Umstand, wenn man nicht sowohl den absoluten Fehler dH, sondern vielmehr den relativen $\frac{dH}{H}$ für einzelne Fälle sucht. Ist nämlich wieder der Fehler am Barometer gleich 1/10 einer Linie, so findet man für diesen relativen Fehler den Ausdruck

$$\frac{dH}{H} = \frac{34.15}{Hb}$$

also in der Nähe des Meeres, wo b nahe 28 Zoll beträgt, folgende Tafel:

Höhenunterschied der beyden Stationen.	Relativer Fehler des Resultates.
120 Fuß.	0.06
60	0.1
30	0.2
20	0.4
10	0.7
5	1.5
4	1.8
3	2.4
2	3.7
1	7.3

Wenn also der Höhenunterschied beyder Stationen 60 Fuß beträgt, so geht der relative Fehler der Resultats auf 0.1 dieser Höhe, es ist um den zehnten Theil dieser Höhe oder um 6 Fuß ungewiß. Wenn dieser Höhenunterschied aber nur 10 Fuß beträgt, so ist das Resultat um den 0.7ten Theil dieser Größe, das heißt um volle 7 Fuß ungewiß. Für eine Höhendifferenz der

Stationen von 3 Fuß endlich ist die Ungewißheit 2.4 oder nahe $2\frac{1}{2}$ Mal größer als diejenige Größe selbst, die man auf diese Weise messen wollte.

Der Verfasser bringt dann seine Gründe für die Wahrscheinlichkeit, daß das schwarze und kaspische Meer in der Vorzeit nur ein einziges gebildet haben. Die jetzt zwischen den beyden Meeren liegenden Gegenden, von denen der Verf. eben einen großen Theil durchreist hat, haben nämlich, wenigstens nördlich vom Kaukasus, überall nur eine sehr geringe Höhe über beyden Meeren, und die höchste Stelle ist die, welche der Manetsch durchzieht; so daß also auch diese Stelle die ehemalige Verbindungslinie beyder Meere gewesen ist. Ferner findet man bey Neu-Tscherkask am nordöstlichen Gestade des kaspischen Meeres ganz dasselbe Gestein und dasselbe Muschellager, das sich auch auf jener ganzen Strecke, dem Manetsch entlang, bis nahe zum nordwestlichen Ufer des schwarzen Meeres zeigt; die Salzlager beyder Meere scheinen sich auch in gewisser Tiefe zwischen ihnen hinzuziehen, wie man aus den vielen großen und kleinen Salzseen um den Manetsch schließen muß u. f.

Weiter finden sich hier noch die Nivellements des Verf. s von Tiflis bis zum Ararat und über den Kreuzberg in zwey anderen Abhandlungen umständlich angeführt. Um die mittlere Temperatur des Bodens zu erforschen, hat er an vielen Orten die Temperatur der Quellen mit Fleiß und Umsicht geprüft. Er stellte diese Untersuchungen immer nur bey dem Austritt der Quelle aus dem Boden und mit einem sehr empfindlichen Thermometer mit einer sehr kleinen Kugel an. Diesen folgen die magnetischen und die Pendelbeobachtungen und endlich die trigonometrischen und astronomischen Messungen, die hier nicht ohne Umständlichkeit näher angeführt werden können, obschon sie einen sehr schätzbaren Theil des ganzen Werkes bilden, besonders die Discussion und Berechnung der Pendelbeobachtungen, die Herr Struve in Dorpat vorgenommen, und hier umständlich mitgetheilt hat. Er fand als Endresultat für die drey Beobachtungsorte Dorpat, Tiflis und Ararat, deren Polhöhe in derselben Ordnung 58° 22′ 85, 41° 41′ 45 und 39° 46′ 20 ist, folgende Zahlen der Schwingungen des constanten Pendels im leeren Raume, auf das Ufer des Meeres, und bey der Temperatur + 16° Centes.

Dorpat, Zahl der Schwingungen	110922.03
Tiflis	110836.59
Ararat	110833.20

Alles Vorhergehende wird genügen, zu zeigen, daß das vorliegende Werk ein sehr schätzbares, und in mehr als einer

Beziehung unter den wissenschaftlichen Reisebeschreibungen der neueren Zeit ausgezeichnet ist. Einige minder wichtige Dinge wird man vielleicht bey einer zweyten Auflage, die das Werk erwarten darf, berücksichtigen. Dahin gehört z. B. die verschiedene Schreibart der Eigennamen, die bey einem auch in typographischer Rücksicht lobenswerthen Buche nur desto mehr auffällt. So heißt der eine Mitreisende auf dem Titelblatte Fedorov, während er schon auf der fünften Seite des Werkes selbst Fedorow geschrieben wird. Der Kalmükenfürst heißt S. 12 Timenjew, und schon auf der nächstfolgenden Seite 13 wird er in Timenief umgetauft. Ueberhaupt sollte dem zuweilen etwas sonderbaren Hange zur Etymologie der Eigennamen weniger Raum gegeben werden. So wird S. 28 behauptet, daß der Name der Stadt Tiflis von dem georgischen Worte Tbili komme, entweder wegen den warmen Mineralquellen der Stadt, oder auch, weil es hier wärmer ist, als in der früheren Residenz der georgischen Könige, in Mzcheta! Eben so soll nach S. 29 der arabische Name der Georgier Gürdschi seyn, und daher müsse dann der russische Name Grusia kommen! — Muthmaßungen, die keine weitere Unterstützung haben, als so entfernte Aehnlichkeiten, sind kaum der Anführung werth. — Die Temperaturbeobachtungen der Atmosphäre, die man S. 44 u. f. findet, sind viel zu allgemein dargestellt, da sie nur ein Paar Monate umfassen, aus welchen sich doch die mittlere Jahrestemperatur nie mit Sicherheit ableiten läßt. Auch die Quellentemperaturen geben wohl lange nicht so verläßliche Resultate, als man aus dem Vortrage des Verf.'s glauben sollte. Ueberhaupt lassen unsere sämmtlichen meteorologischen Instrumente und Beobachtungsarten wohl noch gar manches zu wünschen übrig, und es muß daher auffallen, wenn man die auf diesen Wegen gewonnenen Resultate, als wären sie unfehlbar, vortragen hört. Wir haben es oben gewagt, unsere Ansicht von dem Nivellement der Flüsse durch Barometer einzuschalten, und wer derselben Ansicht ist, wird es auffallend finden, wenn er z. B. S. 73 liest, daß man nur noch von Tiflis bis zum Meere auf dieselbe Art fortnivelliren dürfe, um die gewünschte Höhe »so genau zu erhalten, als es nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft möglich ist.« Dieß ist auf alle Fälle viel zu viel gesagt, da eben dieses hier so hoch gepriesene Verfahren die eigentliche Ursache seyn mag, warum die Resultate für die Höhen des kaspischen und schwarzen Meeres, die der Verf. hier erhalten hat, so ganz und gar nicht mit jenen stimmen, die er mehrere Jahre früher in derselben Gegend und auf dieselbe Weise gewonnen hat, worüber dann in dem Nachtrage S. 191 des zweyten Bandes umständlicher gesprochen wird. — Endlich glauben wir

noch bemerken zu dürfen, daß der größere Theil der gebildeten Leser dieses Werkes von gewissen, schwer zu bezeichnenden Anklängen nicht erfreulich ergriffen werden könne. »Das ist ein »Kloster, war ein Wort, das mich tief bewegte, als ich es zum »ersten Male in diesen Steppen hörte. In der That, muß es »nicht höchst ergreifend seyn, hier unter dem hohen Himmelsge»wölbe« u. s. w. Ganz eben so trieb ihn eine innere, aber mächtige Stimme, den Noahberg, wenn nicht zu besteigen, doch wenigstens auch nur einige Augenblicke anzuschauen. Und als er ihn nun endlich angeschaut hatte, da schaute er auch zugleich die deutlichen, unverkennbaren Spuren der Verwüstung, welche die Sündfluth (vor mehr als fünftausend Jahren!) daselbst angerichtet hat, und sogar die Stelle war noch kenntlich, wo die Arche gestanden hat! Und doch wird diese Darstellung noch durch die Erzählung von der Wasserflasche, aus der Quelle bey Arguri gefüllt, übertroffen, da der Verf. dieser Erzählung seine ganze Beystimmung zu geben scheint. Dahin gehört auch die diplomatisch getreue Aufzählung der sonderbaren Alterthümer, die er S. 90 in der Kirche zu Etschmiadsin gefunden und bewundert hat. Es mag seyn, daß man noch an manchen Orten Geschmack an solchen Dingen findet, aber der größte Theil der Leser, für die ein Werk dieser Art bestimmt ist, wird solchen Sachen nicht leicht einen Reiz abgewinnen können. Ein wahrhaft frommes, gottergebenes Gemüth bedarf dieser Mittel nicht, um sich zu trösten über all die Erbärmlichkeiten, die es hier umgeben, und sich, im Geiste wenigstens, aufzuschwingen in eine höhere, bessere Welt, und zu jenen stillen, beseligenden Genüssen, die ihm durch Dinge dieser Art nur verleidet werden können.

Littrow.

Art. X. Oesterreich unter Kaiser Albrecht II. Von Franz Kurz, regulirtem Chorherrn und Pfarrer zu St. Florian. 2 Theile. Wien 1835. Verlag von Kupfer und Singer. 8. Erster Theil VIII. 334, zweyter Theil 889 S.

Dem Schreiber vorliegender Zeilen gereicht es zu nicht geringem Vergnügen, sich über das Werk eines Mannes äußern zu können, dem die österreichische Geschichte vielfache Aufhellung verdankt, ohne dessen gründliche, vielfache und umfassende Arbeiten es keinem von uns möglich wäre, eine Geschichte Oesterreichs in der älteren Zeit zu schreiben.

Der Verfasser hat sich das Ziel gesteckt, die Geschichte Oesterreichs von Albrecht I. bis Maximilian I. zu schreiben. Er hat diesen großen Vorsatz mit Beharrlichkeit und Glück durchgeführt. Vor drey und zwanzig Jahren erschien vom Verfasser

Oesterreich unter Kaiser Friedrich IV. in zwey Bänden; ein Werk, in welchem der Verfasser gründlichen Forschungsgeist und unbefangene Freymüthigkeit beurkundete. Es war eine Arbeit, gleichsam herausgerissen aus der Mitte jenes Kreises, den der Verfasser zu bearbeiten sich vorgesetzt. Bald begann er die Arbeit in chronologischer Ordnung, und es erschienen im Raume von 23 Jahren: Oesterreich unter König Ottokar und Albrecht I. in 2 Bänden; Oesterreich unter Kaiser Friedrich dem Schönen; Oesterreich unter Herzog Albrecht dem Lahmen; Oesterreich unter Herzog Rudolph IV., jedes dieser drey Werke in einem Bande; Oesterreich unter Herzog Albrecht III., 2 Theile; Oesterreich unter Herzog Albrecht IV., 2 Theile; und endlich das Werk, von welchem hier die Rede ist. Jedes der hier angeführten Werke weist einen Anhang von vielen früher unbekannten Urkunden, die der Verfasser auf eigens deßhalb unternommenen Reisen in verschiedenen, theils öffentlichen, theils Privatarchiven gesammelt hat; er selbst spricht für die Begünstigung, die ihm in dieser Beziehung geworden, seinen Dank zu wiederholten Malen aus, und jeder Geschichtsfreund muß ihm hier beystimmen; denn um aus dem vielen Neuen, was der Verfasser zu Tag gefördert hat, als Beyspiel nur eines zu erwähnen, ist die Geschichte Oesterreichs unter Albrecht III., man verzeihe mir den Ausdruck, unter den Händen des Verfassers entstanden. Wer die dreyzehn Bände, in welchen der Verfasser die Geschichte Oesterreichs von Albrecht I. bis ausschließlich Maximilian I. behandelt, mit Aufmerksamkeit durchgeht, muß gestehen, daß ein Mann, der diese Werke und so schrieb, als Schriftsteller Hinreichendes geleistet habe.

Und doch hat der Verfasser noch mehr geleistet; wir besitzen von ihm Beyträge zur Geschichte des Landes Oesterreich ob der Enns in vier starken Bänden; eine Geschichte der Landwehre in Oesterreich ob der Enns in zwey Bänden; Oesterreichs Handel in älteren Zeiten, und Oesterreichs Militärverfassung in älteren Zeiten, jedes in einem Bande, und somit abermals acht Bände gründlicher, unbefangener, höchst schätzenswerther Arbeiten.

Der Verfasser hat also vom Jahre 1805, wo seine ersten Beyträge zur Geschichte erschienen, bis zu dem hier zu besprechenden, seinem letzten Werke, in einer Zeit von dreyßig Jahren 21 Bände zu Tage gefördert, und kann jetzt, am Abende seines Lebens, mit freudigem Bewußtseyn auf das vollbrachte Tagewerk zurückschauen, er hat sich die Mit- und Nachwelt hoch verpflichtet; und ich, wie wenig Andere, durch literarische Beschäftigung in die Lage gesetzt, die Werke des Verfassers in ihrem ganzen Umfange zu würdigen und zu benützen, habe das ehrende

Ansinnen der Redaction, Oesterreich unter Kaiser Albrecht II. zu besprechen, mit um so größerem Vergnügen ergriffen, weil es mir Gelegenheit darbot, meinen Dank für den Nutzen, den ich aus den genannten Werken geschöpft, und meine Achtung für den Verfasser derselben auszusprechen, und ich bin gewiß, daß keine gewichtige Stimme des In- oder Auslandes meine Aeußerungen der Ueberschätzung zeihen wird.

Auf das jüngste Werk des Verfassers: Oesterreich unter Kaiser Albrecht II., übergehend, glaube ich den Werth desselben am besten darzuthun, wenn ich in Kürze den Inhalt desselben erzähle; es läßt sich hieraus am besten Plan und Arbeit des Verfassers übersehen und würdigen.

Der Verfasser beginnt die Geschichte mit einem gedrängten Ueberblick der mißlichen Lage Oesterreichs bey dem Tode Albrecht IV., als der Zeit, in welcher seine Geschichte beginnt. Ich theile die Stelle mit, weil sie in Einem Styl und Auffassungsweise darthut: »Bey dem Tode H. Albrechts IV., der, 27 Jahre alt, am 14. Sept. 1404 gestorben ist, befand sich Oesterreich in einer sehr bedenklichen Lage. K. Sigmund und seine Bundesgenossen, die Oesterreicher, hatten Mähren und Böhmen mit einem zahlreichen Kriegsheere angefallen, unternahmen einen übel berechneten Feldzug, belagerten vergebens die Stadt Znaym, und sahen sich genöthigt, mit großem Verlust das feindliche Land zu räumen, und ruhmlos nach Hause zurück zu kehren. Von der Seite Böhmens und Mährens stand unser Vaterland feindlichen Einfällen offen. Zum Schutze desselben war kein Kriegsheer vorhanden, denn unglückliche Gefechte und Seuchen hatten den größten Theil der Truppen aufgerieben: die Ueberbleibsel, die dem Verderben entgangen sind, haben sich muthlos zerstreut, um den siegenden Feinden zu entkommen. Der Tod des Landesfürsten, den man ganz entkräftet und seinem Ende nahe in einer Sänfte von Znaym nach Oesterreich gebracht hatte, steigerte den Uebelstand noch mehr, und vergrößerte die Verwirrung und Verzagtheit des Volkes. Bey wem sollte es Hülfe suchen, von wem Rettung erwarten? Der einzige Sohn und Erbe des verstorbenen Herzogs Albrecht V. war ein siebenjähriger Knabe. Von seinen Vettern, den Herzogen Wilhelm, Leopold, Ernst und Friedrich, mußte man, nach früheren Erfahrungen, befürchten, daß sie aus Herrschsucht und Habsucht den Frieden im Regentenhause stören, Parteyen aufregen und einen Bürgerkrieg anfachen könnten.

Die Furcht vor einer unglücklichen Zukunft wurde durch außerordentliche Elementarunfälle noch mehr vergrößert. Während des Sommers 1404 ergoß sich der Regen beynahe ununter-

brochen in Strömen, und verdarb die Ernte. Die Kornfrüchte gelangten nicht zur Reife, und ein großer Theil derselben verdarb schon abgeschnitten auf den Feldern In Ebenen, die nahe an großen oder kleinen Flüssen lagen, wurden weite Strecken von Kornfeldern mit Schlamm und Steinen bedeckt; an eine Ernte war gar nicht zu denken. Die nächste Folge davon war eine drückende Theurung der Lebensmittel, zu der sich bald Krankheiten mancher Art gesellten. Im folgenden Jahre wurde unser Vaterland von einer schrecklichen Hungersnoth und Seuche verheert. Die ärmeren Classen verkauften, um ihr Leben zu fristen, die wenige Habe, die sie besaßen, und als dieses letzte Mittel nicht mehr auslangte, starben die elenden Ausgemergelten aus Mangel einer erquickenden Nahrung; Andere machten aus Verzweiflung als Selbstmörder ihrem Leben ein Ende.«

Der leichtsinnige Kaiser Sigmund war des jungen Albrecht einzige Stütze; der sonst wankelmüthige Fürst hielt das Wort treu, das er dem sterbenden Herzog von Oesterreich, Albrecht IV., gegeben, bey dem Sohne Vaterstelle zu vertreten.

Durch drey Kapitel schildert der Verfasser die Unruhen in Oesterreich, den Streit der beyden Herzoge Ernst und Leopold um die Vormundschaft über Albrecht, wobey aber keiner der beyden Fürsten das Wohl des Mündels beabsichtigt, sondern jeder nur Vergrößerungssucht und Habgier zu befriedigen strebt. Oesterreichs Zustand, im Innern zerrissen, nach außen mährischen und ungrischen Räubern preis gegeben, die Judenverfolgung, die Hinrichtung des Wiener Bürgermeisters Vorlauf und seiner Anhänger, die elende Kriegskunst des Bischofs Bertold von Freysingen, der trotzige Geist der Landstände sind mit einfachen, aber kräftigen Zügen dargestellt. Das dritte Hauptstück endet mit der Befreyung Albrechts aus der Veste Starhemberg und den Händen seiner Ohme durch Reimprecht von Walsee.

Reimprecht von Walsee, der schönste Charakter jener Zeit, ist vom Verfasser mit gerechter Vorliebe im Verlauf des ganzen Werkes behandelt. Der Geist des Lesers verweilt mit Vergnügen bey den Handlungen eines Mannes, der in jener schmählichen Zeit der Gewalt und des Truges, seiner Pflicht treu, Gut und Leben für seinen Herrn freudig in die Schanze schlug.

Das vierte und fünfte Kapitel umfaßt den Zeitraum von da an, wie Albrecht als selbstständig regierend auftritt, bis zum Schluß des Konstanzer Conciliums. Schon in den ersten Hauptstücken erwähnt der Verfasser der Kirchenspaltung, in sofern sie ihm zur Verständlichkeit des Ganzen nöthig scheint. Ausführlicher bespricht nun der Verfasser am Schluß des ersten Bandes die Kirchenversammlung von Konstanz; aus doppelter Ursache:

erstens wegen dem Streit, in welchen Herzog Friedrich von Tyrol mit dem Kaiser und der Kirchenversammlung gerieth; zweytens wegen dem Schicksal des Johann Huß, aus dessen Scheiterhaufen die weithin verheerende Flamme des Hussitenkrieges aufloderte. Der Streit Herzog Friedrichs ist für die Geschichte Oesterreichs höchst merkwürdig, denn das Haus Habsburg war nahe daran, das schöne Tyrol zu verlieren. Daß Herzog Ernst durch rasches und kräftiges Einschreiten das Land seiner Familie erhielt, mag ihm bey dem Leser Verzeihung erwirken für den Zwiespalt in der Familie, die Unruhen im Lande, die er sein ganzes sonstiges Leben über erregt und genährt. Was der Verfasser hie und da über die Kirchenspaltung, insbesondere aber ausführlicher von der Konstanzer Kirchenversammlung und Johann Huß sagt, ist unbefangen und freymüthig, und kann katholischen, besonders aber protestantischen Schriftstellern zum Muster dienen, wie der Geschichtschreiber die Fehler seiner Glaubensgenossen darzustellen und zu beurtheilen habe. Im Anfang des zweyten Bandes begegnen dem Leser drey bedeutsame Ereignisse. Albrechts Erkenntlichkeit für die Dienste, die ihm Reimprecht von Walsee geleistet, ehrt den Fürsten; aber für die Geschichte wichtig sind zwey Begebenheiten; die Vermählung Albrechts mit Elisabeth, Kaiser Sigmunds einziger Tochter, brachte in der Folge die Kronen von Ungern und Böhmen zum ersten Male an das Haus Habsburg; das zweyte wichtige Ereigniß ist die Abtretung Mährens an Herzog Albrecht, welche Kaiser Sigmund vollzog.

Den größten Theil des zweyten Bandes, durch vier Hauptstücke, füllen die Feldzüge Albrechts gegen die Hussiten, die Einfälle der Letzteren nach Oesterreich und der Gang des Hussitenkrieges überhaupt, in sofern derselbe zum Verständniß des Ganzen nothwendig ist. Bey den sparsamen, nicht immer klaren, in der Zeitrechnung verworrenen Angaben über den Hussitenkrieg in Bezug auf Oesterreich muß man dem Verfasser Dank wissen für die Mühe, die er sich gegeben, Licht und Ordnung in das Ganze zu bringen. Interessant sind die Daten über den ungeheuren Kostenaufwand, welchen die Söldner in jener Zeit verursachten. Die Ausgaben Albrechts zur Vertheidigung Mährens waren so groß, daß man, nach der Meinung der damaligen Zeit, um dasselbe Geld ganz Mähren hätte kaufen können.

Während des Hussitenkrieges hatten noch Streitigkeiten zwischen Herzog Albrecht und Herzog Ernst Statt, die nur der Tod des Letzteren löste. Die Judenverfolgung, eine Albrecht nicht zum Ruhm gereichende Handlung, ist gut und kräftig erzählt. Eben so der Hergang des Basler Conciliums, dessen Streit mit Papst Eugen und die Verhandlungen mit den Hussiten. Das

neunte Kapitel schließt mit dem Tode Kaiser Sigmunds und der Gefangennehmung der Kaiserin Barbara.

Das zehnte und letzte Kapitel enthält Albrechts kurze Regierung als römischer Kaiser und König von Ungern und Böhmen. Wie ich den Anfang des Werkes wörtlich mitgetheilt, möge hier eben so der Schluß des Werkes stehen, es ist ein Rückblick auf das ganze Leben Albrechts: »Dem Kaiser Albrecht war ein unglückliches Loos beschieden. Während seiner Kindesjahre stritten sich in seinem Erblande die Vettern um die Vormundschaft, und stürzten Oesterreich in ein fürchterliches Verderben. Als er die Regierung des Herzogthums angetreten hatte, wurde er in mancherley Fehden mit den benachbarten Fürsten und ihrem raubsüchtigen Adel verwickelt; dann folgte der schreckliche Hussitenkrieg. Ohne Kriegslärm verfloß beynahe kein Jahr. Die Unruhe stieg noch höher, als er drey Kronen auf seinem Haupte vereinigt hatte. Im deutschen Reiche hat man sich nach ihm gesehnt, aber seine Vorschläge zur Herstellung der Ruhe und Ordnung, welche Schlick bekannt machte, nicht angenommen. In Böhmen schwangen Hussiten und Utraquisten die Fahne des Aufruhrs, und riefen aus Polen einen andern König herbey. Das Königreich Ungern wollte er gegen den Andrang einer zahlreichen türkischen Armee vertheidigen, aber nur Wenige begleiteten ihn auf dem Zug, und selbst von diesen haben einige treulos das Lager verlassen, worauf sich die ohnehin kleine ungrische Armee gänzlich auflöste. Tief gekränkt, ruhmlos und todtkrank wollte Albrecht in sein getreues Oesterreich zurückkehren, um sich dort zu erholen; aber der Tod ereilte ihn auf dem Wege, und machte seinen Leiden ein Ende. Fürwahr ein unglücklicher Fürst, der verdient hätte, in einer mehr gebildeten Zeit zu leben; er wäre dann gewiß der Vater und Wohlthäter seiner Unterthanen geworden.«

»Er hat zwey Töchter hinterlassen: Anna und Elisabeth; der Sohn Ladislaus wurde erst nach des Vaters Tode am 22. Februar 1440 geboren. Er folgte Albrechten nach vielen Stürmen in der Regierung nach, unterlag aber noch als Jüngling dem Untergang, den ihm unversöhnliche Parteymänner geschworen haben.«

Die Beylagen, bey dem ersten sowohl als bey dem zweyten Bande, so wie der Anhang zu den Beylagen, Urkunden der Städte Krems und Stein enthaltend, sind dem Geschichtsforscher hochwillkommene Zugaben.

Johann Graf Mailáth.

Art. XI. ΑΝΕΚΔΟΤΑ. Anecdota Graeca e codicibus regiis descripsit annotatione illustravit F. Fr. Boissonade. Vol. IV. Parisiis 1832. Enthält nebst einigen Zugaben: Joannis Sabaei Hist. Barlaami et Joasaph.

Zweyter Artikel.

Wir haben im ersten Artikel unsern Joannes bis zu dem Punkte begleitet, wo Joasaph nach empfangenem Unterrichte durch die h. Taufe in die christliche Kirche aufgenommen wird. Bis dahin war alles ohne Kampf und ohne Widerstand seinen ruhigen Weg gegangen, freylich aber war auch die ganze Sache noch für Joasaphs Umgebung, ja für dessen Vater, einen erbitterten Feind der Christen, ein tiefes Geheimniß, und es war zu erwarten, daß der alte Abener den Uebertritt seines Sohnes zu der verhaßten neuen Lehre nicht gleichgiltig mit ansehen würde. Zuerst schöpfte des Prinzen Obersthofmeister, Zardan, aus Barlaams häufigem Aus- und Eingehen Verdacht; nach einem vergeblichen Versuche Joasaphs, den Zardan selbst zu bekehren, blieb letzterem nichts übrig, als dem Könige den Stand der Dinge zu enthüllen, und nun erfolgt der erste Kampf. Da aber die Entwicklung der Erzählung, als solcher, außer meinem Plane liegt, so muß das Nachlesen der Geschichte dem Liebhaber überlassen bleiben; wir wenden uns wieder zur Betrachtung des Textes, und fahren bey S. 179 fort, die merkwürdigsten Abweichungen der Wiener Handschriften, nach den früher schon angegebenen Beziehungen, in Auswahl mitzutheilen.

S. 179, 2 v. u. stimmen zwar die übrigen Wiener Hdss.'en mit der Vulgata überein in der Konstruktion von παῦσαι; doch scheint die richtige Lesart von dem einzigen CII aufbewahrt zu seyn: παῦσαι τούτῳ (LXXI, LIV τούτου) προσομιλῶν; die überwiegende Zahl der Codd., welche προσομιλεῖν geben, braucht uns nicht zu bestimmen, da es hinlänglich bekannt ist, mit welcher verwunderungswürdigen Hartnäckigkeit oft ganze Reihen von Handschriften eine augenscheinlich falsche Lesart behaupten, wie z. B. einige Zeilen weiter alle Wr. Hdss., abermals mit Ausnahme des einzigen CII, die völlig falsche Lesart μεμικταῖος haben. — S. 180, 1 wird τὸν πατέρα σου mit Recht von allen Wrn. gestützt; nur LIV tritt dem Paris. A. bey. — S. 180, 12 stimmen von den Wr. Hdss. XXI, LIV, XII mit der Vulgata in der Lesart ἐμφυτευθῇ μου τῇ καρδίᾳ; LXXI hat τῇ ψυχῇ; CII τῇ διανοίᾳ; es wechseln also sonderbar genug die Handschriften unter den drey Wörtern, welche in der gleich folgenden Rede Barlaams nach Luk. 10, 27 vorkommen, nur daß auch hier die Codd. in der Anführung derselben von einander abweichen, indem

die eine dieß, die andere jenes Glied wegläßt. — S. 181, 11 hat LIV die schöne Variante τὴν ἐκδεξομένην τ. ἀξ. τ. οὐρ. βασιλείαν. — S. 181, 6 v. u. muß man gewiß, auch ohne Handschriften, προκαλεσάμενος schreiben. Zardan hatte nämlich hinter einem Vorhange den ganzen Vortrag mit angehört; nach Barlaams Entfernung rief ihn nun Joasaph hervor. — S. 182, 3 v. u. CII ἀγαθὸν ἔργον ἐθέμην. — S. 183, 9. Der Ausdruck ἐφ' ὑδάτων σπείρειν oder εἰς ὕδωρ σπείρειν gehört aber nicht zu den ungewöhnlichen sprichwörtlichen Redensarten; nur dürfte er nicht mit Boissonade unter die proverbia de impossibilibus gerechnet werden; er bedeutet etwas Vergebliches, aber nicht etwas Unmögliches. — S. 183, 4 v. u. ist die Lesart aller Wr. οὐκ εἰς μακρὰν aufzunehmen. — S. 184, 5 ist τοῦ vor καταλιπεῖν mit allen Wiener und Paris. Cod. zu streichen; im Folgenden stimmt CII mit der Vulgata; LXXI καταλιπεῖν με οὕτως τῇ κόσμου ματαιότητι; XII καταλιπεῖν με οὕτω καὶ τῇ τοῦ κόσμου ματ. συναναστρέφεσθαι; LIV wohl am richtigsten καταλιπεῖν με οὕτω (dieses von zweyter Hand) τῇ τοῦ κόσμου ματαιότητι ἔτι (von zweyter Hand; vermuthlich wurde es vom Ende des vorhergehenden Wortes absorbirt) συναναστρέφεσθαι. — S. 184, 11 bietet LXXI die schönere Lesart: καὶ τὸ σὸν τίμιον πρόσωπον ἐνοπτρίζειν με πάντοτε. — S. 184, 2 v. u. hätte Boissonade ohne Bedenken die Worte δευτέρας ἱκετηρίας ἀρχή als Glossem streichen können, indem sie sich fast handgreiflich als solches zu erkennen geben; auch fehlen sie, außer Paris. C, in Vind. XII, LXXI, CII. — S. 185, 2 XII. ἀτιμίαν statt ἀθυμίαν; in der folgenden Zeile muß, mit allen Wrn., vor τραχὺ der unentbehrliche Artikel eingeschoben werden.

S. 185, 15. Die Verwechslung von τρύχινος und τρίχινος ist sehr gewöhnlich, und wir haben oben schon ein Beyspiel gehabt; an unserer Stelle hat Boissonade τρίχινα ῥάκη; alle Wr. dagegen haben τρύχινα, welches auch ohne Zweifel die richtige Lesart ist, da der in Ueppigkeit erzogene Königssohn in seiner Garderobe gewiß keine härenen Kleider hatte; τρύχινα καὶ παλαιά aber ließen sich wohl finden. — S. 185, 5 v. u. hat die Vulgata, vermuthlich nach einer Pariser Handschrift, τέκνον γλυκύτατον, ὃ διὰ τοῦ εὐαγγελίου ἐγέννησα; alle Wr. stimmen dagegen in ὃν διὰ τ. εὐαγγ. ἐγ. überein, und unbedenklich ist diese Lesart in den Text aufzunehmen, da nichts gewöhnlicher ist, als diese Fügung. — S. 186, 8 geben XXI und LIV ἀεὶ statt ποτὲ, eine sonderbare Abweichung, die nur vertheidigt werden kann, wenn man ἀεὶ zum vorhergehenden κολάζοντος zieht. Bey dieser Stelle wirft Boissonade die Frage auf, wer wohl der erste Urheber der Meinung vom lichtlosen Feuer der Hölle seyn möge.

Manchem wird es unbekannt seyn, daß ein Swinden ein eigenes Werk über diesen höchst anziehenden Gegenstand (de inferni ignis natura) geschrieben hat, von dem ich jedoch nicht angeben kann, ob darin alle mögliche Bedenklichkeiten gehoben sind. Die erste Veranlassung zur Lehre eines lichtlosen Feuers ist indeß ohne Zweifel in den bildlichen Ausdrücken der heil. Schrift zu suchen, von »ewigem Feuer« und »äußerster Finsterniß.« — S. 186, 10 XXI und CII καρεχάμενος statt χαριζόμενος, dieselben gleich darauf ἄναρχος statt ἄμαχος. — S. 187, 5 XXI, LIV ὑπὸ τίνα δὲ ἐγὼ (τὸν LIV) τοιοῦτον ποιμένα καὶ ὁδηγὸν γενοίμην; — LIV von zweyter Hand schiebt nach ὁδηγὸν noch ψυχικῆς σωτηρίας γενήσομαι ein. — S. 187, 10 stimmen zwar alle Wr. Hdss.'en, mit Ausnahme des CII, mit der Vulgata in der Lesart ὀρειάλωτος überein; aber was soll dieses Wort bedeuten? etwa auf dem Berge gefangen? und was gäbe dieses für einen Sinn? CII hat δορυάλωτον (l. δοριάλωτον), und ich trage kein Bedenken, dieses aufzunehmen; denn wenn auch in Beziehung auf das Folgende das Bild von einem im Gebirge verirrten Schafe passender wäre, so stimmt doch δοριάλωτον mit dem Vorhergehenden πονηρὸν δοῦλον (LXXI fügt ἀπατεῶνα hinzu) besser zusammen; überhaupt aber ist ja bekannt, mit welcher Unstätigkeit diese Klasse von Schriftstellern von einem Bilde zum andern überspringt; und gerade unsere Stelle kann auch sonst als Musterbeyspiel dafür dienen. — S. 187, 13 XXI, LXXI τῆς κακίας τοῦ θανάτου; die Vulgata verdient den Vorzug. — S. 187, 8 v. u. ist mit allen Wr. Hdss.'en zu schreiben: καὶ τὸ τῆς ἐμῆς εὐχ. ὑστέρημα.

S. 187, 4 v. u. hat die Vulgata ἐκκόπτων; alle Wr., mit Ausnahme von LXXI, ἐγκόπτων; so wie umgekehrt S. 185, 12 die Vulgata ἐγκόψω hat, während alle Wr. ἐκκόψω (XII ἐκόψω) geben; eben so S. 226, 4 v. u., wo die Vulgata ἐκκόπτεις hat (ἐκκόπτειν ist Druckfehler); so auch die Wr., mit Ausnahme von XII, LIV, welche ἐγκόπτειν geben; die häufige Verwechslung dieser beyden Wörter braucht kaum mit Beweisen belegt zu werden; mir scheint an beyden Stellen die Lesart ἐγκ- den Vorzug zu verdienen. — S. 188, 13 ist mit den Wrn. XXI, LIV, LXXI zu schreiben εἰς θυσίαν σου; XII und CII lassen σου weg; keiner hat σοι. — Einige Zeilen weiter wird die Vulgata καὶ δὸς αὐτὴν καρποφορῆσαι καρπὸν δικαιοσύνης von keiner der Wiener Hdss.'en unterstützt; XXI, CII, LIV erster Hand haben αὐτῇ; XII, LXXI und LIV zweyter Hand αὐτῷ, welches ich billige; der Dativ bedarf keiner Rechtfertigung, und das männliche Geschlecht, obgleich grammatisch zu τὴν ἄμπελον gehörig, wird Niemanden

auffallen. — S. 189, 6 streiche man καὶ vor ἔλεγεν; es fehlt in allen Wr. Hdss.'en. — S. 189, 7 schreibe man mit LXXI πρόσεχες. — S. 189, 17 scheinen die Worte τῶν πονηρῶν ein Glossem zu τῆς σάρκος; wirklich fehlen sie auch in XXI und LIV erster Hand. Θέλημα τῆς σάρκος bildet recht gut den Gegensatz zu τὸ σὸν (Θεοῦ) θέλημα, und bedarf keines weiteren Zusatzes. — S. 189, 1 v. u. geben zwar die Handschriften ὀλονύκτοις; richtiger aber schreibt man wohl ὀλονυκτίοις, obgleich beyde Wörter der guten Gräcität fremd zu seyn scheinen. — S. 190, 1 fgg. findet sich in CII folgende bedeutende Abweichung: ἡμέρας μὲν γὰρ πολλάκις περικοπτόμενος ἐκ τῆς τῶν συνόντων αὐτῷ συναυλίας· ἔσθ' ὅτε καὶ ἐκ τῆς τοῦ βασιλέως πρὸς αὐτὸν ἐπιδημίας, ἢ τῇ αὐτοῦ εἰς ἐκεῖνον μετακλήσει· καὶ εἰ τοῦτο ἐγένετο ἡ νὺξ αὐτῷ τὰ τῆς ἡμέρας ἀνεπλήρου ὑστερήματα. Ich finde indeß hierin nichts, als die Hand eines Abschreibers, welchem der freylich ziemlich deutliche Sinn nicht deutlich genug war, und welcher deßhalb nachbessern wollte, leider aber mit unglücklichem Erfolge. — S. 190, 12 v. u. hat Boissonade die Form ὑγείας gesetzt; nun läßt sich nicht leugnen, daß bey den Neuern diese Form wirklich in Gebrauch war; eben so gewiß ist aber auch, daß dieses Wort überhaupt in den Handschriften unsäglich oft falsch geschrieben wird, so daß sie auch bey den Schriftstellern der guten Periode weit öfter ὑγεία geben als ὑγίεια. Ich rechne dieses Wort zu denen, welche ein äußeres Kennzeichen abgeben für die größere oder geringere Sorgfalt einer Handschrift. Uebrigens hat an unserer Stelle CII ὑγείας; XII ὑγίας; LIV und LXXI ὑγιείας. — Gleich darauf stimmen XII, XXI, LIV mit der Vulgata; LXXI hat ἰατρὸν αὐτῷ ἐκπέμπει; CII ἰατρὸν ἐξαπέστειλε δοκιμώτατον, alle, außer LIV, geben dann καὶ διὰ φροντίδος; und alle gleich darauf, wohl richtig, οὕτω (οὕτως) κεχαρισμένος; und ἐπιμελῶς αὐτὸν (LIV v. zweyter Hand) ἐπεσκέψατο. — S. 191, 1 fg. CII: αὔριον ἐλεύσομαί φησι καὶ θεωρήσω σε καὶ τὰ τῆς ἐπισυμβάσης (LIV erster Hand συμβάσης; LXXI και την συμβᾶσαν . . . ἀῤῥωςίαν) σοι διαγνώσω (LXXI ἐπιγνῶναι) ἀῤῥωςίας. — S. 191, 4 haben alle Wr., mit Ausnahme von LXXI, richtiger περιβαλόμενος; LXXI περιβαλλόμενος ἑαυτῷ. Das von CII nach προσεκύνησεν αὐτω eingeschobene προσπεσὼν ist überflüssig.

S. 191, 11 schreibe man nach dem Vorgange aller Wr. Hdss.'en ἀῤῥωςιῶν; die Form ἀῤῥωςεία scheint überhaupt der griechischen Sprache fremd zu seyn. — S. 191, 6 v. u. LXXI ὁ δὲ, ἐν τῇ περὶ (CII πρὸς) τὸν υἱόν σου ἀκριβεία ἠμέληκα, ἔφη. — S. 192, 1 möchte ich die Form γεγόνει, ohne Augment, nicht

aufnehmen, zumal da Paris. C. und alle Wr. Hdss.'en das gewöhnliche ἐγεγόνει bietet. Statt ὅλος hat XII ὅλως; LIV ὁ λόγος, deren keines die Vulgata verdrängen wird. — S. 192, 4 fg. Der CII faßt dieses als Worte des Königs, und liest so: ἀκήκοα γὰρ καὶ πρότερον, φησὶν ὁ βασιλεὺς, τὰ περὶ τοῦ Βαρλαὰμ καὶ ἀκροτάτης ἀσκήσεως αὐτοῦ. Freylich steht dieses in keinem gehörigen Zusammenhange mit dem Folgenden, welches jedenfalls Fortgang der Erzählung ist. Es geht aber aus dieser veränderten Fassung hervor, daß der Abschreiber an der gewöhnlichen Form Anstoß nahm, und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Worte von ἀκηκόει bis ἀσκήσεως αὐτοῦ, an diesem Platze störend sind. Weit passender würde man sie parenthetisch zwischen βασιλεῖ und κλόνῳ einschieben; doch möchte ich ohne Handschriften keine Aenderung vornehmen. — S. 192, 12 hat keine der Wiener Hdss.'en ἀστρολογίας, sondern sie stimmen alle überein in ἀστρολογικῆς τέχνης, welches also bey der überwiegenden Auctorität aufzunehmen ist. — S. 192, 9 v. u. lesen wir: οὐκ ἀνέλπιστον γὰρ ἡμῖν ἔτι τὸ μεταπεσεῖν αὐτόν. Μεταπεσεῖν findet sich in keiner unserer Handschriften; nur XII hat μεταπεσειν, in welchem ich indeß nichts anders sehe, als die schöne Lesart der übrigen Wr. μεταπείσειν; statt ἀνέλπιστον hat LXXI ἀνέλπιστα; ἔτι fehlt in CII. — XII, LIV geben besser εἰσέτι, LXXI ἔτι. — Gleich darauf möchte ich, auch ohne Handschriften, ἐξαρνήσεσθαι und συνθήσεσθαι lesen. — S. 193, 4 hat CII statt πεπλανημένα die sehr zu beachtende Lesart πεπλασμένα; dann alle Wr., mit Ausnahme von XXI, φάσκων. — S. 193, 8 hat CII πρεσβύτην ναχὼρ καλούμενον; XXV, LIV die Vulgata πρεσβύτην μονερημίτην ναχ. καλ. die richtige Lesart; XII verdorben μονερημήτην; der Schreiber von LXXI scheint das freylich nicht klassische Wort μονερημίτης nicht gekannt zu haben, und gibt nun die, wenn auch nicht richtige, doch recht hübsche Lesart πρεσβύτερόν μου ἐρημίτην. S. 193, 16 alle Wr., mit Ausnahme von XXI, das richtigere φανεῖται. — S. 194, 3 v. u. haben alle Wr. mit dem Paris. A. die einfache Form ὁδεύσας, während zwey Zeilen weiter oben alle, mit Ausnahme von XII, in διαβεβαιωσαμένων übereinstimmen. Dergleichen Abweichungen sind in den Handschriften so häufig, daß ich bey den meisten Fällen schweigend vorübergehe, und ihrer überhaupt kaum erwähnen würde, wenn nicht Boissonade mit wahrhaft ermüdender Freygebigkeit gerade die Fälle hervorgehoben hätte, wo eine Handschrift das einfache Wort statt des zusammengesetzten, oder umgekehrt, gibt, um daran andere, wenn auch noch so ungehörige Beyspiele aus andern Schriftstellern zu knüpfen, eine Methode, wodurch der

so gelehrte und in den Handschriften so außerordentlich belesene Herausgeber die Frucht seiner Mittheilungen großentheils selbst zerstört hat, da nicht leicht jemand diese zerworfenen und nur zufällig hingestreuten Bemerkungen und Auszüge zusammenstellen, und erst dadurch brauchbar machen wird. — S. 194, 1 v. u. billige ich die Lesart aller Wr. μετὰ τοῦ σὺν αὐτῷ ὄχλου. — S. 195, 5. CII φθάσαντες περιεκύκλωσαν αὐτούς, wird die Vulgata nicht verdrängen; wenn aber dann Zeile 8 Boissonade aus C. σήμανδρα anführt statt σήμαντρα, so ist dieses ohne Zweifel einer von den Fällen, »ubi versu opus erat, qui columna in annotatione brevior vicinae adaequaretur nec claudicaret,« und gewiß würde man diese Variante um so weniger vermißt haben, da σήμανδρα überhaupt kein Wort ist. — Billigung verdient in der folgenden Zeile die Lesart aller ~~Wr.~~ Hdss.'en: ἐρημικῆς ἀσκήσεως. — S. 195, 13. Auch hier haben alle Wr. τρυχίνην statt des von Boissonade aufgenommenen τριχίνην, und wenn irgendwo, so muß hier τρυχίνην aufgenommen werden, da doch wohl die Askese der frommen Einsiedler schwerlich so weit ging, daß sie einen härenen Ranzen trugen.

S. 195, 8 v. u. ist nach allen Wr. Handschriften μὴ γένοιτο zu lesen. — S. 196, 8 ebenfalls nach allen Wrn. ἡμῖν ὑπόδειξον. — S. 196, 13 stimmen alle Wr. in der wohl richtigen Lesart ὀργίλως ἅμα καὶ θηριωδῶς zusammen; nur LIV hat von erster Hand die Vulgata. — S. 197, 2 v. u. fgg. Die Folge und Verbindung dieser Sätze ist so unbeholfen, daß sie auch bey einem Schriftsteller, wie unser Johannes ist, auffallen muß; besonders stößt man bey der Verbindung von κελεύσας ... κελεύει an, welche doch allzu nachläßig ist. Aus diesem Grunde mag wohl hauptsächlich der Schreiber von CII mit der ganzen Periode eine Veränderung vorgenommen haben, wodurch dem Satze zwar noch keine besondere Zierlichkeit gegeben, ihm aber doch seine Anstößigkeit benommen wird. Er schreibt nämlich so: καὶ ὃς ἰδὼν αὐτοὺς τῷ θυμῷ ὑπερζέσας μαινομένῳ ἐῴκει, καὶ τύπτεσθαι αὐτοὺς ἀνηλεῶς ἐκέλευσε· ὡς εἶδεν δὲ τ. πληγαῖς χαλ. καταπ. ꝛc. — S. 198, 5 v. u. hat LIV μακαρίζομεν; dann παραθήγομεν (dieses auch XXI); XXI und LIV erster Hand lassen dann σπεύδομεν weg; dagegen fassen die übrigen Wr., mit Ausnahme von XXI und LIV, das Folgende participialisch περιποιούμενοι .. ἀρνόμεθα. — S. 199, 3 schiebt LXXI nach βασιλεὺς die Worte ἀνταπεκρίνατο αὐτοῖς ein, und läßt das folgende φησὶν aus. Ueberhaupt mag hier ein für allemal bemerkt werden, daß unsere Handschriften mit den Zeitwörtern, welche die Rede eines andern anführen, sehr willkürlich verfahren, und dieselben bisweilen ganz weglassen,

bisweilen eins für das andere setzen; eben so willkürlich ist auch die Stellung; indem wir dieses φησὶν ꝛc. bald vor der Rede, bald nach den ersten Worten eingeschoben finden. Die Abschreiber waren in diesem Stücke nicht sehr gewissenhaft, und in der That ist auch die Sache eben von keiner Bedeutung. — S. 199, 6 schwanken auch unsere Handschriften zwischen ἤπερ und εἴπερ; das letztere haben XII, LIV, LXXI; dazu Paris. C. Boissonade zieht ἤπερ vor, und supplirt ein ausgelassenes μᾶλλον; dann sagt er facillime ηπερ abiit in εἴπερ. Mir scheint indeß die Ellipse von μᾶλλον zu hart; dieses Wort durfte in dem angenommenen Sinne nicht ausgelassen werden. Da die überwiegende Zahl von Handschriften für εἴπερ ist, und facillime εἴπερ abiit in ἤπερ, so möchte ich εἴπερ vorziehen, was sich auch gut erklären läßt, wenn man das vorhergehende Verbum supplirt. Ein wohlgerundeter Satz kommt freylich auf keinen Fall heraus; der Sinn aber ist deutlich, man mag ἤπερ oder εἴπερ lesen.

S. 200, 11 fg. hat die Vulgata: τὴν ἰδίαν πιαίνεις σάρκα, ὕλην ἑτοιμάζων τῇ τῶν σκωλήκων καταβρώσει; eben so XII und LIV; umgekehrt dagegen CII πιαίνων ... ἑτοιμάζεις; XXI und LXXI schlagen einen Mittelweg ein, der aber in diesem Falle gewiß nicht der beste ist, und setzen an beyden Stellen das Participium. Aehnliche Fälle haben wir schon einige gehabt, und ihre Zahl ließe sich aus unserem Schriftsteller bedeutend vermehren, wenn es nöthig wäre, das willkürliche Verfahren der Abschreiber bey dem vorliegenden Werke ausführlicher zu beweisen. — S. 200, 9 v. u. billige ich die Lesart der LIV und LXXI πράξωσι. — S. 201, 10; statt τοὺς μεμυκότας ὀφθαλμοὺς hat LXXI τοὺς τῆς ματαιότητης ὀφθαλμούς. Vermuthlich war dem Abschreiber die Vulgata nicht deutlich oder nicht stark genug; er änderte also; aber dahin rechne ich es auch, wenn derselbe kurz vorher, auch mit einigen andern Fehlern gepaart, den Text auf folgende Art umbildet: ἵνα μή σοι ὡς σκύβαλον καὶ σαπρίαν ἀχρηστότερος βρήθοιτο πλοῦτος. Das ist selbst σκύβαλον und σαπρία! — S. 201, 7 v. u. hat CII ἀθλητὴς statt ἀσκητής. — S. 202, 5 CII, LXXI und LIV erster Hand ἀνασχοίμεθα. — S. 202, 10 theilen sich auch unsere Handschriften; CII, XXI, XII geben mit dem Paris. A. περιβαλεῖς; LXXI mit Paris. C. περιβάλης (denn dieses liegt ja wohl in der Schreibart περιβαλῆς); dazu kömmt noch aus LIV περιβαλοῖς. Ich ziehe mit Boissonade περιβάλης vor. — S. 202, 15 geben XXI, LXXI, CII mit dem Texte Phil. 1, 21 ἀποθανεῖν. — S. 203, 4 stimmen alle unsere Hdss.'en in der Lesart ἀπέτεμνον überein; nur CII hat, vielleicht richtig, ἀπέτεμον; auch einige Zeilen weiter oben hatte Johannes

von derselben Sache das Wort ἀποτέμνω gebraucht. — S. 203, 7. Nur XII hat die Vulgata προσήρχοντο; XXI, LIV und CII geben ὑπήρχοντο, welches ich für die richtige Lesart halte; LXXI ὑπήγοντο, welches unzuläßig ist. — 203, 9 LXXI βασάνοις statt τιμωρίαις scheint vom Abschreiber herzurühren. — 203, 13. In dem Ausdrucke καθάπερ τις τῶν οὐχ ἡμετέρων ἔφησεν läßt XXI das οὐχ aus; in XII ist es ausradirt; wenn sich die Anführung auf Josephus bezieht, ist τὶς τῶν οὐχ ἡμετέρων passender. — S. 203, 15 haben XII, LIV, LXXI. — ἱερέως καὶ ἑπτὰ νεανίων σὺν ὁμόφρ. μ. — Gleich darauf liest LXXI μακάριοι statt θαυμάσιοι, und läßt das folgende οὗτοι mit XII, LIV weg; es scheint aber zur Deutlichkeit des Sinnes nothwendig. — S. 205, 1 geben XII, LIV κατήλλαξα, und lassen mit LXXI das folgende καὶ weg. Der Satz gewinnt dadurch unstreitig an Abrundung; bietet aber einen neuen Beytrag zu der Abschreiberwillkür, von welcher schon oben zu S. 200, 11 die Rede war. — S. 205, 5 lassen alle unsere Hdss.'en, und zwar mit Recht, das störende ἀλλ' vor ἀνερωτήτως weg. Die folgende Stelle ist in den Handschriften verdorben und zum Theil verstümmelt. In keiner der Wiener Handschriften findet sich τοῦ θράσους, welches zwar einen recht guten Sinn gibt, aber nicht unentbehrlich ist; aber so wenig bestätigen unsere Handschriften die Vulgata τῆς προσηκούσης μ. ἐν. φιλανθρωπίας, sondern einstimmig geben alle προσούσης, was man auch ohne Handschriften aufnehmen mußte. Ferner ist es anstößig, wenn es bey Anführung der eigenen Worte des Königs heißt: »ich will Nachsicht mit dir haben, bis ich am bestimmten Tage über deine Angelegenheit verfügen werde.« Man verlangt hier durchaus die Zeitbestimmung; gern trete ich daher dem LXXI bey, welcher statt τακτῇ ἡμέρα das bestimmte ἕκτη ἡμέρα bietet. Endlich läßt CII aus Nachläßigkeit ἀπολῇ οὕτως εἰπὼν τῷ ἀραχῇ τοῦτον aus.

S. 205, 15 schreibe man mit LXXI ἐγκρατῆ. — S. 205, 18 schiebt nach ὁ ἀγαθὸς der LXX θεὸς; LIV δεσπότης ein, beydes wohl nur Erklärungen. — S. 205, 7 v. u. LXXI διανοίας statt εὐσεβείας. — Z. 6 v. u. hat CII die wohl richtige Lesart der Vulgata πλήρη; XII, LIV geben, vermuthlich verführt durch das vorhergehende γενόμενος, πλήρης; LXXI πλησθεὶς. LIV von erster Hand läßt dann πρὸ μικροῦ λυπουμένην αὐτοῦ καὶ weg. Nachläßigkeit des Abschreibers. — S. 206, 1 LXXI ἡ ἀδικία αὐτοῦ, und gleich darauf derselbe nebst XII κατὰ statt νικᾷ, welches ich billige, indem ich ἐπὶ supplire. — S. 206, 7 LIV, LXXI ἀπάντησιν. — Z. 6 v. u. lautet die Vulgata: τίς ἡ διηχοῦσα μου τὰς ἀκοὰς φήμη. Der LXXI, welcher freylich im Allgemeinen

am freyesten mit seinem Schriftsteller zu verfahren scheint (falls nicht schon ihm eine abweichendere Bearbeitung vorlag), bietet hier die vortreffliche Variante διοχλοῦσά μου τ. ἀκοάς, welche ich ohne Bedenken aufnehme; sie gewährt einen Beytrag zu den von Schneider s. v. gesammelten Stellen. — Gleich darauf ziehe ich die Lesart aller unserer Handschriften ἐμπεπλῆσθαι (nur LXXI ἐμπέπλησαι) der Vulgata vor, und schiebe nach diesem Worte, mit XII und LIV, ποτε ein. — S. 207, 4 muß sicherlich mit LIV und LXXI γέγονα geschrieben werden. — S. 207, 7 LXXI τ. τ. ἀκαταιώνων (so findet sich das Wort oft geschrieben) ὁρμήμασιν, ἐξηκολουθήσας. — S. 207, 10 schreibe ich mit allen unsern Handschriften: ἵνα τί τέκνον, οὕτως ταῦτα πεποίηκας; — S. 208, 3 v. u. haben richtig alle Hr., mit Ausnahme des LIV, ἀλλ' ἄγε νῦν, φίλτατε υἱέ. — S. 208, 1 v. u. fg. LXXI: 9. προσελθὼν τοῖς μεγίστοις θεοῖς εὐμενιζόμενος, ἵνα συγγνώμην. — S. 209, 2 XII und LIV παράσχοειν.

S. 209, 9. Bis hieher gehen die Ermahnungen des Königs Abener an seinen Sohn Joasaph, nachdem er dessen Uebertritt zum Christenthume erfahren hatte. Es spricht sich darin ein oft wirklich rührendes, liebevolles, durch den heimlichen Abfall seines Sohnes von den alten Göttern tief betrübtes und für dessen vermeintliches Seelenheil innig besorgtes Gemüth aus. Ueberhaupt gehört die Charakterschilderung des Königs Abener zu den sehr schwachen Seiten des Buches. Unser Johannes gibt sich zwar an manchen Stellen viel Mühe, ihn als einen Wütherich darzustellen, und gefällt sich z. B. in der Schilderung der qualvollen Hinrichtung, welche der König über einige Mönche verhängte (S. 202 fg.). Indeß muß man auch gestehen, daß diese Märtyrer ihrer Freymüthigkeit auf eine Art mit dem Könige gesprochen hatten, wie man mit Königen nie sprechen darf (S. 200 fg.); und wenn es auch unbillig wäre, zu verlangen, daß diese gewiß frommen Männer in ihrer Wüste Anstand und Sitte gelernt haben sollten, so hätte ihnen doch die Vorschrift unseres Herrn und Meisters vor Augen schweben sollen: »gebet dem Kaiser was des Kaisers ist.« — Eben so knirscht der König oft mit den Zähnen, und benimmt sich wie ein Wahnsinniger (z. B. S. 214). Betrachtet man aber sein ganzes Benehmen gegen einen Sohn, der gegen seinen Vater gewiß nicht alle evangelischen Vorschriften in Ausübung brachte; ferner dessen theilnehmende Güte gegen seine Untergebenen (S. 190 fg.), dessen Ehrfurcht für seine Götter, — so können wir den Abener doch nicht für so gar schlimm halten. Bedauerlich ist es aber, daß Joasaph auf die herzliche Ermahnung seines Vaters durchaus nicht

in den gleichen Ton einstimmt, sondern statt jeder andern Erwiederung eine möglichst prägnante Dogmatik vorträgt, und dann mit der dilemmatischen Forderung schließt, entweder solle sein Vater auch Christ werden, ἢ τῆς σῆς ἀποστήσομαι, εὖ ἴσθι, υἱότητος (S. 213 unten, fg.). Es sind dieses Fehler der Ausführung, welche Johannes ohne Zweifel hätte vermeiden sollen und können. Fehlerhaft ist es auch, wenn dem Abener so oft Bibelstellen in den Mund gelegt werden.

S. 210, 1. LXXI. Χριστῷ συνεταξάμην, τῷ υἱῷ τοῦ θεοῦ καὶ σωτῆρι τῶν ὅλων, οὗ τ. ῥ. möchte ich der Vulgata vorziehen. Will man bey der aufgenommenen Lesart bleiben, so wäre doch λόγῳ zu schreiben. — S. 211 haben wir abermals ein langes Verzeichniß der Eigenschaften Gottes, gleichsam als ob das ewige Wesen verständlicher dadurch würde, wenn man es zersplittert und zerlegt, wie der Chemiker die Natur der irdischen Körper in ihrem Innern zu erfassen glaubt, wenn er sie in das zersetzt, was er wohl Urstoffe nennt. Das wahre Verständniß wird uns aber wohl weder durch den einen noch den andern dadurch näher gelegt. Für den Laien in der theologischen Wissenschaft scheinen freylich manche der in unserer Stelle aufgeführten Eigenschaften nicht recht zusammen zu passen; bey andern dagegen scheint nur in den Worten ein Unterschied zu liegen, wenigstens erkennt man nur eine sehr feine Schattirung; z. B. ἄκτιστος, ἀθάνατος, αἰώνιος; ἄπειρος, ἀπεριόριστος, ἀόριστος u. s. w. Zum Theil läßt sich dieser anscheinende Uebelstand vielleicht durch die Handschriften heben; so hat z. B. LXXI ἀόρατον statt ἀόριστον; wenn dieselbe Handschrift statt ἀθάνατον, ἀΐδιον hat, so ist dieses nur ein anderes Wort für denselben Begriff. — S. 211, 1 v. u. hat die Vulgata: πόσης οὐκ ἂν εἴη πέρα ἀνοίας καὶ παραφροσύνης; — und Boissonade beruft sich dabey auf S. 79, 9, wo ohngefähr derselbe Gedanke vorkömmt, und statt πέρα, ἐπέκεινα gesetzt ist. Beruht diese Lesart wirklich auf handschriftlicher Auctorität (bey der Einrichtung der Boissonade'schen Ausgabe sind wir darüber nie sicher), so kann sie recht gut stehen; denn es wird niemanden einfallen, zu glauben, daß ein Mann, wie der Herausgeber, unrichtig gelesen habe. Bemerkenswerth bleibt es aber, daß keine unserer Handschriften πέρα hat, sondern alle in πάτερ übereinstimmen, und zwar (zum Theil oder alle? kann ich in diesem Augenblicke nicht bestimmen) in der gewöhnlichen Abkürzung περ. Dasselbe liegt auch in der Lesart des Paris. A. εἴηπερ ἀναίας. Wie leicht aber daraus durch Zuziehung des α, womit das nächste Wort anfängt, πέρα werden konnte, sieht jeder. Da also die Lesart πάτερ durch alle unsere Handschriften bestä-

tigt wird, die Unterlage von κέρα aber unsicher ist, so können wir unbedenklich ersteres aufnehmen. — S. 213, 1 XII ἦς αὐτὸς εἶ πρόξενος ἑαυτῷ. — Z. 2. Die höchst unehrerbietigen Worte καὶ κακίας πάσης ὑπηρέτης καὶ ἀσεβείας hat LXXI und, nebst dem vorhergehenden γενόμενος, LIV erster Hand weggelassen, geleitet vielleicht von einem mehr moralisch als kritisch zu billigenden Gefühle. — S. 213, 5 v. u. XII ἀνόνητης; LXXI ἀνώνητος, worin die Lesart des XII liegt, welche der Vulgata den Platz streitig machen kann. — Z. 4 v. u. haben alle Wr. τοίνυν αὐτὸς, welches ich der aufgenommenen Lesart vorziehe. — Z. 3 v. u. fühlte der Herausgeber, daß ein Wort fehlen müsse, und vermuthet μετουσίαν; die andern Pariser Handschriften hätten ihn gewiß nicht im Stiche gelassen; alle unsere Codd. geben richtig καὶ τῶν ὑπὲρ ἔννοιαν πεῖραν λήψῃ ἀγαθῶν.

S. 214, 4 alle Wr. und Paris. A. θυμῷ ἀσχέτω ληφθεὶς, welches also aufzunehmen ist. — S. 214, 5 lassen auch XXI, CII mit dem Paris. A. μαινομένῳ ἐοικὼς weg, und gern werden alle Boissonade's Ausspruch unterschreiben: haec verba si periissent, sententia non foret peior. — S. 215, 5 schiebe man vor πολεμίοις, mit allen Wr. Hdss.'en, den nothwendigen Artikel τοῖς ein. — S. 215, 9 LXXI ἀθλόμενος (? ἀθλούμενος) statt ἀχθόμενος; in derselben Zeile schieben XII und LIV zweyter Hand nach πατὴρ recht passend ἔτι ein; alle Wr. geben aber mit dem Paris. C. κληθείη, welches also die entschiedene Auctorität für sich hat. — S. 215, 10 fgg. Ein Satz, dessen grammatische Fügung nicht recht zusammenhängt; denn so deutlich, leider, auch der Ausspruch des Sohnes zu seinem Vater ist, ἀποστήσομαι σου, ὥσπερ τις φεύγει ἀπὸ ὄφεως, so scheint doch im Folgenden die Konstruction ganz vernachläßigt, und unsere Handschriften geben keine Hülfe; XII hat τῇ ἐμῇ σωτηρίᾳ und LXXI εἰς ἀπώλειαν δὲ βιαίαν συνωθεῖς με χωρεῖν. Ist vielleicht εἰς ἀπώλειάν τε βιαίᾳ συνωθεῖν σέ με χειρί zu lesen? — S. 215, 2 v. u. LXXI καὶ τὴν εἰς αὐτὸν ὁμολογίαν. — S. 216, 5 LXXI ἄνεσις statt ἀνάνευσις; wenn derselbe dann, nach οὐκ ἔστιν, noch σοὶ ὑπάρχει einschiebt, so ist dieses wohl nur Glosse zu ἔστιν; so wie derselbe S. 217 οὐκ ἔστι statt der Vulgata οὐχ ὑπάρχει hat. — Die schon einigemal angeführte Stelle aus Jesai 40 leidet in den Hdss.'en manche Veränderung; in CII lautet sie so: ὅτι πᾶσα σὰρξ ἄνθος χόρτου· ἐξηράνθη ὁ χόρτος καὶ τὸ ἄνθος αὐτοῦ ἐκπέπτωκεν· τὸ δὲ ῥῆμα ꝛc. LXXI πᾶσα σὰρξ χόρτος, und dann πέπτωκε. XII kömmt am genauesten mit der Vulg. überein. XXI läßt ἐξηράνθη ὁ χόρτος aus; eben so LIV erster Hand, mit dem vorhergehenden καὶ πᾶσα bis χόρτου. Die Verwirrung wurde ohne Zweifel durch

das mehrmals wiederkehrende χόρτος und χόρτου veranlaßt. — S. 217, 8 XII, LIV, LXXI κατακαύσει τοὺς ἀπεράντους; der Artikel ist störend, und rührt vermuthlich von einem Abschreiber, welcher nicht sah, daß ἀπεράντους zu αἰῶνας gehöre. — S. 218, 5 LXXI ἐλεήμονι statt πανοικτίρμονι. — S. 219, 2 ist die Form ἀμνημονήσει aufzunehmen, welche auch von allen unsern Handschriften geschützt wird (nur CII ἀμνημονήσῃ).

S. 219, 10 fgg. Eine sehr unbeholfene Periode, die sogar bey einem Schriftsteller vom Schlage unseres Johannes auffallen muß. Doch gewähren die Handschriften wenig Trost, und eine Periode nach bloßer Konjectur abzurunden ist stets ein mißliches Unternehmen, ganz besonders aber bey einem Schriftsteller, dessen Haupteigenschaft Eleganz überhaupt nicht ist. Zu bemerken ist jedoch, daß unter allen unsern Handschriften nur XXI in τοῦ δὲ βασιλέως . . . ληφθέντος mit der Vulgata übereinstimmt; die übrigen haben τὸν δὲ βασιλέα . . . ληφθέντα; LXXI συλληφθέντα τῇ μὲν ἐπὶ τοῦ παιδὸς rc.; zwar gewinnt der Satz durch diese Lesart nicht viel, aber er verliert auch nicht; und da die meisten Handschriften dafür sprechen, gäbe ich ihr gern den Vorzug, wenn sich der Akkusativ nur einigermaßen erklären ließe; freylich ist auch die Fügung: τοῦ βασιλέως ληφθέντος . . . ὁ βασιλεὺς ἐδέξατο gewiß nicht in den grammatischen Regeln gegründet. — S. 219, 2 v. u. LXXI ἀθανάτων statt ἀηττήτων. — S. 220, 2 haben wir abermals ein Beyspiel des willkürlichen Verfahrens der Abschreiber. Die Vulgata hat ἐκδώσας aus Paris. A.; Paris. C. ἐκδόσας; Vind. XXI ἐκδέδοσας; LIV ἐκδοὺς; XII, CII ἐκδεδωκώς; LXXI ἐκδώσω σε; zur Auswahl in der That mehr als genug! — Gleich darauf hat LXXI: οὐχ ὡς υἱός μου διατεθεὶς ἀλλὰ ὡς ἐχθρός τινι καὶ ἀποστάτης, eine Aenderung, welche, wenn auch an sich nicht übel, doch gewiß nur dem bessernden Abschreiber zuzuschreiben ist. — S. 220, 1 v. u. fg. CII ἀνομίας statt σατανικῆς ἐνεργείας; so passend auch ἀνομίας ist, so zweifle ich doch nicht, daß σατανικῆς ἐνεργείας die richtige Lesart sey, weil die meisten Handschriften dafür sprechen, und die Anfechtungen des Teufels bey der Klasse von Schriftstellern, zu welcher unser Johannes gehört, beynahe zu den stehenden Artikeln zu rechnen sind. — S. 221, 10 v. u. CII παῤῥησίαν καὶ ἀμετάθετον γνώμην. — S. 222, 1 LXXI προσελθὼν θῦσον τοῖς θεοῖς. ἐν τούτῳ γ. — Z. 7 CII πατρὶ εἰσακούειν; LIV τῷ π. ὑπακούειν; eben so XII und LXXI. Dieselbe Verschiedenheit findet sich S. 224, 3 v. u., wo XII u. LIV τῷ πατρὶ πείθεσθαι; die übrigen τὸ π. πείθ. haben. — S. 222, 10 läßt LIV erster Hand ἰέναι weg; vermissen wird man es nicht; Z. 10 CII ἀπορίᾳ, minder gut als die Vulgata, welche außerdem auch die meisten

Hdss.'en für sich hat. Mehrere Abschreiber verstanden übrigens diesen ganzen Satz falsch; so haben XXI, LIV zweyter Hand, LXXI, CII προέκρινας; und LIV zweyter Hand und LXX ἐξέδωκας; letzterer auch ἑαυτόν. Die Richtigkeit der ersten Person ist unzweifelhaft. — S. 222, 11 v. u. statt οὕτω δεῆσαν haben XII, XXI, LIV zweyter Hand, CII εἰ οὕτω δεήσειεν; LIV erster Hand οὕτω δεῆσεν; LXXI οὕτω δὲ ὡς ἄν. Darauf CII φείδεσθαι. — S. 223, 4 LXXI ἄϋπνος. — Z. 9 stimmen XII, LIV mit der Vulgata in ἔχω überein; CII, XXI ἔχων; LXXI ἔσχον, welches ich für das richtige halte. — S. 223, 3 v. u. LXXI τῆς σωτηρίας ὁδός, nicht so gut als die Vulgata; gleich darauf derselbe τιμηθεῖσα ὡς. Alle unsere Handschriften aber lassen πίστις aus, und zwar mit vollem Rechte. — S. 224, 2 ist τοῖς πᾶσιν zu schreiben, welches von Paris. C., allen unsern Hdss.'en, mit Ausnahme von LXXI, und dem Paris. A. erster Hand geschützt wird, eine Auctorität, welche auch bey einem eleganteren Schriftsteller als unser Johannes ist, zur Vorsicht ermahnen sollte. — S. 224, 6 v. u. LXXI ἔγνων καὶ προτερβαλόμην (letzteres nach der so gewöhnlichen Verwechslung) ἐρωτῶ δὲ καὶ σέ. — S. 225, 7 schiebt LXXI nach μεγαλόφρων passend ἐκεῖνος ein; derselbe Z. 9 τὰ ... μηχανήματα. — S. 225, 7 v. u. lassen unsere Handschriften, mit Ausnahme von XXI, μάχην καὶ weg; eben so Paris. A. — S. 226, 3 haben alle unsere Hdss.'en, außer LXX (dieser φάσκων), φάσκοντος, welches sich als constructio ad sensum vertheidigen läßt, in sofern der Verfasser σολομῶντος ἐκεῖνο ῥῆμα im Sinne haben konnte. — S. 226, 8 wird die Lesart παρέλθῃ durch sämmtliche Wr. Hdss.'en bestätigt. — S. 226, 13 hat LXXI eine zwar verdorbene, aber doch beachtenswerthe Lesart; nämlich: ἔννοια τε καὶ φιλεία καθυπῆραι τὴν τοιαύτην ἐγκατασπεῖραν σπουδὴν, πάνυ δίκαιον ὑπάρχει· ὅτ' ἂν δ' ἐκ τ. γον. σχ. κ. ὀφέλεια πρ. αὐτὴν φέρει (die beyden letzten Worte alle Wr., außer XXI); und dann im Folgenden ποιεῖ mit dem XII; die übrigen ποιῇ. Z. 5 v. u. haben XII, XXI, CII τὴν ψυχήν; LIV τῇ ψυχῇ; LXXI τῆς ψυχῆς; die etwas verschrobene Stellung der Wörter scheint die Abschreiber zu Aenderungen verleitet zu haben. Wäre es erlaubt, den Verfasser selbst zu korrigiren, so würde es gewiß im ganzen Buche nicht an Gelegenheit fehlen, und es würde namentlich nicht schwer seyn, hier, in der Antwort Joasaphs, passendere und entsprechendere Ausdrücke unterzulegen. Denn es scheint in der That, als ob der Neubekehrte in seinem Eifer und dem Wunsche, sich recht stark auszudrücken, manches sagt, was mit dem gewöhnlichen Verstande nicht recht zusammengehen will. So sagt er z. B. S. 226 unten: »man dürfe denen, welche uns von Gott abwendig

machen wollen, durchaus nicht folgen, sollte auch der Verführer der Vater, die Mutter, der König oder selbst der Herr des Lebens (d. h. Gott) seyn.« Gleich darauf sagt er, es gehöre zu den Unmöglichkeiten, daß um der Liebe zu den Aeltern willen: — »τὸν Θεὸν ζημιωθῆναι.«

S. 227, 5 LXXI προσκυνήσωμεν. — Z. 8 derselbe: εἰ δὲ μὴ τοῦτο βούλῃ, ὃ θέλεις ποιῆσαι με — und gleich darauf: καὶ οὔτε κολακίαις τῆς αὐτοῦ ἀποστήσεις με ἀγάπης. Alles dieses sind Aenderungen, die nicht von einem bloßen Abschreiber, sondern von einem willkürlichen Besserer herrühren; und es bedarf wohl kaum der ausdrücklichen Bemerkung, daß der LXXI von dieser genommenen Freyheit am häufigsten Gebrauch macht. — S. 227, 9 v. u. CII διαμαρτάνειν τοῦ σκοποῦ. Die Bulgata hat die Mehrzahl der Handschriften und die Stelle S. 224, 6 v. u. für sich; dagegen scheint unsere Stelle die Lesart ἔγνων aus LXXI, oben S. 224, 6 v. u. günstig zu seyn. Dagegen aber hat LXXI an unserer Stelle εἰδὼς statt ἔγνως. — S. 227, 2 v. u. hat LXXI βοράθροις statt φάραγξι; auf jeden Fall aber möchte ich mit LIV δειναῖς schreiben. Im Folgenden stimmt von unsern Handschriften nur XXI mit der Bulgata genau überein; LXXI hat περιπλανᾶσαι; eben so LIV erster Hand; die übrigen περιπλανώμενος οὐκ ὀρθοποδεῖς. — S. 228, 2 XII und CII ὑπὲρ ζωῆς; dann LXXI οἴη τὸ σύμφερον βεβ.; ferner alle unsere Handschriften mit Paris. A. C, ἐντεθυμεῖσθαι. — S. 228, 10 LXXI πρότερον statt πρὸς καιρὸν; dann lassen alle Wr. Hdss.'en, wohl mit Recht, γλυκαίνει καὶ aus, während in Paris. A. καὶ λεαίνει fehlt. — Z. 13 läßt XXI die überflüssigen und in der grammatischen Konstruction störenden Worte: καὶ ἠκονημένη μᾶλλον μαχαίρας διστόμου weg; LIV, LXXI geben ἠκονημένας; die übrigen ἠκονημένης. — S. 229, 4 ist statt πάντες nach allen unsern Handschriften πάλιν zu schreiben. — S. 229, 7 v. u. LXXI σαλπίσει; die Form der Bulgata ist vorzuziehen; das folgende εἰς ist vermuthlich Druckfehler statt εἷς, — Das Geschäft des Trompetens besorgt übrigens, nach CII, nur ein Engel, welches die andern Handschriften mit größerem Rechte einem Erzengel zuweisen; sogar der LXXI, welcher doch gerade vorher καὶ ἀρχαγγέλων ausgelassen hatte. — S. 229, 6 v. u. CII εἰληφθήσεται. — S. 230, 8 hat LXXI statt κἂν ἀστραπῇ τῇ φανοτάτ., die, wenn auch wohl nicht richtigere, doch hübsche Lesart: κἂν ἄστρῳ ἐπὶ τῇ φανότητι. — Z. 12 ist statt αὐτῶν, wenn es nicht bloßer Druckfehler ist, αὐτὸν zu schreiben. — S. 230, 5 v. u. fgg. In LXXI lautet der ganze Satz so: καὶ οἱ μὲν δίκαιοι τοιούτων τεύξονται τῶν ἀγαθῶν· οἱ δὲ τὸν Θεὸν ἀρνησάμενοι καὶ τὸν τῶν ὅλων δημιουργὸν ἀγνοήσαντες ꝛc.; wollte man aber nach dieser Art alles Ueberflüssige

weglassen, und an die Stelle des Mindergutten Besseres setzen, so würde am Ende Johannes sein eigenes Werk nicht wieder erkennen, ja vielleicht nicht einmal anerkennen wollen. — S. 231, 2 muß, mit allen Hrn., ἐν τῷ βαρβόρῳ geschrieben werden; eben so ist Z. 8 nach eben denselben, mit Ausnahme von LXXI, ἐλεύσεται zu schreiben. — S. 231, 11 hat CII statt ἀφεγγὲς unrichtig ἀφόρετον. Uebrigens haben wir hier mit einem Blicke das Höllenfeuer mit seinen Eigenschaften vor uns: πῦρ ἄσβεστον, ἀφεγγὲς, τὸ σκότος τὸ ἐξώτερον, dazu den βρυγμὸν τῶν ὀδόντων und den σκώληκα τὸν ἰοβόλον. — S. 232, 3 fgg. CII ἵνα ζωὴν κληρονομήσῃ τὴν μακαρίαν τε καὶ ἀνώλεθρον· ἀπαλλαγῇ δὲ τοῦ πικροῦ θανάτου; gleich darauf haben LXXI und LIV zweyter Hand περιλαμφθῆναι; ferner alle unsere Handschriften (mit Ausnahme von LIV), und zwar richtig, τῆς ἁγίας καὶ ζωαρχικῆς τριάδος.

(Der Schluß folgt.)

Anzeige-Blatt

für

Wissenschaft und Kunst.

Nro. LXXI.

Tagebuch der Reise der k. k. Gesandtschaft in das Hoflager des Sultans von Marokko nach Mequinez, im Jahre 1830.

Von Wilhelm Freyherrn von Pflügl, k. k. Hofrath.

(Schluß.)

Anhang.

II. Marokko's Handelsverhältnisse *).

Eine Uebersicht der Handelsverhältnisse Marokko's dürfte nicht nur dem mit jenem Lande verkehrenden, oder auf eine Verbindung mit demselben denkenden Kaufmanne höchst erwünscht, sondern auch im Allgemeinen interessant seyn, da der Handel eines Landes und seine Stellung in Bezug auf seine Producte einen passenden Maßstab für den Culturstand desselben gibt. Zur Begründung und Deutlichkeit einer solchen Darstellung ist es nöthig, mehrere Notizen über Münzen, Maße und Gewichte, so wie auch über die Landesproducte und die bestehenden Manufacturen vorauszuschicken.

A. Uebersicht des heutigen marokkanischen Münzwesens.

Nur die im Lande selbst geprägten Münzen, dann spanische Piaster und Pecetas (vier Real-Stücke) sind in Marokko im Umlaufe. Alle Gold-, Silber- und Kupfermünzen werden in den Städten Marokko, Fez, Mequinez, Tetuan und Rabát geschlagen. Man verwendet zu diesem Geschäfte Juden, welche darin geübt sind, und die aus den Judenquartieren in die Münzstätten geholt werden, wo sie unter der Aufsicht und Controle mehrerer von der Regierung aufgestellter Adul arbeiten. Man schlägt nur so viel Geld, als der Sultan in jedem einzelnen Falle anordnet. Die Manipulation ist roh. Das geschmolzene Metall wird in eine Form gegossen, auf deren Boden das Gepräge der Münze eingegraben ist. Auf die hierdurch bloß einseitig bezeichnete Münze wird mit einem Hammer geschlagen, in welchem der Revers gravirt ist, und der zugleich durch seinen scharfen Rand die Münze beschneidet. Es ist leicht denkbar, daß durch dieses Verfahren ein unvollkommenes und undeutliches Gepräge entsteht. Da im Lande kein Bergbau betrieben wird, und selbst die früher bearbeiteten Kupferminen von Santa Cruz (Agadir) aufgelassen sind; so verwendet die Regierung in ihren Münzstätten den Goldstaub, welchen die aus Timbuctu rückkehren-

*) Nr. I, unter dem Titel: »Ueber Marokko's militärische Verhältnisse,« befindet sich im LXVI. Bande dieser Jahrbücher, Anzeigeblatt S. 1 u. f.

den Caravanen mitbringen, spanische Thaler, Silbergeräthe, besonders Weibergeschmeide, kupfernes Küchengeschirr und ähnlichen Hausrath, bisweilen auch Kupferplatten, die aus Europa bezogen werden. Zu den Kupfermünzen wird jedoch nie reines Metall genommen, sondern dasselbe immer mit schlechtem Zusatze legirt. Folgende Münzsorten sind gegenwärtig mehr oder weniger im Umlauf, und dürften eine ziemlich vollständige Sammlung der neueren Landesmünzen bilden. 1) Die schöngeprägte Goldmünze Madridia, 21 fl C. M. werth, deren merkwürdige Entstehung folgendermaßen erzählt wird. Sidy Mohammed hegte gegen einen an seinem Hofe lebenden Verwandten den Verdacht, daß er ihm nach dem Leben strebe, und Gift in einer Speise beybringen wolle. Ein Vertrauter des Sultans überredete ihn, daß er sich von der Gefahr durch den Gebrauch goldener Küchengeschirre vollkommen sichern könne. Sidy Mohammed ließ daher eine bedeutende Quantität Goldes durch den Gouverneur von Tanger dem dortigen spanischen Consul zustellen, um die Uebersendung desselben nach Madrid und die Anfertigung goldener Casserole zu besorgen. Dieser Auftrag wurde vollzogen; da aber Sidy Mohammed später seinen Entschluß änderte, weil sein Nebenbuhler starb, so ließ er in Madrid aus den Goldgefäßen Münzen schlagen. Von dem Prägeorte erhielten sie ihren Namen, und man findet auf ihnen keinen, als Münzaufschrift bey den Mauren sonst gewöhnlichen Spruch aus dem Koran, sondern bloß die Worte: Geschlagen in Madrid, und die Jahreszahl 1201 (1785). Diese Münzsorte ist übrigens schon selten, ungeachtet sie erst vor 45 Jahren in Umlauf gesetzt wurde. 2) Bendoky, eine Goldmünze im Werthe von etwas mehr als 2 Piastern. Muley Soleiman ließ diese Münze in Fez und Tetuan schlagen*). 3) Der halbe Bendoky, gleichfalls in Gold, und im halben Werthe des vorigen. Diese Gattung wurde in Tetuan unter Muley Zeid geschlagen, als er sich im Jahre 1821 gegen seinen Oheim Muley Soleiman empört hatte, und ist ungemein selten. 4) Miskal Deheb, eine ebenfalls seltene Goldmünze, obschon alle in neuerer Zeit regierenden Sultane dieselbe schlagen ließen. Die jetzt im Umlaufe befindlichen rühren von Sidy Mohammeds Zeiten her. Anfangs galt der Miskal Deheb 10 Silbermünzen, da aber der Werth dieser letzteren sehr gesunken ist, so gilt er heut zu Tage 15 Silbermünzen, eben so viel als ein spanischer Piaster. 5) Miskal, auch Rial, die größte marokkanische Silbermünze, und zwar gleichfalls unter Sidy Mohammed zuerst geschlagen. Es gibt deren mehrere Sorten: die einen sind regelmäßig gerundet, die andern ungleich beschnitten. Rialen wurden in allen Münzstätten des Reichs in verschiedenen Jahren und mit verschiedenen Aufschriften geprägt. 6) Halbe Peceta (12½ kr. C. M.), eine schlechte Silbermünze, die wegen ihres undeutlichen Gepräges schwer von der Silberunze zu unterscheiden ist, und von Muley Soleiman in Umlauf gesetzt wurde. 7) Dirhem (Silberunze), deren funfzehn einen spanischen Piaster machen, und die daher ungefähr 8⅔ kr. C. M. gelten. Seit Muley Abdullah wurde unter allen Sultanen diese schlechte Münze ausgeprägt. Es gibt zwar noch Silberunzen mit gutem Rande aus Sidy Mohammeds Zeiten, aber sie sind sehr selten. 8) Musuna (von den Spaniern Blanquillo genannt),

*) Wir bemerken, daß unsere Angaben nicht immer mit jenen des Herrn von Dombay übereinstimmen. Einige der angegebenen Münzsorten waren noch nicht im Umlaufe, als er seine »Beschreibung der gangbaren marokkanischen Münzen« (Wien 1803) herausgab; andere haben ihren Werth verändert.

die kleinste Silbermünze, von welcher 60 einen Piaster, 4 eine Silberunze ausmachen. Ihr Werth beträgt demnach etwas über 2 kr. C. M. Sie sind beynahe sämmtlich aus Sidy Mohammeds Regierung, und kommen nur mehr selten vor. 9) Fils (in der vielfachen Zahl Fuluy), eine schlechte Kupfermünze mit starkem Zusatze; sechs machen einen Blanquillo, vier und zwanzig eine Silberunze, und dreyhundert und sechzig einen Piaster; ein Fils kann also auf 1/5 kr. C. M. angeschlagen werden. Es gibt auch Doppel-, Halb- und Viertel Fulu's. — Gewöhnlich wird in Marokko nach spanischen Ducados (10 Unzen oder 1 fl. 24 kr.), nach Unzen (8 2/5 kr.) und nach Blanquillos (2 1/10 kr.) gerechnet. Der Ducado (eine bloß imaginäre Münze, wie wir schon bemerkt haben) hat immer denselben Werth, jener der Piaster hingegen, im Verhältnisse zu den marokkanischen Geldsorten, ist von den Sultanen mehrmals geändert worden. Spanische Pecetas, welche kein deutliches Gepräge und auf der Vorderseite nicht das Bildniß eines Königs haben, werden in Marokko, besonders im Innern des Landes, nicht angenommen.

B. Maß und Gewichte.

In diesem wichtigen Puncte herrscht im marokkanischen Reiche eine große, viele Aufmerksamkeit erheischende Verschiedenheit. So beträgt in Tetuan der Mercantilzentner 112 spanische oder 108 englische Pfunde; der Zentner für Eßwaaren aber 140 spanische Pfunde. Der Almud Getreide wiegt 20 Pf. nach dem Zentner für Eßwaaren, und 3 Almud machen eine Fanega (ungefähr 1 Wiener Achtel). 18 1/2 Piaster wiegen ein Silberpfund in Tetuan. Tuch und Leinwand wird dort nach dem spanischen Codo (im Arabischen Kala) gemessen: 1 1/2 Codo machen eine spanische Vara, 1 3/4 Codo einen englischen Yard. In Tanger wird Tuch, Leinwand u. dgl. ebenfalls nach dem Codo gemessen, der aber hier etwas kürzer ist, als jener von Tetuan, und sich zum englischen Yard verhält, wie 1 5/8 zu 1 (die Wiener Elle hat 2 464/1000 Fuß, die Vara 2 679/1000 und der Yard 2 891/1000 Fuß). Flüssigkeitsmaß ist in Marokko die Alkola, 24 englische Pfunde haltend. — Im Allgemeinen ist der englische Zentner von 100 englischen Pfunden als Gewichtmaß angenommen, und das spanische Gewicht beym Kleinverkaufe gebräuchlich.

C. Producte.

Zu den im Tagebuche unterm 8. October vorgekommenen Andeutungen über die Producte Marokko's fügen wir noch folgende Bemerkungen hinzu. Das Land könnte bey einiger Verbesserung so vieler hemmender Verhältnisse sich ganz durch seine eigenen Erzeugnisse genügen, da die Marokkaner wenig Bedürfnisse haben, und der fruchtbare Boden eine mannigfaltige, ergiebige Ernte geben könnte. Im Getreidehandel könnten sie es leicht bis zur Ausfuhr bringen, wäre anders dieselbe gestattet. Bey dem jetzigen Verbote aber baut der Landmann nicht mehr als er consumirt und im Lande abzusetzen hofft; an die Sammlung eines Vorrathes für den Fall eines Mißjahres denkt er nicht. Alle Ackerfrüchte gedeihen bey leichter Mühe, eben so Gemüse; die Traube reift zur vorzüglichen Güte, und das Land könnte trefflichen Wein liefern. Feigen, Kastanien, Melonen, Obstbäume hat das Land im Ueberflusse; eben so Gummigewächse. Süße und bittere Mandeln werden in ganzen Schiffsladungen, besonders aus der Provinz Sus, über Mogodor nach Marseille und London geschickt. Datteln gibt es dort in Menge und von besonderer Güte; köstliche Orangen überall. Wachs wird häufig erzeugt;

Salz liefert das Meer; im Innern des Landes findet man Salzquellen und selbst Steinsalz. Daß Marokko in seinen Gebirgen außer dem Eisen und Kupfer, auf welches letztere bisher allein gebaut wurde, auch edle Metalle besitze, ist kaum zu bezweifeln.

D. Die Manufacturen und Fabriken.

Regierungsform, Unwissenheit und Trägheit des Volkes verschwören sich gegen alle Fortschritte der Industrie; daher werden im Lande beynahe keine andern Artikel fabricirt, als die zum unentbehrlichen Bedarfe der Einwohner selbst verbraucht werden. Schafwollwaaren sind der Hauptgegenstand der Manufakturen Marokko's, da sie zur Kleidung im Sommer und Winter dienen, und werden in jeder Stadt, ja in jedem Duar am Stuhle erzeugt. Fez, Mequinez, Marokko, Rabat und Tetuan liefern die vorzüglichste Waare; und außer den zahllosen im Lande verbrauchten Haik (welche man in Fez von besonderer Weisse und Feinheit webt) gehen noch viele nach Tunis und Algier. Fez liefert überdieß die schönsten Seidenzeuge und Brocatte; in der Stadt Mediuna (Provinz Temsna) befinden sich Fabriken für Fußteppiche; seidene Tücher von genügender Qualität erzeugt außer Fez auch Tetuan; da die Ausfuhr derselben verboten ist, so richten sich die Fabrikanten bloß nach dem inländischen Geschmacke und Verbrauche. Ein besonderes technisches Product des Landes, welches zu einem wichtigen Handelsgegenstande werden könnte, ist das Maroquinleder, welches vorzüglich in der Stadt Marokko von guter, starker Qualität und schönen Farben verfertigt, und wenn gleich dem französischen an Glanz und feinem Korn nachstehend, doch des bedeutend geringern Preises wegen im Auslande sehr gesucht wird. Die Teppiche aus Mediuna, Fez und Rabat übertreffen jene aus der Levante an Weichheit des Gewebes; sie stehen ihnen aber in Farbe und Zeichnung nach. Eben so wenig können die ehemals berühmten Fabriken rother Käppchen in Fez mit jenen von Frankreich, Venedig und Tunis concurriren. Pferdegeschirre, Sättel und anderes Riemwerk, auf maurische Art gearbeitet und verziert, liefern Fez, Marokko und Mequinez in großer Anzahl auch für das innere Afrika. Sehr schöne mit Farben gezierte Matten erzeugen Tetuan und Salé. In Gold-, Silber- und Seidenstickerey auf Leder zu Pantoffeln, Gürteln, Beuteln und Kissenüberzügen zeichnen sich die Arbeiter von Fez aus. Waffen endlich von aller Art werden in Fez, Marokko und Tetuan am meisten gemacht. Die Klingen sind schwer, aber von guter Qualität; doch sind uns keine vorzüglichen Erzeugnisse in diesem Artikel vorgekommen. — Nach dieser Schilderung kann es keinem Zweifel unterliegen, daß sich in Marokko für die inländische und auswärtige Industrie ein weites Feld eröffnen könnte. Rechnet man hiezu den Umstand, daß das Land ein großes Ufergebiet und mehrere Häfen hat; daß der Transport im Innern bey einiger Sorgfalt für Straßen und Wassercommunication leicht und bequem hergestellt werden könnte; erwägt man endlich die Nähe Europa's, so wird man nicht in Abrede stellen, daß Marokko auch Anlagen zu einem Handelsstaate besitze. Inzwischen zeigt die wirkliche Lage des heutigen marokkanischen Handels, wie nachtheilig manche in den Ansichten der Regierung und in dem Charakter der Bewohner gegründeten Verhältnisse auf denselben wirken. Der Verkehr mit Europa muß für uns das Hauptaugenmerk bleiben. Zu keiner Zeit war selber lebhafter, als unter der Regierung Sultans Sidy Mohammed Ben Abdullah. Er war den Ausländern geneigt und begünstigte den Handel; daher ließen

sich in allen Städten Marokko's europäische Handelsleute nieder. Mogodor, welches er zum Hauptpuncte des Handels der südlichen Provinzen zu machen vorhatte, entstand auf seinen Befehl aus den Ruinen. Bald siedelten sich dort Engländer, Franzosen, Holländer und Genuesen an, und ihre Regierungen bestellten dort besoldete Viceconsuln. Seit Sidy Mohammed's Tode (im Jahre 1790) verfiel der Handel in allen Theilen des Reichs. Innere Unruhen trugen dazu eben so wesentlich bey, als die Sinnesart des zum geistlichen Stande erzogenen, dem Verkehr seines Volkes mit den Christen abgeneigten Muley Soleiman, dessen Grundsätze in dieser Beziehung auch der jetzige Sultan angenommen hat. Auch der Nationalcharakter des Volkes schadet dem Handel mit dem Auslande. Mit einfachen Bedürfnissen, welche günstiger Boden und mildes Clima leicht decken, fühlt es sich weniger angespornt, mehr als für die dringendste Nothwendigkeit zu produziren, oder die Erzeugnisse der Industrie zu vervollkommnen. Die Treulosigkeit der Mauren schreckt den Europäer ab, mit ihnen Contracte abzuschließen, und zwingt ihn, sich der Juden als Zwischenhändler zu bedienen, oder sich nur in definitive, im Augenblicke abzumachende Geschäfte einzulassen, da nur diese sicher sind. Dazu kommt noch, daß die inländischen Kaufleute von ihren Behörden gegen den Christen stets begünstigt werden: eine Parteylichkeit, welche dem Letzteren die Durchsetzung seines Rechtes bey dem ohnehin so fühlbaren Mangel deutlicher und sonst zweckmäßiger Gesetze doppelt erschwert. Dieß erklärt auch, warum viele früher in Marokko ansässige europäische Kaufleute das Land verlassen, ihr Geschäft ganz aufgegeben, oder nur durch Unterhändler fortgesetzt haben. Zwar steht noch England (dem die Nähe Gibraltars und die Wohlfeilheit mancher Erzeugnisse günstige Gelegenheit bieten), Holland, Genua, Livorno und Marseille im Verkehr mit Marokko; aber diese Verbindungen werden immer loser; selbst jene mit dem thätigen England hat abgenommen; gegen Spanien endlich ist eine gänzliche Handelssperre eingetreten, ungeachtet der Nähe dieses Landes. Nach solchen Beyspielen können andere Nationen wohl nicht hoffen, in diesem Theile Afrika's Gelegenheit zu Handelsspeculationen zu finden, und weit entfernt, zum Handel mit Marokko aufzumuntern, müssen diese Verhältnisse vielmehr dem europäischen Kaufmanne die größte Vorsicht dringend anempfehlen. — Fez und Mogodor sind die wichtigsten Handelsstädte des Reichs. Nach Fez werden aus den nördlichen Häfen die meisten aus Europa eingeführten Artikel versendet, dort theils consumirt, theils in die Umgegend vertheilt. Fez ist zugleich das Centrum des Handels mit Timbuctu, wohin von dort, so wie nach Algier, Tunis, Tripoli und bisweilen auch nach Aegypten, Caravanen abgehen. Mogodor dagegen behauptet sich als Hauptplatz des Handels zur See, und unterhält Verbindungen mit London, Marseille, Genua, Livorno, Gibraltar und Holland. Die Bevölkerung der Stadt ist auf 13—14,000 Einwohner geschmolzen; aber auch ihr Verkehr ist gesunken; und mit ihm das Erträgniß der Mauth; denn im Jahre 1819 betrugen die dort eingegangenen Zölle 145,000 Piaster, und seit fünf Jahren erreichen sie kaum mehr 90,000. Mogodor führt zwar immer noch Elfenbein, Anis, Kümmel, Gummi, Wachs, Häute, Mandeln und Straußenfedern aus; aber nicht mehr in selbem Maße wie früher; denn damals war Mogodor's Activhandel so überwiegend, daß die europäischen Schiffe nur zwey Drittheile Waaren und ein Drittheil Geld zur Ausgleichung der Bilanz zwischen Kauf und Verkauf luden. Von vielen fremden Comptoirs ist daher nur dort noch

ein einziges übrig, welches die Geschäfte zweyer Häuser von London besorgt, und nebst vier jüdischen Kaufleuten den ganzen Verkehr zwischen Europa und Mogodor leitet. Aus Triest werden meistens über Genua dahin versendet: Glaswaaren, Spiegel, Feilen, Rasirmesser, Draht, Opium, Schwefel, sublimirter Mercur, der auf den österreichischen, steyerischen und salzburgischen Alpen gesammelte Speik (Valeriana celtica) u. dgl. Mogodor ist auch mit allen Artikeln aus Timbuctu, nämlich Elfenbein, Goldstaub und Gummiarten, gut versehen, obwohl kein eigener Caravanenzug zwischen den beyden Städten besteht; aber die Araber von Uadnun, Tarudant, Akka und andere Stämme treten als Zwischenhändler ein. Außer Mogodor stehen noch die Häfen und Rheden von Rabat und Salé, Larasch, Tetuan, Tanger und Mazagan den europäischen Schiffen offen. Der Hafenzoll (Mouillage), welchen sie zu entrichten haben, beträgt für die kleinsten 2—4 Piaster, für Brigs 20—25, für Dreymaster 30 Piaster. In Rabat, welches 12—14,000 Einwohner zählt, laufen jährlich 12 bis 15 sardinische, englische und portugiesische Schiffe ein, durch welche der ganze Handel zum Schaden der inländischen Schiffahrt betrieben wird. Der Werth der Einfuhrsartikel betrug 1829 ungefähr 200,000 Piaster, die Ausfuhr dagegen nur die Hälfte. Salé, mit einer etwas geringeren Bevölkerung, bezieht und führt dieselben Waarengattungen aus, wie Mogodor; der ganze Handel von Rabat und Salé ist in den Händen von vier marokkanischen und zehn jüdischen Häusern. Der Hafen von Larasch ist wegen der Nähe des Haupthandelsplatzes des Reiches, Fez, ziemlich belebt. Tetuan erhält aus Gibraltar ansehnliche Ladungen Musselin, ordinäre Leinwand, Rohseide, Tuch, Baumwollwaaren, Eisen, Stahl, Schwefel, Zucker und Thee, und führt dagegen Wachs, Häute, Schafwolle, Straußenfedern und Früchte aus, mußte aber in den Jahren 1828 und 1829 jährlich mit 200,000 Piastern die nachtheilige Bilanz ausgleichen. Dieses Passivum ist jedoch nur scheinbar, da die eingeführten Waaren mit Vortheil größtentheils ins Innere versendet werden. Auch die Handelsleute von Tetuan sind meistens Juden und Commissionäre der maurischen Kaufleute in Fez; sie stehen mit Gibraltar in steter Verbindung. Tanger hat so ziemlich denselben Handelsumtrieb wie Tetuan, nur in geringerem Maßstabe; dagegen finden beynahe täglich von hier aus Sendungen von Hühnern, Eyern, Gemüse u. s. w. nach Gibraltar Statt. Der Handel von Mazagan ist vollends unbedeutend. — Diesen Bemerkungen über den Verkehr der einzelnen Häfen fügen wir eine Tabelle über die in sämmtlichen marokkanischen Seestädten im Jahre 1829 Statt gehabte Einfuhr und Ausfuhr, mit Angabe der Gattung der Waaren und ihres Werthes bey. Diese Tabelle kann als Uebersicht und zur Würdigung der zwischen Europa und Marokko bestehenden Handelsverbindung dienen, weil kein anderer Welttheil an dem Seehandel Marokko's Theil nimmt. Selbe kann nicht als allgemeiner anschaulicher Ueberblick des marokkanischen Handels angesehen werden, weil sie sich bloß auf die Ein- und Ausfuhr zur See beschränkt; aber wir stehen nicht an zu behaupten, daß der Landhandel von weit geringerem Belange ist, als der Seehandel. Uebrigens geht aus der folgenden Tabelle das Mißverhältniß zwischen der Einfuhr und Ausfuhr Marokko's hinsichtlich Europa's hervor, welches nur kärglich durch die Ausschwärzung von Goldstaub gedeckt wird, und welches traurig von dem blühenden Handel des Landes im Jahre 1790 absticht, wo die Ausfuhr über siebzehn Millionen Franks, die Einfuhr hingegen kaum neun Millionen betrug.

Ausfuhr aus den sämmtlichen marokkanischen Häfen im Jahre 1829 nach Europa.

	Werth in Franken.	Centimes.
Mandeln und trockene Früchte	101,754	—
Ochsen	251,400	—
Kohlen	5,250	—
Wachs	446,410	50
Ziegenleder	194,948	—
Eichenrinde	212,000	—
Gummiarten	418,420	25
Gemünztes und Bruchgold, dann Bruchsilber	1,897,850	—
Orangen und Limonien	17,079	—
Straußenfedern und Elephantenzähne	16,248	75
Pantoffeln und Schuhe	9,610	—
Wollgewebe	16,275	—
Hühner und Eyer	40,153	—
Zusammen	3,627,398	50

Einfuhr aus Europa.

	Werth in Franken.	Centimes.
Stahl, Eisen, Zinn, Blech	381,331	50
Caffee	9,399	75
Cochenille	50,157	75
Baumwolle	62,983	—
Baumwollgewebe	2,726,518	—
Spezereyen	177,539	25
Gummiarten	4,375	—
Räucherwerk	86,100	—
Papier	31,282	75
Holzarbeiten	10,605	—
Kurze Waare (Quincaillerie)	118,420	70
Rohe Seide	1,102,075	25
Seidengewebe	48,231	25
Schwefel	26,500	—
Zuckermehl	632,445	50
Raffinirter Zucker	91,875	—
Thee	49,149	—
Wollgewebe	448,167	75
Wein und Rum	16,605	—
Verschiedene Artikel	47,747	50
Zusammen	6,126,490	95

Untersuchen wir nun Marokko's Activ- und Passiv-Handel näher.

1) Ausfuhrartikel.

Die vorzüglichsten derselben sind: Wachs, mehrere Gummiarten, süße und bittere Mandeln, Orangen und Limonien, Datteln, Eichenrinde zum Gärben, Indigo, Straußenfedern, Ochsen- und Ziegenhäute, mehrere Gattungen Leder, Ochsen, Hühner, Eyer, Elephantenzähne, Haik. Die meisten dieser Artikel gehen nach Europa, während in das Innere von Afrika und in die Nebenstaaten von Algier u. s. w. nur einige Industrieproducte verführt werden. — Folgende Tabelle zeigt an-

näherungsweise die im Jahre 1830 in verschiedenen Häfen geltenden Durchschnittspreise mehrerer der genannten Ausfuhrartikel.

Preise in Mogodor.

(Mit Inbegriff des auf diesen Artikeln haftenden Ausfuhrzolles.)

	Piaster	Realen
Jungfernwachs, 172 englische Pfunde . . .	24 Piaster,	— Realen.
Arabisches Gummi, 119 englische Pfunde . .	6 »	— »
Gummi Sandarak, idem . . .	12 »	— »
Senegal Gummi, idem . . .	16 »	— »
Süße Mandeln, idem . . .	5 »	— »
Bittere idem . . .	4 »	16 »
Ziegenfelle, das Dutzend	2 »	10 »
Gegerbtes Leder, 119 englische Pfunde . . .	10 »	— »
Elephantenzähne idem . . .	32 »	— »
Schwarze Straußenfedern, nach der Qualität für 3 Pf. von Mogodor, von 4½ bis . . .	7 »	— »

Preise in Tanger.

	Piaster	Realen
Ochsen, das Stück im Sommer 13 bis . . .	14 »	— »
dto. dto. im Winter bis	20 »	— »
Hühner das Dutzend im Sommer	1 »	— »
dto. dto. im Winter 1 bis	1 »	14 »
Ochsenhäute, der englische Zentner 7 bis . . .	8 »	— »
Eyer, das Hundert	— »	8 »
Orangen und Limonien, das Hundert	— »	4 »
Datteln, nach Qualität, der Zentner 7 bis .	8 »	— »
Schöpfe, das Stück	1 »	10 »

Preise in Tetuan.

	Piaster	Realen
Weißes Wachs, der Zentner	14 »	14 »
Gelbes Wachs, idem	10 »	14 »
Ochsenhäute, idem 4 bis	5 »	7 »
Weiße Straußenfedern, das Pfund	11 »	7 »

2) Einfuhrartikel.

Die vorzüglichsten bestehen in Baumwollwaaren, Leinwand, Tuch, Thee, Zucker, Kaffee, kurzer Waare (Quincaillerie), Rohseide, Schreibpapier, Eisen, Stahl, Schwefel, Spezereyen. Die approximativen Verkaufspreise einiger dieser Einfuhrartikel in den marokkanischen Häfen nach den Preiscurrenten von Fez im Jahre 1830 zeigt die nachstehende Tabelle.

(Mit Inbegriff des darauf haftenden Einfuhrzolles.)

	Piaster	Realen
Weißer, englischer, sogenannter Elephantenmusselin (long cloths), das Stück zu 24 spanischen Varas	4 Piaster,	— Realen.
Compagnie-Musselin, das Stück zu 36 Yarden	4 »	10 »
Musselin von minderer Qualität in Stücken zu 10 — 20 Yarden, von 1 bis	1 »	10 »
Feines blaues und rothes Tuch, der Codo . .	4 »	— »
Gröberes gelbes, rothes oder grünes, der Codo	1 »	— »
Grobes grünes, blaues oder rothes Soldatentuch, der Codo	— »	12 »

Feiner Zucker, der englische Zentner	26 Piaster,	— Realen.	
Havannazucker in Kisten, der englische Zentner	20 »	—	»
Amerikanischer Thee, das Pfund	1 »	5	»
Caffee von Martinique, erste Sorte, der engl. Zentner	18 »	—	»
Rohes englisches Eisen, 119 engl. Pfund . .	5 »	10	»
dto. biscayisches, idem . .	6 »	10	»
Roher Stahl, idem . .	10 »	10	»
Zimmt, das englische Pfund.	— »	10	»
Gewürznelken, 119 engl. Pfund	90 »	—	»
Muscatnüsse, das engl. Pfund.	1 »	10	»
Pfeffer, der engl. Zentner	10 »	—	»
Leder von Buenos Ayres, der engl. Zentner .	32 »	10	»
Ordinäres Papier, der Riß.	1 »	10	»
Schwefel, der Zentner.	2 »	—	»
Rohe Seide, das engl. Pfund	3 »	10	»

Welche Artikel der europäische Kaufmann in den Häfen Marokko's abzusetzen hoffen darf, mag folgende Uebersicht zeigen. Selbe ist mit genauer Beobachtung der eigenthümlichen Verhältnisse des Landes und aus möglichst verläßlichen Quellen abgefaßt.

Baumwollwaaren. Long cloths (toile de coton des Indes), feiner indischer Mussclin; tela d'Amburgo (toile de coton, dite Calico), ordinärer indischer Musselin (eine sehr stark abgehende Waare), sogenannter Compagnie-Musselin; weiße und gefärbte Sacktücher.

Leinwandwaaren. Breite Crea-Leinwand (Creton, panni lini), holländische Leinwand (Platille), weiße und blaue Guinée-Leinwand.

Colonialwaaren. Zucker in Mehl und bröckelig; feiner Zucker in Hüten geht sehr gut ab, die Hüte dürfen aber nur 6 bis 8 Pfund haben; Caffee; Ingwer.

Seidenwaaren. Rohe Seide; rother, grüner, lichtblauer und violetter Seidensammt; geblümte Seidenstoffe; Brocat; mittelfeine Seidenschnupftücher; Seiden-Damast von denselben Farben, wie der Sammt; dennoch ist es räthlich, Damast, Brocate und Sammt nur in kleinen Quantitäten einzuführen.

Tücher von mittlerer Qualität, da die feinen wenig Absatz finden, und nur von rother, hellgrüner, licht- und dunkelblauer, goldgelber und weißer Farbe.

Gewürze und ähnliche Artikel. Thebaisches Opium; Mastix; Tragant; Gummilack; weißer und gelber Arsenik; Zimmt, Gewürznelkchen; Lavendel; Cochenill; Fernambukholz; roher Weinstein; Mercur subl. corros., und Haisanthee, welcher größeren Absatz findet, als alle anderen Artikel, von denen daher nur kleine Quantitäten nach Marokko zu versenden sind.

Metalle. Stangeneisen; feiner Triester und schwedischer Stahl; Eisendraht; Stangenzinn; Weißblech; Nägel von verschiedenen Sorten; Quecksilber, Messing in Platten; Messingdraht. Unter diesen Artikeln finden Nägel und Eisen den besten Absatz.

Verschiedene Artikel. Corallen; Glaswaaren von verschiedenen Sorten; Taschenspiegel mit Futteralen, dann mittlere und größere Spiegel; Flamländermesser; ordinäres Erdgeschirr; Stangenschwefel wird am leichtesten abgesetzt. In der letzten Zeit wurden auch

kleine und mittlere Spiegel, gemeine Trinkgläser, runde und eckige Feilen, gemeine Schlosserarbeiten, eiserne Tischler- und Schmiedwerkzeuge und Tuch von der gröberen Sorte vortheilhaft verkauft, dagegen war die Nachfrage nach Glaswaaren gesunken.

E. Zollwesen.

Bey dem unverkennbaren Einflusse, welchen das Zollwesen auf den Handel und die Industrie eines Volkes nimmt, dürften einige Andeutungen über das in dieser Beziehung in Marokko, wohl nicht den Namen eines Systemes verdienende Verfahren am passendsten hier folgen. Indem wir rücksichtlich der in den Häfen ziemlich gleichen Zollmanipulation auf das Tagebuch vom 22. September verweisen, gehen wir auf die Grundsätze der marokkanischen Zolltarife und ihre numerischen Verhältnisse über. Im Allgemeinen zahlen sowohl ein- als ausgeführte Waaren ohne Unterschied des Erzeugungs- und Bestimmungsortes oder der Nation, welche mit denselben handelt, einen Zoll von zehn Prozenten des Werthes. Letzterer wird nach dem Currentpreise in Fez bestimmt, jedoch aus Billigkeitsrücksichten etwas davon für den Transport der Waare vom Einfuhrshafen nach Fez oder umgekehrt von dort nach dem Ausfuhrshafen abgeschlagen. Uebrigens leuchtet von selbst ein, daß diese Werthbestimmung immer schwankend, und daß daher der nach selber berechnete Zollsatz immer mehr oder weniger von der Willkür des Mauthdirectors abhängt. Ausnahmsweise ist für einige Artikel der Ein- oder Ausfuhrszoll ein- für allemal festgesetzt, welchen folgende tabellarische Uebersicht nachweiset.

Einfuhrartikel.

Artikel	Piaster	Realen
Rohes Eisen und roher Stahl, vom engl. Zentner	2	10
Verarbeitetes Eisen und Stahl, idem	10	—
Schwefel, idem	2	—
Rohe Seide, vom englischen Pfund	—	10
Cochenille, idem	—	10
Opium, idem	—	10
Thee, idem	—	2
Caffee, vom englischen Zentner	1	7
Ordinäres Schreibpapier, vom Rieß	—	3½
Leder von Buenos Ayres, vom engl. Zentner	3	—

Ausfuhrartikel.

Artikel	Piaster	Realen
Gelbes Wachs, von 107 engl. Pfunden	10	—
Gummi Sandarak vom Senegal, von 107 engl. Pfunden	3	—
Arabisches Gummi, von 107 engl. Pfunden	2	—
Süße und bittere Mandeln, idem	2	—
Elephantenzähne, idem	5	—
Ziegenfelle, vom Hundert	8	—
Gegerbtes Leder, von 107 engl. Pfunden	2	—
Straußenfedern, nach ihrer Qualität vom engl. Pfund 1 bis	3	—
Hirse, vom engl. Zentner	3	—
Ochsen, vom Stück	14	—
Hühner, vom Dutzend	1	10
Eyer, vom Hundert	—	8
Orangen und Limonien, vom Tausend	1	—

Butter bezahlt in kleinen Quantitäten nichts; bedeutende Ausfuhr derselben ist verboten. Eben so wenig ist die Ausfuhr der Schafwolle, des Oels und Getreides gestattet. Nur bisweilen erlaubt der Sultan Privatleuten binnen einer gewissen Frist ein gewisses Quantum von Schafwolle und Oel auszuführen, oder verbündeten Mächten, als besondere Gunst, einiges Getreide aus dem Lande zu beziehen. Gold und Silber in Staub, verarbeitet oder gemünzt, ist gleichfalls auszuführen verboten, wird aber stark geschmuggelt, und bildet einen Hauptgegenstand der Ausfuhr des Landes. Einzuführen verboten sind: Waffen, Weine, Liqueure, Tabak. Von Tuch und Leinwand wird der zehnperzentige Einfuhrszoll manchmal in Natura erhoben, wenn nämlich der Sultan eben dieser Gegenstände zur Equipirung seiner Truppen bedarf. Der Ertrag sämmtlicher Hafenmauthen des Landes nach einer approximativen Berechnung und mit Uebergehung der unbedeutenden Zölle von Safy und Mazagan, dürfte sich jährlich auf 206,000 Piaster belaufen, wie untenstehende Tabelle zeigt. Selbe ist aus den Zollregistern vom Jahre 1829 gezogen, und dient zugleich als Maßstab der Wichtigkeit der einzelnen Häfen für den Staatsschatz.

Mogodor	90,000	Piaster.
Tanger	40,000	»
Rabat	38,000	»
Tetuan	32,000	»
Larasch	6,000	»

Ob Mauthen an den Landgränzen gegen Algier u. s. f. bestehen, haben wir nicht mit Bestimmtheit erfahren können. Auf jeden Fall dürfte ihr Ertrag nicht bedeutend seyn, mit etwaiger Ausnahme des von dem aus Timbuctu eingeführten Goldstaube erhobenen Zolles.

III. Die Consulate der europäischen Mächte in Marokko.

Die Geschichte und die Einrichtung der fremden Consulate in Marokko sind theils durch ihre Wechselverbindung mit den politischen Verhältnissen zwischen diesem Reiche und den auswärtigen Staaten, theils durch manche Eigenthümlichkeiten so merkwürdig, daß sie eine nähere Beleuchtung zu verdienen scheinen. Weniger in der Hoffnung auf ausgebreitete Handelsverbindungen und commercielle Vortheile, als vielmehr um ihrer Handelsflagge Achtung zu verschaffen, haben sich die meisten Regierungen Europas der Aufstellung kostspieliger Consulate in Marokko unterzogen, deren Nebenzweck zugleich darin bestand, die früher von mehreren Mächten dem Sultan unter verschiedenen Benennungen gezahlten Tribute auf diesem sichern, bequemen und gleichförmigen Wege an ihre Bestimmung abzuführen. Endlich haben auch die marokkanischen Sultane theils aus Stolz, theils in der Hoffnung, Geschenke zu erhalten, stets auf die Errichtung von Consulaten gedrungen. Die Consuln residirten früher in Tetuan und Rabat; seit aber einer derselben im Jahre 1770 mit dem Pascha von Tetuan in unangenehme Reibungen gerieth, mußten sie sämmtlich, auf Sidy Mohammed's Befehl, ihren Sitz in Tanger nehmen. Da diese Stadt außer den von den Mauren und Juden bewohnten kleinen und niedern Erdgeschossen keine andern Privatgebäude zählt, und daher an die Miethung geräumiger und bequemer Wohnhäuser nicht zu denken war, so bewohnen die Consuln

Häuser, welche auf Kosten ihrer Regierungen für sie erbaut wurden. Wäre daher der k. k. Hof zur Errichtung eines Consulates in Tanger bemüßigt gewesen, hätte selber vorerst die Kosten der Erbauung und Einrichtung eines Consulargebäudes, welche man unbedenklich auf 25,000 Piaster anschlagen darf, zu tragen gehabt. — Die diplomatischen Förmlichkeiten bey der Bestallung und Anerkennung eines Consuls bestehen im Folgenden. Er wird durch ein Schreiben seines Souveräns an den Sultan beglaubigt, und durch das Antwortschreiben des Letzteren und einen gleichzeitig dem Gouverneur von Tanger ertheilten Befehl, den Consul zur Ausübung seiner Functionen zuzulassen, anerkannt. Der Ankömmling bringt Geschenke für den Sultan und seine Minister mit, deren Werth nach dem Herkommen und nach den Zeitverhältnissen bestimmt wird. Er ist nicht verbunden, sich sogleich in das Hoflager zu begeben, sondern meldet vorläufig einem der Minister seine Ankunft, und frägt sich durch ihn beym Sultan an, ob er das Beglaubigungsschreiben und die Geschenke persönlich überreichen, oder in die Hauptstadt schicken soll. Die Entscheidung des Sultans bestimmt das fernere Verhalten des Consuls, der, wenn er nicht selbst in das Hoflager reiset, Brief und Geschenke unter Escorte durch seinen Dolmetsch dahin absendet, und diesem die nöthigen Instructionen über die etwa abzuschließenden Geschäfte gibt. Die Begierde, das Innere des Landes zu sehen, den Sultan und seine Minister persönlich kennen zu lernen, oder endlich wichtige Aufträge seiner Regierung erregen in manchem Consul den Wunsch, die beschwerliche Reise in die Residenz zu unternehmen. Dagegen weigert sich der Sultan bisweilen, einen Consul zu empfangen, sey es, um der Regierung desselben sein Mißfallen zu erkennen zu geben, oder um die Kosten des freyen Unterhalts und des Transportes der Mission zu vermeiden. — Die Bestimmung der Consuln ist, über die Aufrechthaltung der Tractate zu wachen, und den Handel, so wie die Unterthanen ihres Landes, zu beschützen. Hiezu dient gewöhnlich der Weg der Correspondenz, welche die Consuln entweder unmittelbar oder durch Vermittlung des Gouverneurs von Tanger an einen der Minister leiten. Nur bey besonders wichtigen Veranlassungen verfügen sie sich selbst ins Hoflager des Sultans, oder warten, da er bisweilen nach Tanger kömmt, diese Gelegenheit ab, um ihm ihr Anliegen vorzutragen. Was die Verhandlungen über Beobachtung der Tractate betrifft, so beruhen selbe bloß auf Herkommen und Tradition, da von einem geordneten Archive zur Aufbewahrung der Correspondenzen mit den verschiedenen Consulaten keine Rede ist. Erst seit kurzem dürfte der Sultan eine Sammlung der mit den fremden Mächten abgeschlossenen Tractate besitzen, indem er sämmtliche Consule auffordern ließ, ihm eine Abschrift der zwischen Marokko und ihren Regierungen bestehenden Friedens- und Handelsverträge einzusenden. — Dem eingeführten unabänderlichen Gebrauche gemäß gibt jeder in Tanger residirende Consul bey Gelegenheit der drey großen Feste der Marokkaner (Ramazan, Mulud und Aschur) dem Gouverneur der Stadt, dem Mauthdirector, dem Emhabdeb und der Stadtwache Geschenke von Tuch, Musselin, Zucker, Thee und Geld, deren Gesammtwerth 3 bis 500 Piaster betragen dürfte. Eben so wenig kann ein Consul vermeiden, bey seinem Antritte oder seiner Abreise die erwähnten Personen zu beschenken, dann den Sultan, die Minister oder andere vornehme und einflußreiche Personen, wenn sie nach Tanger kommen, auf gleiche Weise zu bewillkommen. Diese lästige Verbindlichkeit gründet sich auf eine, der eigennützigen Handelsweise der Eingebornen entspre-

chende Landessitte, welche sie auf die mit ihnen verkehrenden Europäer übertragen. Schnell vergißt der Marokkaner jede eingegangene Verbindlichkeit, wenn er nicht auf die seiner Denkart angemessenste Weise, nämlich durch Geschenke, an dieselbe erinnert wird; andrerseits versteht sich der fremde Consul gerne zu einem solchen Mittel, welches zur Aufrechthaltung des Friedens wesentlich beyträgt, und im Zuge befindliche Unterhandlungen schneller der erwünschten Entscheidung zuführen kann. Zudem sind diese Geschenke gewöhnlich nicht sehr bedeutend, da die Ansprüche der Marokkaner auf feinere und höhere Lebensgenüsse beschränkt sind; sie wären noch unbedeutender, ohne den bedauernswerthen, eben nicht ehrenvollen Umstand, daß gerade jene Mächte, welche sich im Besitze der kräftigsten Mittel befinden, diesen Barbaren zu imponiren, und ihrer Habsucht Gränzen zu setzen, ihnen die reichsten Geschenke geben, deren Werth sohin als allgemeiner Maßstab angenommen wurde. Diese Gaben der Consuln bleiben selten in den Händen des Empfängers, sondern werden bald wieder als Geschenke oder als Mittel verwendet, die Gunst und das Wohlwollen eines Höheren, Ministers oder andern Günstlings des Sultans, zu erkaufen. Außer diesem Mittel, entscheidenden Einfluß auf den Gang der Geschäfte und auf den Schutz der respectiven Nation zu üben, liegt noch ein anderes in der Persönlichkeit des Consuls selbst, dem bisweilen Characterstärke und kluges Benehmen ein mächtiges Uebergewicht über manchen, einen weit bedeutenderen Staat vertretenden Collegen verschaffen. Der längere Aufenthalt im Lande, ein gleichgehaltenes ruhiges Betragen, eine einfache, jede Unwahrheit sorglich meidende Sprache flößen dem argwöhnischen Marokkaner endlich doch Vertrauen ein. Jedes Consulat hat einen Unterbeamten und einen Juden als Dolmetsch; einige Regierungen haben auch Viceconsuln oder Handelsagenten in Tetuan, Mogodor und Rabat. Um mit Europa in sicherer und geregelter Verbindung zu bleiben, haben die Consuln von England, Spanien und Sardinien Barken, welche auf gemeinschaftliche Kosten sämmtlicher Consulate unterhalten, regelmäßig die Correspondenz derselben zwischen Tanger und Gibraltar befördern. Diese kleinen Barken können bey allen Winden die Meerenge befahren, und ihr bestimmter periodischer Lauf wird nur selten unterbrochen; somit erhält man in Tanger sicher und schnell Nachricht von allen Vorgängen in Europa, so wie auch andrerseits diese Verbindung benützt wird, um Luxusartikel, Bücher und alle Gegenstände zu beziehen, welche der Haushalt bedarf und Marokko nicht liefert. — Die politischen und Handelsverhältnisse zwischen diesem Reiche und den verschiedenen Mächten sind durch Tractate festgesetzt, deren vorzüglichste folgende seyn dürften: Oesterreich schloß zuerst im Jahre 1783 einen Friedensvertrag mit Sultan Sidy Mohammed, welcher Tractat durch eine im Jahre 1805 an Muley Soleiman nach Mequinez abgesandte Mission für immer bestätigt und erneuert wurde. Dieser letztere Vertrag war für Oesterreich um so günstiger, als es, ungeachtet ihm in der Zwischenzeit Venedig zugefallen war, dennoch die Verbindlichkeit zur Zahlung des Tributs jährlicher zehntausend Dukaten nicht übernahm, zu welcher sich die Republik durch eine im Jahre 1765 abgeschlossene Convention verpflichtet hatte. Da jedoch Oesterreich weder ein Consulat in Marokko gegründet, noch dem jetzt regierenden Sultan zu seiner Thronbesteigung Glück wünschen hatte lassen, so brachten marokkanische Caper im Jahre 1828, unter dem Vorwande, die Gesinnungen des k. k. Hofes nicht zu kennen, und sich derselben zu versichern, ein österreichisches Kauffahrteyschiff auf. Um diese

Vertragsverletzung zu strafen und den Frieden herzustellen, ging zu Ende des gedachten Jahres eine k. k. Marine-Division nach den marokkanischen Gewässern ab, nöthigte den Sultan, das geraubte Schiff (dessen Mannschaft schon früher ausgeliefert worden war) herauszugeben, und der Friedenstractat von 1805 wurde mit einigen Modificationen am 19. März 1830 erneuert. Die beyderseitigen Ratificationen sind endlich durch die nach Mequinez abgegangene k. k. Mission, deren Reise die vorausgehenden Blätter beschreiben, daselbst ausgewechselt worden. — England machte die ersten Anträge zu einem Friedenstractate im Jahre 1675, während es sich noch im Besitze von Tanger befand. Im Jahre 1728 wurde derselbe, nachdem die Engländer schon lange diese Stadt verlassen hatten, wirklich abgeschlossen, und durch spätere Conventionen von 1750 und 1751 erweitert. Im Jahre 1761 endlich wurde ein neuer, noch gegenwärtig bestehender Tractat geschlossen, der im Jahre 1783 einige Zusatzartikel erhielt. — Frankreich hatte seit 1680 viele Kosten aufgewendet, um sich mit gewaffneter Hand einen Friedensvertrag von Muley Ismael zu erringen. Ein späterer kam unter Sidy Mohammed im Jahre 1767, durch eine glänzende Botschaft betrieben und durch die drohende Gegenwart einer Kriegsflotte unterstützt, zu Stande, und ist noch gegenwärtig in Kraft. — Spanien schloß im Jahre 1767 Frieden mit Marokko. Der Vertrag wurde im Jahre 1799 erneuert, und zwar unter Bedingungen, welche dem Handel dieses Landes sehr günstig waren, durch die Verhältnisse der neueren Zeit aber unnütz geworden sind. — Holland schloß den ersten Tractat mit Marokko im Jahre 1752, und erneuerte ihn 1777 und 1791. — Mit Dänemark bestand seit 1753 ein Vertrag, der im Jahre 1767 durch einen andern ersetzt wurde. In diesem verpflichtete sich der dänische Hof, jährlich 25,000 Piaster zu bezahlen. Vergebens wurden seither Schritte gemacht, um diesen Tribut, wo nicht aufzuheben, doch zu vermindern; vergebens wurde dem Sultan bemerkbar gemacht, daß Dänemarks Hülfsquellen durch den Verlust von Norwegen bedeutend geschwächt worden sind. — Schweden verband sich durch einen Tractat vom Jahre 1763, den Marokkanern jährlich Kanonen, Munition, Schiffsbauholz u. s. w. im Werthe von 20,000 Piastern zu liefern. Sidy Mohammed aber bestand auf der Bezahlung dieses Betrages in Baarem. Gustav III. wollte sich nicht herbeylassen, einen bestimmten Tribut zu zahlen, machte sich jedoch anheischig, dem Sultan nach Belieben bisweilen Geschenke zu senden. Man kam demnach überein, daß Schweden alle zwey Jahre einen Botschafter mit Geschenken nach Marokko abschicken sollte, wogegen der jetzige König vorzog, alle zwey Jahre durch seinen Consul 40,000 Piaster baar zu bezahlen. — Neapel hat sich unter Spaniens Vermittlung im Jahre 1782 mit Marokko verständigt. Da der Vertrag von dem jetzigen Sultan angefochten wurde, der auf einen jährlichen Tribut von 10,000 Piastern besteht, so unterhandelt gegenwärtig Neapel durch den spanischen Hof, um den Sultan zu bewegen, daß er, auf den Tribut verzichtend, den früheren Tractat erneuere. — Sardinien schloß erst im Jahre 1825 den ersten Friedens- und Handelsvertrag mit Marokko. — Portugall traf 1773 eine ähnliche Uebereinkunft, nachdem es seine letzte Besitzung an Marokko's Westküste, die Stadt Mazagan, verloren hatte. — Die nordamerikanischen Freystaaten endlich schlossen 1787 mit Sultan Sidy Mohammed einen Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsvertrag auf vierzig Jahre.

IV. Einige Anleitungen für künftige Missionen an den marokkanischen Hof.

Ein Vergleich mit dem ersten October unseres Reisetagebuches wird die Wichtigkeit der hier zusammengestellten Winke für Missionen und einzelne Reisende, welche das Innere des Landes zu betreten haben, deutlich zeigen, und die genaue Beobachtung derselben dürfte die unberechenbaren Beschwerden eines solchen Zuges sehr erleichtern. Diese Winke betreffen drey Hauptgegenstände, nämlich das eigentliche Materiale in seiner weitesten Ausdehnung mit Inbegriff des Gepäckes der einzelnen Missionsglieder; das Personal der Mission selbst, sammt den Verrichtungen desselben und der Vertheilung der vorkommenden Arbeiten; endlich die für den marokkanischen Hof sowohl, als für andere Individuen bestimmten Geschenke. Was vorerst das Materiale betrifft, so muß zur Ersparung von Kosten und Hintanhaltung von Schwierigkeiten der Grundsatz befolgt werden, so viel als möglich von demselben schon aus Europa mitzubringen, da Anschaffungen im Lande selbst, wegen Mangel tauglicher Arbeiter, unvollkommen und kostspielig ausfallen. Eine weitere wichtige Rücksicht erheischt, jedes umfangreiche und zerbrechliche Geräth zu vermeiden; eine eben so unerläßliche fordert, daß man sich mit allen zur Bequemlichkeit, Gesundheit und Erhaltung des Reisenden tauglichen Erfordernissen versieht, da man auf der Reise selbst, Obdach und einfache Nahrung nicht ausgenommen, beynahe nichts bekommt. Unumgänglich nöthig ist es daher, eine genügende Anzahl Zelte mitzunehmen, und sich mit einem Vorrath von Pflöcken zu versehen; denn geht einer derselben zu Grunde oder in Verlust, so darf man in dem holzarmen Lande keinen schnellen Ersatz hoffen. Eine genügende Anzahl Stricke, Zeltbeile, Spitzhauen, um im festen Erdboden Löcher für die Pflöcke zu schlagen, und einige leichte Schaufeln, um den Boden des Zeltraums etwas zu reinigen und zu ebnen, sind unentbehrlich. Die österreichischen kleinen, leicht zu verpackenden und in allen Theilen zur Vermeidung der Verwirrung numerirten Militärzelte sind für eine solche Reise sehr anwendbar, und es würden nur einige größere, mit Marquisen versehene erforderlich seyn. Was die Bedürfnisse der einzelnen Missionsglieder betrifft, so ist es für ihre eigene Bequemlichkeit und jene des ganzen Zuges unumgänglich nothwendig, daß auch hiebey die oben angegebenen allgemeinen Grundsätze beobachtet werden, und daß man bey der dießfälligen Wahl das Zuviel und Zuwenig sorglich meide. Außer Lebensmitteln, Kerzen, Teppichen, Feuerzeug, einer Weingeistlampe zur Bereitung des Thees, dann den Erfordernissen für wissenschaftliche Reisende (Barometer, Fernrohr, Thermometer, Bücher u. s. f) sind noch mehrere durch die Localverhältnisse bedingte Gegenstände nothwendig, so z. B. grüne Brillen, um das Auge vor den brennenden Sonnenstrahlen zu schützen; leichte, dem Clima angemessene Kleidung, Kohlenpulver, um schlammiges Wasser trinkbar zu machen, und ein großer Vorrath von Wäsche. Letztere ist unerläßlich, da unterwegs nie gewaschen wird, und selbst in der Hauptstadt die Jüdinnen, welchen man dieses Geschäft anvertraut, vom Mangen und Plätten keinen Begriff haben. Als die zweckmäßigsten Behältnisse für dieses Gepäcke haben sich die auf unserer Reise angewendeten ledernen, mit gutem Zwilch gefütterten Säcke erprobt, die aber das ganze Gepäck eines Einzelnen sammt dem Bette fassen müssen, und hiezu auch vollkommen genügenden Raum bieten. Sie sind nach der Form der Unterbetten (Matratzen) im Vierecke geschnitten, und an den

Seiten mit starken Lederspangen versehen, um die Riemen durchzuziehen, mit welchen sie auf dem Packsattel angeschnallt werden. Ein in der Mitte des Sackes aufgenähter, starker Ring dient als Handhabe. Ihre Oeffnung ist durch über einander geschlagene Lappen vor Staub und Nässe geschützt, und durch eine Reihe von Eisenringen mit einer durchgezogenen Kette und einem Vorhängschlosse verwahrt. Zwey solche Säcke, wenn sie anders gut gepackt, und von gleicher Schwere (keiner über einen Zentner) sind, trägt ein Maulthier bequem. Der strengen Ordnung wegen dürfte übrigens jedes Gepäckstück mit dem Namen des Eigenthümers bezeichnet und numerirt seyn. Rücksichtlich der zur Reise gewählten Mannschaft sehe man vorerst darauf, daß sie im Aufschlagen, Abbrechen, Auf- und Abladen der Zelte eingeübt sey, damit dieses wichtige Geschäft schnell, ohne Verwirrung und auch vollkommen zweckmäßig verrichtet werde. Im Gegenfall bleiben die Reisenden und ihr Gepäck während des Aufschlagens lange der Nässe oder Sonnenhitze ausgesetzt; der Wind wirft die Zelte um; der Regen dringt, besonders von unten, in die Lagerstätte; beym Packen entsteht Unordnung, Verwechslung, vielleicht auch der für den Augenblick unersetzliche Verlust einzelner Stücke. Zu den als Gehülfen bestimmten inländischen Hammalos muß man nur verläßliche und schon auf Reisen erprobte Leute wählen, welche die Herren Consuln in Tanger zuzuweisen bereit seyn werden. Daß bey einem solchen Zuge der eigentlichen Arbeiten viele seyen, daß daher nur eine streng geordnete, unabweichlich beobachtete Geschäftsvertheilung ohne Ueberspannung des Einzelnen und üble Folgen für alle, dem Bedürfnisse entsprechen könne, leuchtet ein. Es ist daher unerläßlich, daß jedem Offiziere eine bestimmte Beschäftigung unter strenger Verantwortlichkeit angewiesen, und eine anpassende Zahl der Mannschaft beygegeben werde. So besorgt der eine die Ausgaben im baaren Gelde, und die Verrechnung hierüber; ein zweyter die Vertheilung der Geschenke, über welche er ein allgemeines, und ein zweytes nach den Kisten geordnetes Verzeichniß führt. Einem dritten ist die Aufsicht über das Aufschlagen und Abbrechen der Zelte anvertraut. Er geht mit dem größten Theile derselben einige Stunden früher, als das Hauptcorps der Mission, ab; zieht mit einer Abtheilung der Escorte bis zu dem bestimmten nächsten Lagerplatze voraus, und läßt zuerst das große Speisezelt und so viel kleinere Zelte als möglich aufschlagen, damit die ankommende Mission sogleich Obdach finde, die Leute etwas ausruhen, und den Rest der Zelte desto schneller aufschlagen können. Mit ihm geht der Koch voraus, um das Mittagsmahl zu bereiten, während dessen Gehülfe bey dem Hauptcorps zurückbleibt, um das Frühstück zu besorgen. Ein geschickter Offizier führt das Reisejournal, und trägt jeden Abend die Beschreibung der zurückgelegten Strecken, die Namen der Mittags- und Abendstationen, durchzogenen Flüsse und Dörfer, dann die von den einzelnen Reisegefährten über Landessitten u. dgl. gemachten Bemerkungen ein. Ihm bleibt die Thermometer-Beobachtung und die sorgfältige Aufnahme etwaiger Barometermessungen gleichfalls übertragen. Von der Schwierigkeit, Gegenden oder einzelne Objecte zu zeichnen, Pflanzen und Mineralien zu sammeln, welche aus dem stets von Späherey und Verrath träumenden Mißtrauen des Volkes entspringt, haben wir bereits gesprochen, und was andere Reisende in dieser Beziehung bisher geleistet haben, dürfte lediglich der durch längeren Aufenthalt im Lande herbeygeführten günstigen Gelegenheit zuzuschreiben, rücksichtlich der Zeichnungen aber nicht immer streng verläßlich seyn. Es wäre daher um so weniger rathsam, einer künftigen

Mission eigene Naturforscher und Zeichner mitzugeben, als die Ausbeute, wenigstens nach unserer Reise von Tanger nach Mequinez zu urtheilen, eben nicht bedeutend ausfallen dürfte. Reichen Lohn würden Forschungen auf den Höhen des Atlas bieten; aber dazu ist die ausdrückliche Bewilligung des Sultans erforderlich, welche er sehr ungern ertheilt. Es wäre daher desto wünschenswerther, unter dem Missionspersonale selbst im Aufnehmen von Gegenden und Costümen geübte Individuen und der Botanik und Mineralogie Kundige zu haben, welche gelegenheitlich unterwegs oder von den Lagerplätzen aus zeichnen oder Naturalien sammeln könnten. Besonderer Vortheil dürfte erzielt werden, wenn ein Individuum aus dem Missionspersonale der arabischen Sprache mächtig wäre. Die Unverläßlichkeit der jüdischen Dolmetsche wäre dann beseitigt oder wenigstens controlirt: ein wichtiger Gewinn bey Einziehung der Notizen über das Land und hinsichtlich der ämtlichen Conferenzen im Hoflager. Doch schwerlich dürfte zu diesen ein solches Individuum allein zugelassen werden, da ein strenges Etiquette-Gesetz in Marokko zu erheischen scheint, daß Mittheilungen zwischen den Gesandten fremder Mächte und dem Sultan oder seinen Ministern nur durch den Mund eines demüthigen Juden gehen. — Ein sehr wichtiger Theil des Reisegeräthes unter diesem habsüchtigen Volke sind die Geschenke. Sie zerfallen in jene, welche für den Hof, dann in jene, welche zur Vertheilung unterwegs bestimmt sind. Beyde müssen, wie gesagt, schon aus Europa mitgebracht, und in möglichst gleich große und gleich schwere Kisten verpackt werden. Ungemein wichtig ist die Wahl der Geschenke selbst, um nicht mit großen Kosten Gaben zu bringen, die keinen Anwerth finden. Es braucht wohl nicht erwähnt zu werden, daß hiebey der Geschmack und die Lebensweise des eben regierenden Sultans und der einflußreichen Personen am Hofe vorzüglich berücksichtigt werden müssen, und daß es folglich sehr passend ist, hierüber vorerst verläßliche Nachrichten einzuziehen. Unsere eigenen Beobachtungen haben uns auf den Erfahrungssatz geführt, daß der Marokkaner von jedem Stande nur das Geschenk gerne sieht, welches er im gewöhnlichen Leben verwenden kann, und welches den Landessitten angemessen ist. Andere Gegenstände weiß er nicht zu würdigen, oder betrachtet sie höchstens im ersten Augenblicke mit einiger Neugierde. Sehr willkommen waren die von unserm Hofe gesendeten Glas- und Porzellan-Service; doch muß man sich außer den vollständigen, für den Sultan bestimmten Servicen auch mit kleineren, aus wenig Stücken bestehenden Déjeuners u. dgl. für die Gouverneure und Minister versehen. So finden auch Seidenstoffe, Tuch und Sammt ihren Anwerth, da sie zu Kleidungsstücken für die Beschenkten oder ihre Weiber verwendet werden können. Nur dürfen sie nicht schwarz seyn; dagegen sind Pistaziengrün, licht- und dunkelblau, gelb und violett beliebte Farben. Leinwand wird weniger geschätzt, besonders die feine nicht nach ihrem Werthe gewürdigt. Musselin, Thee und Zucker, die zum täglichen Gebrauche dienen, kann man kaum in genügender Menge mit sich führen. Caffee und Chocolade sind weniger beliebt. Da der Marokkaner von Gold- und Silbergeräthen keinen Gebrauch macht, so werden zwar Geschenke von diesen Metallen ihres innern Werthes wegen gerne genommen, aber meistens schnell an Juden verkauft. Goldene und silberne Uhren finden ausnahmsweise vielen Beyfall; auch eingelegte Jagdflinten gehören unter die willkommenen Gaben. Tücher, Seidenstoffe und Sammt werden nur dem Sultan in ganzen Stücken überreicht, andern Personen aber in Abschnitten für einzelne Kleidungsstücke, z. B. Tuch auf einen Caftan zu 1½ Yard

(2⁷/₈ Wiener Ellen); weißes oder blaues Tuch zu einem Sulham 4 Yard; Mußelin zu einer Kopfbinde 10 Yard von feinem und breitem, 20 vom ordinären. Um mehr Aufsehen mit den für den Sultan bestimmten Geschenken zu erregen, müssen selbe in möglichst viele Koffer vertheilt werden, welche aber nicht vollgepackt zu seyn brauchen. Auch muß mit selben ein Verzeichniß in arabischer Sprache zugleich mit den Schlüsseln zu den Koffern übergeben werden. Eine Kiste mit Spielzeug von gemeiner Gattung (sogenannte Nürnberger Arbeit) dürfte Anwerth finden; übrigens müssen auf den Porzellan- und Glas-Servicen, so wie überhaupt bey allen Geschenken, die nach den mohammedanischen Religionsbegriffen verbotenen Abbildungen lebender Wesen vermieden werden. Die Regel, alle zu Geschenken bestimmten Gegenstände aus Europa mitzubringen, darf nicht so verstanden werden, als wäre es vortheilhaft und rathsam für jede Mission, dieselben aus ihrem respectiven Vaterlande zu beziehen. Man findet in Gibraltar, mit Ausnahme der dem Sultan am füglichsten zuzudenkenden Seltenheiten, Kunstwerken u. dgl., alle übrigen Artikel zu billigen Preisen, und es ist um so überflüssiger, Tücher, Zucker, Thee, Mußelin u. s. f. aus anderen Gegenden herbeyzuschaffen, als die Gibraltaer Kaufleute die in Marokko beliebtesten Farben und Qualitäten genau kennen. Die zum Einwickeln der Geschenke nöthigen seidenen und wollenen Tücher werden in Tetuan fabricirt, und in Tanger sehr wohlfeil verkauft. Da die Verpackung und der Transport der Geschenke in mehrfacher Beziehung wichtig sind, so dürften einige Winke hierüber nicht ohne Nutzen seyn. Die Geschenke für den Sultan werden zur Vermeidung des Umladens aus den Kisten in die Koffer gleich in die letzteren so gepackt, wie sie übergeben werden sollen, und man braucht sie daher während der Reise nicht zu öffnen. Jene für die Gouverneure, Scheichs u. s. f. werden nach ihrer Beschaffenheit in einzelne Kisten geladen, und da ihre Quantität beynahe immer nach der Person des Beschenkten sich gleichförmig richtet, so kann man schon in Tanger die Tuch- und Mußelin-Abschnitte, Zuckerhüte, Theebüchsen in gleichen Abtheilungen vorrichten, und auf diese Weise manche, während der Reise lästige Mühe ersparen. Alle Kisten müssen übrigens, um sie gegen Beschädigung zu schützen, mit eisernen Bändern beschlagen, und der Ordnung wegen numerirt, und mit ihrem Inhalte bezeichnet werden. Sperrbare Deckel sind den vernagelten, welche man immer aufreißen und wieder mühsam zunageln muß, vorzuziehen. Die Koffer, welche die Geschenke für den Sultan enthalten, müssen von außen zierlich seyn. Besondern Geschmack oder solide Pracht spricht aber diese Sitte nicht an: es genügt, daß ein Ueberzug von gelbem oder rothem Leder, reich mit metallenen Nägeln beschlagen, das Holzwerk des Koffers umhülle, der im Innern bloß mit gewöhnlicher Leinwand gefüttert, mit einem guten Schlosse versehen ist. Die Koffer bleiben während der Reise zur Vermeidung von Beschädigungen in Kisten gepackt, und um sie noch besser zu verwahren, mit einem Ueberwurf von starker Leinwand, mit farbigen Bändern versehen, und auch auf diesem die Nummern angebracht. Ist eine Mission auf diese Weise gehörig mit dem wirksamsten Mittel, eine billige Behandlung zu erzielen und sich Freunde zu erwerben, versehen, so bedarf sie noch einer besonderen Vorsicht, um auch mit dem reichsten Vorrathe an Geschenken den ungemessenen Forderungen der gränzenlosen Habsucht zu begegnen, und die Vertheilung ihrer Gaben zweckmäßig einzurichten. Vor allem suche man auf der Reise die Geschenke den neugierigen Blicken des Escorte-Commandanten zu entziehen; denn so lange er weiß, daß

noch etwas vorhanden ist, sinnt er auf Mittel, für sich oder seine Freunde aus der Quelle zu schöpfen. Man sorge bedacht für unvorhergesehene Fälle und gegen gänzliches Ausgehen des Vorrathes; denn ist man gezwungen, im Lande selbst Einkäufe zu machen, so wird man, wie natürlich, stark überhalten. Man lasse sich von der Zudringlichkeit dieses Volkes nicht imponiren, und weise besonders Anfangs mit Standhaftigkeit unverschämte Forderungen zurück; nehme nie eine einmal gegebene abschlägige Antwort zurück, und bekämpfe die Marokkaner mit derselben Waffe, welche sie gegen die Europäer anwenden, nämlich mit List. Da fremden Missionen beynahe mehr an der Gunst der Minister, als an dem Wohlwollen des Sultans liegen muß, so bedenke man vorzüglich jene, welchen die Unterhandlung anvertraut ist; auch suche man mit ihnen noch vor der Audienz über die für dieselbe zu gebenden Geschenke bestimmt übereinzukommen, mit dem festen Zusatze, daß man sich zu nichts weiter herbeylassen werde. Uebergibt man überdieß alle im Hoflager zu vertheilenden Geschenke einem Minister, so befreyt man sich von vielen lästigen Forderungen, und kann alle Prätendenten an ihn weisen. Der Dolmetsch, von welchem überhaupt sehr viel abhängt, muß, mit den Landessitten bekannt, wissen, was jedem zukommt, und in Beziehung auf die sowohl im Hoflager als auf der Reise zu gebenden Geschenke befriedigende Auskunft geben können. Da immer unter den in Tanger residirenden Consuln einige sind, die bereits eine Reise ins Innere des Landes gemacht haben, so wird man sich bey ihnen nicht nur über die Wahl und Vertheilung der Geschenke, sondern überhaupt hinsichtlich aller zu treffenden Anstalten Raths erholen können.

V. Versuch einer Zusammenstellung der Quellen zur Geschichte und Geographie Marokko's.

Es fehlt keineswegs an Schriftstellern, welche Marokko einzeln oder im Zusammenhange mit den übrigen Barbareskenstaaten, oder endlich als einen Theil von Afrika ausführlich berühren und beschreiben. Die Erscheinung einer so bedeutenden Anzahl von Werken über ein Land, dessen Durchforschung im Allgemeinen, und besonders rücksichtlich der früheren Periode dem Europäer sehr schwierig wurde, müßte befremden, wäre sie nicht durch das Interesse gerechtfertigt, welches Marokko wegen seiner Eigenthümlichkeiten, vielleicht selbst wegen der Unzugänglichkeit seines Innern erregt, und berichtigt durch den Umstand, daß viele von den angegebenen Schriften nur verschiedene Ausgaben mit neuen Titeln, Wiederholungen anderer Bücher oder Compilationen aus denselben sind. Ungeachtet das vorliegende Tagebuch und sein Anhang rein das Ergebniß eigener Beobachtung ist und bleiben soll, wurde doch keine Mühe gescheut, alle zugänglichen Werke über Marokko kennen zu lernen, und das Resultat dieser Forschung war das nachstehende, theils aus eigener Einsicht, theils aus Citaten geschöpfte Verzeichniß der über dieses Reich erschienenen Schriften.

Leonis Africani, totius Africae descriptio. Antwerpiae 1556.

Luis Marmol Carvajal, descripcion general de Africa. Granada 1573. 3 Bände.

Diego Torres, Relation des royaumes de Fes et de Maroc, traduite du Castillan par Charles Duc d'Angoulême. Paris 1636.

Histoire de la Barbarie et de ses corsaires, par le F. D. Paris 1637.

Discurso da jornada de Gonzalez Coutinho a villa de Mazagan y seu governo, composto dello mesmo D. G. Coutinho. Lisboa 1639.
Histoire de la Mission des PP. Capucins au royaume de Maroc. Niort 1644.
Histoire des royaumes et des villes d'Alger., de Tunis, de Salé. Paris 1649.
Lancelot Addison, West-Barbarie, with a short narration of the revolutions of the kingdoms of Fez and Maroc. Oxfort 1671.
Manuel de Faria e Sousa, Africa portoghese. Lisboa 1681.
Roland Frejus, Relations des Etats du Roi de Fez et Maroc. Paris 1682.
Voyage du barón S. Amand, ambassadeur vers le Roi de Maroc. Lyon 1683.
George Monette, Histoire des conquêtes de Muley Archid, Roi de Tafilet, et de Muley Ismael, avec la description du royaume de Fez. Paris 1683.
G. Mouette, Relation de sa captivité dans les royaumes de Fez et de Maroc. Paris 1683.
Louis Dumay, Relation nouvelle du voyage aux royaumes de Fez et Maroc. Paris 1683.
M. de S. Olon, Relation de l'empire de Maroc. Paris 1695.
Etat chrétien et politique de Tunis, d'Alger, de Tripoli et de Maroc. Rouen 1703.
Don José Dias, Ambassadeur près du roi de Maroc, relation de Maroc, traduite de l'espagnol. London 1710.
Simon Okley, Relation des Etats de Fez et de Maroc. Paris 1716.
John Windus, Journey of Mequinez. London 1723.
Relation des Etats de Fez et de Maroc. Paris 1726.
Relation d'un voyage à Maroc. Paris 1726.
Relation du voyage pour la rédemption des captifs aux royaumes de Maroc et d'Alger. Paris 1726.
Paulet, Histoire des révolutions dans l'empire de Maroc. Paris 1733.
Mairault, Relations de Maroc depuis 1727 jusqu'en 1737. Paris 1742.
Histoire des Etats d'Alger, de Tunis, de Tripoli et de Maroc. Londres 1754.
Schlözer, summarische Geschichte von Nordafrika. Göttingen 1775.
Pellegrino Guidotti, Storia dei Mori. Firenze 1775.
Höst, Nachrichten von Marokko und Fez. Koppenhagen 1781.
Chenier, recherches historiques sur les Maures, et histoire de l'empire de Maroc. Paris 1787—88. 3 Bände.
Poiret, Voyage en Barbarie. Paris 1789. 2 Bände.
(Alex. Jardines) Bemerkungen über Marokko. Leipzig 1790.
William Lempriere, tour from Gibraltar to Tangier, Salé, Mogodor. London 1791. (Französische Uebersetzung von Saint-Suzanne. Paris 1801.)
De la Borde, relation de plusieurs voyages à la côte d'Afrique, à Maroc etc. Paris 1791.
Buénot und Windus, Reisen in die Barbarey. Aus dem Französischen und Englischen übersetzt. Leipzig 1792. 2 Theile.

Dombay, Geschichte der mauritanischen Könige, aus dem Arabischen übersetzt. Leipzig 1794—98. 2 Theile.
Agrell, Reise nach Marokko. Aus dem Schwedischen übersetzt. Nürnberg 1798.
Dombay, Geschichte der Scherifen oder der Könige des jetzt regierenden Hauses in Marokko. Agram 1801.
Rohon, voyage à Madagascar, Maroc etc. Paris 1802.
Dombay, Beschreibung der gangbaren marokkanischen Gold-, Silber- und Kupfermünzen. Wien 1803.
Jean Curtis, Tagebuch einer Reise nach Marokko. Weimar 1805.
James Gray Jakson, account of the empire of Marocco. London 1809.
Dasselbe Werk übersetzt von Zimmermann. Halle 1815.
Aly Bey, Voyage en Afrique et en Asie. Paris 1814.
Keating, travels in Europe and Africa, with a particular account of Marocco. London 1816.
Neue Beschreibung der Barbareskenstaaten. Leipzig 1817.
Cap. Riley, Histoire de son naufrage sur la côte d'Afrique, traduite de l'anglois.
Beauclerk, Journey to Marocco. London 1828.

Unter diesen Werken dürften rücksichtlich der Geschichte des Landes Chenier und Dombay, über Sitten und Gebräuche Höst, Lempriere und Aly Bey die befriedigendsten Aufschlüsse geben.

Mondkarte von W. Beer und J. K. Mädler. Berlin 1834, bey Schropp.

Diese Karte ist eine sehr erfreuliche Erscheinung in dem Gebiete der Selenographie. Was der verewigte Schröter, was später Köhler, Gruithuysen u. a. Hiehergehörendes gegeben haben, ist mehr der eigentlichen Topographie des Mondes angehörend. Für Ortsbestimmung der einzelnen Theile unseres Satelliten ist seit Tob. Mayer eigentlich nichts geschehen, was sehr zu beklagen ist, da dadurch auch jene topographischen Arbeiten der früher genannten Männer einen großen Theil ihres Werthes verloren haben. Nur selten ist man, wegen diesem Mangel einer vollständigen selenographischen Karte, im Stande, die Orte, welche Schröter u. a. bey ihren Bemerkungen und selbst bey ihren Zeichnungen eigentlich meinen, mit Sicherheit wieder zu finden, besonders wenn diese Orte, wie es meistens der Fall ist, nur von geringem Umfange sind. Die einzige seit T. Mayers Tode (i. J. 1762) erschienene Selenographie ist die von Lohrmann i. J. 1824 begonnene vortreffliche, aber noch immer nicht zu Ende geführte. Wir freuen uns, anzeigen zu können, daß diese des höchsten Lobes würdige Arbeit, wie wir von dem Verf. selbst vernommen haben, nächstens vollendet seyn werde.

Die Verfasser der gegenwärtigen Karte bemerken mit vollem Rechte die wahrhaft dringende Nothwendigkeit einer Generalkarte des Mondes, die so eingerichtet ist, daß man auf ihr eine Orientirung durch benachbarte Objecte mit Sicherheit vornehmen kann, wie dieß dem Geographen durch unsere Landkarten und dem Astronomen durch

seine Sternkarten so leicht und sicher ausführbar ist. Wer den ausgezeichnetsten und augenfälligsten aller Mondflecken, Tycho, auch nur einmal zur Zeit des Vollmondes betrachtet hat, glaubt gewiß, ihn zu jeder andern Zeit mit voller Sicherheit wieder finden zu können. Aber schon der erste Versuch, etwa um das letzte Viertel, wird hinreichen, ihn von seinem Irrthume zurück zu bringen. Er wird die ganze Scene, die ganze Ansicht des Mondes verändert sehen, und nur mit Mühe das früher so deutlich Bemerkte wieder auffinden können. Um überhaupt ein eigentliches Porträt dieses Himmelskörpers zu geben, durch welches man die einzelnen Züge seines Gesichtes in dem bloßen Anblick wieder erkennen kann, bleibt kaum ein anderes Mittel übrig, als jenes, welches schon der alte Hevel angewendet hat: eine Karte jeder einzelnen Lunation von Tag zu Tag zu geben, und auf diese Weise den immer wechselnden Proteus in jeder seiner Gestalten und Launen darzustellen.

Die gegenwärtige Mondkarte hat drey Par. Fuß im Durchmesser, und ist sonach größer, als irgend eine der wahrhaft guten Generalkarten dieses Gestirns, die zu unserer Kenntniß gekommen sind. Was die Verf. mit ihrem Fraunhofer'schen Fernrohre von $4^1/_2$ Fuß Brennweite und 42 Dec. Linien Oeffnung bey einer 300maligen Vergrößerung noch auf dem Monde sehen konnten, haben sie auch in ihre Karte aufgenommen. Bisher sind zwey Lieferungen derselben erschienen, deren jede einen Quadranten des Mondes enthält; die beyden anderen Quadranten sollen noch im Laufe des Jahres 1836 erscheinen, und die so vollendete Karte wird ein eigenes Werk begleiten, in welchem die Resultate ihrer Beobachtungen, die Topographie der Mondflecken und eine möglichst populär gehaltene Darstellung des Mondes als Glied des Sonnensystems enthalten seyn wird. Die Karte selbst soll nur auf Autopsie und eigene Beobachtungen der Herausgeber gegründet seyn. Das Ganze scheint mit großer Sorgfalt gearbeitet, und der Steinstich von C. Vogel gehört zu dem Ausgezeichnetsten dieser Art, wenn man die Schwierigkeiten erwägt, welche ein so ausgedehntes Blatt mit so vielen Bezeichnungen dem Lithographen machen muß.

Eine der wichtigsten Rücksichten, welche die Verf. zu nehmen hatten, war die Art, wie die Höhen- und Farbenunterschiede der einzelnen Theile des Mondes ausgedrückt werden sollten. Sie wählten endlich, nach reiflicher Ueberlegung, die Lehmann'sche Darstellungsart, doch mit der Modification, daß erst der senkrechte Abhang der Berge durch volles Schwarz ausgedrückt wurde, während Lohrmann dieß schon bey 50 Grade Böschung gethan hat. Dadurch vermieden sie die zu dunkle Färbung der Karte, die sonst unvermeidlich gewesen wäre, da die Berge des Mondes im Allgemeinen viel steiler sind, als die der Erde, für welche letzte eigentlich Lehmanns Bezeichnung eingeführt worden ist, und die Lohrmann bey seiner oben erwähnten Mondkarte auch unverändert angewendet hat. — Die Abstufungen des Lichtes, deren sie zehn annehmen, haben sie ebenfalls, da nichts anders zu wählen war, durch zehn Mischungen des Weiß und Schwarz auszudrücken gesucht, so daß die ganz weiß gelassenen Flecken zugleich die hellsten oder am stärksten beleuchteten bezeichnen. Selbst auf Farbenunterschiede hätte, bey einer ganz getreuen Darstellung, Rücksicht genommen werden sollen, da man schon mit mäßigen Fernröhren ein mattes Grün, eine röthliche und eine braungelbe Farbe bey den verschiedenen Mondflecken bemerkt. Um wegen diesen Rücksichten nicht zum Illuminiren der Karte Zuflucht zu nehmen, haben die Verf. sich begnügt, diese Farbentinten durch eine

eigene, leicht bemerkbare Zeichnungsart anzudeuten, was um so eher erlaubt schien, da diese Farben doch sehr selten und immer nur schwach aufgetragen erscheinen. Die meisten dieser farbigen Stellen findet man in dem inneren Theile des Mare serenitatis, wo denn auch die erwähnte besondere Zeichnungsart dem Auge des Betrachters der Karte sofort auffällt.

Die gewählte Projection ist natürlich die orthographische, wo das Auge des Beobachters in einer unendlichen Entfernung von der Mondeskugel angenommen wird. In dieser Projection erscheinen bekanntlich die dem Rande zunächst liegenden Theile des Mondes sehr schmal und eingeengt, aber der Anblick der so entworfenen Karte stimmt dafür auch mit dem Anblicke des Originals vollkommen überein, und jede andere Entwerfungsart würde noch größere Inconvenienzen nach sich gezogen haben. Wie bekannt, sieht man von diesem Rande des Mondes, sowohl in der Richtung des Aequators, als auch in der Gegend der beyden Pole, je nach der Stellung des Mondes gegen die Erde, bald einen größeren, bald einen geringeren Theil. Diese Anomalien, welche man die Librationen des Mondes nennt, sind neue Hindernisse, welche sich der getreuen Darstellung des Mondes in einer für alle Zeiten brauchbaren Karte entgegensetzen. Die Verf. haben zu ihrer Darstellung sehr verständig die Zeit der mittleren Libration gewählt, so daß jene Ungleichheiten nur auf die Hälfte ihrer wahren Größe steigen. Ueberdieß wollen sie noch die wichtigsten Stellen der Randprofile auch für andere Librationen nachträglich zeichnen, und dem bereits oben erwähnten Werke beyfügen.

In der Benennung der Mondflecken sind sie durchgehends dem Princip des Riccioli gefolgt, der jene Flecken mit den Namen berühmter Gelehrten und Astronomen aus alten und neuen Zeiten belegt hat. Da diese Weise bereits allgemeinen Eingang gefunden hat, so war es gut, sie beyzubehalten, wenn sie auch nicht, wie es doch in der That der Fall ist, der Benennung anderer vorzuziehen gewesen wäre, welche die Länder und Berge unserer Erde, oder gar die — Heiligen unserer Kalender in den Mond versetzten. Den Meeren aber (d. h. den grauen Flecken) des Mondes hatte derselbe Riccioli die sonderbaren Namen des mare mortis, mare tranquillitatis, palus putredinis, sinus Iridis u. s. w. gegeben, und auch sie wurden, als bereits eingebürgert, beybehalten, um jede Irrung zu vermeiden, zu der es hier ohnehin Gelegenheit genug gibt. Aber Riccioli's im Grunde sehr mangelhafte Karte ließ eine große Menge von Gegenständen ganz unbenannt, und da bot sich unsern Verf. eine Gelegenheit dar, gar manche der bereits verstorbenen, als auch mehrere der noch lebenden Astronomen mit artigen Gütern und Herrschaften im Monde zu beschenken. Sie werden es ihnen Dank wissen, da wohl die wenigsten unter ihnen ähnliche Dinge auf der Erde von denen erhalten haben, welchen die Vertheilung der irdischen Güter überlassen worden ist. Zwar tragen jene Reiche keine Einkünfte, aber auch keine Lasten, und der, wie man sagt, so beschwerlichen Regierungssorgen können sich die neuen Beherrscher jener Länder völlig entschlagen, ohne von ihren Unterthanen oder von ihrem eigenen Gewissen deßhalb Vorwürfe zu befürchten.

Daß diese Karte, so wie sie jetzt vor uns liegt, viele schlaflose Nächte und eine Masse von Beobachtungen und Rechnungen erforderte, wird auch ohne die ausdrückliche Versicherung der Verf. gern von jedem angenommen werden, der sie näher betrachtet, und mit den Eigenheiten

einer solchen Unternehmung bekannt ist. Wir wünschen dem Ganzen eine wohlverdiente gute Aufnahme und Unterstützung, und sehen der Vollendung dieses schönen und längst gewünschten Werkes mit heiterer Hoffnung entgegen. Littrow.

Hammer's morgenländische Handschriften.

Als Seitenstück zu dem im neunten Bande seiner Geschichte des osmanischen Reichs gelieferten Verzeichnisse der Sammlung zweyhundert orientalischer Manuscripte über osmanische Geschichte.

(Fortsetzung.)

190.

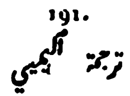
تاريخ جهان كشاي

d. i. die welterobernde Geschichte Alaeddin Ata Melik Dschoweini's, des Wesirs Hulakuchan's, gest. i. J. d. H. 681 (1282). Eines der vortrefflichsten Quellenwerke mongolischer Geschichte, welches Bar Hebräus ein bewundernswerthes Buch nennt, und das sich überall, wo die Grundwerke mongolischer Geschichte aufgeführt werden, an der Spitze derselben befindet (siehe hierüber das Leben des Verfassers von H. Quatremere im I. Bande der Fundgruben des Orients, S. 220 — 234). Das Manuscript von 129 Quartblättern ist erst vor zwey Jahren von dem in der Bibliothek der Moschee Sultan Bajesid's II. befindlichen Exemplare vom Hadschi Mohammed Nedschari, als Dichter beygenannt Hidschri, vollendet worden am 18. Schewwal 1249 (1833). Es enthält, wie das auf der königlichen Bibliothek zu Paris befindliche, von welchem Quatremere Rechenschaft erstattet, die Geschichte Dschengischan's und seiner Nachfolger, dann die der Chuaresmschahe unter folgenden Abschnitten: 1) Geschichte des Stammes (Urugh) Dschengischan's; 2) von der Jasa desselben; 3) Erwähnung des ersten Auftrittes Dschengischan's und dem Herrscherwechsel der Könige; 4) von den Söhnen Dschengischan's; 5) Befreyung des Landes der Uighuren; 6) Vervollkommnung von dem Zustande derselben; 7) von dem Stamme Idikut's und dem Wahne der Uighuren in Betreff ihrer Abstammung; 8) Ursache des Götzendienstes der Uighuren; 9) von dem Zustande Kutschluk's; 10) Erwähnung des als Martyr hingerichteten Imam Dschelaleddin Mohammed; 11) Eroberung des Districtes von Almaligh; 12) Ursache des Eroberungsplans der Länder; 13) Aufbruch Dschengischan's i. J. 615 (1218); 14) Erwähnung einiger Eroberungen; 15) Eroberung von Finaket und dem Zustande Timur Melik's; 16) Eroberung Transoxana's; 17) Bochara's; 18) Auszug gegen Farab; 19) Eroberung von Samarkand; 20) Begebenheiten Chuaresm's; 21) Aufbruch Dschengischan's nach Nachscheb; 22) Dschengischau zieht bey Tirmed vorbey; 23) Dschengischan bricht auf, den Sultan Dschelaleddin zu bekriegen; 24) Rückkehr Dschengischan's; 25) Turtai Nakschi verfolgt den Sultan Dschelaleddin; 26) Verfolgung desselben durch Tschepe Behadir und Subtedai; 27) Eroberung Chorasan's durch Tuli; 28) Eroberung Merw's; 29) Begebenheit von Nischabur; 30) Thronbesteigung Ogotai's;

31) Aufbruch desselben nach Chital; 32) Thaten desselben; 33) großmüthige Gewohnheiten desselben; 34) Erwähnung der Posten und Stationen; 35) Erwähnung der Frau Fatime; 36) Thronbesteigung Kajuk Chan's; 37) zweyter Streifzug nach Bulgarien und Rußland; 38) Erwähnung des Kriegs mit den Kelaren und Baschghirden; 39) Erwähnung Dschagatai's. Hier endet die Hälfte dieser Handschrift auf dem neunzigsten Blatte; die folgenden vierzig enthalten eine treffliche Geschichte der Sultane von Chuaresm. Die Bibliothek der Moschee Sultan Bajesid's besitzt nur dieser Band, so daß der zweyte, welcher die Thaten Mangu's und die umständliche Geschichte des Feldzugs Hulaku's wider die Ismaeliten enthält, und welchen die königliche Bibliothek von Paris besitzt, in der der Moschee Bajesid's, und folglich auch in dieser Sammlung fehlt.

B. Persische Werke.

191.



d. i. die Uebersetzung Jemini's (des obigen Werkes Nr. 180), von Ebu Dschaafer Naßih Ben Safer aus Dscherdabakan. Ein Quartband von 333 Seiten alter, schöner Neschischrift; schon i. J. 716 (1316) geschrieben, und nur 25 Jahre jünger als das alte Exemplar dieses Werkes, welches sich auf der k. Hofbibl. v. J. 691 (1291) befindet, dieses und jenes von großem Werthe, des Alters der Schrift und der guten Erhaltung willen.

192.

روضة الاحباب فى سير النبي عليه السلام و الال و الاصحاب

d. i. Garten der Freunde in der Lebensbeschreibung des Propheten, über dem Heil sey, seiner Freunde und Gefährten, von Dschemaleddin Atallah Ben Faslallah, dem Schreiber aus Nischabur, gest. i. J. 1000 (1591), in zwey Bänden, deren erster die Geschichte des Propheten, der zweyte die der vier ersten Chalifen enthält. Ein vollständiges Exemplar dieses trefflichen, auf Veranlassung des gelehrten Wesirs, Emir Ali Schir, verfaßten Werkes befindet sich auf der kaiserl. Hofbibliothek, hier nur der zweyte Band, aber von der Hand eines sehr berühmten Taalikschreibers, nämlich Achlaki's, geschrieben i. J. 1010 (1601), also nur zehn Jahre nach dem Tode des Verfassers. 1) Definition der Gefährten oder Genossen des Propheten. 2) Von ihrer Gerechtigkeit im Allgemeinen. 3) Von denen, die zuerst an den Propheten geglaubt. 4) Von der Vortrefflichkeit einiger der Gefährten und ihrem Cultus. 5) Von der Zahl der Gefährten und Jünger. 6) Von den verschiedenen Classen derselben. 7) Von dem ersten und trefflichsten derselben, Ebubekr Eß-ßidik El-Atik, d. i. der Wahrhaftige der Freye. 8) Von der Ursache, seines Beynamens Ssahibol-ghar, Freundes der Grotte. 9) Von den Ursachen seiner Leitung auf den wahren Weg, und von denen, die von ihm auf den wahren Weg geleitet worden. 10) Von einigen Versen des Korans, welche Ebubekr's willen vom Himmel

gesendet worden. 11) Von einigen Ueberlieferungen, welche denselben betreffen. 12) Von seinen Eigenschaften. 13) Von 142 seiner eigenen Worte und Ueberlieferungen. 14) Erwähnung der Zeit Omar's des Entscheidenden, und von seiner Vorsorge für die Armen Medina's. 15) Von seiner Gerechtigkeit, Furcht vor Neuerung, und seinem Festhalten am Gesetze und an der Sunna des Propheten. 16) Von einigen denselben betreffenden Versen des Korans. 17) Von einigen ihn betreffenden Ueberlieferungen. 18) Einige seiner Worte, Ermahnungen und Denkmale. 19) Seine Personalbeschreibung, seine Gemahlinnen, Beyschläferinnen, Kinder. 20) Mosenna Ibn Haris begehrt Hülfe von Omar. 21) Vorfall von Kesker, Eroberung des Schlosses Sakatibe, Erzählung von Dschalmus und Nersi. 22) Vorfälle des vierzehnten Jahres der Hidschret (635). 23) Von den Dingen, welche die Schlacht von Kadesije vorbereiteten, und den Begebenheiten des funfzehnten Jahres der Hidschret (636); Saad Ben Ebi Wakaß kömmt nach Persien. 24) Frage Jesdedschird's und Antwort Saad's. 25) Erzählung des Tages von Kumasch. 26) Der Nacht Harir, und Tödtung Rustem's. 27) Die Vorfälle von Merdschez-Rum, Eroberung von Himß (Emessa), Ladakia (Laodicea), Kaißarije (Cäsarea), Antakije (Antiochien), Haleb (Chalybon) und andern Städten. 28) Die Eroberung Jerusalems. 29) Von den Begebenheiten des sechzehnten Jahres der Hidschret (637); die Eroberung von Sir, Babel, Sebanet und Medain. 30) Beschreibung der Krone des Chosroes. 31) Von Dschelula und Holwan. 32) Begebenheiten des siebzehnten Jahres der Hidschret (638). 33) Von der Gerechtigkeit und Billigkeit Omar's. 34) Von den Chosroen, ihren Pallästen und Gärten. 35) Omar bestimmt die Zeiten des fünfmaligen Gebets für die Einwohner Syriens. 36) Begebenheiten des achtzehnten Jahres der Hidschret (639). 37) Begebenheiten des neunzehnten Jahres d. H. (640); 38) des zwanzigsten Jahres d. H (640); 39) des ein und zwanzigsten J. d. H. (641); 40) des zwey und zwanzigsten J. d. H. (642), und Eroberung Nehawend's. 41) Begebenheiten des drey und zwanzigsten J. d. H. (643). 42) Begebenheiten des vier und zwanzigsten J. d. H. (644), Eroberung von Fars, Istachr, Fesa, Darabdschend, Kerman, Sistan, Mekran, Askelan und einiger Städte Rum's. 43) Das Martyrthum des Fürsten der Rechtgläubigen, Omar's. 44) Von der Geburt und dem Tode dieses Löblichen; von der Ernennung eines Scarabäus und Kämmerers. 45) Eroberungen Osman's, des Sammlers des Korans, des mit zwey Lichtern Begabten. 46) Ursache seines Beynamens, der mit zwey Lichtern Begabte. 47) Osman wird durch den Islam geadelt. 48) Osman sucht sich Gott zu nähern. 49) Ueberlieferungen über dessen Trefflichkeit. 50) Einige seiner Eigenschaften. 51) Hundert sechs und vierzig seiner in Büchern aufbewahrten Ueberlieferungen. 52) Erwähnung einiger seiner Denkmale, Worte des Rathes und Weisheitssprüche. 53) Seine Formelbeschreibung. 54) Von seinen Gemahlinnen und Kindern. 55) Osman sammelt den Koran aus den einzelnen Blättern und Exemplaren desselben. 56) Er sendet den Koran in alle Länder. 57) Von der Dauer seiner Chalifenschaft und von den Begebenheiten während derselben. 58) Begebenheiten des fünf und zwanzigsten J. d. H. (645), Eroberung Alexandria's. 59) Eroberung Aserbeidschan's, Friede mit Armenien, Sendung Suleimans wider die Griechen, Eroberung griechischer Schlösser. 60) Anfang des afrikanischen Feldzugs.

61 bis 68) Die Begebenheiten des acht und zwanzigsten J. d. H. (648), bis ins vier und dreyßigste (654) desselben). 69) Ueber den Streit zwischen Osman und Ali. 70) Anrede Osman's an die Rebellen. 71) Begebenheiten des fünf und dreyßigsten J. d. H. (655). 72) Ursachen, welche den Martyrtod Osmans herbeygeführt. 73) Martyrthum Osmans. 74) Von der dem Ali als Emirol=Muminin dargebrachten Huldigung. 75) Widerstand wider diese Huldigung. 76) Ankunft der Nachricht von Osmans Ermordung. 77) Plan zur Ländereroberung. 78) Von Abdallah B. Kers, dem Statthalter Baßra's, der sich dahin begibt, um Nachricht einzuziehen. 79) Ali ernennt Statthalter, und seine Milde gegen Alle. 80) Talha und Sobeir begehren die Erlaubniß, aus Medina zu ziehen, und ihre Uebereinkunft eines Aufstandes wider den Fürsten der Rechtgläubigen. 81) Aische bespricht sich mit Omm Selma, jene wolle diese mit Schmeicheleyen überreden, nach Baßra zu ziehen, wovon sie Omm Selma abzuhalten sucht. 82) Omm Selma sendet einen Brief an Ali Ben; Ebi Thalib gibt ihm Kunde von Aische's und Sobeir's, des Sohnes Talha's, Beginnen. 83) Vom Briefwechsel Sobeir's, Aische's, Ahnefs B. Kais, und gemeinschaftliche Uebereinkunft wegen der Blutrache Osman's. 84) Hasan sendet nach Kufa zu den dortigen Gefährten des Propheten, und sein Aufbruch dahin. 85) Weisol Karni stoßt zu Sikar zum Heere Ali's, und huldigt demselben. 86) Sendschreiben Ali's an Talha und Sobeir, um sie zurecht zu führen. 87) Schreiben Ali's an Aische. 88) Von dem für Hasan verrichteten Kanzelgebete. 89) Nächtlicher Anfall Talha's und Sobeir's auf Osman B. Hanif, und große Ungerechtigkeit. 90) Ali sendet den Kaakaa B. Amru nach Baßra, um Frieden zu unterhandeln. 91) Kaab B. Suhan bringt den Aufstand in Gang. 92) Ali sendet an Talha und Sobeir, um den Frieden zu unterhandeln; Abdallah B. Abbas setzt das Schreiben auf. 93) Ali übt sein Heer in den Waffen, und sammelt zu selbem alle seine Freunde. 94) Von dem Kampfe des jungen Mannes, der sich den Koran an die Hand band, und der Hartnäckigkeit der Widersacher, welche dem Kamehle (Aische's) folgten. 95) Von der Tröstung Talha's, des Sohnes Abdollah's, und dem endlichen übeln Ausgange. 96) Von dem Ende Sobeir Ibnol=Awam's und seiner Tröstung. 97) Von dem, was sich zwischen Abdollah Ibn Abbas und Aische begeben. 98) Von der Zusammenkunft Ali's mit Aische; er ermahnt sie, nach Medina zu ziehen. 99) Aische begibt sich von Baßra nach Medina zu ihrer Sicherheit. 100) Zahl der in der Schlacht des Kamehls Erschlagenen. 101) Von der zu Baßra nach der Schlacht des Kamehls gehaltenen Kanzelrede.

193.

تجزية الامصار و تزجية الاعصار

d. i. Untertheilung der Regionen und Ausgleichung der Aionen, von Chodscha Abdallah Ben Faslallah, berühmt unter dem Namen Waßafol=hadhret, d. i. der Lobredner der Majestät; das größte Meisterstück persischer Historiographie und Rhetorik, welches die Geschichte der Mongolen vom J. 655 (1257) bis ins J. 728 (1327) enthält, zum Schlusse aber auch nach dem Dschihanguscha die Regierung Dschengischan's und die der vier Uluse in gedrängter

Kürze, im Laufe der Erzählung mehrere Episoden aus früheren Epochen, und eine Menge der schönsten arabischen und persischen, aus klassischen Werken gewählte, oder aus der Feder des Verfassers geflossene Verse enthält, in zwey herrlichen Exemplaren, das erste a) von dem schönsten Neschi, 405 Blätter Quart, jedes Blatt 50 Zeilen, die arabischen Verse alle roth geschrieben, der Anfang und das Ende jedes der fünf Bände mit Gold geschmackvoll verziert, und die ersten zwey Blätter mit zwey außerordentlich reich in Gold und Lasur gemalten Schildern, deren Inschrift besagt, daß dieses kostbare einzige Exemplar für Mohammed II., den Eroberer Constantinopels, geschrieben worden; das zweyte b) auf sehr feinem Papier, in sehr schöner, aber ihrer Kleinheit wegen augenverderblichen Schrift, Großoctav, 300 Blätter, jedes Blatt 34 Zeilen, eine eben so correcte und gleiche, nur minder schöne Hand, als die des vorhergehenden. Der Inhalt der fünf Theile ist der folgende. Erster Theil: 1) Erwähnung der Geschichte Dschihangkuscha Dschoweini's. 2) Lob Mahmud Ghasan's, Namen des Verfassers und Veranlassung der Verfassung dieses Werkes. 3) Anrede an die Feder, 4) an die Vernunft. 5) Beginn der Geschichte mit der Thronbesteigung Menghu Kaan's, und dessen Tod. 6) Vollendung dieser Regierungsgeschichte durch die Erwähnung Arigh's und Mesud's. 7) Thronbesteigung Kubilai Kaan's. 8) Eroberung der Insel Java und der Stadt Chinsai. 9) Tod Kubilai Kaan's und Thronbesteigung Timur Kaan's. 10) Begebenheit von Bagdad's Eroberung. 11) Erwähnung des Wesirs Ibnol-Alkami. 12) Beynamen der Abasiden. 13) Hulakus Brief an den Sultan Syriens, dessen Antwort und Beschreibung der Musik. 14) Haleb's Eroberung. 15) Mardin's. 16) Bewilderniß fürchterliche zwischen Hulaku und Berke Chan. 17) Sternwarte von Meragha. 18) Thronbesteigung des gerechten Abaka Chan. 19) Von den vier Trefflichen zur Zeit Abaka's, und Erwähnung Schemseddin Mahmud's. 20) Beyname Waßaf's. 21) Die Herrschaft Bagdads wird dem Alaeddin bestätigt. 22) Erwähnung des Chodscha Behaeddin Mohammed und des Chodscha Scherefeddin Harun. 23) Erwähnung des Prinzen Kaidu und Streifzug Borrak's in Osten. 24) Schlacht Borrak's mit Kasuda, und Niederlage Borrak's. 25) Mesudbeg entflieht aus der Versammlung Abaka's. 26) Nigudar, der Bruder Borrak's, entflieht, und kömmt dann zum Steigbügel Abaka's zurück. 27) Niederlage Borrak's. 28) Borrak's Untergang. 29) Erwähnung des Dichters Rudegi. 30) Erwähnung Schemseddin Mohammed Kaab's. 31) Schreiben Mohammed Kaab's, und Erwähnung der Sultane Aegyptens. 32) Beschreibung von Damaskus, Thronbesteigung Melik Salih's, Erscheinung Melik Mosaffir's, Thronbesteigung Bondokdar's, und dessen Aufbruch gegen Rum. 33) Lob der Feder von Waßaf. 34) Die Einwohner Bire's senden Tauben aus, Bondokdar stirbt und Kilaun folgt ihm. 35) Abaka zieht gegen Rum. 36) Erzählung von Medschdolmülk Jesid. 37) Erzählung von Harun Reschid und Sobeide. 38) Thronbesteigung Sultan Ahmed's. 39) Waßaf begibt sich zu dem Herrn des Diwans. 40) Schreiben Sultan Ahmeds an den Sultan Aegyptens. 41) Antwort Seifeddin Kilaun's. 42) Tod des Inhabers des Diwans. 43) Vorfall Konghoratai's und Bestimmung Arghun's zur Herrschaft. 44) Tod Sahmed's und Thronbesteigung Arghun's. 45) Erwähnung des Heeres Arghun's. 46) Hinrichtung Schemseddin's. Zweyter Theil:

1) Beschreibung von Schiras und Schubankiare. 2) Erwähnung der Konige der Atabegen. 3) Beschreibung Hamadan's. 4) Jßfahan's. 5) Atabeg Mosaffireddin Ebubekr Ben Saad. 6) Erzählung S. Mohammed Chuaresmschahs mit Fachr Rasi; 7) Grundgesetze der Residenz Schiras; 8) Beschreibung des Schlosses Sefid und des zauberischen Thales Bewwan. 9) Erwähnung Selghurschah's, des Sohnes Saad's. 10) Eroberung der Inseln des persischen Meeres. 11) Die Ursache der Erscheinung der Beni Kaißar. 12) Thronbesteigung Mohammeds, des Sohnes Salghurchan's, Erscheinung der Seldschuken, Namen berühmter Liebender. 13) Hinrichtung Turkian Chatun's. 14) Wunder eines leitenden Scheiches. 15) Thronbesteigung der Atabegin Jbisch. 16) Aufstand des Richters Scherefeddin Jbrahim. 17) Bewahrung des menschlichen Körpers. 18) Aufstand Mahmud Kalchati's. 19) Anfall des Heeres Nigudar's auf Schiras. 20) Vollendung der Geschichte von Fars. 21) Eigenschaften des Richters Beidhawi. 22) Todschlag Seid Ammad's. 23) Hungersnoth, 24) Das mongolische neue Jahr. 25) Zustand Saadeddewlet des Juden. 26) List der Juden in Ertheilung von Diplomen zur Wallfahrt. 27) Aufregung des Padischah durch Aufforderung des Prophetenthums. 28) Von des Menschen Natur. 29) Hinrichtung Saadeddewlet's, Tod Arghun's und Beleuchtung von Schiras. 30) Die Welt wird jüdisch. 31) Von den Atabegen Lor's von Kisil, dem Neffen Efrasiab's. 32) Efrasiab besteigt den Thron. Dritter Theil: 1) Beschreibung des Frühlings und des Sommers. 2) Der Versammlung des Schahes. 3) Des Wesirs Vorsitzers der Welt. 4) Von den Ursachen der Einführung der Begler Geldes und seiner Vernichtung. 5) Verrätherey Jseddin Mosaffir's. 6) Beschaffenheit des Zustandes Keichatu Chan's, und Beschreibung des Winters. 7) Ermordung desselben. 8) Thronbesteigung Baidu Chan's, und Beschreibung des Frühlings. 9) Umänderung des Namens Ssahib (Inhabers des Diwan) in Wesir, und von den Sultanen Kerman's. 10) Tod Borrak's. 11) Tod Kotbeddin's und Thronbesteigung von Sijurghutmisch. 12) Thronbesteigung der Königin Fran und Hinrichtung des Sijurghutmisch. 13) Thronbesteigung Keidutschin's und Tod des Padischah Chatun. 14) Thronbesteigung Mohammedschahs und Erwähnung der Insel Hormus. 15) Beschreibung der Länder Indiens. 16) Eintheilung der Erdkugel und ihre Messung. 17) Namen berühmter Pferde und Brief Fachreddin's. 18) Antwort des Briefs Sultan Ali's. 19) Erwähnung der Sultane Dehli's. 20) Radhije besteigt den Thron und wird getödtet. 21) Zustand Junisbeg's. 22) Aufbruch der Fahnen des Padischahs der Welt. 23) Erzählung von Koseir und Osa. 24) Vervollständigung dieser Erzählung. 25) Thronbesteigung Sultan Mahmud Ghasan's. 26) Dschemaleddin Destadscherdani wird Herr des Diwans. 27) Verdächtigung des Wesirs der Welt und Einschläferung desselben. 28) Verschiedene Erwähnungen. 29) Tadel Mohammed Amid's, des Feindes des Wesirs. 30) Hinrichtung Amid's. 31) Die siegreichen Fahnen wenden sich im Sommerquartier nach Hamadan. 32) Vergeltung des Guten mit Bösem und Ereigniß einiger Umstände. 33) Hinrichtung Ssadreddin's, des Inhabers des Diwans, und Wesirschaft Reschideddin's. 34) Erwähnung einiger Zustände in Fars und andern Ländern. 35) Von den Königen Aegyptens, Tod Kilauns und Eroberung von Tripolis. 36) Eroberungsbrief, gewaltsamer Tod Melik Eschref's durch

Latschin und Thronbesteigung Keid Buka's. 37) Thronbesteigung Latschin's und König Naßir's, und Vereinigung der beyden Unglücksgestirne im Krebsen. 38) Hungersnoth und Pest. 39) Der Tod des Vaters Waßaf's. 40) Klageschreiben. 41) Anfall der Heere Tewas auf der Seite von Schiras. 42) Marsch zu Aegyptens Befreyung. 43) Thaten des Sultans, Denkmale Ghasanischer Gerechtigkeit. 44) Daten der Bauten Ghasan Chan's. 45) Berichtigung der Maße und Gewichte, und die Maße der Gerechtigkeit. Vierter Theil: 1) Beschreibung des Falkens und des Säbels. 2) Beschreibung der Geliebten und Sänger. 3) Abhandlung über die Verschiedenheit der Jahresberechnung (der Sonnen- und Mondjahre). 4) Darbringung des Werkes. 5) Bestätigungsbrief. 6) Beschreibung der Insel und des Säbels. 7) Beschreibung des Schlosses und der Tapferen des Heeres. 8) Beschreibung der Schlacht. 9) Der Verfasser geht seiner auf Versprechen gesetzten Hoffnungen verlustig. 10) Beschreibung der Zeit der Jugend. 11) des Alters, und Erwähnung berühmter Pehliwane (Ringer). 12) Ort der Erneuerung des Zustandes. 13) Erwähnung des Zustandes der Könige und des Landes (Fars). 14) Eroberung Kerman's. 15) Beschreibung der Werkzeuge des Kriegs. 16) Einsetzung der Grundgesetze für Fars. 17) Eroberung von Sumenat. 18) Ende Kaidu's. 19) Tod des Sultans Mahmud Ghasan Chan. 20) Thronbesteigung Chodabende's. 21) Verfolg dieser Erwähnung. 22) Lob des Schwertes. 23) Thronbesteigung Oldschatiu's. 24) Beschreibung des Winterquartieres in der Ebene von Moghan. 25) Abhandlung über den Schnee. 26) Ankunft des Gesandten des Kaan's mit Diplom. 27) Erneuerung des Baues von Sultanije. 28) Ort der Erwähnungen. 29) Abhandlung der Citate des Korans (Iktibasije). 30) Von der Verschiedenheit der Herrschaft nach Arten und Oertern. 31) Traum Sultan Mahmud des Ghasnewiden. 32) Andeutungen, Rathgebungen und Anecdoten. 33) Erzählung Melikschahs mit dem alten Weibe. 34) Geheime Winke, Trefflichkeiten, Sitten. 35) Tod Timur Kaan's. 36) Thronbesteigung Chischan Kaan's. 37) Thronbesteigung Bainuk's und Beschreibung des Frühlings. 38) Erwähnung einiger Könige der Zeit. 39) Antwort auf das Buch des Gelahrten Schirasi. 40) Die Prinzen gehen über den Oxus nach Chorasan. 41) Eintheilung der verschiedenen Grade der Liebe und ihrer Ursachen. 42) Ursachen des Zwistes zwischen Dschapar und Tewa. 43) Sultanische Polizey und Verbote. 44) Aufbruch der Fahnen nach dem Winterquartiere von Bagdad. 45) Beschreibung einer Sängerin aus Bagdad und des Zeugen. 46) Scherzhafter Vorfall zwischen Aische, der Tochter Talha's, und Ebi Soweib Ssahabi. 47) Vervollständigung der Erzählung von den Eroberungen Alaeddin's von Dehli. 48) Von der Erhabenheit des Wortes von der Einheit Gottes. 49) Rest von den Königen Maaber's, und Erzählung vom Scheich Ebu Said. 50) Umwälzungen in den arabischen Ländern, in den Schlössern Schaubek und Karak. 51) Herzeinnehmende Ermahnung. 52) Uebertragung der sultanischen Wissenschaft. 53) Beschreibung der sultanischen Medrese. 54) Darbringung des Buches zu Sultanin, und Fragen des Sultans. 55) Schreiben Iseddin's an Waßaf, und dessen Antwort. 56) Das Buch vom Ballen und Schlägel. 57) Vollendung der ägyptischen Zustände und Aufbruch eines Heeres nach Syrien. 58) Abhandlung über die Darbringung eines Panzerwamses. 59) Brief zur Beschreibung Rahba's, und Glückwunsch zum Feste. 60) Kurze und gedrängte Vervollständigung dieser

Geschichte aus dem Dschihangruschai Dschoweini's. 61) Beginn Dschengischan's. 62) Vernichtung Gutschlukchan's durch die Uebermacht Dschengischan's. 63) Erwähnung Kialigh's und Almaligh's, und Aufbruch Dschengischan's in die Länder Sultan Mohammed's Tekesch. 64) Erwähnung Dschind's, Finaket's, Chodschend's und Mawerainnehr's. 65) Samarkand's. 66) Chuaresm's, Nachscheb's und Tirmed's. 67) Der Feldherren Dschepe und Subtedai, und Denkmale ihres Grimms. 68) Eroberung Nischabur's und Chorasan's. 69) Beschluß der Regierung Dschengischan's und Thronbesteigung Ogotai's. 70) Erwähnung Gajukchan's, seines Todes und des Ogotai's. 71) Thronbesteigung Menguchan's. 72) Tod Menguchan's, und Erwähnung der Länder Dschudschi's und der Länder der Krim. 73) Erwähnung Dschaghatai's. 74) Erwähnung der Sultane Chuaresm's. 75) Tod Sultan Alaeddin's, Thronbesteigung von Mohammed Tekesch, und dessen Tod. 76) Eroberung von Kurdsch; 77) von Achlath, und Verschwinden Sultan Dschelaleddin's. 78) Die siegreichen Fahnen Hulaku's wenden sich gegen den Westen. 79) Zustand Hasan Ssabbah's und seiner Secte. 80) Verderben Hasan Ssabbah's, und was sich zwischen den Gottlosen (den Assassinen) und dem Chalifen Mosterschid begab. 81) Ermordung Rokneddin's und Antwort Waßaf's auf einige Kritiken über diese Geschichte. 82) Von der Allegorie und den verschiedenen Redefiguren, sammt der Abhandlung über die Vergleichungen (Teschbihije). 83) Beschluß des Buches mit Worten des Rathes Ali's Mortesa's, d. i. des Wohlgefälligen. Fünfter Theil: 1) Wink zur Wahrheit, welche die Ssofi suchen. 2) Lob der Majestät von Waßaf. 3) Klage Waßaf's über den wenigen Nutzen, welchen ihm sein Werk eingebracht. 4) Bedeutung der fünften Natur, der Eigenschaften der Zahl Sieben, und Winke über die Wahrsagerey Reml. 5) Kaßidet zum Lobe des Köschkes des Padischah. 6) Zuflucht des Prinzen Jesur zum Throne des Sultans der Welt. 7) Tod des Sultans des Islams. 8) Kaiserliche Thronbesteigung und Ursachen der Widersetzlichkeit in Chorasan. 9) Lob des Prinzen Kerdutschin, und dessen gute Werke. 10) Waßaf setzt den Redeschmuck seines Werkes dem Koleile's und Dimne's (der berühmten Uebersetzung der sogenannten Fabeln Bidpais) entgegen. 11) Von den Grausamkeiten in Fars und den Unruhen der Tage. 12) Anfall des Prinzen Usbeg und seines Heeres. 13) Demüthigung der Feinde des Reichs. 14) Arabische Abhandlung zum Lobe Dehli's. 15) Abhandlung, welche Entscheidung (über das Verdienst des Werks) begehrt (Istiftaji). 16) Schluß des Buchs, und Gebet für den Sultan. Außer den sieben im Verlaufe dieser Geschichte eingeschalteten Abhandlungen der Feder, des Schwertes, des Schnees, der Vergleichungen, der Koranscitaten, des Ballens und Schlegels und des Entscheidungsuchenden, enthält das zweyte Exemplar noch am Schlusse der Geschichte zwey andere, von einer andern Hand, als der Rest, geschriebene Abhandlungen Waßaf's, die eine über den Frühling, die andere über das Schahspiel und Würfelspiel (Nerd).

194.

لغات وصاف

d. i. Glossar zu Waßaf's Geschichte von Rasmihal. Ein Quartband von 361 Bl., geschrieben i. J. d. H. 1125 (1722).

195.

شرح وصاف

d. i. der Commentar Waßaf's, vom selben. Ein Foliant schönes, aber nicht immer correctes Neschi. Rasmisade, der durch seine zu Constantinopel gedruckte Geschichte der Chalifen, und die ebenfalls dort gedruckte historische Uebersetzung der Geschichte Timurs von Arabschah bereits in Europa bekannt, gab zuerst das Glossar, und dann zur besseren Erklärung der Dunkelheiten und Schwierigkeiten Waßaf's den Commentar heraus, welcher sich häufig auf jenes bezieht. Beyde türkisch. Außerdem besteht noch der Commentar des Reisefendi Ebubekr, und das arabische Glossar Reilis, von denen in der osmanischen Geschichte (VIII. Bd. S. 518) die Rede; endlich sollen Resmi Ahmed und der jüngst verstorbene Chodscha Aarif Efendi Commentare zu Waßaf hinterlassen haben.

196.

مطلع السعدين و مجمع البحرين

d. i. der Aufgang zweyer glücklicher Gestirne und der Sammelplatz zweyer Meere, vom Scheich Kemaleddin Abder-resak Ben Dschelaleddin Ishak aus Samarkand, gest. i. J. d. H. 887 (1482). Die Geschichte Timur's und seines Sohnes Schahroch, und die Begebenheiten der Zeit Sultan Abu Said's des Timuriden. Ein nicht minder treffliches Quellenwerk zur Geschichte Timur's und der von ihm unter dem Namen der Tataren angeführten türkischen Völker, als das Dschamiet-tewarich, des Wesirs Reschideddin's, zur Geschichte Dschengischan's und der Mongolen. Ein großer Folioband von 325 Blättern, auf jeder Seite 31 Zeilen gedrängter Taalik, geschrieben i. J. 950 (1543) von Mahmud Ben Abdol Husein aus Sebsewar. Die Ueberschriften der Hauptstücke sind die folgenden.

Erster Theil: 1) Ursache der Verfassung und Anordnung des Werkes. 2) Erzählung von Sultan Ebu Said Behadirchan; erste Abtheilung: von seiner Geburt, seinen Frauen, Kindern und einigen Begebenheiten bis zur Zeit seiner Thronbesteigung. 3) Ebu Said Behadir erhält die Nachricht des fürchterlichen Vorfalls mit Oldschatiu. 4) Begebenheiten des Jahres 717 (1317). 5) Ermordung Emir Jesaul's. 6) Widerstand der Emire und Hinrichtung des Wesirs Reschideddin, des Geschichtschreibers. 7) Begebenheiten des J. 718 (1318). 8) Einige Begebenheiten Chorasan's. 9) Von der Ankunft Jeisur's in Chorasan. 10) Begebenheiten des J. 819 (1319): Aufbruch Emir Husein's nach Chorasan, und dortige Begebenheiten. 11) Begebenheiten d. J. 820 (1320): Hinrichtung des Prinzen Jeisur. 12) Begebenheiten d. J. 721 (1321). 13) Vermählung der Prinzessin Dschihan Satibek, der Frau des großen Emirs Tschoban Nujan.

14) Begebenheiten d. J. 722 (1322). 15) Begebenheiten d. J. 723 (1323). 16) Begebenheiten d. J. 724 (1324), 17) d. J. 725 (1325), 18) d. J. 726 (1326): Beginn der Ungnade Emir Tschoban's, und Ende seiner Familie. 19) Der Großfürst Tschoban Ruwin begibt sich nach Chorasan. 20) Er führt ein Heer nach Kandahar und Ghasnin, und schlägt sich mit dem Fürsten von Terme Schirin. 21) Begebenheiten d. J. 727 (1327): Emir Dimischk Chodscha, der Sohn Emir Tschoban's, wird erschlagen. 22) Schreiben Sultan Ebu Said's an die Emire Chorasan's in Betreff Emir Tschoban's. 23) Uebertragung der Wissenschaft an Chodscha Ghajaseddin Mohammed, den Sohn Reschid's. 24) Ankunft eines Gesandten des Padischah zu Chorasan, und Kunde, die davon Emir Dschoban erhält. 25) Von dem, was zwischen Ebu Said Behadir und Emir Tschoban Nujan vorgefallen. 26) Emir Tschoban's Niederlage vom Heere Ebu Said's, und Verderben des ersten. 27) Begebenheiten d. J. 728 (1327). 28) Von den Söhnen Emir Tschoban's. 29) Begebenheiten d. J. 729 (1328): Grausamkeiten Nari Taghai's in Chorasan. 30) Vom Tode Melik Ghajaseddin's und dem Zustande seiner Söhne. 31) Von dem Zustande des Flusses Dschagatai in diesen Jahren. 32 bis 36) Begebenheiten d. J. 732 (1331) und d. J. 736 (1335). 37) Tod Sultan Ebu Said's. 38) Kurzer Inbegriff seiner Worte und Thaten. 39) Von dem edlen Stamme und den Ahnen des Herrn der Gestirn-Constellationen (Timurs). 40) Von den seiner Geburt gleichzeitigen Königen. 41) Von der Herrschaft Musa Chan's. 42) Aufstand Scheich Husan Nujan's, beygenannt Scheich Hasan der Große. 43) Begebenheiten Chorasan's im Jahre der Geburt des Herrn der Zeit (Timurs). 44) Begebenheiten d. J. 737 (1336): Vom Padischah Toghai Timur Chan, und der Uebereinkunft der Emire Chorasan's. 45) Begebenheiten d. J. 738 (1337): Aufstand Emir Scheich Hasan's, des Sohnes Emir Timur's, beygenannt Emir Hasan der Kleine. 46) Begebenheiten d. J. 739 (1338): Erzählung vom Prinzen Satibeg, dem Sohne Oldschatiu Sultan. 47) Zweyter Zug Toghai Timur's nach Irak. 48) Versammlung der Serbedare, und Beginn ihrer Herrschaft 49) Beginn des Aufstandes der Serbedare und ihrer Herrschaft in Chorasan. 50) Herrschaft Emir Wedschiheddin Mesud's des Serbedaren zu Sebsewar. 51) Brief vom Scheich Hasan an Emir Mohammedbey, den Sohn Arghunschahs, geschrieben. 52) Begebenheiten d. J. 740 (1339). 53) Emir Husein, der Sohn Scheich Emir Mahmud's, des Sohnes Emir Tschoban's, wendet sich nach Schiraf. 54) Emir Mobariseddin wendet sich nach Schiraf, dem Emir Husein zu helfen. 55) Begebenheiten d. J. 741 (1340): Emir Mobariseddin Mosaffir zieht auf den Befehl Emir Husein Tschobans nach Kerman. 56) Scheich Ali Kaun führt ein Heer nach Irak, und wird geschlagen. 57) Derselbe zieht wider die Serbedare, und wird erschlagen. 58) Begebenheiten desselben Jahres, nachdem Melik Eschref die Heere Chorasan's besiegt. 59) Begebenheiten d. J 742 (1341). 60) Ende des Schicksals Emir Husein's, des Sohnes des Scheichs Mahmud's, des Sohnes Emir Tschoban's. 61) Von Melik Eschref nach der Flucht Emir Husein's. 62) Begebenheiten d. J. 743 (1342): Vom gewaltsamen Tode Emir Mesud Schah's, des Sohnes Emir Mahmud's Indschu. 63) Von Melik Eschref nach seiner Rückkehr von Schiraf. 64) Schlacht Emir Wedschiheddin's des Serbedaren mit Moiseddin Husein, und gewaltsamer Tod Hasan Dschuri's. 65) Begebenheiten

3

d. J. 744 (1343). 66) Von Melik Eschref und den Rebellen zu Tebris. 67) Erwähnung der Emirschaft Melik Eschref's, welche dreyzehn Jahre gedauert. 68) Von dem Zustande Emir Mobareseddin Mohammed Mosaffir's während einiger Jahre. 69) Krieg Emir Mobariseddin's mit dem Araber Fuldi. 70) Von Mewlana Schemseddin Sain, dem Richter Semnan's. 71) Emir Dschemaleddin Ebu Ishak bemächtigt sich der Landschaft Fars. 72) Begebenheiten d. J. 745 (1344). 73) Von Melik Eschref. 74) Begebenheiten d. J. 346 (1345). 75) Empörung der awghanischen und dschermanischen Emir[illegible] gegen Emir Mosaffireddin Mobaris. 76) Vom Zustande Melik Eschref's. 77) Begebenheiten d. J. 747 (1346): Kampf Emir Ghasghan's mit Ghasan Sultan, der getödtet wird. 78) Emir Scheich Ebu Ishak bekriegt den Mosaffir Motaris. 79) Emir Mobariseddin Mohammed Mosaffir führt ein Heer nach Chorasan. 80) Von Melik Eschref und der Versammlung der Serbedare. 81) Begebenheiten d. J. 748 (1347): Melik Eschref zieht nach Bagdad. 82) Widerstand Melik Eschref's und Scheich Ebu Ishak's. 83) Von Kerman und der Ankunft der Awghanen. 84) Von der Verwüstung der Awghanen und Dschermanen, und ihrer Erschlagung. 85) Vom Zustande Transoxana's. 86) Begebenheiten d. J. 749 (1348). 87) Von den Königen, die auf andern Seiten gleichzeitig geherrscht. 88) Begebenheiten d. J. 750 (1349). 89) Begebenheiten d. J. 751 (1350). 90) Emir Scheich Ebu Ishak führt ein Heer nach Tebris. 91) Begebenheiten d. J. 952 (1351): Emir Ghasghan führt ein Heer nach Chorasan. 92) Tod Sultan Mohammed Dschune's, und Thronbesteigung Firus Schah's in Hindostan. 93) Melik Moiseddin Husein zieht nach Transoxana, und Emir Ghasghan rüstet zur Schlacht. 94) Toghai Timur wird erschlagen. 95) Begebenheiten d. J. 654 (1353): Emir Mobareseddin Mohammed Mosaffir führt ein Heer nach Schiras. 96) Ankunft Medschdeddin Serbendi's, Eroberung von Schiras und Flucht Emir Scheichs. 97) Ausrottung Dschemaleddin Scheich Ibn Ishak's, und unumschränkte Herrschaft Mobareseddin Mohammed Mosaffers in Fars und Irak. 98) Vom Zustande Emir Ebu Ishak's und den übrigen Vorfällen in Irak und Fars. 99) Begebenheiten d. J. 755 (1354). 100) Chodscha Amadeddin Mahmud Kermani trifft den Scheich Ebu Ishak. 101) Widerstand Emir Mobaiseddin Mohammed Mosaffers wider die Chalifen des Hauses Abbas, und Belagerung Issahan's. 102) Begebenheiten d. J. 756 (1355): Belagerung und Eroberung der Schlösser Raik und Schubankiare. 103) Widerstand der Truppe Schadi und deren Ausrottung. 104) Begebenheiten d. J. 757 (1356): Aufbruch Schahs Schudschaa wider die Awghanen und Dschermanen. 105) Gefangenschaft des Scheich Dschemaleddin Ebu Ishak Ben Emir Mahmud Schah Indschu, und Ende seines Zustandes. 106) Tod Scheich Emir Hasan des Großen, und Thronbesteigung Sultan Oweis. 107) Begebenheiten d. J. 758 (1357): Aufbruch Dschainbegs nach Aserbeidschan. 108) Usurpation Achi Tschok's in Aserbeidschan. 109) Begebenheiten d. J. 759 (1357): Aufbruch Sultan Oweis von Bagdad nach Tebris. 110) Schlacht Emir Mobariseddin Husein's mit Emir Mahmud Chodscha Berdi und Emir Setilmisch. 111) Aufbruch Emir Mobariseddin Mohammeds nach Aserbeidschan, und Anfang der Uneinigkeit zwischen ihm und seinen Söhnen. 112) Begebenheiten d. J. 760 (1358): Emir Ghasghan wird erschlagen. 113) Schah Schudschaa nimmt den Emir Mobariseddin gefangen, und

blendet ihn. 114) Aufstand des Emirs Kamameddin in Masenderan. 115) Begebenheiten d. J. 761 (1359): Aufstand Emir Welis, der sich in Besitz von Astrabad setzt. 116) Begebenheiten in den Ländern jenseits des Oxus in diesem Jahre. 117) Begebenheiten d. J. 762 (1360): Ankunft des Padischah Kotlogh Timur in Mewerain-nehr. 118) Begebenheiten d. J. 763 (1361): Toghlok Timur kömmt zum zweyten Male nach Transoxana. 119) Emir Sshahib Kiran (Timur) und Emir Husein werden gefangen. 120) Zustand dieser beyden Emire, nachdem sie der Gefangenschaft Alibeis entgangen. 121) Timurs Traum und Ermuthigung durch göttliche Gnade. 122) Krieg von Lai, Niederlage Emir Husein's und der andern Emire. 123) Von Mewlanasade Bochari und dem Auftreten der Serbedare in Samarkand. 124) Zusammenkunft zwischen Emir Husein und Timur, und ihre Berathschlagung wider die Serbedare. 125) Vorfälle Arabiens und Persiens, und Uneinigkeit der Brüder, Schah Schudschaa und Schah Mahmud. 126) Ankunft Schah Nußreteddin Jahja's zu Jesd. 127) Begebenheiten d. J. 765 (1363): vom Kriege zwischen Schah Schudschaa und Schah Mahmud. 128) Melik Mohammed der Truchseß wird als Steuereinnehmer nach Kerman gesendet, das sich empört. 129) Sultan Husein, der Sohn Schah Schudschaa's, und Emir Siurghetmisch wenden sich zur Belagerung Kerman's. 130) Emir Behaeddin Dewletschah sendet Gesandte nach allen Seiten. 131) Schah Mahmud bestätigt seinem Bruder die Herrschaft von Kerman, und nimmt sie ihm wieder. 132) Begebenheiten d. J. 766 (1364): Schah Schudschaa verläßt Schiras, und Sultan Schah Mahmud bemächtigt sich der Landschaft Fars. 133) Aufbruch Schah Schudschaa's nach Ebikuh, um nach Chorasan zu ziehen. 134) Schlacht Dschelaleddin Schah Schudschaa's mit Emir Behaeddin Dewletschah. 135) Emir Dewletschah befestigt sich in Kerman. 136) Schah Schudschaa bricht wider die Awghanen und Dschermanen auf. 137) Aufbruch Schah Schudschaa's nach der Hauptstadt von Fars. 138) Schlacht zwischen Schah Schudschaa und Schah Mahmud außer Schiras, und Sieg des Ersten. 139) Zustand Schah Oweis und der Länder Irak und Aserbeidschan. 140) Timur von Behram dem Dschilanen und Schir Behram berathen widersetzt sich der Emir Husein. 141) Begebenheiten d. J. 767 (1365): Timur und Emir Husein schließen mit einander Frieden und bekriegen sich dann wieder. 142) Begebenheiten d. J. 768 (1366): Emir Musa's Flucht zu Emir Husein. 143) Timur sendet den Prinzen Dschihangir zum Melik Moiseddin Husein. 144) Erzählung des Aufbruchs Emir Keichosrews und Emir Behram Dschilin's zum Padischah Toghlok Timur. 145) Begebenheiten in Aserbeidschan, und Irak und Fars in diesem Jahre. 146) Schah Schudschaa zieht nach Ißfahan. 147) Sultan Kotbeddin, Sohn Schah Schudschaa's, wird nach Ißfahan gesendet. 148) Begebenheiten d. J. 769 (1367): Emir Husein zieht mit einem Heere wider Timur aus. 149) Emir Husein zürnt seinen Emiren. 150) Emir Husein kömmt von Kabol, um Balch zu bauen. 151) Emir Husein sendet seinen Sohn Dschihan Melik, den vertrauten Gefährten Timur, nach Chorasan. 152) Emir Scheich Mohammed, Emir Keichosrew und Emir Husein Nujan empören sich. 153) Zustand Aserbeidschan's und des arabischen Irak. 154) Begebenheiten d. J. 770 (1368): Schah Schudschaa und Schah Mahmud senden Gesandte, um die Tochter Sultan Oweis zu begehren. 155) Widerstand Timurs wider Emir Husein. 156) Begebenheiten d. J. 771 (1369): Timur schlägt den Emir Husein. 157) Ti-

mur setzt den Siurgh Amisch Aghlan auf den Thron der Chanschaft. 158) Thronbesteigung Timurs. 159) Thronbesteigung Melik Ghajaseddin Pir Ali's zu Herat. 160) Aufbruch desselben wider das Land Chodscha Ali Moejed's. 161) Begebenheiten d. J. 772 (1370): Flucht Emir Musa's nach Turkistan. 162) Begebenheiten d. J. 773 (1371): Sinde Hischem Kort empört sich zum zweyten Male in Uebereinstimmung mit dem Sohne des Chans von Termid. 163) Timur führt ein Heer nach Mongholistan. 164) Begebenheiten d. J. 774 (1372): Beginn des Streites Timurs mit den Befehlshabern Chuaresm's. 165) Timur zieht nach Chuaresm. 166) Friede Timurs mit Jusuf Ssofi. 167) Vorfälle in Irak und Fars, Aufruhr Pehlewan Ered's i. J. 775 (1373). 168) Zustand des arabischen Irak und Aserbeidschan's. 169) Tod Sultan Oweis und Thronbesteigung Sultan Husein's. 170) Tod Schah Mahmud's, des Sohnes Mobariseddin Mohammed Mosaffir's. 171) Schah Schudschaa wendet sich nach Issfahan. 172) Begebenheiten d. J. 777 (1375): Timurs Zug nach der Mongoley. 173) Zustand Chorasan's und Melik Ghajaseddin's. 174) Zustand Irak's und Aserbeidschan's, wohin sich Schah Schudschaa begibt. 175) Begebenheiten d. J. 778 (1376): Timurs dritter Zug nach Chuaresm. 176) Zustand Chorasan's, Timur schickt einen Gesandten nach Herat. 177) Zustand des arabischen Irak und Aserbeidschan's in diesem Jahre. 178) Begebenheiten d. J. 779 (1377): Ankauf Kamreddin's, und Timurs (dritter) Zug nach der Mongoley. 179) Tod des Prinzen Dschihangir, Sohnes Timur Gurgan's. 180) Geburt des Prinzen Schah Roch Behadir Sultans. 181) Schah Manßur's Flucht vor Schah Schudschaa. 182) Begebenheiten d. J. 730 (1378): Zug Timurs wider Kamreddin. 183) Toghtamisch Chan kömmt vom Dienste Timurs. 184) Timur führt ein Heer wider Arus Chan. 185) Timur sendet den Toghtamisch, um den Timur Aghlan zu bekriegen. 186) Zustand Irak's und Aserbeidschan's. 187) Emir Wedschiheddin Ismail, der Sohn Emir Schemseddin Sekeria's, wird zu Bagdad hingerichtet. 188) Begebenheiten d. J. 781 (1379): vierter Zug Timur's nach Chuaresm. 189) Vermählung Sundsch Kotlok Aga's mit Melikſade Pir Mohammed, dem Sohne Ghajaseddin Pir Ali's. 190) Schah Manßur kömmt zum Emir Weli. 191) Begebenheiten d. J. 782 (1380): Timur zieht zu Chorasan's Eroberung aus. 192) Zustand Aserbeidschan's i. J. 733 (1381). 193) Begebenheiten dieses Jahres: Schah Schudschaa's Aufbruch nach Tebris und Rückkehr von Sultania. 194) Begebenheiten d. J. 784 (1382): Timurs zweyter Zug nach Chorasan. 195) Eroberung von Terschis. 196) Timurs erster Zug nach Masenderan. 197) Zustand Irak's und Aserbeidschan's. 198) Sultan Huseins gewaltsamer Tod und Sultan Ahmed's Thronbesteigung. 199) Tod der Prinzessinnen Dilschadaka und Turkan Kotloghaka. 200) Timurs (dritter) Zug nach Chorasan, Zwist der Ghuriden. 201) Zustand Iraks und Aserbeidschans. 202) Begebenheiten d. J. 786 (1384): Aufbruch Timurs zur Eroberung von Masenderan. 203) Tod Sultan Dschelaleddin Schudschaa i. J. 786 (1384). 204) Zustand von Fars, Kerman und Issfahan nach dem Tode Schah Schudschaa's. 205) Herrschaft Amadedin Ahmeds in Kerman. 206) Zustand Persiens zur Zeit des Sultan Seinolaabedin. 207) Begebenheiten d. J. 787 (1385): Timurs Rückkehr nach Turan. 208) Zustand von Irak und Fars. 209) Zustand Sultan Ahmed's, des Sohnes Musaffer. 210) Krieg zwischen Schah Jahja und Sultan Seinol-Aabidin Kort. 211) Schah Jahja verläßt

Isfahan, und Sultan Seinol-aabidin kömmt an. 212) Zustand Sultan Ebu Jesid's. 213) Begebenheiten d. J. 788 (1386): Timur führt ein Heer nach Irak und Aserbeidschan. 214) Kurzer Inbegriff des Zustandes Aadil Aka's. 215) Timurs Aufbruch nach Gurdschistan. 216) Begebenheiten d. J. 787 (1385): Ankunft des Heeres Toghtamisch Chans in Aserbeidschan. 217) Timurs Aufbruch zur Eroberung Isfahans. 218) Eroberung der Hauptstadt von Fars. 219) Begebenheiten d. J. 790 (1388): Ankunft des Heeres Toghmak's in Mawerain-nehr, und Schlacht des Prinzen Omer Schiret mit selbem. 220) Timurs Rückkehr aus Fars und Irak wegen Toghmak's Einfall. 221) Timurs Zug nach Chuaresm. 222) Empörung Emir Scheich Behram's, 223) Tod Sisurghitmisch Chans, an dessen Stelle dessen Sohn Mahmud eingesetzt wird. 224) Begebenheiten in Aserbeidschan, Fars und Irak nach Timurs Rückkehr nach Samarkand. 225) Was sich in diesem Jahre mit der Familie Mosaffir in Fars begeben. 226) Sultan Seinol-Aabidin wird von den Banden Schah Manßur's befreyt, so auch Emir Mosaffir Kiaschi. 227) Schah Jahja unternimmt einen Zug gegen Kerman, und wird geschlagen. 228) Begebenheiten d. J. 791 (1389): Toghmadsch Chan kömmt nach Mawerain-nehr, und Timur geht demselben entgegen. 229) Timur zieht (zum ersten Male) nach der Mongoley. 230) Prinz Emiranschah kömmt nach Chorasan, um die Unruhen Hadschi Begs zu beschwichtigen. 231) Aufbruch nach Fars. 232) Zustand Irak's und Aserbeidschan's in diesem Jahre 233) Begebenheiten d. J. 792 (1389): Zustand der Länder. 234) Begebenheiten d. J. 793 (1390): Timur zieht wider Toghmak. 235) Emir Igu Timur, der Befehlshaber des Vortrabs, wird erschlagen. 236) Rüstung eines Heeres wider Kiptschak, und Schlacht mit Toghmak. 237) Rückkehr Timurs aus dem (zweyten) Streifzuge in Descht Kipdschak. 238) Begebenheiten d. J. 794 (1391): Erzählung des fünfjährigen Feldzugs in Iran und Turan. 239) Aufbruch Timurs zur Eroberung von Mahasener. 240) Zustand Aserbeidschan's in diesem Jahre. 241) Begebenheiten d. J. 795 (1392): Timur zieht zum zweyten Male wider Irak aus. 242) Aufbruch Timurs gegen Schebister und Chusistan. 243) Aufbruch Timurs gegen Schiras. 244) Schlacht zwischen Timur und Schah Manßur, worin dieser erschlagen wird. 245) Timurs Aufbruch von Isfahan. 246) Zustand nach der Eroberung von Fars und Irak. 247) Aufbruch Timurs gegen Bagdad. 248) Begebenheiten d. J. 796 (1393): Belagerung, Eroberung und Verwüstung von Tebris. 249) Sendung der Prinzen Söhne und vom Geblüte nach Wasit und Baßra. 250) Aufbruch Timurs nach Mardin. 251) Erscheinung der Gesandten, welche im verflossenen Jahre nach Syrien und Aegypten gesendet worden. 252) Erwähnung des Vorfalls mit Scheich Omer. 253) Erzählung von Medina. 254) Empörung Iseddin's, des Herrn von Dschesiret, nachdem sich derselbe unterworfen hatte. 255) Geburt des Prinzen Ulughbegh Gurgan. 256) Aufbruch Timurs gegen Awenik, und dessen Eroberung. 257) Geburt des Prinzen Ibrahim Sultan Behadir's. 258) Zustand Sultan Ahmeds von Bagdad in diesem Jahre. 259) Begebenheiten d. J. 797 (1394): Timur zieht über Derbend (zum dritten Male) nach Deschtkipdschak). 260) Schlacht zwischen Timur und Toghtamisch Chan, der besiegt wird. 261) Begebenheiten d. J. 798 (1395): Die Prinzen Miran Schah und Mohammed Sultan werden nach Tschirkassien gesendet. 262) Begebenheiten d. J. 799 (1395): Ende der Begebenheiten in Kipdschak. 263) Rückkehr Timurs auf dem

Wege von Derbend nach Aserbeidschan. 264) Zustand von Fars, Prinz Mohammed Sultan dringt durch Chusistan bis Hormus vor. 265) Beginn der Herrschaft des Prinzen Schahroch Bedii in Chorasan. 266) Geburt des Prinzen Baisankor. 267) Begebenheiten d. J. 800 (1397): Zustand Transoxana's. 268) Aufbruch Timurs nach Indien. 269) Timur sendet, um Erkundigung vom Prinzen Rustem einzuziehen, und kehrt aus der Schlacht von Kitwer zurück. 270) Timur entläßt den Prinzen Schachroch nach Chorasan. 271) Ausbesserung des Schlosses von Otrjab, und Ermordung Kabile Bermanis durch die Awghanen. 272) Begebenheiten d. J. 801 (1398): Uebergang über den Indus nach Indien. 273) Erwähnung Schehabeddin Mobarek Teimi's, und dessen Widerstand, nachdem er sich ergeben. 274) Prinz Dschisangir's Ankunft aus Mieltan. 275) Eroberung der Stadt und des Schlosses Batnir, und Kriegsrath des Padischah. 276) Aufbruch Timurs gegen Serasti, Fethabad und Ahruni. 277) Befehl zum Marsche der Reiterey. 278) Anordnung zur Schlacht, und Befehl zur Ermordung der Gefangenen. 279) Schlacht Timurs und Niederlage Sultan Mahmuds, des Statthalters von Hindostan. 280) Flucht Sultan Mahmuds, Eroberung Dehli's. 281) Aufbruch Timurs von Dehli nach den übrigen Oertern Hindostans. 282) Eroberung des Schlosses Mirut. 283) Sieg Timurs über die Gebern in Schistan. 284) Zweyter über die Gebern erfochtener Sieg. 285) Ausrottung der Gebern von Derrekotel, und von dem als Stier ausgehauenen Steine. 286) Rückkehr Timurs aus Indien. 287) Ankunft der Gesandten Iskenderschahs, des Statthalters von Kischmir. 288) Eroberung Lahor's und Einnahme Scheichukoker's. 289) Aufbruch Timurs nach Samarkand. 290) Beschreibung des Landes Kischmir. 291) Aufbruch Timurs nach Samarkand. 292) Uebergang über den Oxus, die Prinzen stellen sich am Steigbügel ein. 283) Bau der großen Moschee zu Samarkand. 294) Zustand der Länder während des indischen Feldzugs. 295) Zustand Sultan Ahmeds, des Sohnes S. Oweis, in diesem Jahre. 296) Begebenheiten d. J. 802 (1399): Ankunft des Padischah der Welt aus Turan nach Iran, Eroberung Syriens und Kleinasiens bis an die Gränzen Tungistan's in dem Verlaufe von sieben Jahren. 297) Timur Gurgans zweyter Streifzug nach Gurdschistan (Georgien). 298) Zustand Sultan Ahmeds von Bagdad in diesem Jahre. 299) Einige Vorfälle, die sich in diesem Jahre begaben. 300) Begebenheiten d. J. 803 (1400): Ursache des Zuges gegen Siwas. 301) Beweggründe zum syrischen Feldzug. 302) Eroberung der Schlösser Behesna und Aintab. 303) Aufbruch der syrischen Heere gegen Haleb. 304) Beschreibung der Eroberung Halebs. 305) Aufbruch Timurs nach Hama und Himß, 306) nach Baalbek, 307) nach Damaskus und dessen Eroberung. 308) Sieg über den Sultan Aegyptens. 309) Eroberung von Damaskus. 310) Rückkehr Timurs aus Syrien. 311) Aufbruch nach Mardin. 312) Streifzug gegen Bagdad und nach Georgien (zum dritten Male). 313) Eroberung Bagdads. 314) Begebenheiten, welche in den umliegenden Ländern gleichzeitig sich gefunden, und namentlich in Fars, 315) in Turkistan und dem Lande jenseits des Oxus. 316) Begebenheiten d. J. 804 (1401): Rückkehr von Bagdad nach Tebris. 317) Timur sendet den Prinzen Schahroch nach Ersendschan. 318) Die Kaiserin Mutter Tursben Aga und die Prinzen kommen nach Samarkand. 319) Timur überwintert zu Karabegh. 320) Absendung eines Streifzuges nach Bagdad. 321) Ankunft eines Gesandten

des Sultans Rums, Bajesid, an den Hof Timurs zu Karabagh. 322) Eroberung Kumachs, und Ankunft eines zweyten Gesandten des Sultans von Rum, Bajesid. 323) Musterung des Heeres. 324) Eroberung des Schlosses Haruk. 325) Aufbruch der hohen Fahnen nach Cäsarea und Angora. 326) Rüstung der beyden Heere zur Schlacht. 327) Schlacht Timurs mit Bajesid, und Sieg über denselben. 328) Gefangennehmung des Cäsars Rums (Sultans Bajesids). 329) Sendung eines Heeres nach Rum, und von Eroberungsschreiben in alle Länder. 330) Zustand Emir Sultan Mohammeds, der sich nach Brusa begeben. 331) Erwähnung Sultan Mahmud's und Emirsade Husein Sultans und der übrigen Heerführer. 332) Aufbruch des Herrn der bewohnten Erde von Kutahije. 333) Sendung von Boten nach allen Seiten und Ankunft Gesandter von allen Seiten. 334) Befehl zur Ueberwinterung in Rum (Kleinasien). 335) Begebenheiten d. J. 805 (1402): Ankunft des Befehlshabers von Mardin, welchem seine Schuld verziehen wird. 336) Eroberung Smyrna's. 337) Eroberung des Schlosses Fardha, Ankunft von Gesandten von Rum und Trengistan. 338) Eroberung des Schlosses Egerdir. 339) Tod des Cäsars Rums, Sultans Bajesids. 340) Vorfall des Prinzen Mohammed. 341) Ankunft des Gesandten Aegyptens, das Kanzelgebet und Münze auf den kaiserlichen Namen (Timurs) lauten. 342) Wegführung der schwarzen Tataren aus den Gegenden Rums. 343) Rückkehr Timurs aus Karamanien. 344) Chansade, die Mutter des Prinzen Mohammed, vernimmt seinen Tod. 345) Prinz Mosaffireddin Ebubekr wird nach Bagdad gesendet. 346) Begebenheiten d. J. 806 (1403): Uebertragung der Statthalterschaft von Schiras an Emirade Pir Mohammed zum zweyten Male, und der von Ißfahan an Emusade Rustem. 347) Die siegreichen Truppen gelangen an die Gränzen Georgiens (zum vierten Male). 348) Eroberung eines der größten Schlösser Georgiens. 349) Aufbruch Timurs zur Eroberung Armeniens. 350) Ankunft der Fürsten Georgiens, Joannes und Kestenders. 351) Zurückziehung der siegreichen Truppen aus Gurdschistan (Georgien). 352) Erwähnung der Denkmale der Gerechtigkeit des Herrn der Zeit. 353) Befehl zur Erbauung der Stadt Piltan (?) in Iran. 354) Schlacht des Prinzen Rustem, und Ebubekr mit Kara Jusuf. 355) Ankunft des Prinzen Amru, Sohnes Miranschahs, aus Samarkand nach Aserbeidschan. 356) Einige Vorfälle, welche sich während der Grabung des Canals von Bailekan ergaben. 357) Ueberwinterung in den Ebenen von Karabagh und Aaran, und Erklärung einiger Vorfälle. 358) Nurolwird, die Lichtrose, der Sohn Sultan Ahmeds, wird vor den Herrn der Zeit gebracht. 359) Ankunft der Könige Gilans, und Einrichtung dieses Landes. 360) Ankunft des Befehlshabers von Maadin, und Befehl zur Todtenfeyer Mohammed Sultans. 361) Große Jagd Timurs. 362) Timur verleiht den Ulus von Hulaku dem Prinzen Omer. 363) Zustände Emirsade Rustems und Emir Suleimanschahs, die nach Rei gezogen. 364) Sendung des Prinzen Iskender und Schahmülk nach Rei. 365) Eroberung von Firuskuh und andere dort Statt gefundene Vorfälle. 366) Aufbruch des Herrn der Welt nach Dschela. 367) Schlacht des Prinzen Sultan Husein mit Emir Iskender Scheichi, welcher verschwindet. 368) Begebenheiten d. J. 807 (1404): Rückkehr Timurs nach Samarkand. 369) Ankunft allda. 370) Großes Fest zur Vermählung des Prinzen. 371) Kriegsrath mit den Prinzen und Feldherren zur Eroberung Chinas. 372) Aufbruch

der drey reichen Truppen nach China. 373) Aufbruch von Kasulet. 374) Tod Emir Timur Gurgan's. 375) Begebenheiten, welche nach dem Tode desselben Statt gefunden. 376) Uebertragung des Leichnams von Otrar nach Samarkand. 377) Berathung der Fürsten und Nujanen, und Uebereinstimmung derselben in Uebertragung der Herrschaft an Prinzen Chalil Sultan. 378) Emir Borondok kömmt aus Taschkend mit Briefen. 379) Kurzer Inbegriff der Thaten des Prinzen Chalil Sultans, Verwirrung im Reiche und Ursachen derselben. 380) Aufzählung der Kinder und Nachkommen Timurs.

Auf dem 149sten Blatte endigt der erste Theil dieses kostbaren Werkes, geschrieben i. J. d. H. 949 (1542) durch Mahmud Ben Abdol Husein aus Sebsewar, und auf dem 150sten Blatte beginnt der zweyte Theil, dessen Abschnitte die folgenden:

1) Der glückliche Chakan wendet sich nach Transoxana, Erneuerung Herat's und einige andere Begebenheiten. 2) Aufruhr Chodscha Ali's von Sebsewar. 3) Zustände des Prinzen Miran Schah Gurgan und der Söhne Mirsa Ebubekr's und Mirsa Omers. 4) Empörung Emir Dschihanschah's Dschaku, und Tödtung desselben. 5) Erwähnung der Söhne Mirsa Omer Scheichs, Mirsa Pir Mohammed, Mirsa Rustem, Mirsa Iskender und Mirsa Baikara. 6) Erwähnung der Söhne Mirsa Dschihangir's nach dem fürchterlichen Vorfalle (des Todes). 7) Begebenheiten d. J. 808 (1405), und Vollendung der Erzählung der Begebenheiten, die in Chorasan Statt gefunden. 8) Erzählung der Begebenheiten, die sich in Irak und Aserbeidschan zugetragen. 9) Zustände Mosaffireddin Mirsa Ebibekr's, und Thronbesteigung desselben mit unumschränkter Gewalt. 10) Ankunft Mirsa Ebibekr's nach Tebris. 11) Zug Mirsa Omers nach Irak und Fars mit Uebereinstimmung Mirsa Pir Mohammeds und der Brüder, und gelieferte Schlacht. 12) Vorfälle Chorasans, Empörung und Tödtung des Prinzen Sultan Husein's. 13) Empörung Emir Suleimanschahs und andere Begebenheiten Chorasan's. 14) Prinz Mirsa Ulugbegs nach Andechud und Schübürgian, und Erläuterung der übrigen Chorasanischen Begebenheiten. 15) Schlacht Mirsa Mohammed Dschihangir's und Mirsa Chalil Sultans. 16) Widerspenstigkeit Emir Seid Chodscha Ben Emir Scheich Ali Behadir's. 17) Begebenheiten d. J. 809 (1406): Aufbruch Saids nach Tus und Meschhed (der Grabstätte des Imams Risa). 18) Der Chakan Said überwintert in Semlkan. 19) Der Prinz Omer Behadir erscheint zum Dienste Saad's. 20) Schlacht in Masenderan, Niederlage des Padischah Emir Said Chodscha. 21) Uebertragung der Länder Masenderan's an Mirsa Omar Behadir, und Chorasans an Mirsa Ulughbeg Gurgan. 22) Martyrtod Pir Mohammeds, des Sohnes Dschihangir's, durch Pir Ali Tas. 23) Widerspenstigkeit Mirsa Omer's, des Sohnes Miranschahs. 24) Die Emire verfügen sich nach Ghur, und bringen den Mirsa Omer von Murghab. 25) Begebenheiten in Aserbeidschan. 26) Empörung und Tödtung Kotschin's. 27) Zwist zwischen den Söhnen Omer Scheichs. 28) Begebenheiten d. J. 810 (1407): Aufbruch des Chakan Said nach Balch. 29) Empörung Dschihanmülk's und seines Anhangs. 30) Pir Alitas kömmt nach Balch, und wird erschlagen. 31) Erzählungen von Fars und dem persischen Irak. 32) Kampf Mirsa Ebibekr's und Emir Kara Jusuf's; Moiseddin Mirsa, der Sohn Miranschahs, wird getödtet. 33) Erzählung von Sultan Ahmed, dem Herrn Bagdads. 34) Begebenheiten d. J. 811 (1408): Fest der Beschneidung der

Prinzen. 35) Zustände Mirsa Ebibekr's nach dem Vorfalle Mirsa Miranschahs. 36) Aufbruch des glücklichen Chakan nach Sistan. 37) Ankunft chinesischer Gesandten zum ersten Male. 38) Aufbruch nach den Sommerquellen von Baghis und von da nach den Ländern jenseits des Oxus. 39) Zustände der Länder jenseits des Oxus, und Aufbruch des kaiserl. Lagers Dalem. 40) Vorfälle in Fars und Irak in diesem Jahre. 41) Vollendung der Zustände in Fars und Irak und Mirsa Iskender's. 42) Erwähnung der Zustände S. Ahmeds, und Begebenheiten, die zu Bagdad und Ghusistan Statt gefunden. 43) Begebenheiten d. J. 812 (1409): Rest der Geschichte Transoxana's. 44) Aufbruch des Chakan nach Mongholistan, und Tödtung Emir Chodadad's. 45) Ankunft Mirsa Chalil Sultans vor dem glücklichen Chakan. 46) Verleihung des Landes jenseits des Oxus und Turkistans an Mirsa Ulugbeg Gugan. 47) Uebertragung der Landschaft Hißar Schadman an Mirsa Mohammed Dschihangir, der Sohn Mirsa Mohammed Sultans. 48) Verleihung Kandahars und Kabuls an Mirsa Kaidu. 49) Uebertragung der Landschaft Balch und ihrer Zugehör an Ibrahim Sultan Behadir. 50) Tödtung Sultan Ali's, des Sohnes Pir Padischahs, des Sohnes Toghatimur Chans. 51) Ankunft Emir Said Ali's von Sari. 52) Ankunft von Gesandten, um zur Eroberung Transoxana's Glück zu wünschen. 53) Sendung des Scheichs Seineddin Chawafi nach Sistan. 54) Wiedererbauung und Anbau der Stadt Merw. 55) Begebenheiten in Fars und Irak, Martyrtod Mirsa Pir Mohammeds, und Thronbesteigung Mirsa Iskenders. 56) Sendung Mirsa Chalil Sultans nach Irak und Aserbeidschan. 57) Begebenheiten des arabischen und persischen Irak und Zustand S. Ahmed's. 58) Zustände Aserbeidschan's und Kara Jusuf's. 59) Begebenheiten d. J. 813 (1410): Aufbruch des Padischah nach Transoxana. 60) Ankunft verschiedener Gesandten im kaiserl. Lager. 61) Ankunft Memdud's von Germsir und Pirek's an der Pforte, so die Zuflucht der Welt. 62) Vollendung der Medrese und des Klosters des glücklichen Chakans in diesem Jahre. 63) Beschreibung Herat's. 64) Erste Anlage der Medrese und des Klosters, 65) des Gartens und Köschkes. 66) Kaiserlicher Aufbruch nach dem Sommerquartier von Badghis, und Ankunft von Gesandten aus verschiedenen Ländern. 67) Sultan Ahmed kömmt nach Tebrif, und wird auf Befehl Kara Jusufs, des Sohnes Emir Mohammed des Turkmanen, getödtet. 68) Begebenheiten d. J. 814 (1411): Vorfälle in Chorasan. 69) Empörung Emir Scheich Nureddin's zum zweyten Male. 70) Der glückliche Chakan wendet sich nach Mawerain-nehr, d. i. den jenseits des Oxus gelegenen Ländern. 71) Erläuterung des gewaltsamen Todes des Scheich Nureddin durch Anleitung Emir Schah Melik's in der Steppe von Herkadak. 72) Rückkehr des glücklichen Chakan aus Mawerain-nehr. 73) Tod Mirsa Chalil Sultans und seiner Mutter. 74) Vorfälle in Fars und Irak. 75) Zustände des Emirs Kara Jusufs und seiner Söhne in diesem Jahre. 76) Begebenheiten d. J. 815 (1412): Erwähnung des Besuchs Meschhed's, und einige Vorfälle, welche auf dieser Reise Statt gefunden. 77) Ankunft chuaresischer Gesandten (zum zweyten Male). 78) Abschrift des Schreibens des chinesischen Kaisers. 79) Ankunft Melik Kutbeddin's aus Sistan. 80) Entlassung des chinesischen Gesandten. 81) Abschrift des arabischen Antwortschreibens, 82) des persischen. 83) Erwähnung der Schahe Bedachschans, und Sendung eines Gesandten an denselben. 84) Zustände Chuaresm's. 85) Zustände von Fars und Irak;

Mirsa Iskender setzt sich in Besitz der Stadt Kum. 86) Zustände Aserbeidschan's und Kara Jusuf's. 87) Begebenheiten d. J. 816 (1413): Vermählung Mohammed Dschihangir's, des Sohnes Mirsa Mohammed Sultans. 88) Der glückliche Chakan befiehlt, die Winterquartiere zu beziehen, und begibt sich nach Masenderan, um von da in Aserbeidschan einzufallen. 89) Abschrift des an Mirsa Iskender gesandten Schreibens. 90) Mirsa Iskender sendet Gesandte nach allen Seiten, und findet Widerspenstigkeit. 91) Zustände Irak's und Aserbeidschan's; Mirsa Iskender rüstet sich zum Kriege. 92) Begebenheiten d. J. 817 (1414): Mirsa Baisankor wird von Masenderan nach Chorasan gesendet. 93) Begebenheiten Mawerain-nehr's in diesem Jahre. 94) Jagd in der Ebene von Sawe. 95) Die siegreichen Truppen kommen in die Gegend von Issahan. 96) Eroberung von Schiras. 97) Sendung Ghajaseddin's, des Richters, von Semun nach Issahan. 98) Sultanischer Krieg und Issahans Eroberung, 99) Zustände, welche sich nach der Eroberung Issahans ergaben. 100) Uebertragung Issahans an Mirsa Rustem, 101) Hamadan's an Mirsa Baikara. 102) Kaiserlicher Aufbruch nach Schiras. 103) Schiras wird als Sijurghal (Lehen) dem Prinzen Mirsa Ibrahim Sultan verliehen. 104) Rückkehr des welterobernden Chakan nach Chorasan, und Ankunft Mirsa Ulugbegs von Samarkand. 105) Länder, welche der Padischah seinem Sohne, dem Prinzen Mirsa Baisankor, geschenkt. 106) Begebenheiten d. J. 818 (1415): Aufbruch des glücklichen Chakan's nach Serchas und des Osman Baisankor nach Tus. 107) Sendung eines schmeichelhaften Schreibens an Emireк Ahmed, den Sohn Mirsa Omer Scheichs. 108) Ankunft eines Gesandten Emir Kara Jusuf's, und Nachricht vom Tode Mirsa Itschil's. 109) Mirsa Esaad Wakaß geht zu dem Emir Kara Jusuf. 110) Empörung Mirsa Baikara's, Tödtung Mirsa Iskender's auf Befehl seines Bruders Mirsa Rustem's. 111) Aufbruch des glücklichen Chakan's nach Fars zum zweyten Male. 112) Begebenheiten nach Baikara's Tode. 113) Verleihung einiger Länder als Lehen an den ältesten Prinzen Mirsa Elias Behadir. 114) Aufbruch des Herrn des Gesichtskreises zum Besuche des Scheiches Ebu Ishak. 115) Aufbruch der siegreichen Truppen nach Kerman. 116) Begebenheiten d. J. 819 (1416): Rückkehr aus Kerman nach Chorasan. 117) Einsetzung des Prinzen Ghajaseddin Baisankor im Diwan. 118) Seid Schemseddin Jemi wird gefangen eingebracht. 119) Widersetzlichkeit der Diener Prinzen Kaidu's. 120) Prinz Sijughurtmisch wird nach Bedachschan gesendet. 121) Begebenheiten d. J. 820 (1417): Geburt des Prinzen Rokneddin Alaeddewlet. 122) Zustände des Emir Seid Fachreddin, des Wesirs. 123) Ankunft des Prinzen Ulugbeg, und Zustände Transoxana's 124) Ankunft chinesischer Gesandten, und Sendung des Emirs des Lagers des Tewadschi Schir mit selben. 125) Unglück des Bruches der Hand, welches dem Chakan zustieß. 126) Ankunft des Sultans des Erdkreises ins Jurt des Winterquartiers. 127) Begebenheiten d. J. 821 (1418): Die Gesandten Aserbeidschan's werden entlassen, und Tod des Prinzen Esaad Wakkaß. 128) Empörung des Prinzen Kaidu, und Gefangennehmung desselben. 129) Erwähnung der dem Prinzen Dschelaleddin Mirsa Sijurghurtmisch als Lehen verliehenen Länder. 130) Der glückliche Chakan geht zum Besuche der Grabstätte (Imam Risa's). 131) Zustände Mawerein-nehr's. 132) Begebenheiten d. J. 822 (1419): Ankunft chinesischer Gesandten zum dritten

Male. 133) Vermählung Mirsa Tschoki Behadir's mit Mihr Nigar (Sonnenblick), der Tochter des Padischah von Multan. 134) Zustände Transoxana's, 135) von Fars, Irak, Aserbeidschan. 136) Begebenheiten d. J. 823 (1420): Aufbruch des glücklichen Chakan nach Merw. 137) Anfall auf Irak und Aserbeidschan, und Eroberung dieser Länder mit Hülfe Gottes. 138) Tod des Emirs Kara Jusuf, und Ankunft dieser Nachricht. 139) Ende des Emirs Kara Jusuf. 140) Ankunft des größten Prinzen, Ghajaßeddin Mirsa Baisankor zu Tebris. 141) Aufbruch des Prinzen Baisankor nach dem Schlosse Kiawrud, und Herbeyführung des Emirs Baba Hadschi. 142) Erwähnung der Zustände Mawerainnehr's. 143) Erwähnung hoher Bauten zu Samarkand. 144) Vervollständigung der Erzählung der Vorfälle Mawerein-nehr's und Reise der Königin (Mutter) Gewherschadaka nach Samarkand. 145) Geburt des Prinzen Abdallah, des Sohnes Ulughbeg's. 146) Begebenheiten d. J. 824 (1421): Befehl, in Karabagh zu überwintern. 147) Tod des Chakan's. 148) Aufbruch des Herrn der Welt aus dem Winterquartiere, Aufgang der Frühlingsgestirne und Vervollständigung der Erzählung der Begebenheiten dieser Länder in diesem Jahre. 149) Empörung Jar Ahmed Karaman's, und Verhaftung desselben im Schlosse Isfersen. 150) Entlassung des Emirs und Ankunft Emirs Kara Osman im kaiserlichen Lager. 151) Berathung der Söhne und Verwandten Kara Jusuf's. 152) Kampf des Chakan's mit den Söhnen Kara Jusuf's, und Niederlage derselben. 153) Rückkehr aus Aserbeidschan nach Chorasan. 154) Begebenheiten, die sich zu Herat zugetragen. 155) Begebenheiten Mawerain-nehr's, und Statthalterschaft Abderrahman's. 156) Begebenheiten d. J. 825 (1421): Mirsa Ibrahim Sultan führt ein Heer nach Chusistan. 157) Ankunft des Schahs Bedachschan's an dem kaiserlichen Hofe. 158) Kaiserlicher Aufbruch und Reise Mirsa Baisankor's nach Tus. 159) Geburt des Mirsa Abul Kasim Bater Behadir's, des Sohnes Mirsa Baisankor's. 160) Geburt Mirsa Mohammed Kasim's, des Sohnes Mirsa Mohammed Dschoki's. 161) Ankunft der nach China geschickten Gesandten, und Beschreibung der Wunder und Seltenheiten dieses Landes. 162) Gesandtschaft Mohammeds, des Herrschers von Usbeg, und Aufbruch des Chakans nach Herat. 163) Begebenheiten d. J. 826 (1422): Aufbruch des glücklichen Chanes nach Suchas, und Mirsa Baisankor's nach Meschhed. 164) Begebenheiten d. J. 827 1423): Rückkehr aus dem Sommerquartiere von Badghis, Ankunft Baisankors von Meschhed und andere Vorfälle. 165) Begebenheiten in Transoxana, Ursache des Aufbruchs Mirsa Ulugbegs Gurgan's nach Mogolistan. 166) Begebenheiten d. J. 828 (1424): Wirklicher Aufbruch Ulugbegs nach der Mongoley. 167) Vervollständigung der Erzählung der Vorfälle dieses Jahres. 168) Seltsame Begebenheiten dieses Jahres. 169) Begebenheiten d. J. 829 (1425): Bau der Grabstätte von Kiasirgiah. 170) Begebenheiten d. J. 830 (1426): Tod des Prinzen Siurghitmisch Behadir. 171) Vorfälle in Transoxana, Aufbruch des Prinzen Ulugbeg nach Saghana (wegen der Empörung Borak Aghlans und Ankunft Mohammed Dschokis aus Chorasan). 172) Schlacht zwischen Ulugbeg Gurgan und Borrak Aghlan. 173) Eine der größten Begebenheiten dieses Jahres. 174) Aufbruch des glücklichen Chakan nach Transoxana. 175) Begebenheiten d. J. 831 (1417): Rückkehr aus dem Lande jenseits des Oxus. 176) Begebenheiten d. J. 832 (1428): Aufbruch des Chakan nach Aserbeidschan. 177) Ankunft der Truppen vor

Selmas, Schlacht mit den Turkmanen und Niederlage derselben. 178) Der Chakan führt ein mächtiges Heer, Ordnung der Prinzen und Emire. 179) Begebenheiten d. J. 833 (1429): Aufbruch nach dem Schlosse Alindschik, und Befehl zur Ueberwinterung in Karabagh. 180) Rückkehr vom zweyten Feldzuge nach Aserbeidschan nach Chorasan. 181) Begebenheiten d. J. 834 (1430): Ankunft der kaiserl. Truppen zu Herat. 182) Begebenheiten d. J. 835 (1431): Befehl zur Ueberwinterung des Prinzen Mirsa Baisankor zu Masenderan. 183) Begebenheiten d. J. 836 (1432): Emirsade Jar Ali Turkman wird hierher gebracht. 184) Geburt des Prinzen Abdallah zu Schiras. 185) Begebenheiten d. J. 837 (1433): Tod des Prinzen Mirsa Beisankor. 186) Ulugbegh kömmt nach Chorasan, den Tod seines Bruders zu betrauern. 187) Begebenheiten d. J. 858 (1434): Dritter Feldzug nach Aserbeidschan. 188) Begebenheiten in Jurt, und Nachricht vom Tode des Prinzen Ibrahim zu Schiras. 189) Pest zu Herat. 190) Die Heere marschiren vom Winterquartiere nach Aserbeidschan. 191) Begebenheiten d. J. 839 (1435): Befehl zur Ueberwinterung in Karabagh und in Arran. 192) Begebenheiten d. J. 840 (1436): Rückkehr Chakan's vom dritten Feldzuge Aserbeidschan's. 193) Ankunft des Statthalters von Hormus an der hohen Pforte. 194) Begebenheiten d. J. 841 (1437): Anordnung für Emir Scheich Hadschi, dem Sohne Emir Hasan Dschandar's. 195) Vermählung Mirsa Sultan Mesud's, des Sohnes der Mirsa Sijurghitmisch. 196) Was sich weiter mit dem Statthalter von Hormus begab. 197) Begebenheiten d. J. 842 (1438): Kaiserlicher Aufbruch nach Meschhed. 198) Begebenheiten d. J. 843 (1439): Ankunft des ägyptischen Gesandten Dschidschek Bugha. 199) Sendung Mirsa Karadschar's nach Kabul in Ghasnin; und Herbeyführung Sultan Mesud's. 200) Kaiserl. Aufbruch nach Serchas. 201) Begebenheiten d. J. 844 (1440): Der Chakan trinkt Wein. 202) Begebenheiten d. J. 845 (1441): Uebertrag der Wesirschaft an Chodscha Semnan. 203) Vorfälle in Fars und andern Ländern. 204) Erzählung der indischen Feldzüge, und der Wunder und Seltenheiten dieser Länder. 205) Begebenheiten d. J. 845 (1442): Reise des Prinzen Mohammed, des Sohnes Mirsa Baisankor's, nach Irak. 206) Von der am Ufer des Meeres fruchtlos verpraßten Zeit, und von dem, was sich zu Kalahat zutrug. 207) Erzählung der Ankunft in Indien, und Erläuterung der Wunder und Seltenheiten. 208) Absendung eines Gesandten nach Aegypten und andere Vorfälle. 209) Krieg in Indien, Beschreibung der Stadt Bidschnagir und sieben anderer Schlösser. 210) Plan des Padischah von Bidschnagir. 211) Beschreibung des von den Ungläubigen hoch geachteten Festes Mehnawi. 212) Rückkehr aus Hindostan und Ueberwinterung des Heeres. 213) Begebenheiten d. J. 848 (1444): Krankheit des Chakan. 214) Der Scheich Nureddin Mohammed Al-Morschidi und Mohammed El-Ebheri werden als Gesandte nach Aegypten gesendet. 215) Uebrige Begebenheiten zur See, Ankunft zu Hormus. 216) Begebenheiten d. J. 849 (1445): Zustand Mirsa Sultan Mohammeds in Fars und Irak. 217) Reise Sultan Mohammeds nach Ißfahan und von da nach Schiras. 218) Begebenheiten d. J. 850 (1446): Aufbruch des Chakans nach Irak. 219) Tod des Chakans (für die Liste seiner Verlassenschaft ist die Hälfte der zweyten Seite des Blattes 288 leer gelassen). 220) Begebenheiten d. J. 851 (1447): Begebenheiten, die dem Mirsa Abdollah auf dem Wege nach Chorasan aufstießen. 221) Unumschränkte Herrschaft Mirsa Alaeddewlet's und Verhaftung Mirsa Abdol-Latif's. 222) Reise Mirsa Sultan Mohammeds nach Fars und Irak, und Eroberung dieser Länder.

223) Mirsa Sultan Mohammed führt ein Heer gegen Mirsa Dschihanschah, den Turkmanen. 224) Aufbruch Mirsa Ulugbegs nach Chorasan, und Rückkehr von da nach Turan. 225) Reise Mirsa Alaeddewlet's nach Meschhed, und Friede mit Ebul=Kasim Baber Behadir. 226) Aufbruch Bebers zur Eroberung Sari's. 227) Aufbruch Mirsa Alaeddewlet's nach Balch und Schuburgian. 228) Begebenheiten d. J. 852 (1448): Geburt Dschelaleddin Mirsa Schah Mahmud's. 229) Fest der Beschneidung Mirsa Ibrahim Sultans 230) Schlacht Ulubegs und Alaeddewlet's in Chorasan. 231) Reise Mirsa Ulugbegs nach Meschhed. 232) Rückkehr Mirsa Ulugbegs Gurgan durch die Intrigue Jar Ali, des Turkmanen, und Verheerung Herat's. 233) Aufbruch Mirsa Ebul=Kasim Beber's nach Herat, Tödtung Mirsade Jar Ali's und Sendung Emir Hindugeti's nach Merw. 234) Begebenheiten d. J. 853 (1449): Thronbesteigung Ebul=Kasim Baber's in Chorasan. 235) Empörung Mirsa Abdollahf's gegen Ulughbeg Gurgan. 236) Marsch Ebul=Kasim Beber's nach Sistan, Empörung Hinduga's, und dessen gewaltsamer Tod im Lande Dschunuschan. 237) Eroberung des Schlosses Amad. 238) Aufbruch Mirsa Sultan Mohammeds nach Chorasan, und Eroberung dieses Landes durch Gottes Groll. 239) Vorfälle, die sich in Mawerain=nehr ereignet. 240) Aufgang der Sonne der Herrschaft Sultan Ebu Said Gurgan's, und Erhöhung desselben auf den Thron. 241) Begebenheiten d. J. 854 (1450): Schlacht Baber's mit den Emiren Irak's, die er besiegt. 242) Ankunft Baber's zu Herat zum zweyten Male, und Thronbesteigung allda. 243) Zustände Mawerain=nehr's, Ermordung Mirsa Abdollatif's, und Herrschaft Mirsa Sultan Abdollah's. 244) Reise Baber's nach Balch in Bedachschan. 245) Begebenheiten d. J. 855 (1451): Abu Said nimmt vom Throne Besitz. 246) Schlacht Mirsa Ebu Said's mit Mirsa Sultan Abdallah, und Regierung des letzten. 247) Zustände Chorasan's. 248) Schlacht zwischen Mirsa Sultan Mohammed und Mirsa Abul=Kasim Baber zu Dschenaren. 249) Begebenheiten d. J. 856 (1452): Reise Baber's nach Irak. 250) Einige Vorfälle in Irak und Chorasan, und Rückkehr Baber's. 251) Begebenheiten d. J. 851 (1453): Zustand von Fars und Irak. 252) Aufbruch Baber's zur Eroberung Irak's, und Beziehung des Winterquartiers zu Astrabad. 253) Begebenheiten d. J. 858 (1454): Ankunft des großen Seid Nisameddin. Abdol=Kasim's und der Seide von Hesar Dscherib. 254) Aufbruch des Padischah zur Eroberung von Transoxana. 255) Aufstellung des siegreichen Heeres mit Vermeidung einer Schlacht, und Ankunft außer Samarkand. 256) Mirsa Abul=Kasim Baber belagert Samarkand, Friede zwischen den beyden Padischahen und Rückkehr Baber's nach Chorasan. 257) Begebenheiten d. J. 859 (1455): Sendung Emir Mosaffireddin Chalil's nach Chorasan. 258) Eroberung Sistan's. 259) Die Masenderanen bemächtigen sich des Schlosses Amad, und werden wieder aus demselben vertrieben. 260) Ein Gesandter Mirsa Ebu Said's begehrt den Scheich des Islams Chodscha Mewlana. 261) Begebenheiten d. J. 866 (1455): Vermählung Ebul Kasim Baber's mit der Sclavin Peiki, und andere Vorfälle. 262) Ankunft von Gesandten aus verschiedenen Ländern. 263) Aufbruch Mirsa Ebul=Kaim Baber's nach Meschhed. 264) Begebenheiten d. J. 861 (1456): Sendung von Emiren nach Nisa und der Umgegend. 265) Tod Ebul=Kasim Emir Baber's. 266) Thronbesteigung Mirsa Dschelaleddin Schah Mahmuds mit Uebereinstimmung der Großen. 267) Verschiedene Vorfälle, welche sich aus Einwirkung des bunten Schick=

fals ergaben. 268) Thronbesteigung Sultan Ibrahims. 269) Schlacht zwischen Mirsa Sultan Ibrahim und Mirsa Schah Mahmud. 270) Aufbruch Mirsa Sultan Ebu Said's nach Chorasan, Schlacht der Emire Samarkands mit Mirsa Sultan Ibrahim. 271) Die kaiserlichen Truppen Mirsa Sultan Abu Said's lassen sich zu Herat nieder. 272) Gewaltsamer Tod der Fürsten Musaffi, der Prinzessin Gewher Schadaga. 273) Rückkehr Mirsa Sultan Ebu Said's und Zustände Chorasan's. 274) Begebenheiten d. J. 862 (1457): Mirsa S. Ibrahim zieht nach Masenderan, und wird von den Turkmanen geschlagen. 275) Der Scheich des Islams begibt sich nach Balch. 276) Emir Alaeddewlet kömmt zum Throne der Herrschaft zurück. 277) Ankunft turkmanischer Truppen in Chorasan. 278) Eroberung der Schlösser Ichtijareddin's. 279) Aufbruch Mirsa Dschihanschah's nach Herat. 280) Ankunft von Gesandten und der Kinder Mirsa Dschihanschahs. 281) Feyer des Festes und Zusammenkunft mit den Gesandten Mirsa Sultan Ebu Said's. 282) Begebenheiten d. J. 863 (1458): Aufbruch Mirsa Sultan Ebu Said's nach Herat. 283) Friede zwischen den beyden Padischahen, und Rückkehr Mirsa Dschihanschahs nach Aserbeidschan. 284) Zweyte Thronbesteigung in Chorasan. 285) Aufbruch des Padischahs, um die Prinzen zu bekämpfen, und gewaltsamer Tod Mirsa Sandschars. 286) Rückkehr der siegreichen Fahnen. 287) Beginn der Zustände Mirsa Abulghasi Sultan Behadir's. 288) Die siegreichen kaiserl. Truppen lassen sich zu Herat nieder. 289) Bau eines Betortes allda. 290) Eroberung des Schlosses Niretud und Tödtung Pirek's, der sich dieses Schlosses mit Gewalt bemächtigt hatte. 291) Tod Mirsa Sultan Ibrahims. 292) Geburt Mirsade Scheirochs, und Anordnung eines kaiserl. Festes. 293) Eroberung des Schlosses Amad, und Aufbruch nach dem Schlosse Niretud. 294) Tod Mirsa Schah Mahmuds. 295) Begebenheiten d. J. 864 (1459): Einige Begebenheiten in gedrängter Kürze. 296) Aufbruch der siegreichen Truppen zur Eroberung Masenderan's. 297) Marsch Emir Chalil's zur Eroberung Herat's. 298) Ankunft der kaiserl. Truppen zu Herat. 299) Begebenheiten d. J. 865 (1460): Chodscha Naßireddin Abdollah kömmt nach Chorasan. 300) Aufbruch der Truppen nach Mawernin-nehr ob der Widerspenstigkeit Mohammed Dschoki's. 301) Ankunft Mirsa Sultan Husein's mit dem Vorsatze, Herat zu erobern. 302) Begebenheiten d. J. 866 (1461): Marsch der siegreichen Truppen nach Masenderan. 303) Ermordung Emir Chalil's und der Vornehmsten des Stammes Dschelar. 304) Rückkehr des Padischah aus Masenderan, und Unterredung der Begebenheiten Chorasan's. 305) Abermaliger Aufbruch des Herrschers der Welt nach Transoxana. 306) Zustand der Residenz Herat. 307) Uebergang der siegreichen Heere über den Oxus, Lagerung derselben zu Samarkand und Ausschmückung der Stadt. 308) Begebenheiten d. J. 867 (1462): Anstürmung der syrischen Fahnen, und Eroberung Scharochie's. 309) Erläuterung der Begebenheiten Chorasan's. 310) Zustände der Länder Irak, Aserbeidschan und Fars. 311) Zustand des höchsten Lagers außerhalb des Schlosses Schahrochije. 312) Begebenheiten d. J. 868 (1463): Eroberung des Schlosses Scharochije, und Rückkehr des Padischah nach Chorasan. 313) Zustände Iraks und Chorasans und der Wesire. 314) Ankunft des Padischah des Islams, Mirsa Sultan Huseins, in Chorasan. 315) Begebenheiten d. J. 869 (1464): Aufbruch der sonnengleichen Fahnen nach Merw, um dort zu überwintern. 316) Rückkehr aus dem Winterquartiere nach der Residenz Herat. 317) Begebenheiten d. J. 870 (1465); die großen Emire gehen auf Streif und Haufen kommen aus Irak. 318) Geburt

des Prinzen Baisankor, und großes Fest der Beschneidung des Prinzen. 319) Begebenheiten d. J. 871 (1466): Eroberung Bagdads, und Tödtung Emirsade Pir Budak's. 320) Begebenheiten d. J. 872 (1467): Emir Nur Said wird aus Chuaresm gebracht. 321) Vornehmen Mirsa Abu Said Gurgans nach Irak. 322) Begebenheiten d. J. 873 (1468): Erwähnung der Emire und Vertrauten, welche nach Irak und Fars bestimmt worden, und Ankunft der Gesandten. 323) Niederlage Emirsade Ali's, und Aufbruch des Lagers nach Karabagh. 324) Aufbruch des Herrn des Gesichtskreises nach dem Winterquartiere. 325) Erzählung einiger Begebenheiten, welche sich während des Aufenthaltes des Sultans der Welt im Winterquartiere in andern Ländern zugetragen. 326) Zustände der Länder Irak und Fars, 327) Chorasan's. 328) Erläuterung des Märtyrtodes des Sultans Mirsa Sultan Ebu Said. 329) Ankunft Mosaffireddin Ebun-naßr Emirs Hasan Begs beym glücklichen Heere des Padischáh Mirsa Sultan Ebusaid. 330) Erwähnung seiner Kinder, Großen und Emire, und Zerstreuung des Heeres nach Schirwan, Gilan und anderen Ländern. 331) Abul-Ghasi Mirsa Sultan Husein Behadir besteigt den Thron Chorasan's. 332) Anlegung des Gartens Dschihanara, d. i. Wüstenschmuck. 333) Erwähnung der Zustände Chorasan's und anderer Länder. 334) Erläuterung der Zustände Mawerain-nehr's, und Erwähnung der Prinzen in den übrigen Ländern. 335) Begebenheiten d. J. 874 (1469): Erwähnung des Todes der Mutter des Padischah Abulghasi Sultan Huseins. 336) Aufbruch des Heeres nach Masenderan, und Anfall Mirsa Jadkins Mohammeds mit Hülfe der Turkmanen. 337) Erwähnung der Zustände von Irak, Fars und Aserbeidschan. 338) Zustände Chorasans. 339) Begebenheiten d. J. 875 (1470): Mirsa Jadkein Mohammed besteigt den Thron. 340) Streifzug Mirsa Sultan Huseins, und Tödtung Mirsa Jadkiar Mohammeds. 341) Aufgang der sultanischen Sonne, und Thronbesteigung in Chorasan zum zweyten Male.

Die Geschichte endet also nur zwölf Jahre vor dem Tode des Verfassers; sie kann, da sie nach Auflösung des Reichs der Dschengischane in Persien mit der Geschichte Timurs anhebt, als eine Fortsetzung der Werke Dschuweini's, Reschideddin's und Waßaf's betrachtet werden, welche die Geschichte Dschengischans und seiner Nachfolger beschreiben, so daß beyde Werke die Geschichte Hochasiens der letzten drey Jahrhunderte des Mittelalters (vom Ende des zwölften bis zu Ende des funfzehnten) umfassen.

197.

رسالة في فضايل مكة

d. i. Abhandlung über die Trefflichkeiten Mekka's, ohne Namen des Verfassers aus den Ueberlieferungen Hasan's von Baßra und anderen zusammengetragen; theils Prosa, theils Verse, nur 10 Blätter; dann von derselben schönen Taalik unter dem Titel: Futuhol-Haremein, d. i. Eröffnungen der beyden heiligen Stätten, eine gereimte Abhandlung, doch nicht die von Hadschi Chalfa unter demselben Titel und Gegenstand aufgeführte, da der Anfang beyder verschieden, in folgende Abschnitte eingetheilt. 1) Eingang; 2) Preis der Einheit; 3) Hymnus zum Lobe des Propheten; 4) zum Lobe der vier Chalifen und der zwölf Imame; 5) Anordnung des Buches und der Feder, mit Zeichnungen der Wallfahrtsstätten und des heiligen Hauses der Kaaba;

6) von dem Bau dieser hohen Anstalt; 7) die Enthüllung der Geheimnisse übersteigt alle Erklärung; 8) von dem Geheimnisse des Chalifen Gottes; 9) Ansichten des Chalifats; 10) Verhältniß dieser wohlduftenden Rose zum engelsuchenden Herzen; 11) von dem Vorhaben, zu diesem hohen Ziele zu gelangen; 12) Vorbereitungen zur Reise dieses tiefen Pfades; 13) von der Umbindung des Pilgermantels; 14) Begebenheiten des Imams Seinolaabidin; 15) Beschreibung der Erde Mekka's und der gesegneten Makamat (Stäten), mit Zeichnungen der letztern, auf neun Seiten; 16) von der Sitte der Niederlassung auf dieser gebenedeiten Erde; 17) von den Handlungen und der Beschaffenheit der Zustände (der Wallfahrt); 18) die Wallfahrt nach Aarafat; 19) Rückkehr nach Mekka; 20) Rückkehr zum Umgange um das heilige Haus der Kaaba; 21) von dem Umgange des Abschiedes; 22) erster Rath: Reise nach der guten Stadt (Medina); 23) von dem Weine der fröhlichen Kunde (der Vollendung der Wallfahrt); 24) zweyter Rath; 25) von der Erreichung des höchsten Zweckes, mit einer Zeichnung des Grabes des Propheten zu Medina; 26) Auflösung auf dem Sonnenreibsteine des Prophetenthums; 27) dritter Rath; 28) Untertauchung in das Meer weiteren Daseyns; 29) vierter Rath; 30) von dem Wunsche der Anschauung Gottes; 31) fünfter Rath; 32) Entschuldigung; 33) sechster Rath; 34) von den Zeichen der Mühseligkeit; 35) siebenter Rath; 36) Wanderung zum liebevollen Gefährten des Wegs; 37) Wanderung zu der hohen Erde von Bakii; 38) nach Koiret Ain (das Prophetengrab; 39) nach der Moschee Kaba, mit einer Zeichnung derselben; 40) nach der Moschee der Eroberung, mit einer Zeichnung derselben; 41) Schluß des Ganzen

Wiewohl der Inhalt dieser gereimten Abhandlung dieselbe mehr den liturgischen und topographischen Werken, als den historischen zuweiset, so ist dieselbe doch hier zum Schlusse der persischen Geschichtswerke eingereiht worden, weil sie zu dem nächstfolgenden türkischen Werke über die Geschichte Mekka's und seine Trefflichkeiten den Uebergang bildet. Ein Octavband von 61 Blättern schöner Taalik.

C. Türkische Werke.

198.

الاعلام باعلام بلد الله الكرام

d. i. Zeichen zur Anzeige der Stadt Gottes des Heiligen, vom Scheich Imam Kotbeddin Mohammed B. Ahmed El-Mekki, gest. 988 (1580), ins Türkische übersetzt vom Geschichtschreiber und Dichter Aali, gest. i. J. 1008 (1599), für Sultan Murad III. auf Veranlassung des Großwesirs Mohammed Sokolli in zehn Hauptstücken: 1) Von der Lage Mekka's; 2) von der Erbauung der Kaaba; 3) von der Moschee des Heiligthums; 4) von dem, was die Chalifen aus dem Hause Abbas der Moschee des Heiligthums angefügt; 5) von dem Anbau an dieselbe, nach dem sie im Gevierten erbaut worden; 6) von den Sultanen der Mamluken Tscherkessen; 7) von den Bauten und Stiftungen der osmanischen Sultane bis auf Sultan Suleiman; 8) von Sultan Suleiman; 9) von S. Selim II.; 10) Schluß des Buchs: Von den gebenedeiten Stätten Mekkas.

Ein Octavband von 275 Blättern des schönsten Neschi des sechzehnten Jahrhunderts, schon i. J. 1008, und also noch drey Jahre vor dem Tode Aali's, des türkischen Uebersetzers, geschrieben.

199.

تاريخ مكه لسهيلي

d. i. die Geschichte Mekka's von Suheili, dem bekannten Verfasser einer zu Constantinopel gedruckten Geschichte Alt- und Neu-Aegyptens. Aus den besten Geschichten Mekka's, nämlich denen Efraki's, Fakihi's, Semhudi's und Takijeddin's ausgezogen bey Gelegenheit der nach der großen Ueberschwemmung i. J. 1619 Statt gefundenen Wiedererbauung, in fünf Hauptstücken: 1) Von dem eilfmaligen Bau des heiligen Hauses der Kaaba. 2) Von den verschiedenen Ueberschwemmungen vor und in dem Islam, wodurch die Kaaba verwüstet worden. 3) Von den Dienern der Kaaba in alter Zeit und den Sultanen in neuerer. 4) Von den Anhängseln der Kaaba. 5) Von dem erhabenen Kleide des heiligen Hauses. Zum Schlusse die Fetwa's, wodurch die Wiedererbauung gut geheißen worden. Sehr schönes Neschi, 99 Bl. in Octav.

200.

فضايل مكه

d. i. die Trefflichkeiten Mekka's; unter diesem Titel führt Hadschi Chalfa vier Werke an, aus deren einem dieses übersetzt zu seyn scheint, in 10 Hauptstücken: 1) Von der Erbauung der Kaaba durch Engel vor Mohammeds Erschaffung. 2) Von der Erbauung der Kaaba durch Adam, und seinem Umgange um dieselbe. 3) Von der durch Abraham ausgewählten Stätte und seinem Bau der Kaaba. 4) Von den Trefflichkeiten Mekka's und was dazu gehört. 5) Von der Nothwendigkeit, die Wallfahrt schnell zu unternehmen, und nicht zu verschieben. 6) Von dem Ueberblicke Mekka's und dem Umgange in den verschiedenen Tages- und Jahreszeiten. 7) Von den Oertern, wo das Gebet Erhörung findet. 8) Von den Trefflichkeiten des Baues Semsem, und dem Laufe zwischen Ssafa und Merwe. 9) Von dem Verdienste der guten Werke des Pilgers. 10) Von dem Verdienste einer zu Mekka ausgestandenen Krankheit, und dem Tode während der Wallfahrt oder nach derselben. 36 Bl. Quart.

201.

منازل حج

d. i. die Stationen der Wallfahrtsreise von Constantinopel bis Mekka, sammt der Beschreibung des Heiligthums und den Verrichtungen des Pilgers allda. Sechs Quartblätter in gedrängtem kleinen Diwani.

202.

تاريخ مسلمه للنركسي

d. i. die Geschichte Mosellama's, des Sohnes Abdol-melik's, des Chalifen aus dem Hause Ommeije von Nerkesi, dem Verfasser eines berühmten Inscha und eines prosaischen Fünfers, wovon diese Geschichte einen Theil ausmacht. Nach dem Lobe des Kadiasker Husein Efendi und der Veranlassung des Buchs wird die Geschichte des Feldzugs Mosellima's wider die Griechen unter den folgenden Ueberschriften erzählt: 1) Sammlung des Heeres, und Bestimmung Moseilama's als Führer desselben. 2) Ankunft der siegreichen Heere vor Amurije, wo demselben Seinem entgegen kömmt, der geschlagen und erschlagen wird. 3) Ankunft der Eroberer zu Semawa, Schlacht mit dem listi-

gen Feridun, welcher nach Eroberung Semawas gegen Mesihije flieht. 4) Marsch des siegreichen islamitischen Heeres gegen das Schloß Mesihije, Anfall des Schimas, der geschlagen und erschlagen wird. 5) Ankunft der Heere am Standorte von Ilmisch, welcher mit Hülfe der Heiligen Gottes besiegt wird. 6) Moseilema wendet sich nach Constantinopel, geht über das Meer und baut eine Moschee zu Galata. 7) Schreiben des griechischen Kaisers an Moseilema. Geschrieben von Ahmed Eß-ßafedi in der Gerichtsbarkeit von Timurbati i. J. 1114 (1702). 82 Blätter in Octav.

203.

ترجمه ملل و نحل للنوح افندي

d. i. Uebersetzung der Geschichte der Religionen und Secten Schehristani's von Nuh Efendi (dem Vater des Großwesirs Hehimsa Alipascha). Ein Quartband von . . Blättern, geschrieben i. J. 1098 (1686). Erstes Hauptstück: Von den kahresischen Secten des Islams. Zweytes Hauptstück: Von der rettenden Secte des Islams (den Sunniten). Schluß: Von den nicht islamitischen Secten und Religionen.

204.

نخلستان طرب فی محاس ارض العرب

d. i. anmuthiger Palmenhain zum Lobe der arabischen Erde, d. i. Aegyptens, von Scherihsade aus Seres, dem Mustafa Pascha Kaimakam zugeeignet, in vier Abschnitten: 1) Von den Kunden und Denkmalen Aegyptens. 2) Von den Herrschern Aegyptens vor und nach der Sündfluth. 3) Von der Eroberung Aegyptens unter dem Chalifate Omar's. 4) Von dem Nile und Wundern Aegyptens, der Stadt Alexandrien und ihrem Leuchtthurme. Ein Band von 90 Blättern schmales, hohes Quart, geschrieben i. J. 1138 (1725) durch Elhadsch Abdullah, berühmt unter dem Namen Hasanagasade. Vorrede: Von den Eigenschaften und Trefflichkeiten des Propheten. Erste Säule: Von dem Lichte des Propheten, bis er im Schooße Emine's niedersank. Zweyte Säule: Lebensgeschichte des Propheten von seiner Geburt bis zu seiner Sendung. Dritte Säule: Von seiner Sendung bis zu seiner Auswanderung (Hidschret). Vierte Säule: Von seiner Auswanderung bis zu seinem Tode. Schluß: Von seinen Wundern. Die Vorrede ist in fünf Abschnitte untergetheilt: 1) Lobeserhebungen (Tahmid); 2) vom Anflehen des Propheten (Munadschat); 3) von seinen Eigenschaften; 4) von seinen Tugenden; 5) von der Trefflichkeit der Segnungen über den Propheten.

205.

دلایل النبوه المحمّدیّه و شمایل فتوّة الاحمدیّه

d. i. Beweise des Prophetenthums des Mohammedschah und Personalbeschreibung des Heldenthums des Ahmedschah; ist die türkische Uebersetzung des arabischen Werks Maaridschan-nabeiwet, d. i. die Stufen des Prophetenthums, übersetzt von Mohammed Ben Mohammed Alti Parmak, in sehr schöner, aber sehr kleiner Neschischrift, 39 Zeilen auf einer Octavseite, 285 Blätter, geschrieben i. J. 1032 (1622).

(Die Fortsetzung folgt.)

Biblioteca italiana osia Giornale di letteratura, scienze ed arti compilato da varij letterati. Milano.

Diese Zeitschrift wird seit dem Jahre 1815 mit ununterbrochener Thätigkeit fortgesetzt, und gegenwärtig liegt der 77. Band derselben vor uns. Eine Anzahl der vorzüglichsten Gelehrten, besonders aus dem nördlichen Italien, trägt hier mit Bienenfleiße alles zusammen, was in diesem Lande für Kunst und Wissenschaft Neues und Bedeutendes mit jedem Jahre zu Tage gefördert wird, wovon man hier nicht bloß die Anzeige, sondern auch eine meist umsichtige und verständige Würdigung findet. Wie viel eine Zeitschrift dieser Art zur Uebersicht der Literatur eines Landes und selbst zur allgemeinen Bildung der Einwohner desselben beyträgt, darf hier nicht erst erörtert werden. Aber auch dem Ausländer, und ihm vielleicht noch in höherem Grade, ist eine solche Erscheinung sehr willkommen. Die italienische Literatur ist bey uns noch lange nicht so bekannt, als sie es verdient, und in Frankreich und England ist sie es noch weniger. Scheint es doch, als ob dieses in so vielen Beziehungen herrliche Land durch eine Art chinesischer Mauer von uns getrennt wäre. In Beziehung auf seine Literatur liegt es uns in der That eben so fern, als es, in Hinsicht auf seine geographische Lage, uns nahe steht. Die Ursache davon liegt ohne Zweifel in dem italienischen Buchhandel, der noch lange nicht so gut organisirt ist, als der in dieser Beziehung als musterhaft geltende deutsche Buchhandel. Der letzte hat seinen allgemein bekannten Stapelplatz in Leipzig, wo jedes Buch, das irgendwo in Deutschland das Licht der Welt erblickt, gleich nach seiner Geburt nicht nur angezeigt, sondern auch niedergelegt und ausgeboten wird. — Nicht so in Italien. Ein in Padua, Verona oder Modena gedrucktes Werk muß in der Ordnung auch in Padua, Verona oder Modena gekauft werden, und wer es in Mailand, Rom oder Neapel sucht, wird es nicht finden, die wenigen Fälle ausgenommen, wo das Werk schon eine größere Celebrität erhalten hat, was bey neu erscheinenden Schriften doch nur selten der Fall seyn kann. Die Buchhändler Italiens stehen in keiner oder doch nur in einer sehr losen Verbindung unter einander. Daher kömmt es, daß selbst die einheimischen Literatoren sich nur schwer die Kenntniß der neuesten Werke verschaffen können, und daß die fremden nur zu oft selbst die wichtigsten Schriften Italiens Jahre lang ignoriren. Wenn daher eine Zeitschrift dieser Art in jedem gebildeten Lande willkommen ist, so muß sie für Italien nicht bloß nützlich, sondern selbst nothwendig, ja unentbehrlich erscheinen.

Wenn aber wir über die Schwierigkeit, uns die Werke dieses Landes bey Zeiten zu verschaffen, mit Recht Klage führen dürfen, so sind die Italiener, aus derselben oben angeführten Ursache, in Beziehung auf deutsche Werke, in derselben Lage. Es ist noch nicht lange, daß ihnen dieses Bedürfniß, auch mit unserer Literatur bekannt zu werden, fühlbar geworden ist. Die Schuld davon lag zum Theil an ihrer isolirten Lage, aber bey weitem mehr noch an dieser unserer Literatur selbst. Seit einem halben Jahrhundert aber hat sich dieses letzte Verhältniß sehr geändert, und jene haben auch einsehen gelernt, daß wir einer viel größeren Beachtung werth sind, als die ist, welche sie uns bisher, wie sie meinten, geschenkt haben. Diesem gemäß entstand, neben jener **Biblioteca italiana**, auch eine **Biblioteca germanica**, welche letzte in Padua herauskam, und, wie sie es verdiente, mehrere Jahre durch sich einer sehr guten Aufnahme erfreute. So wie jene die Producte der ein-

heimischen, italienischen Literatur, so besprach diese die Erzeugnisse der deutschen. Nie war vielleicht ein Unternehmen besser geeignet, diese beyden Länder, in wissenschaftlicher Verbindung, einander geistig näher zu bringen, und doch — scheiterte es, an Klippen allerdings, die schwer zu vermeiden waren, und an denen wenigstens die meistens sehr gediegenen Verfasser der Bibl. germ. keine Schuld trugen. Genug, die Sache, so gut sie auch war, ging ein, und vielleicht werden viele Jahre vergehen, bis sich wieder ein Kreis so vieler und so wackerer Männer zu einem ähnlichen Unternehmen vereinigt.

Das gegenwärtige Werk enthält, wie gesagt, Anzeigen und Beurtheilungen solcher Werke, die über Kunst und Wissenschaft in Italien erscheinen. Monatlich erscheint ein Heft von nahe acht Bogen, und der Inhalt eines jeden Heftes ist in zwey Abschnitte getheilt, denen ebenfalls ein zweygetheilter Zusatz (Appendice) folgt. Der erste Theil bespricht die Erscheinungen im Felde der Literatur und der sogenannten freyen Künste. In diesem Theile findet man z. B., um nur einige der letzten Hefte zu erwähnen, Nachrichten und Auszüge aus den bisher noch nicht herausgegebenen Schriften Monti's; über die letzten Arbeiten des archäologischen Instituts zu Rom; über die treffliche Collection der neu aufgefundenen griechischen und römischen Schriftsteller von Majo; über die in Mailand herausgekommene große Sammlung griechischer Historiker; über U. Foscolo's Arbeiten; ferner Anzeigen der neu erschienenen Bücher, z. B. Baratta's Constantinopel i. J. 1831; Micali's Geschichte der alten Völker Italiens; Pirona's historische Monumente in Friaul; Datta's Geschichte der Beherrscher Savoyens aus dem Stamme Acaja's; überdieß Biographien oder Necrologe vorzüglicher Schriftsteller, Nachrichten von den neuesten wissenschaftlichen Entdeckungen u. dgl.

Die zweyte Abtheilung ist vorzüglich den mechanischen Künsten im weitesten Sinne des Wortes gewidmet. Hier findet man Bemerkungen über Martini's Physiologie, über Romagnosi's politische Oeconomie; über Volkszählungen und Sterbelisten der vorzüglichsten Städte Italiens; über Assecurations-Gesellschaften und Witwencassen u. dgl.

Was nicht gut in diese beyden Theile sich fügen wollte, oder nur einer kürzeren Anzeige werth schien, wurde in den Appendice verwiesen, dessen erster Theil das Ausland, der zweyte aber Italien zunächst angeht. Den Beschluß jedes Heftes macht gewöhnlich ein Zusatz unter der Aufschrift: Varietà.

Wenn man mehrere Bände dieser ausgezeichneten Zeitschrift durchwandert, so erstaunt man über die Masse von neuen Productionen, welche Italien im Felde der Kunst und Wissenschaft mit jedem Jahre zu Tage fördert, die alle uns oft lange Zeit gänzlich unbekannt bleibt. Allerdings haben unsere kritischen und literarischen Journale mit unserer eigenen Literatur alle Hände voll zu thun: aber die Klage sollte wenigstens nicht mehr unter uns geführt werden, daß wir kein Mittel haben, uns mit den wissenschaftlichen Erzeugnissen jenes productiven und talentvollen Landes bey Zeiten bekannt zu machen. Wenn nur diese Bibl. italiana nicht selbst so selten unter uns wäre! Aber wie viele gibt es, denen ihre Existenz noch kaum bekannt ist. Und benützt, wahrhaft benützt wird sie nur von einigen wenigen unserer Literatoren, wie man aus ihren Werken sieht, in welchen gewöhnlich selbst die spanische Literatur, wenn nicht besser, doch weitläufiger besprochen wird, als die italienische. Wir begnügen uns mit der Kenntniß einiger der älteren, aus-

gezeichneten Autoren Italiens, und wiegen uns in falschen Träumen über die Unthätigkeit ein, die in neueren Zeiten in diesem Lande herrschen soll. Die Italiener sind ein sehr thätiges, Wissenschaften und Künste sehr eifrig liebendes Volk, und ihre neuere Literatur, in jedem inzelnen Fache, darf sich kühn mit der eines jeden andern Volkes messen.

Diese Zeitschrift selbst ist ein Beweis davon. Nicht eben wegen dem Reichthume und der Mannigfaltigkeit seines Inhalts, sondern vielmehr schon durch ihre Existenz, durch eine mehr als zwanzig Jahre fortgesetzte gedeihliche und kräftige Existenz. Das bloße Daseyn eines solchen Journals ist schon ein Beweis des regen wissenschaftlichen Lebens der Nation, bey welcher es erscheint, und in welchem es sich so viele Jahre aufrecht erhält. Wie viele Gegenden Deutschlands, dieses Wort im seinem weitesten Sinne genommen, könnte man nennen, wo ein Unternehmen dieser Art ganz unausführbar ist, weil es ihm an Stoff nicht nur, sondern auch an Theilnehmern und an Aufnahme fehlt, und, wie die Sachen stehen, wahrscheinlich noch Jahrhunderte fehlen wird.

Wohl wäre es wünschenswerth, diesen Theil der Geschichte der Literatur von einem dem Gegenstande gewachsenen Manne mit der Umständlichkeit und Genauigkeit behandelt zu sehen, die er so sehr verdient. Ueberall und in allen Ländern werden wir finden, daß die wissenschaftliche Kultur des Volkes, d. h. des Mittelstandes, erst dann beginnt, wenn jene literarischen Zeitschriften bey demselben erscheinen, wie es auch nicht anders zu erwarten ist, da eines das andere bedingt.

Das älteste, wahre kritische Journal, das sich mit der Anzeige der neu erschienenen Werke beschäftigte, ist das berühmte Journal des Sçavans, das sich auch zugleich länger, als alle anderen Journale dieser Art, erhalten hat. Dionys de Sallo, ein Parlamentsrath von Paris, war der Unternehmer und Herausgeber desselben. Es erschien zuerst i. J. 1665, aber nicht unter dem Namen des wahren Verfassers, sondern unter dem seines Lakeys, Hedouville. Die Adeligen jener Zeit in Frankreich schämten sich, als Autoren zu erscheinen, so wie sie Anstand nahmen, sich selbst mit irgend einem Handelszweige, selbst im größten Style, abzugeben. Das Werk hatte indeß so guten Fortgang, daß es schon im folgenden Jahre Nachahmer fand, und in mehrere Sprachen übersetzt wurde. Da aber Sallo seine Bemerkungen zu caustisch vortrug, und da seine oft sehr treffenden und witzigen Ausfälle den an öffentlichen Tadel noch nicht gewöhnten Autoren sehr lästig fielen, so fehlte es ihm auch nicht an Gegnern. Der bekannte Sarazin, der Vorfechter der Opposition, nannte diese Zeitschrift des neuen Aristarch Billevezées hebdomadaires (Wochengeschwätz, statt Wochenschrift). Die Gründe, welche die gekränkten Autoren unserem Journalisten entgegenstellten, waren zuweilen sonderbarer Art. So hatte Menage ein juridisches Werk publicirt, das Sallo vielleicht etwas zu strenge beurtheilt haben mochte, worauf Menage in seiner Replik, ohne auf die Gründe seines Tadlers einzugehen, bloß zu beweisen suchte, daß, nach Justinian's Codex, ein Jurist den andern, in Beziehung auf ihre Geschäfte, nicht um seinen Ruf bringen darf, daß aber, wenn es doch geschieht, der Angegriffene diese Waffen gegen den Angreifer brauchen kann: Senatori maledicere non licet, remaledicere jus fasque est. Aber bald wurde das Geschrey gegen Sallo allgemein, ein Heer von Gegnern und Feinden erhob sich, und das Publicum, von dem Geschwirre dieser Wespen selbst betäubt, fing an zu glauben, was es so oft behaupten hörte, daß es Frechheit sey, seine, des Publicums,

Meinung durch die eines Einzelnen leiten und regieren zu wollen. Sallo hatte kaum seinen dritten Band vollendet, als er die ganze Sache fallen lassen mußte. Durch dieses Schicksal in Furcht gesetzt, beschloß sein Nachfolger auf dem Throne der Journale, Gallois, ein milderes Regiment einzuführen. Er begnügte sich, bloß die Titel der neuen Bücher, mit einigen characteristischen Auszügen aus denselben, seinen Lesern mitzutheilen Er wurde denselben dadurch vielleicht nützlicher, als sein Vorgänger, aber auch weniger interessant. Das Publicum hatte sich an Sallo's witzige Ausfälle gewöhnt, und murrte nun über die ungesalzenen Speisen, die der sanfte Abbé Gallois ihm vorsetzte. Es wollte nicht sowohl belehrt, als unterhalten seyn. Die Mathematiker, die damals schon in Frankreich eine bedeutende Rolle spielten, beklagten sich, daß ihre Werke ganz übergangen würden; auch die Geschichtschreiber fanden sich zurückgesetzt; die Mediciner forderten ebenfalls mehr Raum für ihre Diatriben, und der arme Gallois, von allen Seiten gedrängt, ging auf alle diese Forderungen in solchem Maße ein, daß schon unter ihm, und bald noch mehr unter seinen Nachfolgern, die ganze Unternehmung eine wahrhaft außerordentliche Ausdehnung gewann. Am Ende von mehreren Jahrzehnden war das Journal des Sçavans zu einer Bibliothek herangewachsen, und um die Masse von Bänden zu gewältigen, mußte ein räsonnirender Inhaltscatalog von zehn Quartbänden verfaßt werden. In späteren Zeiten würde dieser Catalog, in derselben Ausdehnung fortgeführt, selbst wieder eine eigene Bibliothek gebildet haben.

Zwanzig Jahre nach Sallo, i. J. 1684, begann der berühmte Bayle seine Nouvelles de la République des Lettres. Bayle war ein Mann von sehr ausgebreiteter Belesenheit, er hatte den Styl ganz in seiner Gewalt, und war so recht eigentlich zu dem Herausgeber eines kritischen Journals geschaffen. Er pflegte, wie er selbst sagte, die neuen Bücher, nicht mit seinen Augen, sondern nur mit seinen Fingern zu lesen. Er durchblätterte sie nur, und wußte bey dem ersten Griffe die Hauptstellen aufzufinden, und in klaren Worten eine kurze, aber getreue Darstellung des Ganzen zu geben, ohne sich bey Nebensachen aufzuhalten. Da sein Vortrag lebhaft, nett und voll attischen Salzes war, so drängte sich alles um seine Nouvelles. Selbst die Damen hatten sie auf ihren Putztischen liegen, und es gehörte zum guten Ton, die niedlichen kleinen Hefte zu kennen, deren jeden Monat eines erschien. Bayle bestreute, so hieß es, den Weg der Kritik mit Rosen. Aber auch dieser treffliche, discrete, zarte Bayle konnte in die Länge seine Leser nicht befriedigen. Er war, sagte man, zu freygebig mit seinem Lobe, sein fließender Styl wurde zu familiär gefunden, selbst seine munteren, witzigen Einfälle sollten nicht nach dem besten Geschmacke seyn. Er gab in drey Jahren 36 Hefte, und endete die undankbare Arbeit im J. 1687, indem er sie seinem Nachfolger Bernard überließ, dem späterhin der bekannte Basnage mit seiner Histoire des Ouvrages des Sçavans folgte. Was Bayle in seinem großen Dictionnaire critique (4 Vol. in Fol.) für Waaren von ganz anderem Gewichte geliefert hat, ist allgemein bekannt. Hier erwähnen wir bloß noch einiger der frühesten kritischen Journalisten, unter ihnen besonders des fruchtbaren Le Clerc, der drey periodische Schriften in 82 Bänden herausgegeben hat, die Bibliothèque Universelle, die Bibl. Choisie und die Bibl. Ancienne und Moderne. In gefälligem Style unter Bayle, seinem Zeitgenossen und Antagonisten, übertrifft er ihn noch an Gelehr-

samkeit, und zeigt auch große Gewandtheit in der mathematischen Analysis: aber seine Hand streut keine Blumen über das dürre Feld der Kritik. Bekannt ist, daß Gibbon, der berühmte englische Geschichtschreiber, diese 82 Bände Le Clerc's sehr hoch achtete, und immer wieder zu ihnen zurückkehrte, als zu einer inexhaustible source of amusement and instruction, wie er sagte. — Hieher gehört auch die Bibliothèque Germanique von Beausobre und l'Enfant, die in 50 starken Bänden die Erscheinungen der gesammten europäischen Literatur von 1720 bis 1740 bespricht. Die Engländer haben ihre Bibl. Britannique, von französischen Gelehrten in London herausgegeben (1733 bis 1747), in 23 Vol., und das Journal Britannique von Maty in 18 Vol. für die Jahre 1750 bis 1755. Dieser Maty war einer der fleißigsten Journalisten des verflossenen Jahrhunderts. Obschon von schwächlicher Gesundheit, bestand er doch darauf, seine Zeitschrift, in starken monatlichen Heften, allein und ohne Gehülfen herauszugeben. Eine schwere Krankheit, die er sich durch seine zu anhaltenden Nachtwachen zuzog, machte schnell seiner Zeitschrift und seinem Leben ein Ende. Auch der oben erwähnte Bayle zog sich durch seine immerwährenden Arbeiten eine tödtliche Krankheit zu, von der er nur mit Mühe geheilt wurde. Man verstand es damals eben so wenig, die geistigen Arbeiten zu theilen, als die körperlichen, und doch können beyde, im Großen, nur dann einen Aufschwung nehmen, wenn mehrere gewählte Menschen zu demselben Zwecke sich vereinigen. Eines der interessantesten und lehrreichsten Kapitel in Babbage's »Economy of Machinery« ist das »Of the division of Labour in den Fabriken. Wo der Zustand des geselligen Lebens noch auf einer so niedern Stufe steht, daß jeder Einzelne sein Haus, sein Kleid, seinen Wagen oder seinen Bogen selbst machen muß, da ist an Vollkommenheit der Arbeit irgend einer Art noch nicht zu denken. Es ist sonderbar, daß die Menschen in beynahe allen Zeiten und an allen Orten nur sehr spät zu der Kenntniß der großen Vortheile gelangen, die aus dieser Eintheilung der Arbeit entspringt, die doch, wie man glauben sollte, so leicht einzusehen ist. Erst als in der Umgegend von Genf beynahe alle Einwohner, die ärmsten Landleute nicht ausgenommen, Uhrmacher geworden waren, kamen sie auf den Einfall, von den einen nur die Räder, von den andern nur die Axen, von den dritten nur die Gehäuse der Uhren machen zu lassen, und erst jetzt schritten sie insgesammt allen andern so weit vor, daß an keine weitere Concurrenz fremder Länder mit ihnen gedacht werden kann. Dieselbe Erscheinung bemerkt man, und vielleicht in einem noch höheren Grade, bey den englischen Fabriken, z. B. in den Nadelmanufakturen, wo beynahe jeder einzelne Handgriff seinen eigenen Menschen hat, und wo die Nadel bis zu ihrer Vollendung durch zwanzig und mehrere Hände geht, deren jede nur Eins, aber dieses Eine mit der größten Vollkommenheit und Schnelligkeit zugleich thut. Wenn man bedenkt, wie viel Zeit verloren geht, bis ein Mensch alle die Fertigkeiten sich erwirbt, die z. B. zur Darstellung eines unserer feineren Hausgeräthe in seiner größten Vollkommenheit erfordert werden; wie viel von dem oft kostbaren Material, wie bey den Silberarbeitern, verwüstet wird, wie viel unnütze Minuten durch den Uebergang von einer Arbeit zur andern verbraucht werden; zu welchem hohen Grade von Geschicklichkeit es ein Mensch bringen kann, wenn er immer nur dieselbe Sache einübt, so muß man sich verwundern, daß dieses Princip der Vertheilung der Arbeit bey uns noch so wenig bekannt und gewürdigt ist. Dasselbe gilt aber offenbar auch

bey allen geistigen Arbeiten, wenn diese anders nicht der Art sind, daß sie nur aus Einem Geiste entspringen können. Es wird Niemand einfallen, die Bearbeitung eines Trauerspiels oder eines Heldengedichts unter mehreren zu vertheilen. Und doch hat Wolff, vielleicht der erste unter den Philologen Deutschlands, gezeigt, daß die Ilias sowohl als die Odyssee keineswegs aus einem Kopfe entsprungen, sondern daß sie das Resultat der Arbeiten mehrerer cyclischen Dichter gewesen sind, die Pisistratus oder vielleicht noch frühere Freunde dieser Dichtungen gesammelt haben. Wie es sich aber auch mit diesen Beweisen unseres Wolff verhalten mag, die wenigstens noch nicht widerlegt worden sind, so viel ist gewiß, daß bey Unternehmungen der Art, von welchen hier die Rede ist, Vertheilung der Arbeit unumgänglich nothwendig ist, wenn anders die Ausführung selbst ins Große gehen soll. Der Einzelne, so gewandt, so reich begabt er auch seyn mag, wird bald erschöpft seyn, und wenn auch sein Geist noch ausreicht, so wird doch sein Körper unterliegen. Anfänglich mag eine solche Unternehmung ihre Reize haben: die Aussicht dehnt sich immer weiter vor uns aus, je weiter wir selbst fortschreiten; von allen Seiten strömen uns neue und interessante Neuigkeiten zu; es ist ein erhebendes Gefühl, sich als den Schiedsrichter der gesammten geistigen Producte seiner Zeit zu betrachten, und, mit noch ungeschwächter Kraft, sich der herkulischen Arbeit gewachsen zu fühlen — aber dieser Herkules wird bald unter seiner Last keuchen, und erschöpft zu Boden sinken; er wird entweder nachlässig werden, oder bloße matte Auszüge geben, oder sich selbst überleben, oder endlich vor der Zeit zu Grunde gehen.

Wir haben bereits an einem andern Orte dieser Blätter mehrerer Polygraphen erwähnt, die mehr geschrieben haben, als manche andere Gelehrte kaum zu lesen im Stande gewesen sind, eines Vicenzio Coronelli mit sieben Foliobänden, Zwinger mit vier, Beyerlink mit acht, eines Albertus Magnus mit sechzehn Foliobänden u. s. Allein was auch diese Männer, und in späteren Zeiten ein Jablonski, Haller, Krünitz, Euler, Rees, Ersch u. a. zusammengeschrieben haben, so waren sie doch darin im Vortheil, daß sie nach Lust und Liebe arbeiten konnten, ohne von der Zeit gedrängt zu werden. Anders verhält sich die Lage des Herausgebers einer periodischen Schrift, die mit jedem Monate ihr bestimmtes Maß füllen muß. Solche Werke können, wenn sie gut und dauernd seyn sollen, nur durch Gesellschaften gefördert werden, da Ein Mann, wäre er auch der umfassendste, einem solchen Unternehmen nicht genügt.

Die Verf. und Herausgeber unserer Bibl. italiana scheinen dieß gefühlt und gehörig berücksichtigt zu haben. Es ist kaum möglich, daß so mannigfaltige Abhandlungen über die verschiedensten Gegenstände von einem oder auch nur von einigen wenigen Verf. kommen sollten, da ein großer, ja der größte Theil von ihnen mit derjenigen Sachkenntniß behandelt wird, die man nur von einem Manne erwarten kann, der diesem individuellen Gegenstande seine ganze Aufmerksamkeit durch längere Zeit gewidmet hat. Und so sehen wir denn auch der fernern gedeihlichen Dauer des Werkes mit guten Hoffnungen entgegen, eines Werkes, das unter so günstigen Auspicien begonnen, und seinen Lauf bereits eine so bedeutende Anzahl von Jahren mit ungeschwächter Kraft fortgesetzt hat.

Littrow.

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

Anzeige=Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. LXXII.

Hammer's
morgenländische Handschriften.

Als Seitenstück zu dem im neunten Bande seiner Geschichte des osmanischen Reichs gelieferten Verzeichnisse der Sammlung zweyhundert orientalischer Manuscripte über osmanische Geschichte.

(Fortsetzung.)

D. Biographische Werke.

a) Arabische.

233 *).

وفيات الاعيان في انباء ابناء الزمان

d. i. die Sterbfälle der Vornehmen (Berühmten), zur Kunde der Söhne der Zeit, vom Richter Schemseddin Ebil=Abbas Ahmed B. Mohammed, berühmt unter dem Namen Ibn Challikian. Das berühmteste biographische Werk der Araber, von dessen Inhalt Tydeman ausführlichen Bericht gegeben. Leider nur ein Theil dieses vortrefflichen Werkes, welches die folgenden Biographien enthält. Ungemein schönes Neschi, 379 S. Octav.

1) Ebu Omran von Kafa, der Fakih, d. i. der Rechtsgelehrte. 2) Ebu Thair Ebu Ishak Ibrahim Ibn Chalid, der Rechtsgelehrte. 3) Ebu Ishak Ibrahim El=Merwesi (sonst Murusi), der Rechtsgelehrte, gest. i. J. d. H 346 (957). 4) Ebu Ishak Ibnol=Isferaini der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 418 (1017). 5) Ebu Ishak Ibrahim von Schiras oder Firusabadi, der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 476 (1083). 6) Ebu Ishak Ibrahim, berühmt als Iraki der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 613 (1216). 7) Ebu Ishak Ibrahim der Richter Salamije's, der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 610 (1213). 8) Ebu Ishak Ibrühim Ibnol Mohdi (sonst Mehdi), der Bruder Harun Reschid's, gest. i. J. 134 (838). 9) Ebu Ishak Ibrahim von Moßul, der Vertraute, gest. i. J. 188 (803). 10) Ebu Ishak Ibrahim Ibnol=Abbas Eß=ßuli der Dichter, gest. i J. 243 (857). 11) Ebu Ishak Ibrahim Essudschadsch der Grammatiker, gest. J. 316 (928). 12) Ebu Kasem Ibrahim von Cordova der Grammatiker, gest. i. J. 351 (936). 13) Ebu Ishak Ibrahim El=Harani Eß=ßabi der Stylist, gest. i. J. 380 (990). 14) Ebu Ishak Ibrahim, berühmt als El=Hadhri der Dichter, gest. i. J. 453 (1061). 15) Ebu Ishak Ibrahim Ben Chafadsche der

*) Durch ein Druckversehen sind die Nummern von 185 bis 205 um 27 zurückgesprungen, so daß die letzte 231 seyn soll.

Dichter aus Andalus, gest. i. J. 563 (1167). 16) Ebu Ishak Ibrahim El=Eschhebi der Dichter, gest. i. J. 524 (1129). 17) Ebu Ishak Ibrahim Ibn Karakul der Ueberlieferer, gest. i. J. 559 (1173). 18) Ebu Abdallah Ahmed Ibn Hanbel der Imam, gest i. J. 241 (855). 19) Ebul Abbas Ahmed B. Omer B. Sarih der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 806 (918). 20) Ebul Abbas Ahmed, berühmt als Ibnol=Kars der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 335 (946). 21) Ebu Hamed Ahmed El=merwesi (Murusi) der Rechtsgelehrte, gest. i J. 332 (943). 22) Ebul Husein Ahmed, berühmt als Ibnol=Katan der Imam, gest. i. J. 359 (969). 23) Ebu Dschaafer Ahmed Et=Tahawi der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 321 (933). 24) Ebu Hamid Ahmed El=Isferaini der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 406 (1015). 25) Ebubekr Ahmed B. El=Husein El=Bihaki der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 458 (1065). 26) Ebu Abderrahman En=Nisaji der Ueberlieferer, gest. i. J. 303 (915). 27) Ebul=Husein Ahmed, berühmt als Kudusi der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 428 (1036). 28) Ebu Ishak Ahmed Es=Saalebi der Exegete, gest. i. J. 437 (1045). 29) Ebu Abdollah Ahmed Ebi Daud der Richter, gest. i. J. 240 (854). 30) Ebu Naim El=Ißfahani der Ueberlieferer, der Hafis, gest. i. J. 365 (975). 31) Ebubekr Ahmed B. Ali Sabit, berühmt als El=Chatib, d. i. der Kanzelredner, gest. i. J. 463 (1070), der Geschichtschreiber Bagdads. 32) Ahmed Er=Rawendi der Ueberlieferer, gest. i. J. 245 (859). 33) Ebu Obeid Ahmed El=Moeddib El=Kerwi der Philologe, gest. i. J. 401 (1010). 34) Ebul Mosaffir Ahmed El=Chawafi der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 580 (1106). 35) Ebul=Futuh Ahmed El=Ghasali (der Bruder des großen Ghasali) der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 520 (1126). 36) Ebulfeth Ahmed B. Ali, berühmt als Ibn Burhan der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 510 (1116). 37) Ebu Dschaafer Ahmed El=Misari der Grammatiker, gest. i. J. 338 (949). 38) Ebul Abbas Ahmed B. Bakih der Grammatiker, gest. i. J. 406 (1015). 39) Ebul Abbas Ahmed B. Sebil der Secretair, gest. i. J. 270 (883). 40) Ebul Abbas Ahmed B. Sejar, berühmt als Saaleb der Grammatiker, gest. i. J. 201 (816). 41) Ebus=Sahir Ahmed der Ueberlieferer, gest. i. J. 576 (1180). 42) Ebul=Fasl Ahmed, berühmt als Ibn Junis der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 631 (1233). 43) Ebu Omer Ahmed von Cordova, berühmt als Ibn Abdi Rebbihi der große Philologe und erste Anthologe, gest. i. J. 328 (939). 44) Ebul=Ali Ahmed Et=Tenuchi der Dichter, gest. i. J. 449 (1057). 45) Ebu Aamir Ahmed Ben Ebi Merwan aus Cordova, gest. i. J. 426 (1084). 46) Ebul=Hasan Ahmed Ben Faris Er=Rasi der Geograph, gest. i. J. 395 (1084). 47) Ebul=Taib Ahmed El=Motenebbi der Dichter, gest. i. J. 354 (965). 48) Ebul=Abbas Ahmed B. Mohammed, berühmt als Nami der Dichter, gest. i. J. 399 (1008). 49) Ebulfasl=Ahmed Bedies=seman El=Hamadani der Rhetoriker, gest. i. J. 398 (1007). 50) Ebul Kasem Ahmed Taba Taba der Dichter, gest. i. J. 345 (956). 51) Ebu Hamid Ahmed, berühmt als Ibner=Rekmaak der Dichter, gest. i. J. 399 (1008). 52) Ebul Hasan Ahmed B. Dschaafer Bermagi, gest. i. J. 326 (937). 53) Ebu Omer Ahmed B. Durradsch El=Kasteli der Dichter, gest. i J. 421 (1030). 54) Ebul=Welid Ahmed Ben Seidun der Dichter, gest. i. J. 463 (1070). 55) Ebu Dschaafer Ahmed, berühmt als Ibnol=Ibad der Dichter, gest. i. J. 433 (1041). 56) Ebu Naßr Ahmed Es=Seliki der Dichter, gest. i. J. 439 (1047). 57) Ebu Abdallah Ahmed, berühmt als Ibnol=Cha=

jat der Dichter, gest. i. J. 450 (1058). 58) Ebul=Fasl Ahmed B. Mohammed B. Ahmed B. Ibrahim El=Merdasi der Philologe, gest. i. J. 518 (1124). 59) Ebul=Fasl Ahmed, berühmt als Ibnol=Chasin der Sectirer, der Dichter, gest. J. 550 (1155). 60) Ebubekr Ahmed, beygenannt Ebul=Feth Mokerrem, gest. i. J. 460 (1067). 61) Ebul=Husein Ahmed, beygenannt Ibn Minber der Dichter, gest. i. J. 473 (1080). 62) Ebul=Hasan Ahmed Ben Sobeir El=Aintabi der Dichter, gest. i J. 561 (1165). 63) Ebul=Abbas Ahmed, beygenannt En=Nefis der Dichter, gest. i. J. 603 (1206). 64) Ebul Abbas Ahmed, Sohn Harun Raschids, gest. i. J. 184 (800). 65) Ebul Abbas Ahmed, berühmt als Ibnol Aarif der Fromme, gest. i. J. 536 (1141). 66) Ebul Abbas Ahmed aus Fars, der Fromme, gest. i. J. 478 (1085). 67) Ebul Abbas Ahmed, berühmt als Ibner=Rufaji der Fromme, gest. i. J. 576 (1180). 68) Ebul Abbas Ahmed Ben Tulun der Heilige, gest. i. J. 270 (883). 69) Ahmed Ben Ebi Schudschaa Boweih (Buje), gest. i. J. 356 (966). 70) Ebu Naßrollah Ahmed, Herr von Miafarakein, gest. i. J. 463 (1061). 71) Ebul Kasem Ahmed El=Mosteaali der ägyptische Fürst, gest. i. J. 496 (1102). 72) Ebul Abbas Ahmed Ibnol=Meschtub der Emir, gest. i. J. 570 (1174). 73) Ebul Abbas Ahmed El=Erbili der Kämmerer, gest. i. J. 631 (1233). 74) Ebu Naßr Ahmed, der Oheim Amad Kiatibi's, gest. i. J. 472 (1079). 75) Ortok Ibnol Ekseb, der Stammherr der Beni Ortok, gest i. J. 484 (1091). 76) Ebul=Hares Arslan El=Besasiri der Emir, gest. i. J. 451 (1059). 77) Ebul=Hares Arslan Schah, Emir von Moßul, gest. i. J. 607 (1210). 78) Ebubekr Esher El=Bahili der Ueberlieferer, gest. i. J. 203 (818). 79) Ebul=Mosafir Esamet, beygenannt Moejededdewlet Medschdeddin, Herr von Scheiser, gest. i. J. 488 (1095). 80) Ebu Jakub Ishak, beygenannt Ibn Rahweih der Ueberlieferer, gest. i. J. 166 (782). 81) Ebu Amru Ishak Esch=Scheibani der Grammatiker, gest. i. J. 118 (736). 82) Ebu Jakub Ishak B. Honein der Arzt, gest. i. J. 299 (911). 83) Ebul=Feth Saadi der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 507 (1113). 84) Ebul=Futuh Esaad, beygenannt Montedschebeddin, gest. i. J. 514 (1120). 85) El=Esaad der Richter, Dichter, gest. i. J. 606 (1209). 86) Ebus=seaadat Esaad Es=Sindschari, Zeitgenosse Ibn Challikian's. 87) Ebu Ibrahim Ismail der Imam, gest. i. J. 206 (821). 88) Ebu Ishak Ismail Ebul=Atahije der Dichter, gest. i. J. 111 (729). 89) Ebu Ali Ismail Ben Ajaf der Lexicograph, Dichter ums J. 333 (944). 90) Ebul Kasim Es=ßahib Ibnol Ibad der Wesir, gest. i. J. 385 (995). 91) Ebu Tahir Ismail Ibn Chalif der Koransleser Grammatiker, gest. i. J. 455 (1063). 92) Ebu Tahir Ismail El=Mohdi, Fürst von Irak, gest. i. J. 341 (952). 93) Ebul=Manßur Ismail, beygenannt Es=safir der Emir, gest. i. J. 549 (1154). 94) Eschheb Ebu Omru B. Abdollasis der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 204 (819). 95) Ebu Abdallah Eßbaa der Statthalter, gest. i. J. 225 (839). 96) Ebu Said Ak Sankor der Atabege, gest. i. J. 470 (1077). 97) Kasimeddewlet El=Borsaki, der Herr von Moßul, gest i. J. 521 (1127). 98) Ebuß=ßalt Ommeije der Philologe, gest. i. J. 529 (1134). 99) Ebu Waßile Ajas Ibn Moawije der Richter, gest. i. J. 121 (738). 100) Ebu Suleiman Ejub, berühmt als Ibnol Karijet der Wohlredner, gleichzeitig mit Hedschadsch. 101) Ebusch=Schukr Ejub Ben Schadi, beygenannt Nedschmeddin, der Sohn Ssalaheddin's, gest. i. J. 580 (1184).

Der Buchstabe B: 102) Ebu Menad Badis, der Emir Ssinhadsche, geboren i. J. 374 (984). 103) Ebu Manßur Bachtiar, der Fürst der Dilemiten, lebte 374 (984). 104) Ebul=Mosaffer Berkjarok der Seldschuke, gest. i. J. 498 (1104). 105) Ebu Tahir Berekiat El=Choschami, gest. i. J. 598 (1201). 106) El=Ustad Ebul=Futuh Berdscheman, der ägyptische Emir, lebte ums Jahr 387 (997). 107) Ebu Moad Beschar der Dichter, gest. i. J. 168 (784). 108) Ebu Naßr Beschr, beygenannt El=Hafi, gest. i. J. 224 (838). 109) Ebu Abderrahman Beschr El=Merisi der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 218 (833). 110) Ebubekr Bekiar Ben Koteibe der Richter, gest. i. J. 270 (883). 111) Ebubekr Abderrahman El=Karschi, einer der sieben ersten Rechtsgelehrten des Islams, ohne Angabe des Todesjahres. 112) Ebu Osman Bakr Ben Bakijat der Grammatiker, gest. i. J. 249 (863). 113) Ebul=Jubuh Belkin, der Ahn des Badis, der Emir, gest. i. J. 373 (983). 114) Buran, die Tochter Hasans des Wesirs, gest. i. J. 271 (884).

Der Buchstabe T: 115) Tadschol=moluk Ebu Said B. Ejub B. Schadi, beygenannt Medschdeddin, der Neffe Ssalaheddin's, gest. i. J. 579 (1183) 116) Tadscheddewlet Ebu Said Tetesch B. Ali Arslan der Seldschuke, gest. i. J. 522 (1128). 117) Omm Ali Takije die Dichterin, gest. i. J. 559 (1163). 118) Ebu Ghaiib Temam B. Ghalib, berühmt als Ibn Teitani, der Grammatiker aus Cordova, gest. zu Merije i. J. 436 (1044). 119) Ebu Ali Temim Ibnol Moif, der Emir Aegyptens, gest. i. J. 374 (984). 120) Ebu Jahja Temim Ibnol Moif der Emir, regierte ums J. 422 (1030). 121) Schemseddewlet Turan Schah, der Herrscher Aegyptens, der Bruder Ssalahdin's, gest. i. J. 623 (1126).

Der Buchstabe Th, ausgesprochen S: 122) Ebul Husein Sabit der Philosoph, gest. i. J. 288 (900). 123) Ebul=Feif Soban Sin=Nun der Fromme, ohne Angabe der Jahreszahl.

Buchstabe Dsch: 124) Ebu Dschesret Dscherir der Dichter, gest. i. J. 110 (728). 125) Dschaafer Eß=ßadik, der sechste Imam, gest. i. J. 148 (765). 126) Dschaafer El=Barmeki, der Wesir Harun Raschid's. 127) Ebul=fadhl Dschaafer, berühmt als Ibnol=Hinsabet, gest. i. J. 391 (1000). 128) Ebu Mohammed Dschaafer, berühmt als der Gesandte von Bagdad, gest. i. J 500 (1106). 129) Ebu Maascher Dschaafer der Astronom, ohne Angabe des Todesjahres. 130) Ebu Ali Dschaafer der Scheich, gest. i. J. 360 (970). 131) Ebu Ali Dschaafer der berühmte Feldherr, lebte im J. 358 (968). 132) Ebul=fasl Dschaafer, beygenannt Medschdeddin der Dichter, gest. i J. 662 (1263). 133) Emir Dschaaber El=Kasri, gest. i. J. 460 (1067). 134) Ebu Said Dschakar, der Statthalter Amadeddin Sengi's ums J. 527 (1132). 135) Ebu Amru Dschemil, der berühmte Dichter, gest. 82 (701). 136) Ebu Esamet Dschenadet B. Mohammed der Grammatiker, lebte ums Jahr 399) (1008). 137) Ebul=Kasim Dschoneid El=Kawarri der Einsiedler, gest. i. J. 297 (909). 138) Elkaid Dschewher der berühmte Feldherr, gest. i. J. 359 (969). 139) Ebu Manßur Dscheharkes, beygenannt Fachreddin, einer der Großen des Hofes Ssalaheddin's, lebte ums Jahr 608 (1211).

Der Buchstabe H: 140) Ebu Temam Habit der große Dichter, gest. i. J. 234 (848). 141) Ebu Mohammed Hedschadsch der Statthalter, gest. i. J. 95 (713). 142) Ebu Abdol=Hareß B. Esed El=Mohasibi der Scheich, ohne Angabe des Todesjahres. 143) Ebu

Feras El=Hares El=Hamdani lebte im J. 348 (959). 144) Ebu Said Hasan El=Basri der Scheich, ohne Angabe des Jahres. 145) Ebul Hasan B. Mohammed Eß=ßabah Es=Saaferani, der Rechtsgelehrte, der Ueberlieferer, gest. i. J. 260 (873). 146) Ebu Ali Hasan Ben Ebi Hureire der Rechtsgelehrte, gest i. J. 345 (956). 147) Ebu Said Hasan El=Jßtachari der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 328 (939). 148) Ebu Said Hasan Berhem Ettaberi der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 350 (962) 149) Ebu Ali Hasan B. Berhun, gest. i. J. 528 (1133). 150) Ebu Said Hasan Abdollah Mersebani der Grammatiker, gest. i. J. 368 (978). 151) Ebu Ali Hasan B. Ahmed El Farsi, gest. i. J. 377 (987). 152) Ebu Hasan Ahmed El Askeri der Jmam, gest. i. J. 382 (992) 153) Ebu Hasan Ali Ben Reschik der Philologe, gest. i. J. 456 (1063). 154) Ebu Ali Hasan El Medschid der Scheich, ohne Jahrzahl. 155) Ebu Mohammed Hasan Ben Solak der Geschichtschreiber bis ins Jahr 246 (860). 156) Ebu Nesar Hasan, berühmt als Meleken=nohat, d. i. der König der Grammatiker, gest i. J 568 (1172). 157) Ebu Mohammed Hasan Ben Ali Musa Risa der Jmam, gest. i. J 260 (873). 158) Ebu Ali Hasan, berühmt als Ebi Nuwas, gest. i. J 198 (813. 159) Ebu Mohammed Hasan, bekannt als Jbn Wekii, gest. i. J. 598 (1201). 160) Ebubekr Hasan, berühmt als Jbnol=Ola Edh=Dherir, gest. i. J. 319 (931). 161) Ebul=Dschewaif Hasan B. Ali der Secretär von Wasith der Philologe, gest. i. J. 460 (1067). 162) Ebu Ali Hasan, beygenannt Jlmeddin der Rechtsgelehrte und Dichter, gest. i. J. 599 (1202). 163) Ebu Mohammed Hasan, beygenannt Ebul=Heidsche der Dichter, gest. i. J. 357 (967). 164) Ebu Ali Hasan Fena Chosrew der Bujide, gest. i. J 376 (986). 165) Ebu Mohammed Hasan B. Sehl der Wesir, gest. i. J. 235 (849). 166) Ebu Mohammed Hasan, beygenannt El Mohlebi der Wesir, gest. i. J. 352 (963). 167) Ebu Ali Husein, beygenannt Nisamol=mülk der Wesir, gest. i. J. 485 (1092). 168) Ebu Ali Husein, beygenannt Fachrol=kuttab der Secretär, gest. i. J. 586 (1190). 169) Ebu Ali Husein der Metaphysiker, gest i. J. 248 (862). 170) Ebu Ali Husein B. Chaisan der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 320 (932). 171) Ebu Ali Husein, bekannt unter dem Namen El=Kadhi, d. i der Richter, gest i. J 662 (1263). 172) Ebu Ali Hasan Es=Sendschi der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 430 (1038). 173) Ebu Mohammed Husein, bekannt als El=Ferra el=Baghewi, gest. i. J. 510 (1116). 174) Ebu Abdollah Husein, bekannt als Halimi Dschordschani, gest. i. J 403 (1012). 175) Ebu Abdollah Husein El=Fardhi der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 451 (1059). 176) Ebu Abdollah Husein, bekannt als Jbn Chamis El=Kaabi, gest. i. J. 552 (1157). 177) Ebu Moghais Husein El=Halladsch der Mystiker, gest. i. J. 309 (921). 178) Suleiman B. Ebi Said Hasan El=Karmati der Sectenfürst, gest. i. J. 301 (913). 179) Ebu Ali Husein B. Sina der Arzt, Philosoph, gest. i. J. 428 (1036). 180) Ebu Ali Husein, beygenannt El=Chalil der Dichter, gest. i. J. 250 (864). 181) Ebu Abdollah Husein El=Kiatib, d. i. der Secretär, der Dichter, gest. i. J 391 (1000). 182) Ebul Kasim Husein, der Wesir in Maghrib, gest. i. J. 344 (955). 183) Ebu Abdollah Husein B. Chalweih der Grammatiker, Lexicograph, gest. i. J. 370 (980). 184) Ebu Ali Husein El=Dschejani der Ueberlieferer, gest. i. J. 408 (1017). 185) Ebu Abdollah Husein, beygenannt El=Bari der Dichter, gest. i. J. 527 (1132). 186) Jbnol Ahmed El=

Toghraji der Dichter, gest. i. J. 516 (1122). 187) Ebul=fewaris Husein, berühmt als Ibnol=Chasin der Sectirer, gest. i. J. 502 (1108). 188) Ebu Abdollah Husein, bekannt als Esch=Schii, lebte ums Jahr 302 (914). 189) Ebu Selmet Haff El=Hilal, der Wesir Soffi's, gest. i. J. 132 (749). 190) Ebu Ismail Hammad, der Sohn Ebi'Hanife's, gest. i. J. 176 (792). 191) Ebul=Kasim Hammad, beygenannt Er=Riwajet, gest. i. J. 158 (774). 192) Ebu Amru Hammad, bekannt als Adscherd der Dichter, gest. i. J. 161 (777). 193) Ebu Suleiman Ben El=Chattab der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 388 (998). 194) Ebu Amare Hamsa, bekannt als Es=Sejat, einer der sieben Leser, gest. i J. 156 (772). 195) Ebu Seid Honein, der berühmte Arzt, gest i. J. 260 (873). 196) Ebu Merwan B. Halef, der Geschichtschreiber Syriens, gest. i. J. 469 (1076).

Der Buchstabe Ch: 197) Ebu Seid Charidsche, einer der sieben ersten Rechtsgelehrten, gest. i. J. 99 (717). 198) Ebu Haschim Chalid B. Jesid B. Moawije der Alchemiker, gest. i. J. 58 (677). 199) Ebu Jesid Ben Chalid, Emir in Fars, gest. i. J. 115 (733). 200) Ebul=Abbas El=Chidhr der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 567 (1171). 201) Ebul=Kasem Chalef der Geschichtschreiber, gest. i. J. 578 (1182). 202) Ebu Omer Chalifet, bekannt als Schebab der Geschichtschreiber gest. i. J. 230 (844). 203) Ebu Abderrahman Chalid El=Ferahide der Metriker, gest. i. J. 170 (786). 204) Ebul=Dschisch Chumarüjet, der Sohn Tulun's, gest. i. J. 276 (889).

Der Buchstabe D: 205) Ebu Suleiman Daud, berühmt als Es=Sahiri der Fromme, gest. i. J. 70 (689). 206) Ebu Suleiman Daud, Sohn Ssalaheddin's, gest. i. J. 632 (1234). 207) Ebul=Aghardi's Nureddewlet, der Emir von Hellet, gest. i. J. 519 (1125). 208) Ebu Daabel der Dichter, geboren i. J. 148 (765). 209) Ebubekr Delf von Bagdad, gest. i. J. 334 (945). 210) Ebul Motaa Sulkarnein der Emir, gest. i. J. 428 (1036).

Der Buchst. R: 211) Rabiaat El=Adewijet die fromme Frau, ohne Jahreszahl. 212) Ebu Osman Rebiaat, bekannt als Rebiaat Rei der Gesetzgelehrte, gest. i. J. 130 (747). 213) Ebu Mohammed er=Rebii der Gebetausrufer, gest. i. J. 270 (883). 214) Ebu Mohammed er=Rebii B. Daud el=Aaredsch, gest. i. J. 256 (869). 215) Ebul=Kasem er=Rebii B. Junis, Zeitgenosse Mehdi's des Chalifen. 216) Ebul=Mokaddem Ridscha el=Kendi, gest. i. J. 112 (730). 217) Ebu Mohammed el=Idschadsch der Dichter, ohne Angabe des Todesjahres. 218) Ebu Hatim Ruh der Statthalter, gest. i. J. 170 (786).

Buchstabe S (lindes): 219) Ebu Abdollah Sobeir der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 256 (869). 220) Ebu Abdollah es=Sobeiri der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 320 (932). 221) Omm Dschaafer Sobeide, die Gemahlin Haruns, gest. i. J. 216 (831). 222) Ebul Hudeil Sifr, der fromme Gelehrte, gest. i. J 158 (774). 223) Ebu Dolama Send der Philologe, gest. i. J. 161 (777). 224) Amadeddin Sengi B. Ak Sonkor, gest. i. J. 541 (1146). 225) Amadeddin Sengi B. Kotbeddin Mewdud, gest. i. J. 594 (1197). 226) Ebul=fadhl Soheir el=Behaeddin, der Vater Ssalaheddin's, gest. i. J. 656 (1258). 227) Ebu Mohammed Sijad el=Bekaili, gest. i. J. 133 (750). 228) Ebul Jamm Seid Tadscheddin el=Kendi der Philologe, gest. i. J. 642 (1244). 229) El=Emir Seiri Ben Menad, lebte ums J. 360 (970). 230) Ommol=Moejed B. Seineb Hurre, geboren i. J. 608 (1211).

Der Buchstabe Sin (scharfes S): 231) Ebu Amru Selim der Rechtsgelehrte, ohne Jahreszahl. 232) Ebubekr Selim B. Rawi Aaßim, gest. 193 (808). 233) Ebu Naßr Sabur, beygenannt Behaeddewlet der Wesir, gest. i. J. 403 (1012). 234) Ebu Hasan Sera B. Maghlas Es=Sokti der Mystiker, gest. i. J. 257 (870). 235) Ebul Hasan esch=Schera der Dichter, gest. i. J. 360 (970). 236) Ebulfewaris Saad der Dichter, gest. i. J. 540 (951). 237) Ebul Maali Saad el=Chatiri, bekannt unter dem Namen Delal el=Kutub, d. i. Mäkler der Bücher, gest. i. J. 558 (1162). 238) Ebu Abdollah Ben Dschehir, einer der Jünger des Propheten, ohne Jahrzahl. 239) Ebu Mohammed Said B. el=Moseijeb, einer der ersten sieben Gesetzlehrer, gest. i. J. 95 (713). 240) Ebu Seid el=Anßari der Philologe der Dynastie Aßmani's, ohne Jahrzahl. 241) Ebul Husein Said el=Achfesch der Grammatiker, gest. i. J. 215 (830). 242) Ebu Mohammed Said B. el. Mobarik der Philologe, gest. i. J. 599 (1202). 243) Ebu Abdollah, Sohn Es=Semri aus Indien, gest. i. J. 62 (681). 244) Ebu Mohammed Sofian, gest 198 (813). 245) Es=Seidet Sekinet, die Tochter Huseins, des Sohnes Ali's, gest. 117 (735). 246) Selim Ibn Ejub, der trefflichste der Philologen, gest. i. J. 491 (1097). 247) Ebu Ejub Suleiman B. Jesar, einer der ersten sieben Rechtsgelehrten, gest. i. J. 107 (725). 248) Ebu Mohammed Suleiman B. Mehran, bekannt als El=Aamesch der Imam, gest. i. J. 148 (765). 249) Ebu Daud Suleiman Es=Sedschestani der Ueberlieferer, gest. i. J. 75 (694). 250) Ebu Musa Suleiman, berühmt als El=Dscha'hif der Grammatiker, gest. i. J. 305 (917). 251) Ebul Kasim Suleiman El=Lachmi der Ueberlieferer, gest. i. J. 360 (970). 252) Ebul Welid Suleiman el=Badschi, gest. i. J. 426 (1034). 253) Ebu Ejub Suleiman Wesir Manßur's, Nachfolger Chalid Bermeg's. 254) Ebu Ejub Suleiman, der Secretär Jesids, des Sohnes Sofian's. 255) Ebul Hares Sindschar B. Melikschah der Seldschuke, gest. i. J. 552 (1157). 256) Ebu Mohammed Et=Tusteri der Fromme, gest. i. J. 273 (886). 257) Ebu Hatim Sehl der Lexikograph, gest. i. J. 248 (862). 258) Ebul=feth Sehl, der Rechtsgelehrte aus Iran, gest. i. J. 499 (1105). 259) Ebut=taib Suleiman Eß=ßaaluki, gest. i. J. 337 (948).

Der Buchstabe Sch: 260) Ebu Schudschaa Schawer, gest. i. J. 564 (1168). 261) Ebul=Kasem Schahinschah, der Feldherr Aegyptens, lebte ums Jahr 490 (1096). 262) Nureddewlet Schehmschah der Ejubide, gest. i. J. 628 (1230). 263) Ebudh=Dhokak Schebib el=Charidschi, der Empörer unter dem Chalifate Abdolmelik B. Merwan's, gest. i. J. 77 (696). 264) Ebu Ommije Scherik der Richter, gest. i. J. 99 (717). 265) Ebu Abdollah Scherik der Richter, gest. i. J. 177 (793). 266) Faron=Nas Schehdet die Secretärin, gest. i. J. 475 (1082). 267) Ebul=Hares Schirkuh, gest. i. J. 637 (1239).

Der Buchstabe Ssad (das schärfste S). 268) Ebu Omer Ssalih el=Dschiremi der Grammatiker, gest. i. J. 225 (839). 269) Esededdin Ebu Ali Ssalih der Beduine, der Feldherr, gest. i. J. 417 (1026). 270) Ssaid El=rubii der Lexicographe in Andalus, ums Jahr 380 (990). 271) Ebul Hasan Ssadaka, beygenannt Seifeddewlet, gest. i. J. 500 (1106).

Der Buchstabe Dha (Dh): 272) Ebu Babr Edh=Dhohak, bekannt unter dem Namen Ahnef, gest. i. J. 70 (689).

Der Buchstabe Th: Ebu Abderrahman Taus, einer der Jünger ums Jahr 104 (722). 274) Ebut-Taib Tahir Taferi der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 348 (954). 275) Ebul-Hasan Tahir der Grammatiker, gest. i. J. 469 (1076). 276) Ebut-taib Tahir, der Feldherr Mamuds, gest. i. J. 207 (822). 277) Ebulfewaris Seifeddin Toghtekin B Ejub, gest. i. J. 565 (1169). 278) Ebul-gharet B. Refik, beygenannt El-melik Eß-ßalih, gest. i. J. 591 (1199). 279) Ebu Said Taifur el-Bestami der Einsiedler, geboren i. J. 261 (874).

Der Buchstabe Sa (lindes S): 280) Ebulesmed Salim Edduli, einer der Jünger, mit Ali ermordet. 281) Ebul-Manßur Safir el-Hadad der Dichter, gest. i. J. 46 (666)

Der Buchstabe Ain: 282) Ebubekr Aaßim der Koransleser, gest. i. J. 27 (647). 283) Ebu Seidet Aamir el-Eschaari der Imam, gest. i. J. 107 (725). 284) Ebu Amru Aamir der Prophetenjünger, gest. i. J 105 (723). 285) Ebulfadhl el-Abbas el-Ahmed der Dichter, gest. i. J. 150 (767). 286) Ebulfadhl el-Abbas Er-rejaschi der Lexicograph, lebte ums Jahr 257 (870). 287) Ebu Abderrahman Abdollah der Fromme und Gelehrte, gest. i. J. 181 (797). 288) Ebu Mohammed Abdollah, der Vater Melik's, gest. i. J. 114 (732). 289) Ebu Mohammed Abdollah El-Karschi der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 197 (812) 290) Ebu Abderrahman Abdollah Ebi Lehiaut, der Ueberlieferer, Richter zu Cairo i. J. 155 (771). 291) Ebu Mohammed Abderrahman Abdollah, berühmt als Kaani der Ueberlieferer, gest. i. J 221 (835). 292) Ebu Said Abdollah Ben Kesir, einer der sieben ersten Leser der Bücher gest. i. J. 121 (788). 293) Ebu Mohammed Abdollah der Grammatiker, gest. i. J. 296 (908). 294) Ebu Mohammed Abdollah, der Richter von Fes, der Grammatiker, gest. i. J. 347 (958). 295) Ebul Kasem Abdollah el-Balchi, das Sectenhaupt der Motesele, gest. i. J. 319 (931). 296) Ebubekr Abdollah, berühmt unter dem Namen el-Kafal der Imam, gest. i. J. 417 (1026). 297) Ebu Mohammed Abdollah El-Dschuweini der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 434 (1042). 298) Ebu Seid Abdollah ed-Debusi der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 433 (1041). 299) Ebul Kasem Mohammed Abdol-Mortesa der Richter, gest. i. J. 511 (1117). 300) Ebu Said Abdollah, beygenannt Scherefeddin der Ueberlieferer, gest. i. J. 585 (1189). 301) Ebulferdsch Abdollah, beygenannt der Mund von Moßul, der Rechtsgelehrte, zugleich Philolog und Dichter, gest. i J. 582 (1186). 302) Ebu Mohammed Abdollah, beygenannt Dschelal der Rechtsgelehrte, gest. i. J 610 (1213). 303) Ebul Abbas Abdollah, der Nachkomme Harun Raschids im vierten Gliede, der Chalif, Philologe, gest. i. J. 296 (908). 304) Ebu Mohammed Abdollah B. Taba Taba, die Tochter Ali's, gest. i. J. 348 (959). 305) Ebul-Abbas Abdollah el-Chosaai, gest. i. J. 228 (842). 306) Ebul-Emid Abdollah der Dichter, ohne Jahrzahl. 307) Ebul-Abbas Abdollah, berühmt als Ibn Schirschir der Dichter, gest. i. J 203 (818). 308) Ebu Mohammed Abdollah der andalusische Dichter, ohne Jahrzahl. 309) Ebu Mohammed Abdollah el-Batliusi der Philologe, gest. i. J. 521 (1127). 310) Ebul Kasim Obeidollah B. Nakia, Dichter, Philolog, Lexicograph, gest. i. J. 485 (1092). 311) Ebul-Baka Abdollah der Grammatiker, gest. i. J. 610 (1213). 312) Ebu Mohammed Abdollah, berühmt als Ibnol-Chaschab der Grammatiker, Philologe, Genealoge, Ueberlieferer, gest. i. J. 557 (1161). 313) Ebul Welid Abdollah Ben el-Fardhi der Geschichtschreiber, Ueberlieferer,

von Andalus, reiste i. J. 382 (992) nach Osten. 314) Ebu Mohammed Abdollah, bekannt als Ruschati der Ueberlieferer, gest. i. J. 542 (1174). 315) Ebu Mohammed Abdollah Ibn Beri der Grammatiker, Lexicograph, gest. i. J. 582 (1186). 316) Ebu Mohammed Abdollah, beygenannt el-Aadhid der letzte der Fatimiten in Aegypten, gest. i. J. 567 (1171). 317) Ebu Redad Abdollah el-Baßri ein frommer Mann, gest. i. J. 279 (892). 318) Ebu Abdollah Obeidollah el-Hefeli, einer der ersten sieben Rechtsgelehrten des Islams, gest. i. J. 202 (817). 319) Ebu Mohammed Abdollah, beygenannt Mehdi, der Stifter der Dynastie, gest. i. J. 322 (933). 320) Obeidollah B. Abdollah, ein bey Mamun als Reis in Ansehen stehender Name, gest. i. J. 223 (837). 321) Ebul-Hakem Obeidollah, bekannt als El-Maghribi der Philosoph, gest. i. J. 549 (1154). 322) Ebu Isa Abderrahman el-Anßari, ein Jünger, gest. i. J. 82 (701). 323) Ebu Amru Abderrahman el-Ewsaai der Gelehrte, gest. i. J. 157 (773). 324) Ebu Abdollah Abderrahman der Einsiedler, Rechtsgelehrter, gest. i. J. 191 (806). 325) Ebu Suleiman Abderrahman der Einsiedler, gest. i. J. 205 (820). 326) Ebu Kasem Abderrahman el-Fewsani der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 461 (1068). 327) Ebu Said Abderrahman der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 478 (1085). 328) Ebu Manßur Abderruhman, bekannt als Ibn Asakir der Rechtsgelehrte, gest. i. J. 620 (1223). 329) Ebul Kasem Abderrahman Es-sudschadschi der Grammatiker, gest. i. J. 337 (948).

234.

الوافي بالوفيات

d. i. Was von den Sterbefällen genüget, von Ssafedi, dessen Todesjahr sich weder in dem bibliographischen Wörterbuche, noch in den chronologischen Tafeln Hadschi Chalfa's findet, doch gibt dasselbe Sachawi, der Fortsetzer Sehebi's, im J. 764 (1262), so daß derselbe 80 Jahre später als Ibn Challikian starb. Sein ganzer Name ist Ssalaheddin Ebuß-ßafa Chalil Ibn Ibek Eß-ßafedi.

Die Einleitung handelt in 14 Abschnitten: 1) Von der Zeitrechnung; 2) von der Ableitung und dem Sinne des Wortes Tarich; 3) von der Geschichtschreibung; 4) von den Beziehungen des Geschichtschreibers zum Geburtsorte, Aufenthaltsorte, seiner Profession, Secte, Zunft, Familie; 5) von der Definition der Wissenschaft, dem Beynamen (Kunijet), Vornamen (Lakab), Bezugnamen (Mensub), der letzte in Bezug auf den Geburtsort, Aufenthaltsort, die Secte, Profession u. s. w.; 6) von der Schreibung und dem Alphabete nach den einzelnen Buchstaben desselben; 7) von der Methode, der Geschichtschreibung nach Jahren oder Materien; 8) von den Sterbefällen und Nekrologen; 9) von dem Nutzen der Geschichte; 10) von den Sitten des Geschichtschreibers. Von den vorzüglichsten Geschichten. 1) Geschichten des Orients, sechzig. 2) Geschichten Aegyptens, zehn. 3) Geschichten des Westens (Maghrib), zwanzig. 4) Geschichte von Jemen und Hedschaf, vier. 5) Universalgeschichten, vierzig. 6) Geschichten der Chalifen, sechzehn. 7) Geschichten der Könige, zwanzig. 8) Geschichten der Wesire und Statthalter, zehn. 9) Geschichten der Richter, acht. 10) Geschichten der Koransleser, vier. 11) Geschichten der Gesetzgelehrten, sechzehn. 12) Geschichten der Priester, dreyzehn. 13) Verschiedene Geschichten, acht und zwanzig. 14) Bücher der Ueberlieferer, vier. Also in Allem zwey-

hundert und siebzig geschichtliche Werke, der reichste Apparat, welchen, Hadschi Chalfa's bibliographisches Werk ausgenommen, irgend ein bekanntes geschichtliches der Araber, Perser und Türken aufführt.

Erstes Hauptstück: Die Mohammede. Zuerst die Biographie des Propheten in 18 Blättern. Dann: 1) Mohammed, der Vater des Propheten. 2) M. B. M. Bagherdi der Ueberlieferer, gest. i. J. 312 (924). 3) Mohammed B. Abdallah el-Bahili der Ueberlieferer, gest. 314 (936). 4) M. B. M. B. Akbat Esch-Scheibani der Scheich, gest. 309 (921). 5) M. B. M. B. Ibrahim En-Nesewi der Gesetzgelehrte, ohne Sterbejahr. 6) M. B. M. B Ahmed el-Chosaai der Grammatiker, gest. 349 (960). 7) M. B. M. B. Bakijet, der Wesir Ebn Tahir's, gest. 367 (977). 8) M. B. M. B. Abdallah el-Homaire der Grammatiker, gest. 339 (950). 9) M. B. M. B. Ismail el-Dschesuni der fromme Mann, gest. 291 (903). 10) M. B M. B. Isa, bekannt als Ibnol-Werd der Ueberlieferer, gest. 263 (876). 11) M. B. M. B. Chalid Et-Towaire der Richter, gest 317 (929). 12) M. B M. B. Tarchan el-Farjabi der Philosoph, gest. 339 (950). 13) M. B. M. B. Idris der Richter von Dschesiret, gest. 242 (856). 14) M. B. M. B. el-Kahir, gest. 395 (1004). 15) M. B. M. B. Dschemil der Ueberlieferer, gest. 346 (957). 16) M. B. M. B. Jakub der Fromme, gest. 368 (978). 17) M. B. M. B. Ahmed el-Hafif En-Nisaburi, gest. 378 (988). 18) M. B. M. B. Abdallah der Richter, gest. 114 (732). 19) M. B. M. B. Naaman, bekannt als Scheich el-Mofid, ohne Sterbejahr. 20) M. B. M. B. Dschaafer der Richter, bekannt als Ibn Dokak, gest. 392 (1001). 21) M. B. M. B. Ebulferdsch el-Akeri der Secretär, gest. 423 (1031). 22) M. B. M. B. Ahmed, bekannt als Ibnes-Semal, gest 458 (1065). 23) M. B. M. B. Isa el-Chischi el-Baßri der Grammatiker, gest. 438 (1046). 24) M. B. M. B. Omer der Nakib der Aliden zu Kufa, gest. 403 (1012). 25) M. B. M. B. Ibrahim der Rechtsgelehrte, der Hanefite, gest. 419 (1028). 26) M. B. M. B. Ali B. Abdallah B. Husein el-Aßghar, geboren 358 (949). 27) M. B. M. En-Naßihi En-Nisaburi, gest. 455 (1063). 28) M. B. M. B. Ahmed Esch-Schamati, gest. 474 (1081). 29) M. B. M. B. Ibrahim Elbesas, gest. 440 (1048). 30) M. B. M. B. Ahmed der Dichter, gest. 443 (1051). 31) M. B. M. Ebulfeth der Secretär von Bagdad, gest. 155 (771). 32) M. B. M. B. Ali el-Haschimi Es-Seini, gest. 445 (1053). 33) M. B. M. B. Abdallah der Richter von Bagdad, gest. 468 (1075). 34) M. B. M. B. Ali der Ueberlieferer in Irak, gest. 499 (1105). 35) M. B. M. B. Ahmed Senedetol-Ißfahani, gest. 530 (1135). 36) M. B. M. B. Dschehir, der Wesir Fachreddewlet's, gest. 483 (1098). 37) M. B. M. B. Ahmed Ibn Hemiman, gest. 490 (1096). 38) M. B. M. B. Aischun Mowefikol-melik der Astronome, gest. 506 (1112). 39) M. B. M. B. Abdallah, bekannt als Elfelanki, gest. 535 (1140). 40) M. B. M. B. Omar B. Kotrob der Dichter, gest. 156 (772). 41) M. B M. B. Abdol Hamid der Philologe, der Dichter, gest. 589 (1193). 42) M. B. M. B. Ali Ebulfeth el-Harim der Prediger, gest. 509 (1115). 43) M. B. M. B. Jakub der fromme Mann, gest. 368 (978). 44) M. B. M. B. Arus der Dichter, der Secretär, gest. 280 (893). 45) M. B. M. B. Abdallah el-Baßri der Grammatiker, gest. 320 (932). 46) M. B. M. B. Wischah der Rechtsgelehrte, gest. 333 (944). 47) M. B. M. B. Ssalih der Dichter, gest. 529 (1115). 48) M. B. M. B. Hamed Katibol Ißfahani, gest. 519 (1125), drey volle Blätter, sehr ausführlich. 49) M. B. M. B.

Chalid Ibnol Kaisrani der berühmte Secretär, gest. 556 (1161). 50) M. B. M. B. Safer der Secretär, der große Philologe, gest. 954 (1159). 51) M. B. M. B Seid B. Ali B. Musa Esch-Scherif, gest. 490 (1096). 52) M. B. M. B. Ebi Hanife Elferdhi. 53) M. B. M. B. Ebilwefa der Richter, gest. 537 (1142). 54) M. B. M. B. Hasan el-Chatib el-Iskafi, gest. 553 (1158). 55) M. B. M. B. Husein el-Chorasani der Ueberlieferer, lebte ums J. 606 (1209). 56) M. B. M. B Abdeß-ßamed, der Dichter, der Secretär, gest. 126 (743). 57) M. B. M B. Erafii, gest. 560 (1164). 58) M. B. M. B. Abdol-kerim der Wohlredner, gest. 606 (1209). 59) M. B. M. B. Ebi Thalib Ebul-Chattab der Arzt, gest. 500 (1106). 60) M. B. M. B. el-Kasem el-Achsiketi, gest. 522 (1128). 61) M. B. M. B. Salih der Secretär. 62) M. B. M B. el-Mobarek, gest. 593 (1196). 63) M. B. M. B. Ibnol-Mobarek der Secretär, der Dichter, gest. 595 (1198). 64) M. B. M. B. el-Enbari, Verfasser des Dewanol Inscha, gest. 575 (1179). 65) M. B. M. B. Mewahib Ebul-Ghasa der Dichter, gest. 576 (1180). 66) M. B M. B. Saadollah B. el-Kilas el-Karchi der Dichter, gest. 570 (1174). 67) M. B M. B. Ahmed Abu Thalib der Koransleser, gest. 332 (943). 68) M. B. M. B. Ahmed B. Ebu Dschaafer der Ueberlieferer, gest. 479 (1006). 69) M. B. M. B. Ahmed Esch-Schubla el-Kaßar, gest. 472 (1079). 70) M. B. M. B. Ahmed, bekannt als Ibnol-Lahas, ohne Todesjahr. 71) M. B. M. B. Ahmed B. el-Mohtedi, gest. 517 (1123). 72) M. B. M. B. Ahmed B. Ebul-Kasem Ebu Seaadat, ohne Sterbejahr. 73) M. B. M. B. Ahmed der Kanzelredner zu Bagdad, gest. 499 (1105). 74) M. B. M. B. Ahmed Ebul-Chattab der Dichter, ohne Sterbejahr. 75) M. B. M. B. Ahmed, bekannt als Ilham, gest. 616 (1219). 76) M. B. M. B. Dschaafer B. Lankek der Grammatiker, ohne Sterbejahr. 77) M. B. M. B. Dschumhur Esch-Schaabani der Philologe, ohne Sterbejahr. 78) M. B. M. B. Dschoneid der Scheich, lebte ums Jahr 520 (1126). 79) M. B. M. B. Hasan ed-Dinari, gest. 453 (1061). 80) M. B. M. B. Hasan B. Husan B. Hasankweih, gest. 157 (773). 81) M. B. M. B. Husein, beygenannt Saimol-Kufat der Kämmerer, gest. 501 (1107). 82) M. B. M. B. Husein el-Awani, gest. 523 (1128). 83) M. B. M. B. Husein B. Chalif B. el-Ferra der Rechtsgelehrte, gest. 527 (1132). 84) M. B. M. B. Husein B. Kasim B. Chamis Ebul-berekiat, gest. 531 (1136). 85) M. B. M. B. Husein, bekannt als Seinoleimmet, gest. 645 (1247). 86) M. B. M. B. Hamdan, Gefährte des Propheten. 87) M. B. M. B. Chattab der Prediger, gest. 579 (1183). 88) M. B. M. B. Ibad der Koransleser, der Grammatiker, gest. 334 (945). 89) M. B. M B. Safiani Ed-Debas der Rechtsgelehrte. 90) M. B. M. B. Abdallah el-Ghasal der Koransleser, gest. 620 (1223). 91) M. B. M. B. Abdallah el-Ghasal, der Bruder des Vorigen. 92) M. B. M. B. Abdol-dschelil, bekannt als Ibnol-Kutah. 93) M. B. M. B. Abderrahman B. Husem, bekannt als Ibnol-Chaschab, gest. 540 (1105). 94) M. B. M. B. Abderrahman der Kanzelredner Keschmirini, gest. 578 (1182). 95) M. B. M. B. Abdolasis Abbas, gest. 515 (1121). 96) M. B. M. B. Abdol-Kahir B. Hischam Ibnol Tusi, gest. 518 (1124). 97) M. B. M. B. Abdekun, berühmt als Ibnodh-Dhadschet, gest. 572 (1176). 98) M. B. M. B. Abdol-Wahid Ibneß-ßabagh, geb. 493 (1099). 99) M. B. M. B. Abdol-Wahid Eß-ßabagh, gest. 615 (1218). 100) M. B. M. B. Abdol-wehhab, bekannt als Ibn Sekine, gest. 581 (1185). 101) M. B.

M. B. Abdallah B. Es-Sechin Eß-ßairefi, ohne Sterbejahr. 102) M. B. M. B. Ali Ibn Mokla, der Sohn des Wesirs. 103) M. B. M. B. Ali, gest. 445 (1053). 104) M. B. M. B. Ali Ebul-Motak El-heiti der Dichter, gest. 499 (1105). 105) M. B. M. B. Ali Ibn Chosrew Balchi, gest. 514 (1120). 106) M. B. M. B. Ali B. Thalib, bekannt als Ibnet-Tatuh, gest. 544 (1149). 107) M. B. M. B. Ali, bekannt als Ibnol-Moawwedsch, gest. 565 (1169). 108) M. B. M. B. Said, Sohn des großen Ssahib, des Wesirs Gönners der Wissenschaften. 109) M. B. M. Scheich Ebtereddin, geboren 606 (1209). 110) M. B. M. B. M. Et-Tai der Scheich. 111) M. B. M. B. Ibrahim, bekannt unter dem Namen Sebil, mit dem Beynamen Moheseheddin, gest. 658 (1259). 112) M. B. M. B. Ali B. Ebulferedsch Ibner-Rebab der Prediger, gest. 655 (1257). 113) M. B. M. B. Hasan Naßireddin Ebu Abdallah el-Tusi der Philosoph, gest. 972 (1273). 114) M. B. M. B. Abderrahman B. Rafii der Richter, gest. 672 (1273). 115) M. B. M. B. Ebu Thalib el-Alkami der Wesir, gewidmet dem Chalifat. 116) M. B. M. B. Ali Ibnol Aarabi et-Tei der Mystiker, gest. 656 (1258). 117) M. B. M. B. Abdol-asis B. Rustem el-Eschaardi der Dichter, gest. 656 (1258). 118) M. B. M. B. Abderrahman B. Ahmed B. Hebet Ibn Karnaß, gest. 662 (1263). 119) M. B. M. B. Ali B. Abdallah B. Arabi Amadeddin, gest. 657 (1259). 120) M. B. M. B. Ejub B. Schadi El-Melek el-Kiamil, geb. 576 (1180). 121) M. B. M. B. Ali B. Ghamjun der Scheich, gest. 649 (1251). 122) M. B. M. B. El-Mobarek, bekannt als el-Dschebai der Philologe. 123) M. B. M. B. Ahmed B. Abderrahman, bekannt als Ibn Mohris, gest. 555 (1160). 124) M. B. M. Ssalis Saaeddin der Andalusier von Malaga, gest. i. J. 662 (1263). 125) M. B. M. B. Ebubekr Ebulfeth el-Ebjurdi der Ueberlieferer, geboren 600 (1203). 126) M. B. M. B. Ebisaad B. Ahmed der Prediger, gest. 669 (1270). 127) M. B. M. B. Hebetollah B. Hemil Erß-ßadrol-Kebir Amadeddin. 128) M. B. M. B. Abbas B. Ebubekr Ebu Abdallah el-Anßari, gest 682 (1283). 129) M. B. M. B. Ibrahim B. Ebibekr Ibn Challikian, Bruder des Biographen, geboren 603 (1206). 130) M. B. M. B. Abdallah B. Melik der Imam, der Wohlredner, der Rechtsgelehrte. 131) M. B. M. B. Akail Fachreddin, gest. 693 (1293). 132) M. B. M. B. Selim B. Jusuf B. Ssaid der Richter, gest. 694 (1294). 133) M. B. M. B. Abdallah, bekannt als el-Esed (der Löwe) der Scheich, gest. 609 (1212). 134) M. B. M. B. Jusuf B. Naßr, der Herr von Andalus, gest. 709 (1309). 135) M. B. M. B. Ibrahim Husein B. Seraka der Andalusier, gest. 662 (1263). 136) M. B. M. B. Behram von Damaskus, gest. 905 (?) 705 (1305). 137) M. B. M. B. Jahja B. Abbas el-Busdschani, gest. 387 (997?). 138) M. B. M. B. Jusuf B. el-Hedschadsch Ebu naßr et-Tusi, gest. 348 (959?). 139) M. B. M. B. Abdallah Ebu Hamid Schehrsori der Richter, gest. 584 (1188). 140) M. B. M. el-Keschmihini der fromme Mann. 141) M. B. M. Et-Tekriti, gest. 618 (1221). 142) M. B. M. B. Moslemet von Sevilla, gest. 680 (1281). 143) M. B. M. B. el-Jameri El-Obosi. 144) M. B. M. B. Suleiman el-Anßari, bekannt als Ibn Ebilbaka, gest. 610 (1213). 145) M. B. M. B. Nuh el-Fafiki der Richter, gest. 614 (1217). 146) M. B. M. B. Dschebhür El-esedi der Philologe. 147) M. B. M. B. Selim Eß-ßahib, Sohn des Wesirs Behaeddin, geboren 707 (1307).

148) M. B. M. B. Dschaafer B. Ahmed B. Ghanim Ibnol-Dschaaferijet, gest. 606 (1209). 149) M. B. M. B. Ahmed B. Dschemaleddin Et-taberi El-Amuli, lebte i. J. 710 (1310). 150) M. B. M. B. Husein B. Atik B. Reschik der Richter, gest. 720 (1320). 151) M. B. Ali der Rechtsgelehrte, der Ueberlieferer, gest. 722 (1322). 152) M. B. M. B. Haris B. Ali der Koransleser, gest. 722 (1322). 153) M. B. M. B. Mahmud B. Merdasch Schehabeddin, ohne Sterbejahr. 154) M. B. M. B. Sehl des Wesirs, der Eremite von Granada, gest. 730 (1329). 155) M. B. M. B. Kasim der Imam, gest. 734 (1332). 156) M. B. M. B. Esch-Scheich Abdallah, vierthalb Blätter. 157) M. B. M. B. Abderrahman von Tunis, gest. 737 (1336). 158) M. B. M. B. Ali B. Motii Kemaleddin el-Abd el-Koschairi, gest. 710 (1310). 159) M. B. M. B. Abdol Kadir-el-Anßari der Scheich. 160) M. B. M. B. Abderrahman Bedreddin, der Richter der Richter. 161) M. B. M. B. Ebol-monim der Secretär, der Richter, der Dichter, geb. 695 (1295). 162) M. B. M. B. Abdallah B. Ssaghir der Arzt, geboren 691 (1291). 163) M. B. M. B. Isa B. Nahem B. Nedschdet der Dichter. 164) M. B. M. B. Ahmed Dschelaleddin el-Kendi, gest. 724 (1323). 165) M. B. M, bekannt als Ibnol-Dschebeli el-Ferdschubi, gest. 737 (1336). 166) M. B. M. B. Abdol-kerim B. Redhwan, bekannt als Ibnol-Moßuli, gest. 699 (1299). 167) M. B. M. der Imam Schemseddin Sefakasi 168) M. B. M. Hasan Scheich Schemseddin Ben Netate der Dichter, gest. 749 (1348). 169) M. B. M. B. Mahmisch, gest. 400 (1009). 170) M. B. M. B. M. B. Dschehir, der Wesir Amadeddewlet's. 171) M. B. M. B. Ebu Abdallah Et-Talkani der Ssofi. 172) M. B. M. B. M. El-Abkeri, gest. 472 (1079). 173) M. B. M. B. M. Seineddin Ebu Hamid Ghasali el-Tusi der Rechtsgelehrte, gest. 505 (1111). 174) M. B. M. B. M. B. Hamid B. Benik. 175) M. B. M. B. Husein B. Abdallah B. es-Suker, bekannt als Ibnol-Moawwedsch. 176) M. B. M. B. M. B. Abdolasis der Ueberlieferer, gest. 524 (1124). 177) M. B. M. B. M. B. Omer Ebu Mohammed el-Anßari der Ueberlieferer. 178) M. B. M. B. M. B. Abdallah B. Ahmed B. M. El-Beidhawi, gest. 470 (1077). 179) M. B. M. B. M B. Abdallah der Rechtsgelehrte, geboren 517 (1123). 180) M. B. M. B. M. Rokneddin Ebu Hamid, bekannt als el-Amedi, gest. 615 (1218) 181) M. B. M. B. M B. Benan el-Enbari der Philologe, gest. 695 (1295). 182) M. B. M. B. M. Scheich Burhaneddin Nesefi der Logiker, gest. 687 (1288). 183) M. B. M. B. M. B. Amruk, gest. 665 (1266). 184) M. B. M. B. Abdolmedschid, bekannt als Ibnol Mola, gest. 656 (1258). 185) M. B. M. B. M. Babel Monim, bekannt als der Kanzelredner von Hama, gest. 691 (1291). 186) M. B. M. B. M. Isseddin, der Sohn des Wesirs Alkami, der Grammatiker. 187) M. B. M. B. M B. Hebetollah B. Amadeddin el-Kiatib, gest. 720 (1320). 188) M. B M. B. M. Iftichareddin. 189) M. B. M. B. M. B. Ahmed Seineddin Ebu Hamed el-Osmani der Rechtsgelehrte, gest. 705 (1305). 190) M. B. M. B. M. B. Dschenraat Ben Asakir der Rechtsgelehrte, gest. 643 (1245), acht Blätter. 191) M. B. M. B. M. B. Seidon-nas der Scheich Imam, gest. 744 (1343). 192) M. B. M. B. M. B. Ebil-Hasan B. Nebeta el-Fariki, der berühmte Dichter, mit welchem sich Ssafedi i. J. 732 (1331) in Cairo befand. Nach diesen 192, oder mit dem Propheten 193 Mohammeden, deren Väter ebenfalls Mohammed hießen, folgen die Mohammede, deren Väter

einen andern Namen als Mohammed trugen, und die nach diesen Namen der Väter in alphabetischer Ordnung folgen.

194) Mohammed B. Adam B. Kemal, gest. 414 (1033), der Hafif. 195) Mohammed B. Aban, der Wesir von Balch, der Ueberlieferer, gest. 110 (728). 196) M. B. Aban, der Secretär Naßr B. Manßur B. Besam's. 197) M. B. Ebi Kaab, gest. 63 (682). 198) M. B. Ibrahim der Hafif, gest. 173 (789). 199) M. B. Ibrahim der Rechtsgelehrte, gest. 281 (894). 200) M. B. Ibrahim B. Monser der Rechtsgelehrte, gest. 318 (930). 201) M. B. Ibrahim der Astronome. 202) M. B. Ibrahim, berühmt unter dem Namen Taba Taba der Dichter, lebte i. J. 197 (812). 203) M. B. Ibrahim der Gebetausrufer, gest. 250 (864). 204) M. B. Ibr. B. Dinar, berühmt als Ibn Ssandal, gest. 182 (298). 205) M. B. Ibr. El-Bacherst der Ketzer. 206) M. B. Ibrahim El-Mißri, berühmt als Ibnol Chorasani. 207) M. B. Ibr. Et-Teimi der Rechtsgelehrte, gest. 120 (737). 208) M. B. Ibr. B. Dinar der Rechtsgelehrte, gest. 190 (805). 209) M. B. Ibrahim B. Dinar, gest. 190 (805). 210) M. B. Ibrahim B. Abdus der maghrebinische Rechtsgelehrte, gest. 280 (893). 211) M. B. Ibr. der Rechtsgelehrte von Busendsch, gest. 290 (902). 212) M. B. Ibr. Abderrahman, gest. 358 (968). 213) M. B. Ibr. B. Ali B. Aaßim, gest. 381 (991). 214) M. B. Ibr. von Toledo, bekannt als Ibn Muschkiani, gest. 400 (1009). 215) M. B. Ibr. Dschordschan, gest. 408 (1017). 216) M. B. Ibr. von Toledo, der Rechtsgelehrte, gest. 455 (1063). 217) Ebu Dschaafer El-Enmati der Hafif, gest. 256 (869). 218) M. B. Ibr. der Ssofi von Bagdad, gest. 269 (882). 219) M. B. Ibr. B. Kahtba, gest. 160 (776). 220) M. B. Ibr B. Hafs, gest. 320 (931). 221) M. B. Ibr B. Abder-rebbihi, gest. 323 (534). 222) M. B. Ibr. B. Jusuf Ebu Omer Es-Sudschadschi der Scheich, gest. 348 (959). 223) M. B. Ibr. der fromme Mann, gest. 427 (1035). 224) M. B. Ibr. B. Sabit, bekannt unter dem Namen El-Kisani, gest. 560 (1164). 225) M. B. Ibr. B. M. B. Jahja B. Schahtweih der Ueberlieferer, gest. 427 (1035). 226) M. B. Ibr. B. M. Ebuabdallah, gest. 516 (1122). 227) M. B. Ibr. Ebul-Kasim Ibnol Mereini von Sevilla, der Philologe. 228) M. B. Ibr. B. Hani aus Andalus, der berühmte Dichter, gest. 263 (876). 229) M. B. Ibr. B. Gharib el-Chalik der Ueberlieferer, gest. 21 (641). 230) M. B. Ibr. B. Halef der Philologe, berühmt als Ibn Seruka, geb. 435 (1043). 231) M. B. Ibr. B. Ahmed El-Bihaki der Lexicographe. 232) M. B. Ibr. Ebu Abdallah El-Esedi, gest. 105 (723). 233) M. B. Ibr. B. Abderrahman von Telmesan, bekannt als Scheresch, gest. 656 (1258). 234) M. B. Ibr Aßileddin el-Aauf der Scheich, gest. 668 (1269). 235) M. B. Ibr. B. Arslan der Arzt, berühmt als El-Kemali, gest. 675 (1276). 236) M. B. Ibr. von Haleb, der Geschichtschreiber dieser Stadt, gest. 684 (1285). 237) M. B. Ibr. El-Temimi el-Kemuni der Dichter. 238) M. B. Ibr. B. Amran el-Kafesi der Dichter, 239) M. B. Ibr. Ebut-tajib El-Besti der Rechtsgelehrte, gest. 695 (1295). 240) M. B. Ibr. B Ali Fetheddin El-Kußi, gest. 734 (1333). 241) M. B. Ibr. B. Amran B. Musa El-Dschudschur der Philologe, der Grammatiker, gest. 354 (965). 242) M. B. Ibr. B. Ebil-Meni, gest 672 (1273). 243) M. B. Ibr. B. Ali der Scheich, gest. 480 (1087). 244) M. B. Ibr. B. El-monhal Ebubekr El-meheri der Dichter, gest. 560 (1164). 245) M. B. Ibr. el-Dschemimi, gest. ums J. 700 (1300). 246) M. B. Ibr. der Richter, der Gesetzgelehrte. 247) M. B. Ibr. B. Ebulfadhl el-Imam Moineddin el-

Dschadscherreis, gest. 613 (1216). 248) M. B. Ibr. B. Moslim B. Suleiman der Ssofi, gest. 333 (1235). 249) M. B. Ibr. B. Ahmed B. Tahu von Schiras, der Ssofi, gest. 622 (1225). 250) M. B. Ibr. B. Abdol=Wahid B. Ali B. Surur der Richter, gest. 670 (1271). 251) M. B. Ibr. B. Ebil Kasim B. Inan der Ueberlieferer, gest. 711 (1311). 252) M. B. Ibr. B. Ebi Abdallah M. B. Ebi Naßr der Grammatiker, gest. 698 (1298), zwey Blätter stark. 253) M. B. Ibr. Et=Tedscheri der Philologe. 254) M. B. Ibr. B. Jahja B. Ali El=Anßari El=Merwi, berühmt als El=Watwat, geboren zu Cairo 621 (1224). 255) M. B. Ibr. B. Saadallah B. Dschemaat der Richter der Richter, geb. zu Hama 636 (1238). 256) M. B. Ibr. B. Moadhad der Scheich, gest. 137 (754). 257) M. B. Ibr. El=Karschi el=Aamiri, der Grammatiker aus Badschet. 258) M. B. Ibr. B. Ghanim Eß=Ssalihi, gest. 731 (1330). 259) M. B. Ibr. B. Ahmed der Rechtsgelehrte. 260) M. B. Ibr. B. Ebibekr der Geschichtschreiber Dscheseri, geb. 658 (1259). 261) M. B. Ibr. B. Said Schemseddin, berühmt als Ibnol=Ekfani der Philologe, Polyhistor. 262) M. B. Ibr. B. M. B. Ali B. Refaa der Mufti, gest. 596 (1173). 263) M. B. Ibr. B. Ahmed der Richter, gest. 728 (1327). 264) M. Ibn Atabeg Schemseddin El=Pehliwan, der Fürst von Irak. 265) M. B. Ahmed aus den Söhnen Obeidollahs B. Kalis. 266) M. B. Ahmed B. Reschid, der Freygelassene des Chalifen Mohdi's, Dichter. 267) M. B. Ahmed B. Waßil. 268) M. B. Ahmed B. Abdolasis El. Otbi aus Andalus, gest. 160 (776). 269) M. B. Ahmed B. Haaß el=Dschereschi, gest. 170 (786). 270) M. B. Ahmed, gest. 176 (792). 271) M. B. Ahmed B. Ishak von Nisabur, gest. 352 (963. 272) M. B. M. B. Seid B. Hamdweih Et=Temimi, gest. 301 (913). 273) M. B. Ahmed B. El=Merseban der Richter von Damaskus, gest. 304 (916). 274) M. B. Ahmed B. Keisan Ebul=Hasan der Grammatiker, Lexicographe, gest. 299 (911). 275) M. B. Ahmed B. Ishak B. Jahja El=weschai der Philologe, gest. 325 (936). 276) M. B. Ahmed B. Ebi Daud Ebul Weled el=Edadi der Richter, gest. 239 (853). 277) M. B. Ahmed B. Suleiman B. Amru El=Amrawi. 278) M. B. Ahmed El=Kahirbillah der Chalife, der Sohn Moteaaßim Allahs, gest. 339 (950). 279) M. B. Ahmed Ebul=Hasan El=Dschordschani der Dichter, gest. 305 (917). 280) M. B. Ahmed Ebu Naßr el=Askelani der Dichter. 281) M. B. Ahmed B. Dschemad, gest. 310 (922). 282) M. B. Ahmed B. Soheir B. Tahmam El=Kairi der Ueberlieferer, gest. 317 (929). 283) M. B. Ahmed B. Mohammed B. Emrol der Ueberlieferer, gest. 317 (929). 284) M. B. Ahmed B. Ejub B. Eß=ßalt der Koransleser, gest. 328 (939). 285) M. B. Ahmed B. Jusuf Ebuttaib der Koransleser und Gesetzlehrer, gest. 349 (960). 286) M. B. Ahmed B. Ibr. Ebul=ferdsch Eschenbudi der Exegete, gest. 388 (998). 287) M. B. Ahmed B. Jaakub B. Schebih Es=sudusi der Kanzelredner, gest. 331 (942). 288) M. B. Ahmed B. Amru, gest. 333 (944). 289) M. B. Ahmed Er=Rebii B. Suleiman B. Ebi Merjem der Dichter, gest. 335 (946). 290) M. B. Ahmed B. Dschemad von Bagdad, gest. 336 (947). 291) M. B. Ahmed B. Ibrahim B. Koreisch der Secretär, gest. 336 (947), der Philologe. 292) M. B. Ahmed B. Balije von Nisabur, gest. 340 (951). 293) M. B. Ahmed B. Ali B. Sebur el=Eswari der Scheich, gest. 342 (953). 294) M. B. Ahmed B. Mahbub, gest. 346 (957). 295) M. B. Ahmed B. Ibrahim B. Suleiman Ebu Ahmed der Richter, bekannt als El=Asal (der Honighändler), gest. 349 (968). 296) M. B. Ahmed

Ebubekr von Cordova, der Rechtsgelehrte, gest. 350 (960). 297) M. B. Ahmed B. Ibr. der Sohn, berühmt unter dem Namen Ibnol-Karariti der Wesir, gest. 357 (967). 298) M. B. Ahmed El-Haschimi der Wesir. 299) M. B. Ahmed B. Ishak B. Eß-ßaari der Ueberlieferer, gest. 359 (969). 300) M. B. Ahmed B. Ali Schahweih der Gesetzgelehrte, gest. 362 (972). 301) M. B. Ahmed B. Sebil, berühmt als Ibnan Nablusi, gest. 363 (973). 302) M. B. Ahmed B. Abdallah Naßr B. Bodscheir der Richter, gest. 367 (977). 303) M. B. Ahmed B. El-esher der Grammatiker, gest 370 (980). 304) M B. Ahmed B. Jaakub B. Modschchahid et-Tai der Metaphysiker, gest. 370 (980). 305). M. B. Ahmed B. Ali von Nisabur, der Ueberlieferer, Koransleser, Einsiedler, gest. 378 (988). 306) M. B. Ahmed Ibnol Abbas Ebu Dschaafer Es-Selmi, gest. 379 (989). 307) M. B. Ahmed B Talib Ebul-Hasan el-Achbari, gest. 371 (981). 308) M. B. Ahmed Ebu Abdallah el-Jeschkeri. 309) M. B. Ahmed, bekannt als Ibnol Hadschib, der Freund Ibner-Rumi's. 310) M. B. Ahmed B. Naßr Ebu Schadschaa der Kämmerer, gest. 517 (1123). 311) M B. Ahmed B. Naßr von Ißfahan. 312) M. B. Ahmed B. Jahja B. Ebil-baghal der Secretär, gest. 313 (925). 313) M. B. Ahmed, bekannt als Et-Tawal von Kufa, Kosai's Freund, gest. 342 (953). 314) M. B. Ahmed Ebul Hasan B. Ebi Leis der Secretär. 315) M. B. Ahmed B Ramin. 316) M. B. Ahmed Ebulfeth Ed-Diawendi. 317) M. B. Ahmed B. M., gest. 380 (990). 318) M. B. Ahmed B. Ebi Borda von Bagdad, der Rechtsgelehrte, gest. ums J. 380 (990). 319) M. B Ahmed B. Dschemad der Ueberlieferer, gest. 384 (994). 320) M. B. Ahm. B. Ismail B. Aabis, gest. 387 (997). 321) M. B. Ahmed B. Abdallah B Chaweirmendad der Rechtsgelehrte, gest. 390 (999). 322) M. B. Ahmed B. Dschafa B. Jahja der Ueberlieferer, gest 396 (1005). 323) M. B Ahmed B. Ali der Secretär, gest. 399 (1008). 324) M. B. Ahmed B. Abdallah der Rechtsgelehrte, gest 399 (1008). 325) M. B. Ahmed El-Fesaji von Damaskus, der Dichter, gest. 390 (999). 326) M. B. Ahmed B. Hamdan, bekannt als Chabbasol-beledi der Dichter. 327) M. B. Ahmed B. Husein der Dichter. 328) M. B Ahmed B. Ssaanun B. Ali, berühmt als El-Hadi, gest 495 (1101). 329) M. B Ahmed B. Abdallah der Rechtsgelehrte, gest. 305 (917). 330) M. B. Ahmed B. M. von Ssaida, gest. 402 (1011). 331) M. B. Ahmed B. Osman B El-Melik B. El-Hakem, gest. 405 (1018). 332) M. B. Ahmed B. M., berühmt als Ibnol-Dschini, gest. 408 (1017). 333) M. B. Ahmed B. M. B. Suleiman Ghandschar, gest. 412 (1021). 334) M. B. Ahmed B. M. B. Serukujet der Ueberlieferer, gest. 412 (1021). 335) M. B. Ahmed B. M. B. Faris B. Sehl, gest. 412 (1021). 336) M B. Ahmed B. M. Ebulfadhl ed-Dscharudi, gest. 413 (1022). 337) M. B. Ahmed B. Harun von Damaskus, gest. 410 (1019). 338) M. B. Ahmed B. Chalifet Ebul Hasan von Tunis, der Dichter, berühmt als Ssareiri. 339). M. B. Ahmed B. Musa Ebu Ali el-Hadschimi, gest. 418 (1027). 340) M. B. Ahmed Ebu Rihan el-Biruni. 341) M. B. Ahmed B. Abdallah Ebul Hasan el-Dschewaliki, gest. 431 (1039). 342) M. B. Ahmed B. Musa Ebu Abdallah von Schiras, der Prediger, gest. 439 (1047). 343) M. B. Ahmed B. Dschaafer Ebu Hasan El-Meseki, gest. 432 (1040). 344) M. B. Ahmed B. Abdallah von Sevilla, der Rechtsgelehrte, gest. 433 (1041). 345) M. B. Ahmed B Isa B. Abdol der Richter, der Rechtsgelehrte, gest. 441 (1049). 346) M. B. Ahmed B. M. B. Ahmed Es-Semnani der Richter, gest. 444 (1052).

347) M. B. Ahmed B. M. B. Ahmed B. Abdallah, gest. 497 (1103). 348) M. B. Ahmed B. M. B. Omar B. Kaidar, gest. 498 (1104). 349) M. B. Ahmed B. M. B. Ibr. B. Selset der Ssofi, gest. 501 (1107). 350) M. B. Ahmed B. Ssaid B. M. der Richter von Nischabur, gest. 527 (1132). 351) M. B. Ahmed B. M., bekannt als Ibn Ssirma, gest. 538 (1143). 352) M. B. Ahmed B. M., bekannt als Kulei el-Ißfahani, gest. 545 (1150). 353) M. B. Ahmed B. Saadan der Richter, gest. 552 (1157). 354) M. B. Ahmed B. M. Ebul Hasan el-Maghribi, Zeitgenosse Motenebbi's. 355) M. B. Ahmed B. Ibr. Ebu Obeidallah El-Maderai, gest. 322 (933). 356) M. B. Ahmed B. Dschaafer der Rechtsgelehrte, berühmt als Ibnol-Hadad, gest. 344 (955). 357) M. B. Ahmed B. Naßr der Rechtsgelehrte, gest. 592 (1195). 358) M. B. Ahmed B. El-Hasan B. El-Aßbagh der Philologe. 359) M. B. Ahmed B. Abdallah B. M. Ebuseid der Rechtsgelehrte, gest. 391 (913). 360) M. B. Ahmed B. Abdallah, bekannt als Ibnol-Chadhri, berühmt durch sein Gedächtniß. 361) M. B. Ahmed B. el-Hosein B. Omer der Imam, geboren zu Mifarakain i. J. 429 (1037). 362) M. B. Ahmed B. Mahmud Ebu Dschaafer En-Nesefi, gest. 414 (1023) 363) M. B. Ahmed Ebu Naßr el-Modhari, gest. 414 (1023). 364) M. J. Ahmed Ibnol-bewwab der Dichter. 365) M. B. Ahmed el-Mamuri el-Bihaki der Dichter, der Philosoph, gest. 485 (1092). 366) M. B. Ahmed B M. Ebu Saad-el-Amidi der Philosoph, Gelehrte, gest. 433 (1041). 367) Moh. B. Ahmed B. Abdallah B. Saad el-Kattan, gest. 341 (960). 368) M. B. Ahmed B. Abdollah Bedreddin von Haleb, der Dichter. 369) M. B. Ahmed B. Ibrahim El-Karschi, gest. 599 (1202). 370) M. B. Ahmed B. Hebetollah, bekannt als El-behdschet, gest. 603 (1206). 371) Ahmed B. M. B. Erkam el-Wadi. 372) M. B. Ahmed B. M. B. Ibrahim Taba Taba der Dichter. 373) M. B. Ahmed B. Naßr el-Dscheihani, gest. 301 (913). 374) M. B. Ahmed B. Said Ebu Abdallah Et-temimi der Arzt zu Jerusalem, gest. 370 (980). 375) M. B. Ahmed B. el-Hosein der Ueberlieferer, gest. 350 (962). 376) M. B. Ahmed B. M. der Gesetzgelehrte, gest. 458 (1065). 377) M. B. Ahmed B. Sehl, berühmt als Ibn Beschran, gest. 462 (1069). 378) M. B. Ahmed B. Omer Ebu Dschaafer B. el-Moslemet von Bagdad, gest. 465 (1072). 379) M. B. Ahmed B. Naßir, gest. 377 (987). 380) M. B. Ahmed B. el-Hosein el-Dschordschani el-Batriki, gest. 377 (987). 381) M. B. Ahmed B. Abdallah B. Ahmed B. el-Welid der Scheich der Motesaliten, gest. 478 (1085). 382) M. B. Ahmed B. M. B. Ismail der Kanzelredner, gest. 476 (1083). 383) M. B. Ahmed B. M. der Rechtsgelehrte, gest. 476 (1083). 384) M. B. Ahmed B. Ibrahim von Ißfahan, gest. 477 (1084). 385) M. B. Ali B Osman Ebu Abdallah el-Kaisi der Andalusier Ibnol-Hadid der Dichter, mit dem Beynamen Mosin der Prosodiker, Dichter. 396) M. B. Ahmed B. Abdallah Ebul-feth B. Semkuje von Ißfahan. gest. 482 (1089). 387) M. B. Ahmed B. Dschaafer Et-tabii von Nischabur, gest. 482 (1089). 388) M. B. Ahmed B. Ali der berühmteste Schriftsteller in seinem Fache. 389) M. B. Ahmed B. Manßur Ebubekr el-Chajat der Grammatiker, lebte ums Jahr 320 (931). 390) M. B. Ahmed B. Abdollah B. Manßur der Hafis, gest. 489 (1095). 391) M. B. Ahmed B. Suleiman B. Ejub Et-Tokati, gest. 382 (992). 392) M. B. Ahmed B. M. B. Ishak el-Ermeni el-Abjurdi der Grammatiker, Dichter aus der Gegend von Abjurd, gest. 508 (1114). 393) M. B. Ahmed B. Omar der Andalusier, gest. 590 (1193). 394) M. B.

Ahmed B. Ibrahim, bekannt als Ibnol=Chattab, gest. 525 (1130). 395) M. B. Ahmed B. M. El=Mohtedi, gest. 517 (1123). 396) M. B. Ahmed B. Chalef B. Ibr. Ebu Abdallah von Cordova, gest. 529 (1134). 397) M. B. Ahmed B. Osman Ben Aamir von Valencia, gest. 533 (1138). Nach diesen 397 Biographien beginnt die Ordnung der folgenden, nach den Jahren von 596 angefangen, so, daß jedem Jahre eine kurze Erzählung der merkwürdigsten Begebenheiten beygegeben ist, welcher dann erst die Tafeln dieses Jahres folgen, eine Eintheilung, welcher Ibn Esir, Ibn Kesir, Abulfeda, Hadschi Chalfa in seinem Feslike und andere befolgt haben.

398) Im Jahre 596 (1199) starben: Es=Said Mohammed von Askalon, welcher von Ssalaheddin seiner Stylistik wegen hochgeachtet; 399) der Schah Schehabeddin von Tus. Im Jahre 597 (1200): 400) Der gelehrte Ibnol Dschusi; 401) Amad der Wesir, berühmt als Amadol=Kiatib. Im Jahre 598 (1201): 402) Abol Melik B. Said B. Jasin es=Saalebi; 403) Bussiri der Verfasser der Bordet; 404) der Oberrichter Mohijeddin Mohammed B. Moh. Es=Seki der Philologe, Mystiker. Im Jahre 599 (1202): 405) Ibn Semerrud (Smaragd); 406) Ebu Sekeria Ibn Jahja, berühmt als Ibnen=nedschar von Bagdad, geboren i. J. 522 (1128); 407) Ebu Ali el=Hasan B. Said B. Abdallah der Rechtsgelehrte, Dichter. Im Jahre 600 (1203): 408) Der Hafis Abdol=Ghasi B. Abdolwahid von Jerusalem, der große Schriftgelehrte, berühmt als Mokaddesi; 409) der Hafis Behaeddin Ebu Mohammed el=Kasim, berühmt als Ibn Asakir der Geschichtschreiber von Damaskus; 410) Ebulfutuh Esaad der Rechtsgelehrte. Im Jahre 601 (1204): 411) Abdol=Momin Ali=Beneß=ßaikal Nedschmeddin el=Haresi; 412) Mohammed B. Saadollah der Prediger; 413) Ibn Betimur, der Herr von Achlath; 414) Mohammed, bekannt als Adles=Seidani; 415) Ali Ibnol=Hasan, berühmt als Schehim el=Hilla. Im Jahre 602 (1205): 416) Taschkin Ibn Abdallah; 417) Bedreddin Mewdud Ibnol=Hadschib, der Fürst von Damaskus. Im Jahre 603 (1206): 418) Dschemaleddewlet; 419) Ebul=Moharrem Mekki Ben Rijan; 420) Ebul=Abbas Ahmed, berühmt als Ibn Nefis; 421) der Scheich Ebuder Moßaab, berühmt als Ibn Ebi Neheb, der gelehrte Imam, Philologe. Im Jahre 604 (1207): 422) Alaeddin Itamisch der Mamluke des Chalifen Naßir; 423) Behaeddin Ali B. Moh., berühmt als Ibnes=Saabi der Dichter; 424) Moschrifeddin Ibnol=Fakid; 425) Ebu Ali Hanbel Ben Abdollah; 426) der Emir Seineddin Karadscha, der Herr von Ssarched; 427) die fromme Frau Sittol Ketijet. Im Jahre 605 (1208): 428) Chisr B. Mohammed B. Ali Ebul=Abbas el=Dscheseri; 429) Moh. B. Ahmed, geboren i. J. 517 (1123). Im Jahre 606 (1209): 430) Der Imam Fachreddin Mohammed B. Omer B. Hosein Er=Rasi, der große Stylistiker, Philosoph; 434) Mobarek B. M. B Abolkem Ebus=saadat Medscheddeddin Ibnol Esir El=Dschusi, geboren i. J. 540 zu Dschesiret; 432) der Richter Ben Ekbi Melik, berühmt als Ibn Memati. Im Jahre 607 (1210): 433) Nureddin Arslan B. Iseddin Mesud, der Imam von Moßul; 431) Mosaffer B. Sasin der Ssofi; 435) Ebul Fadhli Ali B. Mosaffer Jusuf B. Ahmed, geboren i. J. 559 (1163)' 436) der Richter Es=Saad Hebetollah, der berühmte Dichter. Im Jahre 608 (1211): 437) Hasan B. Mohammed B. El=Hasan B. Hamdun, der Verfasser der Teskeret, das seinen Namen führt; 438) Dscherkes B. Abdallah Eß=ßalihi; 439) Abdol=Wahid Ibnol-Abdolwehhab; 440) Moh. Ibnen=Naim; 441) el=Amad Ibn

Junis der Rechtsgelehrte; 442) Mosaffer et-Temascheki der Sänger von Volksliedern zu Bagdad; 443) Ssarimeddin B. Berghasch el-Aadili von Damaskus. Im Jahre 609 (1212): 444) Ewhad Ejub, der Sohn Melek el-Aadil's, der Herr von Achlath. Im J. 610 (1213): 445) Ahmed B. Mohammed el-Erdschi; 446) der Intendant Ebulfadhl Ahmed B. Mohammed. Im J. 611 (1214): 447) Ibrahim B. Ali B. Mohammed B. Bekrus der Rechtsgelehrte, geb. i. J. 559 (1163); 448) der Rechtsgelehrte Kemaleddin Abud Esch-Schaghuri; 449) Mobarek Ibnol Mobarek der Grammatiker. Im J. 613 (1216): 450) Der Scheich Tadscheddin Seid el-Hosein B. Saad el-Kerdi; 451) Ghasi B. Jusuf B. Ejub, der Sohn Melik Soheirs des Sohnes Ssalahedin's. Im J. 614 (1217): 452) Der Scheich Amad; 453) Esch-Schodschaa Mahmud ed-Dimagh. Im J. 615 (1218): 454) Der Sultan Melikel-Aadil Seifeddin Ebubekr B. Ejub; 455) Ali B. Ismail B Hasan; 456) el-Kahir Isseddin Mesud B. Arslanschah Ibn Mesud Ibn Mewdud Ibn Sengi, der Herr von Moßul; 457) Nedschaheddin Abdollah der Mundschenke des Chalifen Naßir; 458) Daud B. Ahmed B. Jahja; 459) der Richter Amadeddin Ed-damaghani; 460) der Richter Schereseddin Abdollah; 461) Schehab Fetjan B. Ali. Im J 616 (1219): 462) Seidetol-chawakin, d. i. die Frau der Chakane, die Tochter Ejubs; 463) Abdallah Ibnol-Hosein E b u l-B a k a der Grammatiker, Verfasser von Werken in 60 Wissenschaften, geb. i. J. 538 (1143).; 464) der Hafiß Amadeddin B. Asakir; 465) der Herr von Sindschar Kotbeddin Mohammed B. Amadeddin Sengi; 466) Tadscheddin Ebul Hosein der Staatssecretär; 467) Ebul-beschair Ishak B. Hebetollah B. Ssidik, der Richter von Achlath. Im J. 617 (1220): 468) Farf Ibnol Aadil; 469) Ebul-abbas B. Abdollah En-naßiri der Koransleser des Chalifen Naßir; 470) Kokade Ibn Idris El-Aleiwi; 471) der Scheich der Scheiche Ssadreddin Mohammed B. Omer B. Hamweih; 472) der Sultan Mohammed Ibn Tukusch Ibn Il-Arslan Chuaresmschah; 473) Manßur der Fürst von Hama; 474) Ssalih Naßireddin Moh. B. Moh. B. Kara Arslan B. Ortok, der Herr von Amed; 475) der Wesir Naßireddin B. Mehdi; 476) der Scheich Abdallah el. Junini. Im J. 618 (1221): 477) Der Kanzelredner der Scheich Mowasikeddin Omer B. Jusuf El-Mokaddesi der Dichter; 478) Selim B. Saade B. Abdallah Ebin-nedscha; 479) Dschelaleddin el-Hasan Ibneß-Ssabah, der Herr von Alamut; 480) Ismail Ibn Abdollah Ebu Tahir el-Enmati der Ueberlieferer; 481) Moh. B. Moh. von Tebrif. Im J. 619 (1222): 482) Naßr B. Ebulferedsch; bekannt als I b n o l H a s i r i; 483) Kotbeddin, der Sohn Melikel-aadil's; 484) Isseddin Ebul-Kasem Naßr B. Okail; 485) der Emir Amadedin Ahmed B. Sufeddin Ali B. Ahmed, berühmt unter dem Namen I b n o l-M e s c h t u b; 486) der Scheich Junis B. Jusuf B. Mosaid Esch-Scheibani; 487) Ebu thaib Chasrin B. Bülbül Ibn Ebil-Heidscha, geboren zu Cairo i. J. 550 (1155); 488) der Scheich Ali B. Idris; 489) der gelehrte Kemaleddin Ali B. Moh. B. Jusuf, bekannt als I b n e n-n e b i h der Secretär, der Dichter. Im J. 620 (1223): 490) Der Emir Mobariseddin Sankor Eß-ßalihi; 491) der Reis von Damaskus Isseddin el-Mosaffer, bekannt unter dem Namen I b n o l-K a l a n e i; 492) Moh. B. Suleiman B. Kotlomisch Ebu Manßur von Samarkand; 493) der große Scheich Fachreddin B. Abdollah, berühmt als I b n o l-A s a k i r, der Neffe des großen Hafiß dieses Namens; 494) der Imam Mowaffikeddin Ebu Moh. Abdollah der Mokaddesi; 495) Ebu Jakub Jusuf B. Jakub B. Jusuf der Cha-

life Moghribs; 496) Ahmed Jbn Moh. Jbn Ali Ebul-abbas El-Kadiri der Koransleser; 497) Abderrahman B. Moh. B. Abdes-semii el-Abbasi, geboren i. J. 538 (1143); 498) Hebetollah B. Ali B. Jsa B. el-Mokallid; geboren i. J. 564 (1168). Im J. 622 (1225): 499) Der Imam Naßir lidinillah der Chalife; 500) Melik el-efdhal Nureddin Ali, der Sohn Ssalaheddin's; 501) der Scheich Fachreddin Mohammed B. Ebil-Kasim Mohammed, bekannt als Ibnol-Jetimet; 502) Ebudürr el-Jakub der Dichter; 503) Esaad B. Jahja B. Musa B. Manßur; 504) der Scheich Kemaleddin B. Musa, der Sohn des Scheichs Rasieddin Junis B. Mohammed; 505) der Nakib Behaeddin el-Hasan; 506) Seki Ebul-Kasim Hebetollah B. Abdollah B. Rewaha von Jemen; 507) Ebu Abdollah Moh. B. Naßr, berühmt unter dem Namen Ibnol Esir el-Dscheseri; 508) Ebul Hasan Ali B. Moh. El-Dscherud. Im J. 623 (1226): 509) Sahir biemrillah der Chalife. Im J. 624 (1227): 510) Der Beg Scherefeddin Jsa, der Sohn Melik el-aadil B. Ejub, der Gesetzgelehrte. Im J. 625 (1227): 511) Der Richter Dschemaleddin B. Abderrahim B. Scheia el-Karschi. Im J. 626 (1228): 512) El-melik el-mesud Aksis Ibnol Kiamil; 513) El-Hosein B. Hebetollah B. Mahfudh B. Ssaßari, einer der Reise von Damaskus; 514) Dschibreil B. Manßur B. Hebetollah B. Setina der Damasker; 515) Ebudürr Jakut der Geographe Im J. 627 (1229): 516) Der Ustadar, d. i. der Oberſthofmeister der Chalifen Ebu Naßr el-Mobarek B. Edh-Dhohak der Dichter. Im J. 628 (1238): 517) el-Melek el-Emdsched, der Herr von Baalbek Behramschah B. Ferruhschah B. Schahruch B Ejub; 518) Ebu Jshak Ibrahim B. Ebulkerim der Secretär; 519) El-Kasim Ibnol Kasim B. Omer B. Manßur von Wasit der Dichter; 520) der Richter Ebu Ghanim Ibnol-Aadim von Haleb; 521) der Scheich Seineddin Jahja B. Moti; 522) der Emir Seifeddin B. Jsfendiar. Im J. 629 (1231): 523) Der Scheich Scherefeddin Jsmail B. Ibrahim von Moßul; 524) Ebu Ali El-Hasan B. Ebibekr B. el-Mobarek B. Mohammed B. Jahja; 525) Dschemal B. Hafis Abdol-ghani Hanbeli. Im J. 630 (1244): 526) Melik el-Asis, Osman, der Sohn Melik el-Aadil Ebubekr Ebi Ejub; 527) der Scheich Schehabeddin Sührwerdi, der Neffe Nedschib Suhrwerdis, geboren 539 (1144); 528) der Sultan Mosaffereddin Kewkeri Ben Seineddin Ali, der Herr von Erbil; 529) der Scheich Jseddin Ali B. Moh. B. Moh. Ibnol Esir El-Dscheseri der Geschichtschreiber; 530) Moh. B. Ebi Naßrollah, berühmt als Ebi Aanin von Kufa, der Dichter. Im J. 639 (1232): 531) Der Scheich Abdallah El-Ermewi, auch der Armenier genannt; 532) der Scheich Seifeddin Ebul-Kasim Ali B. Moh. B. Selim von Amid; 533) Atabeg Toghrul, der Mamluke Melik Sahir Ghasis, des Herrn von Haleb; 534) der Scheich Tai von Kairo; 535) der Emir Rokneddin Menkus, Mamluke Melekeddin's, des Bruders Melikel-Aadils; 536) Schehabeddin Mosaffer Ibn Scherefeddin; 537) der Oberrichter Mohijeddin Moh. B. Jahja B. Ali Ebi Fadhlan Esch-Schafii; 538) der Philosoph Rasieddin Jusuf Ebi Haider. Im J. 632 (1234): 539) Ssalaheddin; 540) Ebu Moh. Ebu Hamdani der Rechtsgelehrte von der Nisamijet; 541) der Emir Hosameddin Jsa B. Sindschaa Ebi Behram von Erbil; 542) der Scheich Scherefeddin Omer Ebil Faridh, der große mystische Dichter. Im J. 633 (1235): 543) Ebu Ssalih Naßrani der Scheich. Im J. 634 (1236): 544) Melikol-Asis Moh. Ibn Sahir Ghasi, der Sohn Ssalaheddin's; 545) Alaeddin Keikobad B. Keichosrew. B. Kilidsch Arslan, der Seldschuke Jkonions;

546) Ebu Daud Suleiman B. Mesud Ebil-Hasan B. Ahmed el-Tusi der Dichter; 547) Kemaleddin Ibn Mohadschir von Moßul; 548) Abderrahman Ibn Nedschm; 549) der Fürst Ibn Ghasi Ebi Jusuf Ebi Ejub, der Herr von Haleb. Im J. 635 (1237): 550) Melekol-Eschref, der Sohn Melikol-Aadils, der Sultan Aegyptens; 551) Ssarimeddin Chatlebalsi? 552) Der Richter Schemseddin Moh. Ibn Schirasi; 553) der Kanzelredner Dschemaleddin Moh. Ibn Ebilfadhl Ibn Seidani; 554) der Richter der Richter Schemseddin Jahja, bekannt als Ibn Seineddewlet; 555) Ebu Abdallah Ahmed B. Ali B. Schildel der Dichter; 556) Ebul-Kasim Abderrahman Ibn Ebil-Kasim Ibn Ghanim der Dichter; 557) Jusuf Ibn Ismail Ibn Ali Ibnol-Hosein, bekannt als Mehasinesch-schuara. Im J. 336 (1238): 558) Der Scheich Dschemaleddin Mahmud; 559) der Wesir Dschemaleddin Ali Ibn Selamet Ibn Naßr Ibn Dscherir; 560) der Richter der Richter Schereseddin Mohammed B. Abdallah B. Ali. Im J. 637 (1239): 561) der Fürst Naßireddin Ortok, der Herr von Mardin; 562) der Fürst Esededdin Schirkuh B. Mohammed B. Schirkuh B. Schadi; 563) der Scheich Ebu Abdallah Moh. B. Saad, berühmt als Ibnedbesti der Geschichtschreiber; 564) Ebul Berekiat el-Mobarek B. Ebil-feth Ahmed Ibnol-Mobarek; 565) Ebu Abdallah Moh. B. Hebetollah Ibn Haidere der Secretär; 566) Siaeddin Naßrollah B. Moh. B. Moh., berühmt als Ibnol Esir el-Dscheseri (der dritte große, unter dem Namen Ibnol Esir berühmte Schriftsteller, so wie es drey große Ibnol Dschusi, drey große Jakut und drey große Scheiche Sührwerdi gibt); 567) der Wesir Emineddin Ebul-gharnaim Salim Ibnol Hasan. Im J. 638 (1240): 568) Der Richter Nedschmeddin Ahmed, berühmt als Ibnol-Hanbeli; 569) Takieddin Omer, der Sohn Sultan Behramschahs, der Herr von Baalbek; 570) Schemseddin Ebul-Jusuf, berühmt als Scheitanesch-Scham, d. i. der Satan von Damaskus, der Dichter; 571) der große Scheich Mohijeddin el-Arabi, der größte Mystiker der Araber. Im J. 639 (1241): 572) Ebu Abdallah Ahmed, berühmt als Ibnol-Chabbas, d. i. der Bäckerssohn, der Philologe. Im J. 640 (1242): 573) der Chalife el-Mostanßarbillah Ben Sahir, des Sohnes Naßir's; 574) der Scheich Ebus-suud B. Ebil-aaschair; 575) der Dichter Ibnol-Ustad; 576) der Scheich Moh. Ibn Sial, bekannt unter dem Namen Aaliman i. Im J. 641 (1243): 577) Der Richter Nedschmeddin Chalil B. Ali; 578) der Vorsitz der Reise Dschemaleddin Moh. Ibn Okail Ibn Kerus. Im J. 642 (1244): 579) der Scheich Nedschmeddin el-Hosein Ibn Selam; 580) der Richter Resii Abdol-Aasis, Sohn Abdol-Wahid B. Ismail; 581) 581) der Emir Omer Ibn Schehabeddin Ghasi, der Sohn Melik Aadils; 582) der Scheich Mohesibeddin Ebu Talib Moh., bekannt als Ibnol-Haimi. Im J. 643 (1245): 583) der Emir Wesir Moineddin el-Hasan-nasir Meliks-ßalih Nedhami; 584) der Wesir Felekeddin Abderrahman Ibn Hebetollah, berühmt als El-Mesiri, der Wesir Melikol-aadil's; 585) die Frau Rebiaat, Tochter Nedschmeddin Ejubs, des Richters Ssalaheddin's; 586) der Scheich Hafif, Ueberlieferer Ssafieddin Ebul-Abbas Ahmed Ibn Abdol-Chalik Ibn Hischam; 587) der Scheich Serradscheddin Abderrahman Ibn Omer der Ueberlieferer; 588) der Richter Eschref Ahmed, Sohn des Richters Abderrahim's; 589) der Scheich Ebi Omer el-Mokaddesi; 590) der Scheich Alameddin Ebul-Hasan Ali, Sohn Moh. Es-Sechawi; 591) Ebulbaka Jaisch Ibn Ebil-Jesar; 592) der Scheich Moadmmer Ebul-

Hasan Ali Ibnol-Hosein von Bagdad; 593) der große Fürst Seifeddin Ebul Hasan Ali B Kilidsch Ibn Abdollah. Im J. 644 (1246): 594) Melikol-Manßur Naßireddin Ibrahim Ibn Esededdin Schirkuh J. Moh. J. Esededdin J. Schadi, der Herr von Himß; 595) Aamadeddin Daud Ibn Mosik; 596) der Emir Rokneddin el-Heidschami; 597) der Scheich Ssaineddin Moh. J Hasan J. Rasii el-Aami; 598) der Scheich Iseddin Ahmed J. Ali J. Maakal el-Esedi; 599) Hosein Ibn Ssahr, beygenannt Tadscholaarifin, d. i. der Emir der Kundigen. Im J. 645 (1247): 600) Der Scheich Ali Ebil Manßur el-Hariri (nicht der Große). Im J. 646 (1248): 601) Schehabeddin Ghasi el-Melekol-Mosaffer, der Sohn Melikol-Aadils; 602) Melikol-Aadil Seifeddin Ebubekr B. Ejub; 603) der Scheich Dschemaleddin Ebu Omer, berühmt als Ibnol-Hadschib; 604) der Richter der Richter Efdhaleddin J. Namawer Ibn Abdolmelik el-Churdschi; 605) der Wesir Ali J. Jusuf J. Ibrahim J. Abdol Wahid el-Kofti, berühmt als Kasi el-ekrem, d. i. der Richter, der Uebersetzer, der große Schriftsteller; 606) der Philologe Siaeddin Abdollah Ibn Ahmed, berühmt als Ibnolbeitar. Im J. 647 (1249): 607) Ssalih Nedschmeddin Ejub der letzte Chalife der Beni Ejub in Aegypten; 608) Fachreddin Ibn Scheich Jusuf. Im J 648 (1250): 609) Turanschah, der Sohn Ssalih Nedschmeddin's; 610) Melikiß-Ssalih Aamed-eddin Ismail, der Sohn Melikol-aadils; 611) der Scheich Abdolkawi J. Erta. Im J 649 (1251): 612) Der Richter Schemseddin Ibn Abdol-Kaß der Dichter, vier Blätter. Im J. 650 (1252): 613) Dscharollah el-Hasan Ebi Mohammed Eß-ßaghani el-Karschi, geboren i. J. 577 (1181), der Philologe; 614) Schemseddin Mohammed Ibn Saad el-Kiatib el-Mokaddesi; 615) der Scheich Ebu Mohammed Abdollah Ebi Fetjan El-Aakim; 616) der Scheich Ali J. Moh. Ibn Ali el-Kahhar, im Dienste Sindscharschahs; 617) der Kanzelredner Scherefeddin Abdollah J. Hasan J. Rasii J. Semir; 618) der Richter Naßrollah Ibn Hebetollah J. Moh. J. Abdolbaki; 619) der Rechtsgelehrte Nedschmeddin Moh. Ibn Musa J. Ahmed El-Omrawi; 620) Abdolkerim Ibn Manßur B. Ebibekr Ali von Moßul der Ueberlieferer. Im J. 652 (1254): 621) Farireddin Aktai, Emir zu Cairo; 622) der Scheich Schemseddin Abdol-Hamid Ibn Isa Ibn Amweih Chosrewschah; 623) Sedadeddin Mekki Ibn Ebil-Ghanaim; 624) der Scheich Moh. Ibn Talha; 625) Dschemaleddin Ibrahim J. Suleiman J. Hamsa, berühmt als Ibn en-Nedschem; 626) Naßir Ebi Nahidh Ibn Ahmed, bekannt als El-Haßri der Dichter. Im J. 653 (1255): 627) Der Scheich Siaeddin Ssakrani B. Jahja J. Salim; 628) Schehabeddin Ebul-arab Ismail J. Hamid, berühmt als Ala Kußi; 629) Abdol Kerim J. Abdol-Kawi J. Abdollah J. Selamet El-Monderi; 630) der Großfürst B Seifeddin Ebul-Hasan Ali J. Jusuf Ibn ol-Kimri; 631) Ebul-hedschadsch Jusuf J. Moh. J. Ibrahim El-bejasi; 632) der Seid Iseddin el-Mortesa Ibn Ebi Talib Ahmed J. Moh. der Nakib; 633) Ahmed Ibn Ata J. Dschebir Ebul-Abbas El-Edraai; 634) Kemal Ahmed J. Abderrahim J. Abdolwahid J. Ahmed; 635) Scherefeddewlet Ikbal der Mundschenke. Im J. 657 (1258): 636) Ibrahim J. Ewbne J. Abdollah der Dichter von Damaskus; 637) Sekieddin Abdol-aasim Ebi Abdolwahid Ebi Safir der Philologe; 638) Bescharet J. Abdallah der Armenier; 639) Sekieddin Abderrahman J. Moh. J. Abderrahman; 640) Abdolasis J. Abderrahman, berühmt als Ibn Karnaß; 641) Abdollah J. el-Hasan J. Ali J. Abdollah; 642) Isa J. Ahmed J. Elias J. Ahmed

der Scheich, Gefährte Jumeini's; 643) el-Mobarek J. Ebibekr J. Hamdan, berühmt als Ibnesch-Schiar; 644) Moh. Ibn Junis J. Bedran J. Firus J. Ebu Hamid el-Karschi; 645) Jakub, der Sohn Melikol-aadil's, des Sohnes Ejub's; 646) Jusuf J. Ali Ebul Mosaffer Schemseddin von Bagdad, berühmt als Ibnol-Dschusi. Im J. 655 (1257): 647) Mohammed J. Abdollah Ji Mesud der Dichter; 648) Mahmud Ebul Hosein J. Mahmud; 649) Mahmud J. Hamsa J. Naßr el-Kermani; 650) Mahmud J. Asis el-Moaris; 651) Mahmud J. Hamam J. Mahmud der Imam; 652) Mahmud J. Omer T. Moh. J. Ibrahim J. Schodschaa der Philosophe; 653) Mahmud J. Ebil Hasan Ebil Hosein, beygenannt Bejanol-hakk; 654) Mahmud Tadscheddin el-Chuari. 655) Mahmud J. Moh. J. Abbas B. Arslan Mosheredbin Ebu Mohammed El-Chuaresm, gest. 508 (1114). 656) Mahmud J. Naamet J. Arslan Ebus-sina el-Jesdi, gest. 365 (1169). 657) Mahmud J. Moh. Ebi Daud der Gesetzgelehrte, geboren 671 (1272). 658) Mahmud J Ebibekr J Ebil Ola der Ueberlieferer, gest. 700 (1300). 659) Mahmud J. Ahmed J. Bachtiar der Rechtsgelehrte. 660) Mahmud J. Aabide Ibnol-Hosein J. Mohammed der Grammatiker der Dichter. 661) Mahmud J. Obeidollah J. Ahmed der Mufti. 662) Mahmud Ebi Omer der Richter, gest. 677 (1278). 663) Ibn Abdallah J Abderrahman Burhaneddin el-Meraghi, gest. 681 (1282). 664) Mahmud B. Moh. B. Ahmed der Koransleser, gest. 695 (1295). 665) Mahmud B. Tai, bekannt als El-Hafi, gest. 724 (2323). 666) Mahmud B. Suleiman Schehabeddin Abu Seir der Wohlredner, gest. 725 (1524), 12 Blätter. 667) Mahmud J. Ali B. Mahmud B. Nahil el-Iraki, gest. 733 (1332). 668) Mahmud B. Mesud B. Moßlih Ebu Sena Esch-Schirasi, gest. 710 (1310). 669) Mahmud B. Abderrahman B. Ahmed B. Moh. B. Ebibekr, gest. 749 (1348). 670) Mahmud J. Scherwin, der Emir Nedschmeddin's; 671) Mahmud J Emdsched, gest. 749 (1348). 672) Mahißa Ibn Dschisw B. Abd Nuut. 673) Mahißa B. Mesud Kaab J. Aamir B. Adi Ebu Said el-Chasredschi; 674) Macharik J. Abdallah, der Sohn des Kabus. 675) Macharik el-ghani, gest. 239 (853). 676) Nedschmeddin der Philologe. 677) Mochtar B. Abderrahman El-Kortobi el-Meliki, gest. 534 (1139). Hier folgt auf einmal ein Abschnitt mit der Ueberschrift Elkab, das ist Beynamen von: 678) Ibn Mochtar Ahmed B. Moh., gest. 689 (1290). 679) Mochtim, Beyname von Chatim, der Dichter. 680) Abu Ssafijan als Ebul-Eswed. 681) Machremet. 682) Machremet Ibnol-Kasim. 683) Machremet B. Behir. 684) Mohschi Ibn Webre. 685) Mochalled Ibn Jesid Elchosaai. 686) Mochalled Ibn Dschaafer B. Mochalled B. Sehl, gest. 369 (979). 687) Mochalled J. Malik el-Dschemel er-Rasi, gest. 250 (864). 688) Mochalled J. Jesid J. el-Mohelleb J. Ebi Ssafra. 689) Mochalled Ali Omer, beygenannt Mohellebi. 690) Mochalled Wesir von Moßul. 691) Ibn Mochalled, der Wesir Suleimans B. el-Hasan's. 692) Mochnif B. Selam el-Ghamidi. 693) Ebu Mochnif el-Ahbari. 694) Modrik B. Aamare. 695) Modrik el-Ghaffari. 696) Modrik B. Auf el-Idschli. 697) Modrik Ibnol Haris, gest. 50 (670). 698) Ebu Medin Es-ßalih El-Maghribi. 699) El-Merre, gest. 254 (868). 700) Bedreddin Laßin. 701) Ibn Moradschil Alaeddin. 702) El-moretteb Ed-dehan. 703) Morted Ibn Widaa Ebu Katile. 704) Morbed J. Tabran Esch-Scheibani. 705) Morted B. Sema Elewsaai, gest. 125 (700). 706) Morted Ibn Abdallah. 707) Ebu Morted El-Atewi der Philologe. 708) Merdschi B. el-

Hosein lebte ums Jahr 656, wo Ssafedi seine Biographie schrieb. 709) Ibnel Murdschil, gest. 566 (1164). 710) Merdschen der Eunuche, gest. 568 (1172). 711) Merhum B. Abdolasis, gest. 187 (802). 712) Merdschan der Prediger. 713) Merdas B. Melik. 714) Merdas B. Irwe. 715) Merdas B. Nehank. 716) Merdas Esch=Schafii J. Merdweih. 717) Ssamßameddelwet el=Merseban B. Fena Chosrew J. Adhaddewlet, gest. 388 (998). 718) Merseban Ibn Kalendschar J. Sultan eddewlet J. Behaeddewlet, gest. 481 (1095). 719) Mersebau Ibnen=Naaman. 720) Mersebau Ibnen=Naaman J. Amrolkais. 721) Mersebau J. Chosrew, gest. 486 (1093). 722) Mersuk. 723) Mersuki Ah. B. Moh. 724) El=Merkis; der Herr von Tyrus (der Markgraf) von Montserrat. 725) Meret Et=taib, gest. ums J. 90 (708). 726) Meret J. Abdollah B. Hilal el=Hindi. 727) Morehef J. Ssamet B Morschid B. Ali B. Mokalled B. Naßr B. Monkid der Emir, gest. 613 (1216). 728) Merwan J. Melik=seddari. 729) Merwan J. Kais Ed=dusi. 730) Merwan Ibnol=Dschodaa B. Seid B. El=Hares. 731) Merwan J. Mohammed, der Chalife aus dem Hause Ommeje. 732) Merwan, beygenannt El=Himar. 733) Merwan B. Mohammed Ebuschamkamak der Dichter, gest. ums J 180 (796). 734) Merwan el=aßghar. 735) Merwan J. Abderrahman B. Merwan, bekannt unter dem Namen El=Tailak, ein großer Dichter, gest. ums J. 400 (1009). 736) Merw. J. Abdollah J. Abdolmelik in Andalus. 737) Merwan J. Saad J. Ibad J. Halib El=Mohellebi der Grammatiker. 738) Merwan J. Ali J. Selamet B. Merwan El=Feneki, gest. 531 (1136). 739) El=Merkesch J. Noktat der Dichter, bekannt als Ibnol=Askeri. 740) El=Meseni Dschemaleddin Jusuf B. Abderrahman der Dichter. 741) Ebu Moshil el=Bedewi der Gelehrte. 742) Ibnol=Mestufi von Arbil. 743) El=Mosteaßim Abdollah J. Manßur Mesded, gest. 228 (842). 744) Mesded J. Fitn Ebul Hasan von Nischabur, gest. 300 (912). 745) Mesruk Ibnol=edschdaa. 746) Ebu Ibade et=Temimi. 747) Mesud J. Abd Saad B. Kais B. Chalid el=Anßari. 748) Mesud B Saad B. Kais B. Chalid el=Anßari. 749) Mesud B. Soweid B. Harire. 750) Ibade Ibn Ssamit Kerb. 751) Mesud Ibnol=Mesur Mesud B. Amru el=Kari. 752) Mesud B. el=Hakem B. er=Rebii B. Aamir el=anßari er=Riski. 753) Mesud J. Harsche der Dichter der Beni Temim. 754) Mesud Ibnol=Mohsin J Abdol=Wesir Ebu Dschaafer el=Bejasi der Dichter. 755) Mesud B. Ali B. Ahmed B. el=Abbas el=Bihaki, gest. 544 (1149), beygenannt Fachref=seman, der Ruhm der Zeit. 756) Mesud Ibnol=Hosein B. Ebibekr Seid En=nakkasch der Dichter, gest. ums J 626 (1228). 757) Mesud J. Ilmeddin, bekannt als Ibn Haschisch der Secretär, gest. 676 (1223). 758) Mesud J. Ibrahim B. Mesud B. Mahmud J. Sebektekin der Sultan Alaeddewlet von Ghasne, gest. 508 (1114). 759) Mesud Ibn Mewdud Ibn Atabeg Sengi J. Aksonkor der Sultan, Herr von Moßul, gest. 589 (1193). 760) Mesud J. Jusuf J. Ejub der el=Melik el=Moejed, der Sohn Ssalaheddin's, gest. 686 (1287). 761) Mesud J. Mohammed J. Said, der Imam Ebulfeth Mesudi, gest 568 (1172). 762) Mesud B. Moh. B. Salil, beygenannt Melikol=Ulema. 763) Mesud J. Moh. B. Mesud B. Tahir Kotbeddin Nischaburi, gest. 578 (1182). 764) Mesud J. Nasser J. Seid Abdallah, gest 477 (1084). 765) Mesud J. Moh. B. Musa B. Moh. el=Chuaresmi, gest. 581 (1185). 766) Musa J. Mobarek der Emir Saadeddin, gest. 602 (1205). 767) Mesud J. Moh. J. Ahmed J. Abdol=monim B. Maschadet der Exegete, gest. 576 (1180).

768) Mesud B. Moh. B. Ali der Richter, gest. 512 (1118). 769) Mesud B. Mahmud en-Naßir lidinillah, Sohn Mohammeds, des Vaters von Ghasi. 770) Mesud J. Hebetol-Aufi der Dichter, gest. 619 (1222) 771) Mesud J. el-Wahid Ibnol-Chatib der Emir zu Damask, lebte ums J. 750 (1349). 772) Seadeddin el-Haresi el-Hanbeli, gest. 711 (1311). 773) Mesud, der Herr von Jemen, gest. 198 (813). 774) Abdol-mumin B Ssalih el-Karschi. 775) Moslim B. Abdollah el-Esedi. 776) Moslim J. Akraba el-Esedi. 777) Moslim J. Omeir Es-Sakfi. 778) Moslim el-Mustafa el-Ghosaai el-Moßtalahi. 779) Moslim B. Akba, gest. 100 (718). 780) Moslim B. Ssobaih, gest. 100 (718). 781) Moslim B. Chalid Es-Sendschi, gest. 180 (796). 782) Maßaab B. Sobeir, gest. 72 (691). 783) Moslim J. Ibrahim Ebu Amru el-Esedi, der Verfasser des Ssahih, gest. 261 (874). 784) Moslim Ibnol-Welid Ebul Welid, bekannt als Dschariol-Ghawafi der Dichter, gest. 200 (800). 785) Moslim Ibnol-Chodhr Ibnol-Moslim J. Kasim el-Tenuchi der Dichter, gest. 541 (1146). 786) Moslim J. Koreisch B. Bedran, bekannt als Ibnol-Moseheb Scherefeddewlet, der arabische Emir, gest. 478 (1085). 787) Moslim J. Abderrahman el-Dschormi, der berühmte Richter, gest. 230 (844). 788) Ebu Moslim el-Chorasani. 789) Moslim J. Abdollah J. Naßir Ibnol-Chilal der Richter von Rahba. 790) Moslim J. el-Mekki J. Chalef J. Alan der Ueberlieferer. 791) Mosleme J. Mochalled J. Ssamit B. Nijar el-Anßari, starb zu Ende des Chalifates Moawije's. 792) Mosleme J. Ahmed, bekannt als El-Medschriti von Cordova, der Mathematiker. 793) Ibn Moshir der Dichter. 794) Ebu Said Ibnol-Mosejet. 795) El-Mosejet J. Ebis-Saib Ibnol-Machsum el-Karschi. 796) El-Mosejet Ibn Wasih B. Scherdschan von Telmesan, gest. 105 (723). 797) Mosejet Ibneß-Ssofi, bekannt als Reis, der Wesir von Damaskus. 798) Ibn Moscherifeddin Ebubekr el-Moschattab B. Moh. B. Esamet B. Seid der Rechtsgelehrte, gest. 573 (1177). 799) Ibnol-Meschk der Chalife. 800) Moßadik J. Scheneb Eß-Ssalahi der Grammatiker, gest. 403 (1012). 801) Moßaab J. Sabit J. Sobeir Ibnol-awwam, gest. 157 (773). 802) Moßaab J. Moh. B. Ebil-Forat, der berühmte Dichter. 803) Moßaab J. Abdallah B. Moßaab B. Sabit B. Abdallah B. Sobeir. 804) Moßaab Ibnol-Hafif der Geschichtschreiber. 805) Moßaab J. Moh. B. Mesud. 806) Nureddin J. Moßaab Ahmed B. Ibrahim. 807) Madhar B. Temim Ebu Ahmed. 808) Ibnet-Tamiri der Dichter, dessen Namen Mikdad Ibnol-Mochtar. 809) Ebu Redscha el-Werrak, d. i. der Papierhändler, gest. 129 (746). 810) Matar J. Akamis-es-Selmi. 811) Motrif J. Nehtal el-Maseni. 812) Motrif Ibnol Ola, berühmt als Ibn Schachm, gest. 160 (776). 813) Motrif B. Mosin der Richter, gest. 191 (806). 814) Ebu Moßaab el-Jesari. 815) Motrif B. Motrif Ebul-Hasan von Granada. 816) El-Mebruhi, der König Dschemaleddin Akusch Ibn Matruh. 817) Motallib J. Soheir. 818) Motallib J. Hantab Ibnol-Hares el-Karschi el-Machsumi. 819) El-Motahher B. Abdol-Wahid J. Moh. Ebul-fadhl el-Jerbuni. 820) El-Motahher B. Sedid B. Moh. B. Ali B. Ahmed, berühmt als Ibnol-Kuduri von den Tataren erschlagen 617 (1220). 821) El-Motahher J. Suleiman B. Moh. B. Sabit B. Hasan B. Hani der Rechtsgelehrte. 822) Motahher B. Ali el-Mortesa. 823) El-Motahher J. Salar B. Ebu Seid el-Chalidi der Freund Hariri's. 824) El-Motahher Ibnol-Mofadhdhal el-Tenuchi el-Maghribi der Philologe. 825) El-Motahher J. Chalef B. Abdol-Kerim Ebul-

Ghanaim von Rischabur, gest. 576 (1180). 826) Ibnol Motahher el-Hosein J. Jusuf El-Motahheri. 827) Mohßiri Ebu Selma el-Kenani. 828) El-Mosaffer B. Ahmed, der Arzt von Ißfahan, bekannt als Besedi. 829) El-Mosaffer B. Mohammed B. Ali B. Ismail B. Abdollah, der Emir Kotbeddin el-Ibadi, gest. 455 (1063). 830) El-Mosaffer B. Ahmed B. Abdol-Wahid Ebul-feth el-Holwani. 831) El-Mosaffer B. Abdolkerim B. Nedschmeddin B. Abdol-wehhab der Rechtsgelehrte. 832) El-Mosaffer Ibnet-Tarah, der Ueberlieferer von Wasith. 837) Mosaffer B. Ali Hadscheddin J. Ebil-fadhl es-Sehebi, geb. 607 (1209)., der Dichter, dritthalb Blätter. 834) Mosaffer B el-Hosein B. Ali B. Ebi Nesar El-Merdusi, gest. 532 (1137). 835) Mosaffer Ibn Ebil-Hasan B. Ismail el-Warani, gest. 620 (1224). 836) Mosaffer Ibn Saad B. Moh., bekannt als Schehabderi von Moßul. 837) Mosaffer B. Abdol-Ghaffar el-Burudscherdi, gest. 493 (1099). 838) Mosaffer B. Ali B. Hasan B. Ahmed, bekannt als Ibner-Reis erruesa, gest. 491 (1097). 839) Mosaffer B. Ali B. Moh. B. Moh. B. Dschehir der Wesir, gest. 649 (1154). 840) Mosaffer B. Omer B. Suleiman el-Amedi der Kaufmann. 841) Mosaffer Ibnol-Fadhl J. Jahja Ebu Ali von Moßul, gest. 584 (1188). 842) Mosaffer Ibnol-Mobarek B. Ahmed, bekannt als Ibn Harkher, gest. 621 (1224). 843) Mosaffer Moh. B. Moh. B. Hasan B. Moh. Ebu Manßur der Richter, gest. 675 (1276). 844) Mosaffer Ebu Schodschaa B. Hebetollah B. Elmesleme der Wesir, gest. 560 (1164). 845) Mosaffer B. Jusuf B. el-Feredsch, bekannt als Tabut el-Hanefi, gest. 574 (1139). 846) Mosaffer B. Modrik Ebu Kiamil el-Chorasani, gest. 207 (822). 847) Mosaffer B. Ali B. Naßir Kemaleddin, der berühmte Arzt, gest. 612 (1215). 848) Mosaffer B. Moh. B. Mosaffer B. Hosein el-Menbedschi der Dichter, lebte ums J. 649 (1251). 849) Mosaffer B. Abdollah B. Ali Takijeddin der Rechtsgelehrte, gest. 612 (1215). 850) Mosaffer Ibn Ebil-Chair, der gelehrte Imam von Tebris. Mosaffer der Beynamen, mehrere Bege, als: 851) Fachreddin Omer J. Schehinschah, der Herr von Irak. 852) Mosaffer Mahmud Takijeddin Ibn Manßur. 853) Mosaffer Fachreddin Mahmud B. Melekel-Manßur, alle Herren von Fars. 854) Mosaffer Schehabeddin Ghasi Ibnol-Aadil, Herr von Miafarehm. 855) Mosaffer Suleiman Schah, der Herr von Jemen. 856) Mosaffer Seifeddin der Mamluk der Moiß Ibek, der Herr von Aegypten. 857) Mosaffer Ibn Naßir Ghasi Ibn Daud. 858) Mosaffer Ibnol-Eftas, der Herr von Badajos. 859) Mosaffer B. el-Emdsched Omer B. Behrami. 860) Mosaffer Arslan, der Herr von Mardin. 861) Mosaffer Hadschi B. M. B. Kiiawin, der Herr von Aegypten. 862) Mosaffer Rokneddin Bibars der Mundschenke, der Sultan Aegyptens. 863) Motahhereddewlet el-Aktar der arabische Emir. 864) Moaf Ibn Aafar. 865) Moaf Ibnol-Ins el-Dschoheim. 666) Moaf Ibnol Hares el-Anßari. 867) Moaf J. Hischam B. Abdollah ed-Destwai von Baßra. 868) Moaf Ibn Abdallah el-Dschehini. 869) Moaf J. Moaf B. Naßr B. Hasan, gest. 195 (810). 870) Moaf B. el-Morena, gest. 288 (900). 871) Moaf B. Esed B. Ebi Schedschret der Secretär, gest. 239 (843). 872) Moaf Ibnol-Ola, der Bruder Ebi Amru Ibnol-Ola's, gest. 187 (802). 873) Moaf B. Moslim, bekannt als Ebu Ali El-Herei der Grammatiker, gest. 192 (717). 874) Moadat, die Tochter Abdallah's Ommeß-Ssahba el-Adujet, gest. 90 (708). 875) Moaf der Exegete. 876) Moafi B. Ismail B. Hasan Ibnol-Hares von Moßul, gest. 630 (1232). 877) Moafi B. Amran von Moßul der Hafis,

gest. 184 (800). 878) Moasi der Fromme. 879) Moawiet Jbn Ebi Sofran der Chalife. 880) Moaawjet B. Jesid, der zweyte Chalife dieses Namens. 881) Moawije B. el-Hakem es-Selmi der Wahrsager. 882) Moawije B. Hadidsch Es-sukum. 883) Moawijet Jbn Tora J. Jbade. 884) Moawijet B Jbade B. Okeil, bekannt als Achil, gest. ums J. 170 (786). 885) Moawije B. Kara el-Baßri, gest. 113 (731). 886) Moawije B. Hischam J. Abdol-Melik, gest. ums J. 120 (737). 887) Moawije B. Hischam Ebul-Hasan El-Esedi, gest. 205 (820). 888) Moawije B. Abdallah B. Dschaafer B. Ebi Thalib, gest. 100 (718). 889) Moawije B. Jesid B. el-Mohelleb B. Ebi Ssafra El-Esedi. 890) Moawije B. Ssalih B. Osman B. Said, der Richter in Aachlath, gest. 158 (774). 891) Moawije B. Abbas B. Hischam el-Dschodami, gest. 319 (931). 892) Moawije B. Saad aus Cordova der Dichter, gest. 324 (935). 893) Moawije B. Abdollah B. Jesar el-Eschaari, gest. 170 (786). 894) Moawije B. Ssalih el-Eschaari der Hafif, gest. 263 (876). 895) Jbn Moine Dschaafer B. Moh. B. Moobid el-Anßari. 896) Moobid B. Wehib el-Abdi. 897) Moobid J. Soheir J. Ebi Ommeise. 898) Moobid el-Chosaai. 899) Moobid B. Ssabih. 900) Moobid, der Bruder Mohammeds, der Freygelassene Jns Jbn Meliks. 901) Moobid Jbnol-Mikdad Jbnol-Eswed el-Kerdi, gest. 36 (658). 902) Moobid Jbnol Abbas B. Abdol-Motalib B. Haschim, gest. 35 (656). 903) Moobid J. Abderrahman, gest. 72 (691). 904) Moobid el-Dschehini el-Baßri. 905) Moobid B. Weheb. 906) Moobid J. Hosein B. Dschebare. 907) Moobid Gholam, gest. 57 (676). 908) Motib B. Schebr el-Anßari. 909) Motib J. Leheb B. Abdolmotallib. 910) Maabuk Jbn Menii J. Mewahib der Kanzelredner von Bagdad, gest. 606 (1209). 911) Maabuk B. Naßr B. Dschemil Ebul-Feredsch, bekannt als Jbnol-Moallim. 912) Moad Jbn Jsmail d. i. Moislidinillah, der Sultan der Fatimiten. 913) Moad J. Ali B. Manßur, d. i. Mostanßarbillah, der Sultan der Fatimiten. 914) Moad J. Ahmed J. Mochtar Jbnol-Mobschir der Dichter. 915) Moad Jbnol-Hosein B. Moad Ebu Temim J. Ebi Ali El-Musewi. 916) Moad B. Naßrollah B. Nedscheb der Philologe, bekannt als Jbneß-ßakil, schrieb i. J. 677 (1278). 917) Moad J. Ebi Talha el-jaameri, gest. 780 (1378). 918) Moadani, der Secretär Mohammed B. Ghalib el-Moodil Eßßofari. 919) Maarur J. Soweid Ebu Ommeije El-Esedi, gest. ums J. 90 (708). 920) Moarif J. Harbud von Mekka, gest. 160 (776). 921) Maarif Jbn Meschkar der Koransleser, gest. 165 (781). 922) Maaruf J. Firus el-Firesan el-Karchi der große Scheich, gest. 200 (815). 923) Moarif B. Ali B. Moslim B. Berka der Koransleser von Bagdad, gest. 614 (1217). 924) Jbn Maaruf, der Richter Mohammed B. Abdollah J. Maaruf Abdallah, lebte i. J. 407 (1016). 925) Jbnol-Moodil der Dichter, sonst Abdeß-ßamed Jbnol-moodil. 926) Ebu Maascher der berühmte Astronom, dessen Name Dschaafer B. Mohammed. 927) Ebu Maascher der Ueberlieferer. 928) Maaßum B. Ahmed der Dichter. 929) Jbn Modhad der Scheich Burhaneddin Jbn Moodhad. 930) Moasam Mohammed B. Sindschar Schah. 931) Moasam, der Herr von Jemen. 932) Moasam J. Ssalih Turan Schah. 933) Moasam Turan Schah. 934) Moasam, der Sohn des Jmam Naßir Ali B. Ahmed. 935) Moakil Jbnol-Monder B. Serh B. Channas el-Anßari. 936) Moakal B. Sinan. 937) Moakil Jbn Mokrin el-Meseni. 938) Moakil B. Jasar B. Abdollah 939) Moakil B. Kai er-Rebahi. 940) Moakil von Himß der Grammatiker. 941) Jbnol Moallim der

Dichter. 942) Ibnol Moallim el-Maghribi. 943) Ibnol Moallim el-Ghabid. 944) Ibnol Moallim der Dichter. 945) Ibnol Moallim Dürüst. 946) Ibnol Moallim Abdollah B. Moh. 947) Maatuk B. Naßr Ibnol Moallim. 948) El-Moalli Ibn Abdol-asis B. Abder-resak, ums J. 516 (1122). 949) Moalli B. Manßur Ebu Jaali er-Rasi. 950) Moalli J. Esed el-Adschemi. 951) Moalli B. Haidere der Emir. 952) Ibnol-Mimar Ghasi J. Aiar Moammer B. Hares el-Hatib el-Dschemahi, gest. 481 (1027). 953) Moaammer Ibn Ebi Schah J. Rebiaa, gest. 30 (650). 954) Moaammer Ibnol-Hares B. Kair B. Ada el-Karschi. 955) Moabbed B. el-Hares Moaammer. 956) Moaammer B. Harem B. Seid, gest. 153 (770). 957) Moaammer B. Amru B. Ibad, gest. ums J. 230 (844). 958) Moaammer B. Ahmed Eß-ßofi El-Ißfahani, gest. 418 (1027). 959) Moaammer Ahmed B. Moh. el-Abdi eß-ßofi, gest. 934 (1576). 960) Moaammer B. el-Mosenna Ebu Obeide, Verfasser einer Centurie philologischer Werke, deren Titel hier angegeben werden. 961) Moaammer J. Ibad Es-selmi, einer der größten Kadrije (Lehrer der Freyheit des Willens). 962) Moaammer B. Moh. B. Moaammer Ebu Schehab el-Balchi, gest. 296 (908). 963) Moaammer B. Ali B. Moaammer B. Ebi Imamet Ebu Said el-Hanbeli. 964) Moaammer B. Suleiman Ebu Abdollah er-Raki en-Nachii, gest. 191 (808). 965) Ibn Madsch Moaammem. 966) Moaammem, der Leser des Korans. 967) Moin J. Hadschis. 968) Moin B. Aus el-Meseni der Dichter. 969) Moin B. Saide B. Abdollah B. Saidet B. Mater B. Scherik Esch-Scheilan. 970) Maaud B. Afra. 971) Maaud J. Amru Ibnol-Dschumuu es-Selemi. 972) Ibn Maischet der Metaphysiker. 973) J. Mogrith Moh B. Omer B. Jusuf. 974) El-Moghasi Omer B. Safer. 975) Moghasi Isa B. Ebi Moh. 976) Maghfil B. Ali B. el-Hasan Ebul-jaksan, berühmt als Ibnesch-schumul. gest. 587 (1123). 977) Ibn Maanes el-Maghribi. 978) Maghlatai. 979) Maghlatai der Emir Alaeddin. 980) Moghari J. Obeid B. Ajas el-Belewi. 981) Moghais el-Eslemie. 982) Moghais B. Berekiat Abdolbasi. 983) Moghais, der Gemahl der Berber. 984) Moghairet B. el-Hares Ibn Abdol-Motallib el-Haschimi, der Neffe Mohammeds. 985) Moghairet Ibn Naufil B. el-Hares B. Abdol-Motallib. 986) Moghairet J. Schaabet B. Ebi Aamir. 987) Moghairet B. Schaabet, gest. ums J. 100 (718). 988) Moghairet B. Abderrahman B. Chalid. gest. 1080 (1669). 989) Moghairet B. Saad von Moßul, gest. 160 (776). 990) Moghairet B. Abderrahman el-Machsumi der Imam. gest. 185 (801). 991) Ibn Medschd el-Moghairet Ibnol-Mohelleb B. Ebi Ssafra el-Esedi. 992) Moghairet B. Saad el-Bedscheli, der Imam von Cufa 993) Ben Moghaisel Nedschmeddin Abdol-ghaffar. 994) J. Moghaisel Tadscheddin Ahmed B. Moh. 995) Moghaisel Seineddin Ahmed B Moh. 996) Moghaisel Ssalaheddin Jusuf der Kanzelredner. 997) J. Moghaisel Nureddin Ali B. Abderrahman der Gerechte. 998) El-Mofrik B. el-Hasan B. el-Hosein Ebu Dewa. 999) Melik der Gesandte Ebul el-Baghal (der Maulesel). 1000) Madsche Mofadhdhal B. Moh. B. Mosir et-Tenuchi, gest. 557 (1161). 1001) Mofadhdhal J. Fadhale B. Obeid der Richter, gest. 180 (796). 1002) Mofadhdhal Ibnol-Mohelleb J. Ebi Ssafra el-Esedi. 1003) Rasieddin Mofadhdhal J. Ibrahim der Arzt. 1004) Mofadhdhal B. Hasan B. Chisr Ebul-Jetjan el-Askelani. 1005) Mofadhdhal B. Sablt Ebul-Chattab eß-ßabi der Philologe. 1006) Mofadhdhal B. Selma B. Aaßim der Geometer, der Lexicographe, Ver-

fasser vieler Werke. 1007) Mofadhdhal B. Mohammed edh-Dhabi Ebul-Abbas, gest. 208 (823). 1008) Mofadhdhal J. Omer B. el-Mofadhdhal esch-Scheich Esereddin el-Ebheri. 1009) Mofadhdhal B. Hebetollah B. Ali Seineddin el-Homeiri, bekannt als Ibneß-ßaniaat, lebte ums J. 398 (1007). 1010) Moflih B. Ali B. Jahja B. Ibad, gest. 561 (1165). 1011) Mesur Jusuf B. Ebil-Hasan der Schiite, berühmt als Scheichol-Moid. 1012) Mokatil B. Hajan en-Nabati. 1013) Mokatil B. Moh. Ebu Naßr esch-Scheibani zur Zeit Toghrulbegs. 1014) Mokatil B. Atije B. Mokatil Ebul-heidscha Schobleddewlet der arabische Emir, Schwager Nisamol-mülks. 1015) Mokbil J. Ahmed B. Berke B. Abdes-Selam, bekannt als Ibnol-ebjadh, gest. 556 (1160). 1016) Mokbil el-Eswed der Eremite. 1017) Mokbil el-Himßi der Dichter, sonst Moh. Ibn Mobarek J. Mokbil. 1018) Mikdad Ibn Ebil-Kasem Hebetollah B. Ali Nedschibeddin. 1019) Mikdad Ibnol-Mochtar Ebul-Dschewair Ibnol-Matamiri der Dichter. 1020) Mikdad Ibnol-Hasan el-Emir Ebul-Hasan el-Kelbi, gest. 89 (707). 1021) Mikdam B. Daud B. Isa B. Telid Ebu Emru er-Raimi, gest. 283 (896). 1022) Ibnol Mokadder der Grammatiker. 1023) Ibnol-Mokaddesijet el-Maliki 1024) Ibnol-Mokaddem Ibrahim B. Moh. el-Aischuni en-Nesadsch. 1025) Makrisi, bekannt als Ebul Hemail von Tekrit. 1026) Mokalid B. Ali Mosejeb B. Rasii Ibnol-Mokallid. 1027) Mokallid B. Naßr B. Monked. 1028) Ibnol-Mokld Ali B. el-Hosein der Wesir. 1029) El-Mekarithi el-Achbari Obeidollah der Grammatiker. 1030) Ibnol-Mektum, gest. 589 (1195). 1031) Mekhul Ibn Ebi Moslim ed-Dimischki. 1032) Mekhul B. el-Mofadhdhal Ebu Motii en-Nesefi, gest. 318 (930). 1033) Mokerrem B. Ahmed B. Moh. der Richter von Bera. 1034) Kerbel el-Askalani der Dichter, Verfasser von achtzig Werken, gest. 437 (1045). 1035) Meki Ibn Dschabad Ebubekr ed-Dinweri der Hafis. 1036) Meliha Mohabeddin Ibnol-bahir. 1037) Mekri B. Abdollah B. El-Ferad. 1038) Mekki B. Ibrahim B. Berkir. 1039) Mekki B. Abded-demi B. Abdol-baki. 1040) Mekki Ibn Abdes-Salam B. el-Hosein. 1041) Mekki B. Abdol-mokrim. 1042) Mekki B. Moh. B. Abdolmelik B. Mekki. 1043) Mekki B. Moh. B. Hebiret. 1044) Mekki J. Ebi Moh. J. Ebihi ed-Dimischki, bekannt als Ibnes-sudschadschije, gest. 614 (1217). 1045) Mekki B. Rejan B. Schebih el-Mekenesi. 1046) B. Mekki J. Mekki der Emir. 1047) Melahi der Hafis. 1048) Malati der Grammatiker. 1049) Melik Timur. 1050) Melekschah Ibn Ali Arslan der Seldschuke. 1051) Meliket, die Tochter von Charidschet B. Seid. 1052) Meliket, die Großmutter Ishak B. Abdallahs. 1053) Meliket die Hudeilitin. 1054) Meliket, die Tochter Amru's des Söiditen. 1055) Ibn Ebi Melik der Prediger. 1056) Melek el-Maut der Hanbelite. 1057) Memusch B. el-Hasan B. Jusuf el-Kobra ed-Derendi. 1058) Memlulet Ebu Rebiaa der Grammatiker von Ißfahan. 1059) Mumasik Ibn Mamluk der Dichter. 1060) Menawi der Dichter. 1061) Mochlißi der Rechtsgelehrte. 1062) El-Bedr el-Menbedschi. 1063) Montechabeddin von Jemen. 1064) Montechab der Secretär. 1065) Ibnol Mondschia der Scheich Isseddin der Mohterib. 1066) Mobhodsch der Eremit. 1067) Mendschek der Emir. 1068) Ibnol-Mornedschim; diesen Beynamen führen: 1069) Ahmed J. Ali. 1070) Ahmed B. Jahja. 1071) Hasan B. Ahmed. 1072) Hasan B. Jahja. 1073) Abdallah B. Ali. 1074) Ali B. Harun. 1075) Ali B. Jahja. 1076) Abderrahman B. Merwan. 1077) Hasan B. Ali. 1078) El-Fadhl B. Sabit. 1079) Ali B. Harun B. Ali. 1080) Ebu Abdollah B. Moh.

1081) Jahja Bali. 1082) Jahja B. Ebi Mansur. 1083) Moh. B. Jahja. 1084) Moh. B. Mekki el=Maghribi. 1085) J Mssk, diese Namen stehen der Hafif B. Jahja. 1086) Der Hafif Abderrahman B. Moh. B. Jshak. 1087) Amadeddin Mahmud. 1088) Moh. B. Jshak. 1089) Mohammed B. Abdolwehhab. 1090) Mandil el=Aghmisch. 1091) Monder Jbn Amru el=Chajredschi es=Saadi. 1092) Monder J. Moh. B. Akba. 1093) Monder B. Aabad B. Monder B. Naaman. 1094) Monder ed=Darmi.

Aus dieser Liste erhellt, daß diese zwey Bände in der alphabetischen Folge der Beynamen nur die nach dem Buchstaben M geordneten Biographien enthalten, und es scheint, daß Ssafedi nur diese geschrieben; wahrscheinlicher aber ist es, daß diese beyden Quartbände nur den Buchstaben M seines in der alphabetischen Folge der Beynamen geordneten biographischen Bandes enthalten, dessen ganzer Umfang, nach diesem Verzeichniß zu rechnen, wenigstens 24 Quartbände betragen müßte. Zu Ende der in Haleb angegebenen neuen Verfasser steht bloß Ende des dritten Theils der Biographien Ssafedi's, also drey Theile, so in zwey Quartbänden gebunden, deren Inhalt der oben angegebene.

(Die Fortsetzung folgt.)

Register

des

nenn und sechzigsten bis zwey uud siebzigsten Bandes.

A.

E.

F.

H.

J.

T.

U.

V.

W.

X.

Y.

Z.

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

